This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

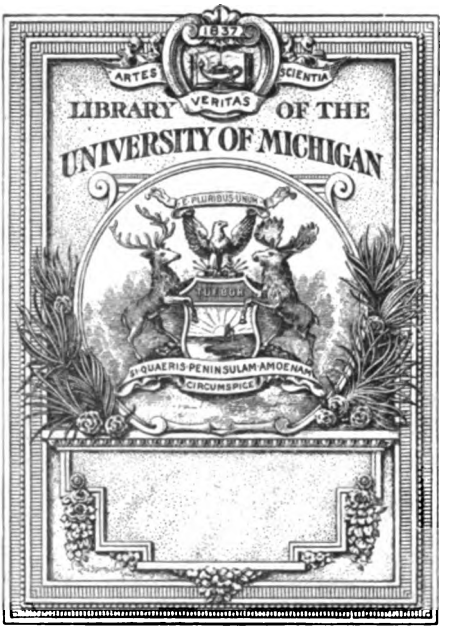
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

B 1,037,191

Digitized by Google




Digitized by Google

830.6
P

Digitized by Google

Digitized by Google

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitschke und H. Delbrück.

Vierundfunfzigster Band.

Berlin, 1884.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalt.

## Erstes Heft.


Ueber die literarischen Bewegungen im Panslavismus. (von Stein-Nordheim.) Seite 1
Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. (Dr. Leopold Reinhardt.) . . . . . — 20
Einige Worte zur Kolonisation. (Baron von der Brüggen.) . . . . . — 34
Die Praxis des „Rechts auf Arbeit". (Landrath Wessel.) . . . . . — 44
Etwas über Pascal's Pensées. (Dr. P. Natorp.) . . . . . — 56
Berichtigung. (G. Beseler.) . . . . . — 80
Politische Correspondenz: Die Parteien in Württemberg. (h.) — Reichstag. — Aufschwung der nationalliberalen Partei. — Unfallversicherung. — Kirchenpolitik. — Dampferliniensubvention. (ω.) . . . . . — 85
Notizen: Bronsart von Schellendorff, Der Dienst des Generalstabes. — Laszwitz, Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit. — 99


## Zweites Heft.


Erich Schmidt's „Lessing". (Julian Schmidt.) . . . . . — 101
Das Königreich Serbien nach seinen wirthschaftlichen und Productionsverhältnissen. . . . . — 116
Johann Gustav Droysen. (Max Duncker.) . . . . . — 134
Ein Gesammtkatalog der deutschen Bibliotheken. (Karl Kochendörffer.) . . — 168
Politische Correspondenz: Die Stuttgarter Stichwahl. (h.) — Berlin. (D.) — 175
Notizen: Dr. v. d. Osten, Die Arbeiterversicherung in Frankreich. — Dr. Wilhelm Hasbach, Das englische Arbeiterversicherungswesen. (D.) — Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart. (D.) — Italiens Wehrkraft. (D.) — C. von Noorden, Historische Vorträge. (D.) — Dr. A. Sartorius Freih. v. Waltershausen, Das deutsche Einfuhrverbot amerikanischen Schweinefleisches. (D.) — Prof. Dr. Dietrich Schäfer, Deutsches Nationalbewußtsein im Lichte der Geschichte. (D.) . — 184


## Drittes Heft.


Die methodische Kriegführung Friedrichs des Großen. (Hans Delbrück.) . . — 195
Studien über die Schwankungen des Volkswohlstandes im Deutschen Reiche. (Dr. E. Philippi.) . . . . . — 213
Heinrich Laube. (Julian Schmidt.) . . . . . — 228
Shakespeare's Selbstbekenntnisse. (Hermann Isaac.) . . . . . — 237
Das Königreich Serbien nach seinen Industrie- und Verkehrsverhältnissen. . . — 270


Digitized by Google

Politische Correspondenz: Die englische Wahlreform. (D.) . . . . . Seite 283
Notizen: Dr. Ludwig Jolly, die französische Volksschule unter der dritten Republik . . . . . — 288

## Viertes Heft.

Cavour und der Friede von Villafranca. (Wilhelm Lang.) . . . . . — 291
Shakespeare's Selbstbekenntnisse. (Hermann Isaac.) . . . . . — 313
Die Errichtung direkter Postdampfschiffsverbindungen zwischen Deutschland und Ostasien sowie Australien. (P. Chr. Hansen.) . . . . . — 330
Der Chor in der Tragödie. (Ludwig Rieß.) . . . . . — 339
Politische Correspondenz: Die Attraktion fremder Welttheile wiederum Faktor der europäischen Politik. — Die Dreikaiserzusammenkunft. — Innere Politik: die Wahlen. (ω.) . . . . . — 361
Notizen: F. Geigel, Das Kirchenrecht in Elsaß-Lothringen. — Prof. Peter Resch, Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart. — Dr. Adolf Arndt, Das Verordnungsrecht des Deutschen Reichs. — Raoul Frary, Handbuch des Demagogen. — F. Frhr. v. Reitzenstein und Erwin Nasse, Agrarische Zustände in Frankreich und England . . . . . — 379

## Fünftes Heft.

Die Bekämpfung der Socialdemokratie. (E. Peterson.) . . . . . — 395
Studien über die Schwankungen des Volkswohlstandes im Deutschen Reiche. II. (Dr. E. Philippi.) . . . . . — 418
Das politische Parteiwesen in den skandinavischen Ländern . . . . . — 445
Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse. (Eduard Schwan.) . . . — 457
Politische Correspondenz: Aus einem Wiener Brief. — Aegypten. — Kongokonferenz. — Die braunschweigische Thronerledigung. — Die Wahlbewegung und ihr Ergebniß. (ω.) — Die Reichstagswahlen in Württemberg. (h.) — 468
Notizen. Dr. Edgar Bauer, Das Kapital und die Kapitalmacht. — L. v. Stein, Die Landwirthschaft in der Verwaltung und das Princip der Rechtsbildung des Grundbesitzes. — Johannes Overbeck, Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. . . . . — 492

## Sechstes Heft.

Corneille. (Julian Schmidt.) . . . . . — 497
Gewerbliche Zustände in Preußen zur Zeit des großen Kurfürsten. (Wilhelm Stieda.) . . . . . — 506
Landrath und „Regierung" in Preußen. (Hans Delbrück.) . . . . . — 518
Rudolph von Iherings Theorie des gesellschaftlichen Utilitarismus. (I.) (Hugo Sommer.) . . . . . — 533
Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik. (Heinrich von Treitschke.) . . — 555
Politische Correspondenz: Auswärtige Politik. — Braunschweigische Frage. — Endurtheil über die Wahlen. (ω.) — Der Reichs-Etat. (D.) . . . . — 567
Notizen: Martin Philippson, Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friederichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. — Antike Terrakotten. — Dr. H. v. Holst, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. — Georg Hoyns, Geschichte des Deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst. — Oskar Schwebel, Die Herren und Grafen von Schwerin. . . . . 578

Digitized by Google

# Ueber die literarischen Bewegungen im Panslavismus.

Von

**von Stein-Nordheim.**

---

Unter den wichtigen Fragen, welche unser Jahrhundert beschäftigen nimmt die Slavische Frage in politischer wie culturhistorischer Beziehung, besonders für unser deutsches Vaterland eine hervorragende Stellung ein. Wenn wir auch Anfangs dem heftig bewegten Pulsschlag in der slavischen Welt nur geringe Bedeutung und nur locales Interesse zuschrieben, so können wir uns jetzt nicht mehr über die Wichtigkeit der Frage und ihre Tragweite für die kommenden Generationen täuschen.

Die Gefahr der Slavischen Frage für Deutschland besteht weder in dem Rassengrößenwahn noch in der phantastischen Zukunftsvölkermission, sondern, in dem furchtbaren Rassenhaß, der in den einzelnen Slavenstämmen gegen die germanische Rasse entzündet und geschürt wird, bis er zu hellen Flammen ausbrechen muß.

Wir müssen, um die wahre Natur dieser Erscheinung zu erkennen, vor Allem zwei Punkte ins Auge fassen. Erstens, daß es einen zweifachen Panslavismus, nämlich einen politischen und einen literarischen gibt. Und zweitens, daß auch der Panslavismus dem Particularismus huldigt und wir darum unterscheiden müssen zwischen dem russischen Panslavismus mit dem Mittelpunkt Moskau und dem cechischen Panslavismus mit dem Mittelpunkt Prag.

Der politische Panslavismus spricht so lebhaft durch seine Thaten zu uns, daß wenige Hinweise genügen, um uns ein Bild von seinen Erfolgen und Fortschritten zu schaffen. Er bildet den materiellen Körper indeß der literarische Panslavismus der Geist ist, welcher diesen Körper regiert. Diesen Geist nun wollen wir in seiner Werkstatt aufsuchen, in seinen Tiefen kennen lernen, und durch seine Werke beurtheilen.



Digitized by Google

Betrachten wir zuerst den politischen Panslavismus.

Was ist sein Zweck?

Das Heil und die Größe der slavischen Rasse?

Ja — aber nur in zweiter Linie. In erster Linie steht: „die Vernichtung der deutschen Nation" — der Haß gegen die germanische Rasse.

Es heißt, daß wenn der Türkei Krieg führt und der Muth und der kriegerische Sinn ihres Volkes erschlaffe, sie die heiligste Relique des Mahomedaners, den grünen Mantel des Propheten entrolle. Unter dieser Fahne erlodere alsbald ein nicht zu bewältigender Fanatismus. Einmüthig erhebe sich dann das Volk und folge mit Todesverachtung der heiligen Fahne, dem Wahrzeichen seines Glaubens nach Die Panslaviſten besitzen ebenfalls ein solches Wahrzeichen, welches stets unfehlbar die erschlaffenden Slaven neu electrisirt — dieses Wahrzeichen ist nicht etwa die Aussicht auf eine zukünftige Stammesgröße — sondern der Hinblick auf die Vernichtung des deutschen Nachbarstammes.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird sich bei Betrachtung der einzelnen literarischen Werke ergeben. Ist ja doch die Literatur Trägerin der Gesinnungen und Grundsätze eines Volkes. Sie ist das Medium durch welches die geistige Gemeinschaft der einzelnen Glieder eines selben Stammes ermöglicht wird. Sie ist das geistige Band durch welches die Zusammengehörigkeit der einzelnen Abzweigungen eines Volksstammes erhalten und besiegelt wird.

Der politische Panslavismus strebt eine politische Vereinigung sämmtlicher Slavenstämme an. Die russischen Anhänger der Slavischen Frage predigen Aufgeben des Particularismus der einzelnen Slavenstämme und Aufgehen derselben in dem russischen Reich, unter dem Scepter des Absolutismus.

Die anderen Slaven gruppiren sich um die Cechen und predigen: „Strenge Aufrechterhaltung des Einzelstaates mit loser Vereinigung zu einem slavischen Föderativstaat".

Die Stärke und Bedeutung eines solchen Gegensatzes innerhalb der slavischen Bewegung sich zu vergegenwärtigen bedarf es nur eines Rückblicks auf unsere eigene Geschichte in diesem Jahrhundert. Nur durch die Gewalt der Waffen hat die Idee der politischen Einheit wenigstens einigermaßen die Oberherrschaft über die Idee der Föderation erlangt.

In den vorbereitenden Stadien aber können die beiden Richtungen lange verbündet nebeneinander hingehen. Ihr Bündniß manifestirt sich heute in erster Linie in dem gemeinschaftlichen Haß gegen das Deutschthum. Die traurigen Vorgänge in Prag, die Angriffe auf die deutschen Studenten, die Insulte gegen deutsche Damen sind bekannt genug.

Digitized by Google

In Rußland sehen wir, wenn wir einen flüchtigen Blick auf die panslavistischen Organe werfen, daß deren Hauptleistungen in Schmähungen auf die Deutschen bestehen. Je patriotischer gesinnt, desto mehr schimpfen sie gegen den westlichen Nachbarn, oder gegen den frechen Ostseeprovinzler, der es gewagt seinen Stammeseigenthümlichkeiten treu zu bleiben. Alles was schlecht, dumm, verächtlich ist, erscheint jenen Phrasenhelden identisch mit niemez — das ist „deutsch". Ja, will solch ein Patriot seiner Verachtung einem anderen gegenüber Ausdruck verleihen, so findet er in seinem überreichen Schatz von Schimpfwörtern kaum eines, welches ihm an Schärfe und Gewicht, der Versicherung „Du bist ein niemez" gleich kommt. Sich anstemmen gegen deutschen Einfluß; unrichtige Ansichten verbreiten über Deutschland, seine Bewohner und seine Politik, und Verfolgen des einzelnen Deutschen durch Wort und That, dieses sind ungefähr die momentanen Kundgebungen der panslavistischen Parteigänger russischer und cechischer Farbe.

Wir wenden uns nun der Basis des Panslavismus, seiner Literatur zu. Allein durch das Betrachten der einzelnen bedeutenden Vertreter dieser Literatur ist es möglich ein Bild über diese nationale Bewegung zu gewinnen. Denn hier in der panslavistischen Literatur vereinigen sich zwei Strömungen, durch welche das vage Streben, Gestaltung ja ich möchte sagen einen festen Körper annimmt.

Diese beiden Strömungen sind: Das Anstreben einer Vereinigung sämmtlicher nationaler Interessen und das Anstreben einer gemeinsamen Literatursprache.

In diesem Letzten finden wir den Hauptschwerpunkt der panslavistischen Literatur. Mit Recht erkennen die panslavistischen Schriftsteller in einer gemeinsamen Literatursprache das einzige Mittel, durch welches jemals für die ganze slavische Welt, auf dem Gebiet der nationalen Idee eine Einigung zu erringen wäre. So lange der gegenseitige geistige Verkehr der verwandten Stämme nur an der Hand des Dolmetschers stattfinden kann, so lange wird und kann das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit höchstens ein instinctmäßiges sein. Und so lange nur einzelne hervorragende Glieder, welche sich durch specielles Studium die verschiedenen Idiome angeeignet haben, allein im Stande sind, an den theuersten nationalen Interessen unmittelbar Antheil zu nehmen, so lange wird auch der particularistische Ehrgeiz gepaart mit historischer Erinnerung dem großen Slavenziel entgegenarbeiten.

Die Vertreter der panslavistischen Literatur erkennen sich eine Mission zu, die sie dazu beruft im Interesse ihrer Partei zu wirken, indem sie durch Schriften den Boden bereiten auf dem das politische Gebäude ihrer



Digitized by Google

Träume aufgerichtet werden soll. Ihre Mission ist es die verschiedenen Slavenvölker einander zu nähern und eine geistige Wechselwirkung hervorzubringen. Wir sehen nun wie derartige Bestrebungen bei den verschiedenen Slaven als Russen, Bulgaren, Cechen zur selben Zeit, und zwar zuerst im 18. Jahrhundert auftreten.

In Rußland war es der Südslave Jurij Krischanitsch, der dem Zaren Alexis Michailowitsch seine Gedanken über Slavenzukunft und Größe vorlegte. Er wurde abgewiesen. Seine patriotische Begeisterung zündete nicht, ja wurde nicht einmal beachtet.

Mitte des 18. Jahrhunderts sehen wir den Klostergeistlichen Paissy durch historische Werke es versuchen, die Bulgaren aus ihrem Winterschlaf zu erwecken und sie aufzustacheln im Andenken an vergangene Macht und Größe von Neuem danach zu streben.

Am günstigsten für die slavische Frage wirkten derartige Versuche bei den Cechen. Wir finden solche ebenfalls im 18. Jahrhundert unter Joseph II. Der Trieb nach selbständiger nationaler Literatur tritt bei ihnen grell hervor. Die Cechen begnügen sich nicht mit Versuchen, die immer wieder in den Sand verlaufen, sondern sie schaffen wirklich etwas. Die erste Frucht ihrer Arbeit war das bedeutende encyclopädische Werk „Das wissenschaftliche Wörterbuch". Durch diese wissenschaftliche Errungenschaft förderten sie die cechische Literatur um ein Beträchtliches.

Mit Anfang des 19. Jahrhunderts nahm die Slavenbewegung einen größeren Umfang an. Durch einzelne Schriftsteller, die sich zu Parteiführern aufwarfen, bekamen die immerhin vagen Ideen eine etwas festere Gestaltung. Hauptschauplatz der slavischen Thätigkeit wurde die österreichische Monarchie. Ja diese politische Gährung nahm solche Dimensionen an, daß die Slaven 1848 einen Slavencongreß zu Prag veranstalteten, auf welchem ein Programm über ihre Ziele aufgestellt werden sollte. Von allen Seiten strömten die Slaven herbei. Die slavischen Agitatoren begrüßten mit Jubel die Gelegenheit des persönlichen Gedankenaustausches. Am 2. Juni 1848 wurde der Congreß eröffnet. Präsident wurde Palatschky, Präsidenten der einzelnen Abtheilungen Schafarik, Liebelt, Stamatowitsch. Sie stellten ein Programm auf, welches dem Kaiser überreicht werden sollte. Hauptpunkte darin waren: „ein Schutz- und Trutzbündniß aller österreichischen und außerösterreichischen Slaven". „Gleichberechtigung sämmtlicher Nationalitäten im Kaiserstaat." „Selbständigkeit Oesterreichs in Bezug auf Deutschland."

Alle Beschlüsse behandelten das Verhältniß der Slaven zur österreichischen Monarchie. Ehe jedoch dieselben dem Kaiser unterbreitet, und

Digitized by Google

weitere Beschlüsse gefaßt werden konnten, brach ein Aufstand aus. Fürst Windischgrätz eilte mit Truppen herbei, beschoß Prag und sprengte den Slavencongreß auseinander. Die ganze Versammlung hatte den Slaven keinerlei Nutzen gebracht, sondern nur die ohnehin schon mißtrauischen Regierungen, allen ferneren slavischen Umtrieben gegenüber zu Argwohn veranlaßt.

Noch zu erwähnen ist, daß die Slaven um sich in Prag allgemein zu verständigen, von ihren verschiedenen Idiomen absehen und zur deutschen Sprache ihre Zuflucht nehmen mußten.

Wenden wir uns nun wieder der Literatur zu und zwar zuerst den cechischen Schriftstellern und den sich diesen anschließenden slovakischen und slovenischen Vertretern.

Einer der eifrigsten patriotischen Gelehrten war Joseph Jungmann. Jungmann verband mit glühender Vaterlandsliebe höchste Uneigennützigkeit und Aufopferung. Er war gründlicher Kenner der alten wie neuen Literatur und suchte durch treffliche Uebersetzungen bedeutender ausländischer Schriftsteller für die Fortbildung seiner Cechen zu wirken. Am wichtigsten für seine vaterländische Literatur ist das deutschböhmische Wörterbuch, durch welches Jungmann der jetzigen böhmischen Sprache feste Gestaltung gab und dadurch Begründer der böhmischen Literatur wurde. Er nahm lange Jahre einflußreiche Stellen an verschiedenen Gymnasien ein und unter seinem Einfluß erwuchsen eifrige Patrioten. Ihm verdankt eine ganze Generation das Bewußtsein neu erwachten nationalen Pflichtgefühls. In der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Miltons „Verlorenem Paradies" legt er seine Ansichten über die Nothwendigkeit einer gemeinsamen slavischen Literatursprache nieder. Von dieser Zeit an wurde dieser Gedanke eines der Themata, welches immer wieder von den panslavistischen Schriftstellern ergriffen und beleuchtet wird. Kurz vor seinem Tod erschien eine Denkschrift in welcher er seine Ansichten über den Nutzen einer gemeinsamen Literatursprache motivirt. Entnehmen wir dieser Schrift einige Worte und lassen wir den edlen Patrioten selbst reden: Er schreibt.

„Unsere älteren Nachbarn, die Deutschen, könnten uns bei den wichtigsten Nationalinteressen, als Kunst und Wissenschaft zum Beispiel dienen. Beide Nationen haben viel Aehnlichkeit mit einander. Der nordwestliche Theil der Deutschen unterscheidet sich vom südwestlichen Theil ebenso sehr wie der nordöstliche Theil der Slaven von dem westlichen Theil. Aber worin liegt der Unterschied? Obgleich sich das deutsche Volk im gewöhnlichen Leben seines Dialektes bedient, so herrscht doch in allen deutschen Ländern das Obersächsische als Schrift und Literatursprache. Der Deutsche

Digitized by Google

sagt ganz richtig „Wenn ich auch sächsisch schreibe, so schreibe ich darum doch deutsch und rede zu Hause wie ich will und kann". Anders der Slave. Der Pole z. B. sagt „Wenn ich russisch schreibe, so bin ich kein Pole mehr". Und dieses ist der Grund, daß keiner von seiner Ansicht abweicht. Die Religionsverschiedenheit verhindert bei den Deutschen keineswegs literarische wie sprachliche Einheit. Bei den Slaven dagegen bildet die Religionsverschiedenheit eine unüberwindliche Schranke zwischen den Brüdern. Dazu bedienen sich die Slaven zweierlei Schriftzeichen der griechischen (cyrillischen) und der lateinischen. Durch ihre verschiedenen Orthographien, als die russische, serbische, polnische, cechische gehen sie noch weiter auseinander und entfremden sich mehr und mehr. Das Erwachen der Zusammengehörigkeit der slavischen Literatur der neuen Zeit ist nur eine schwache Nachahmung der deutschen Einheit. Wie viel besser würde es sein sich nach dem Beispiel der Deutschen nur eines Dialektes als Literatursprache zu bedienen. Er könnte sich dann immerhin durch die anderen Mundarten veredeln und bereichern. Ich habe diesen Gedanken und Wunsch schon in meinem Vorwort zum „Verlorenen Paradies" ausgesprochen, welche Worte mir durch die Anstiftung eines rachsüchtigen Feindes, eine dreijährige polizeiliche Untersuchungshaft, aus der ich jedoch gerechtfertigt, und mit dem Zeugniß eines nach den Gesetzen untadelhaften Lebenswandels hervorging, eintrugen."

Weiter schreibt Jungmann in derselben Denkschrift.

„Das Gespenst des Panslavismus vor dem sich unsere Feinde fürchten oder zu fürchten vorgeben, ist nichts als eine Erfindung des Egoismus und des Neides und zwar eines thörichten, blinden Neides; welcher entzückt von seinem Pangermanismus, uns nichts Aehnliches gönnt. Ich bin ein aufrichtiger Ceche und liebe meine Nation, bin aber bereit die cechische Sprache einer altslavischen Literatursprache zum Opfer zu bringen, wissend, daß welchen Slavendialekt wir auch gebrauchen, wir darum immer Slaven bleiben. Könnten sich doch die einflußreichen Männer für diesen Gedanken erwärmen und uns das geben zu dem wir schon durch die Natur berufen sind."

Aehnlicher Ansicht ist Schafarik. Er vertrat dieselben Principien wie Jungmann und verwendete gleich diesem seine ganze Kraft auf patriotische Geschichte und Sprachstudien. Zahlreiche Produkte seiner literarischen Thätigkeit, sowie das Gewicht, welches von Seiten der Regierung auf seine diesbezüglichen Ansichten und Untersuchungen gelegt wurde, zeugen für den gewaltigen Ernst, welcher ihn beherrschte. In seinem berühmten Werk „Die Geschichte der slavischen Literatursprache und ihrer verschiedenen Dialekte", behandelt er ebenfalls die Frage einer literarischen Einheit.

Digitized by Google

Mit gleicher Schärfe erkennt er die Nothwendigkeit einer literarischen Einigung als wie die Schwierigkeiten, die sich derselben entgegenstellen. Für ihn knüpfen sich an die Erfüllung dieses seines heißen Wunsches, zugleich glänzende Hoffnungen für eine bedeutende historische Zukunft des Slavenstamms. Er war Idealist, vergaß aber darüber nicht die Wirklichkeit. Er erkannte wohl, daß sich der Erreichung dieses wichtigen Zieles, in der Verschiedenheit der Confession der einzelnen Slavenstämme ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegenstelle. Er verleiht dieser schmerzlichen Ueberzeugung Ausdruck, mit den Worten. „Nach menschlicher Anschauung ist auf eine Vereinigung nur wenig zu hoffen." Bei einer anderen Gelegenheit schreibt er dagegen:

„Unter diesen Umständen ist es schwer sich der Wünsche zu enthalten — noch schwerer — sie auszusprechen. Es war im Rath der Vorsehung wohl bestimmt, daß die Slaven nicht mit einer schlanken einzelstämmigen Palme, sondern mit einer viel Schatten gebenden in zahllose Zweige getheilten die verschiedensten Arten von Früchten hervorbringenden Eiche, zu vergleichen seien. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die Verzweigung der slavischen Stämme und Sprache sogar als ein Vorzug anzusehen, welcher wenn er auch für einige Jahrhunderte die allgemeine Entwicklung der Nation zurückhielt, doch andererseits indem sie eine einseitige Kraftentwicklung verhinderte desto besser zum Ziel führt. Die unaufhaltsame Sehnsucht der verschiedenen Zweige zur Bildung einer Sprache eines Volkes, sowie der Genuß unserer Reichthümer hat vorläufig unser nächstliegender Wunsch zu sein, an welchen sich noch ein anderer anschließt nämlich der: Der Vereinfachung und Einheit der slavischen Schreibweise, welche sich ohne gewaltthätige Reformen durch den Lauf der Zeiten bilden muß."

Schafarik spricht sich nicht darüber aus, welche Sprache er als die geeignetste Literatursprache für die Slaven hält. Wie wenig er aber sich darüber Illusionen machte und wie ernst er die slavischen Bewegungen ansah, das mögen folgende Worte aus einem seiner Briefe an Kollàr zeigen. „Nicht mit der Feder" schreibt er „sondern mit dem Schwerdt wird sich die Frage, welche der slavischen Schriftzeichen und Dialekte einst die allgemein slavischen sein werden, lösen. Ströme von Blut werden die Buchstaben bezeichnen und da wo das meiste Blut geflossen sein wird, da wird auch einstens die allgemein slavische Schrift ersprießen."

Ungeheures Aufsehen erregte im Jahre 1837 eine Broschüre „Ueber die Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slavischen Nation". Der Verfasser derselben war Slowake, nämlich der evangelische Geistliche Kollàr. Er verband mit dem phantasiereichen

Digitized by Google

Dichter den eifrigen Nationalisten. Während Jungmann und Schafarik Gelehrte waren, deren patriotische Wünsche und Träume sich immerhin in einem historischen Hintergrund wurzeln, und deren kühnste Schlüsse stets noch von kritischem Geist beleuchtet wurden, war Kollàr vor allem Dichter. Er ließ Vergangenheit wie Zukunft seines Volkes, geziert mit dem Schmuck der höchsten Idealität an seiner glühenden Seele vorüberziehen.

Tiefreligiös erblickte er in der augenblicklichen Zergliederung und Trennung des Slavenstammes eine Schickung der Vorsehung, gleichsam eine einigende Buße, aus welcher das Slavenvolk geklärt und erstarkt hervorgehen werde. „Ein einig Volk von Brüdern." Dann wird der Moment gekommen sein die Stelle auszufüllen zu der es berufen ist, nämlich Träger der Civilisation zu sein, und in politischer, socialer, literarischer Beziehung den ersten Platz einzunehmen. Doch betrachten wir nun vor allem obenerwähnte Broschüre.

Auch in ihr idealisirt der Autor Vergangenheit und Zukunft. Auch in ihr drängen die poetischen Hoffnungen die praktischen nüchternen Rathschläge und Deduktionen in den Hintergrund. Allein das Wichtige ist, daß Kollàr in dieser Broschüre ungeschminkt die panslavistische Tendenz ausspricht. Die Hauptideen der Schrift sind folgende.

Aus dem zerstückelten Slavenvolk entwickelt sich als köstliche Erscheinung eine literarische Wechselseitigkeit; durch sie vereinigen sich sämmtliche Slavenstämme und Stämmlein zu einem großen Volk. Verachtung erfüllt sie gegen ihre einstige Zerstückelung. Das Nationalgefühl erwacht, Bruderliebe, Aufopferung treten an Stelle früherer Eifersüchteleien, und ein inniges Band umschließt die einzelnen Stämme. Allein dieses Band ist keineswegs ein politisches, sondern ein ideelles, wie wir dieses aus einem Ausspruch erkennen. Kollàr schreibt:

„Die slavische Wechselseitigkeit besteht nicht in der politischen Einheit aller Slaven, in demagogischen Umtrieben und in revolutionären Erhebungen gegen Obrigkeit und Fürsten, aus welchen nur Unordnung, Unruhen und Unglück entstehen. Nein, die literarische Wechselseitigkeit kann bei einem Volksstamm, welcher unter vielen Sceptern steht und in verschiedene Reiche, Fürstenthümer und Republiken getheilt ist, doch bestehen. Ja diese Wechselseitigkeit kann sogar bei einem Volk ermöglicht werden, bei welchem verschiedene Religionen, Kirchen, Buchstaben, Schriftsprachen, klimatische wie Bodenverhältnisse, Sitten und Gebräuche vertreten sind. Sie bringt der weltlichen Obrigkeit und Herrschaft keine Gefahr, will weder die Ländergrenzen noch die jeweiligen Regierungen und politischen Umstände verändern, ist mit der bestehenden Sachlage zufrieden, richtet sich in allen Formen nach der Regierung, erkennt das Recht und

Digitized by Google

die Gesetze der verschiedenen Länder an und lebt mit jedem Herrscher in Frieden und jedem Nachbarn in Freundschaft."

An einer anderen Stelle stellt Kollàr den Satz auf, daß die slavische Größe gerade mit den verschiedenartigen Dialekten und Literaturen eng verknüpft sei und daß überhaupt die einzelnen slavischen Dialekte grammatikalisch zu verschieden seien, als daß sie zu einer Sprache vereinigt werden könnten. Er stellt hierauf den Satz auf: daß jeder nur einigermaßen gebildete Slave die vier Hauptidiome als russisch, illyrisch, polnisch und cechisch, der gelehrte Philologe und Historiker dagegen sämmtliche lebende oder todte slavische Dialekte und Schriftweisen soweit inne haben müsse, daß er alle literarischen Erzeugnisse derselben mit Leichtigkeit lesen könne. Hiermit stellt Kollàr das System der Viersprachenherrschaft auf. Die praktischen Vorschläge, welche er in der Broschüre macht, sind:

1. Gründung von slavischen Buchhandlungen in den größeren Städten, wie Petersburg, Warschau, Prag, Wien, Pest ꝛc. um zu ermöglichen sich alle slavischen Bücher ohne Zeitverlust und zum Originalpreis zu schaffen.

2. Gegenseitiger Austausch der Werke der Schriftsteller der verschiedenen Slavenstämme.

3. Gründung von Lehrstühlen für die slavischen Sprachen und Bearbeitung guter Schulbücher und Chrestomatien um der Jugend Proben der bedeutendsten Schriftsteller der verschiedenen Dialekte zugänglich zu machen.

4. Gründung literarischer Journale betreffs Besprechung neuer slavischer Werke.

5. Gründung von Bibliotheken um auch Unbemittelten die Kenntnißnahme neuer Werke zu ermöglichen.

6. Gute Ausgaben von Sprachlehren und Lexika der verschiedenen Dialekte.

7. Sammlungen von Volksliedern und Sprichwörten.

8. Ausscheidung fremdartiger Ausdrücke und Aufstellung einer dem Sprachgenius entsprechenden Orthographie.

Wie fern Kollàr jeder politischen Umwälzung war, sehen wir aus folgenden Zeilen.

„Die vielen Stämme und Mundarte der Slaven mögen nur einen literarischen Freistaat bilden, in welchem man der Verschiedenheit ungeachtet keinen geistigen Tyrannen leidet. Das ganze kann nur gedeihen und bestehen, wenn die einzelnen Theile desselben sich in dem rechten Zustand befinden. Die slavische Nation und Literatur sei einem Baum gleich, der sich in vier große Aeste theilt. Jeder blüht und trägt eigene Früchte. Jeder berührt und umarmt mit seinen Zweigen und Blättern die anderen Aeste. Doch alle wurzeln in einem Urstamm und bilden ge-

Digitized by Google

meinsam eine Krone. Keiner von ihnen darf verdorren oder abgebrochen werden; denn dadurch würde der ganze Baum wenn nicht brandig und wurmstichig doch sehr verunstaltet werden."

Ein andermal vergleicht Kollàr die literarische Wechselseitigkeit mit einer Blumengöttin, welche die verschiedensten Blumen säet, pflegt, schützt und ihren Kelchstaub zu neuen herrlichen Mischungen ordnet. Gleich diesen verschiedenen Blumen sollen auch die verschiedenen Idiome fortbestehen und bei literarischer Wechselseitigkeit eine um so größere Mannichfaltigkeit hervorbringen.

Kollàr der politische Partikularist warnt vor engem Patriotismus im Gegensatz zum weiten Nationalismus. Er nennt ersteres blinden Naturtrieb, letzteres Erzeugniß der Vernunft und der Bildung. Er zieht Parallelen zwischen instinctiver Vaterlandsliebe und instinctiver thierischer Anhänglichkeit. Der denkende Mensch müsse Nationalgeist, Gemeingeist, das Produkt der Reflexion und des Selbstbewußtseins besitzen.

„Es ist eine wichtige Sache" ruft er aus, sich der Würde des einzelnen Stamms, allein noch wichtiger sich der Würde des ganzen Volkes bewußt zu werden .... denn der einzelne Stamm kann nicht so wie das ganze Volk, die ihm gestellte Aufgabe erfüllen. Nur die große ungetheilte Masse kann die Menschheit beeinflussen, Schöpfer einer neuen Zeit, Träger der Civilisation sein."

Drei Umstände sind es, welche nach Kollàr die slavische Rasse vor allen dazu prädestiniren, Schöpfer einer neuen Culturepoche zu werden.

1. Die verschiedenen Himmelsstriche unter denen die Slaven wohnen.
2. Die verschiedenen Kirchen und Sekten, denen sie angehören und durch welche sie vor Einseitigkeit bewahrt werden.
3. Die Sprache, in welcher sich die Prosodien der alten und neuen Sprache vereinigen und zwar in der Fähigkeit griechisch-römische Metrik und germanisch-romanische Accentuation wiederzugeben.

So sagt Kollàr einmal:

„Die Slaven sollen die Fortsetzung des geistigen Lebens der Menschheit übernehmen, die Vermittler zwischen der alten und neuen Welt, zwischen Ost und Süd sein, die alternden Culturelemente verjüngen, zur Humanität potenziren, die getrennten Intelligenzen vereinigen zu einem helleuchtenden Stern für die Zukunft; kurz, sie sollen die, aus den antik modernen Culturelementen nach dem ursprünglich in diesen gelegten natürlichen Entwicklungsproceß gewonnene und durch Destillation vieler Jahrhunderte geläuterte Humanitätsanschauungen im Leben und in der Literatur darstellen, sie unter den übrigen Völkern repräsentiren, veredeln und weiter führen.

Digitized by Google

Als Schriftzeichen schlägt Kollàr vor an Stelle der zehn slavischen Alphabete, die drei, das glagolitische, cyrillische und lateinische zu wählen und zwar darum, weil durch diese drei Alphabete der slavischen Sprache, die logische Präcision der modernen und die Melodie der antiken Sprachen, verliehen würde.

Aus all diesen Aussprüchen erkennen wir, daß in Kollàr stets particularistische Gefühle mit panslavistischen Theorien und Principien in Zwiespalt gerathen. Seine Dichtung sieht ein ideales Reich mit nationalem Glanz, während er in Wirklichkeit unter dem Druck der realen Ungenügendheit und Zerstücklung des Slaventhums schmachtet.

In schroffem Gegensatz zu Kollàr's Viersprachen-Herrschaft stehen seine Landsleute Herkel, Kusmann, Sztur und der Slovene Matija Majar. Ja Herkel und Matija gingen sogar soweit, daß jener im Jahre 1826 eine panslavistische Sprachlehre mit dem slovakischen Dialekt als Basis, dieser im Jahre 1863 ebenfalls eine solche mit dem slovenischen Dialekt als Basis verfaßen. Beide Wundermachwerke wurden jedoch kaum beachtet, sondern nur als literarische Curiositäten angesehen.

Kusmann dagegen bekämpft Kollàr's System mit logischen Gründen. Er legt den schädlichen Einfluß der kleinen Schriftsprachen klar dar und befürwortet als einziges wirksames Mittel gegen dieses Verderben, die Einführung der russischen Sprache als panslavistische Schriftsprachen. Er sagt:

„Von allen Zerstörungen ungerechten Schicksalen, bösen Nachbaren, welche das Slavenvolk betroffen haben, sehe ich unsere lange Zerstückelung hinsichtlich der Schriftsprache als das schädlichste und verderblichste Unglück an. Der Zerfall unseres Volkes in verschiedene Confessionen, seine Eintheilungen in verschiedene Reiche, sein Leben in verschiedenen Ländern sowie die Existenz der verschiedenen Dialekte sind zwar keine besonders glücklichen Faktoren, können sich aber in vielen Verhältnissen doch als nützlich erweisen, indem sie das Volk vor gänzlichem Verfall schützen und ihm zu einer allseitigen Entwicklung und Erhebung verhelfen. Die verschiedenen Schriftsprachen dagegen führen unabwendbar auf den Verfall der Literaturen und in Folge dessen der Aufklärung und Bildung der Kräfte und des Ruhmes eines Volkes hin."

In gleichem Sinne nur energischer und offener spricht sich Sztur in seinem Werk: „Das Slaventhum und die Welt der Zukunft" aus. Er weist mit nackten Worten auf den Verfall des Slaventhums hin, aus dem dasselbe sich nur durch Selbständigkeit zu einer glorreichen Zukunft aufraffen könne. Zu dieser Selbständigkeit gebe es drei Wege:

1. Ein großer slavischer Föderativstaat.

Digitized by Google

Allein Sztur erkennt selbst, daß ein derartiger Föderativstaat auf die Länge der Zeit unhaltbar und an innerer Kraft mangeln würde.

2. Umbildung Oesterreichs zum Mittelpunkt sämmtlicher west- und südslavischer Stämme.

Doch auch diesen Weg erklärt Sztur für ungeeignet, indem Oesterreich selbst wurmstichig und morsch sei, daher nicht die Basis und die Stütze eines neuen slavischen Staates sein könne, sondern statt Schutz zu gewähren Schutz suchen müßte, dann würde auch das Slaventhum hier abermals mit dem germanischen Element, welches zu stark in Oesterreich vertreten, in Reibung treten, was nur schädlich für das reine Slaventhum seien könne.

3. Reorganisation von Rußland dem Geist des Slaventhums und der wahren Cultur entsprechend, und alsdann inniger Anschluß sämmtlicher Slavenstämme und Stämmlein an den also wiedergeborenen russischen Reichscoloß."

Lassen wir nun Sztur hinsichtlich des Nutzens, des einstweiligen Einführens der russischen Sprache als panslavistische Schriftsprache selber reden.

„Wer sehe nicht ein, daß die Menge der Literatur der geistigen Entwicklung dem gegenseitigen Verständniß und dem solidarischen Handeln hinderlich ist. Diese Menge kleiner Literaturen, können bei den Slaven, namentlich wenn sie mehr auf die Weltbühne treten, den großen Forderungen der Menschheitentwicklung nicht entsprechen. Im Vergleich zu den Literaturen des Westens, sind alle slavischen, mit Ausnahme der russischen Literatur viel zu klein und unvollkommen. Es ist unmöglich, daß sie so lange sie getrennt bleiben, etwas Bedeutendes leisten. So lobens- und achtungswerth auch die literarische Wechselseitigkeit der Slaven ist, so ist sie doch zu schwach um Hilfe in der Noth zu geben und wird nie in das Leben aller Stämme tief eindringen. Die Slaven haben allen Grund, sich einer Literatursprache zuzuwenden, selbst die allgemeinmenschlichen, politischen historischen Rücksichten verpflichten sie dazu. In der Wahl der Literatur darf, will man nicht vom Regen unter die Traufe kommen, keine Polemik herrschen. Mit Ausnahme der russischen sind sämmtliche slavischen Literaturen auf kleine Völker und Gebiete angewiesen.

Es kann daher blos eine Wahl bezüglich einer gemeinsamen Literatursprache zwischen dem Altslavischen und Russischen stattfinden. Allein das Altslavische ist aus dem gewöhnlichen Leben herausgetreten und hat dadurch die Biegsamkeit und Schmiegsamkeit einer lebenden Sprache verloren. Und gerade dem Slaven thut das lebende Wort noth. Es eignet sich daher dazu nur die russische Sprache. Sie ist die Sprache eines bedeutenden, ein großes Territorium beherrschenden Volkes. Außerdem ist auch

Digitized by Google

die russische Sprache von allen slavischen Idiomen die klangvollste, reichhaltigste, mächtigste. Selbst die serbische Sprache nimmt erst die zweite Stelle ein. Doch damit soll keineswegs gesagt sein, daß mit Annahme einer panslavistischen Schrift und Literatursprache nichts mehr, namentlich was Praxis anbelangt, in den anderen Dialekten geleistet werden soll. Wir wollen nur nicht bei unseren kleinen Schriftsprachen bleiben. Was kann z. B. im Vergleich zur deutschen Literatur die dänische leisten? Die russische Sprache verdient auch darum den Vorzug vor den anderen, weil ihre Schrift die slavischen Laute ohne Schwierigkeiten wiedergiebt, während man sich mit der lateinischen Schrift nur schwierig bei den meisten slavischen Literaturen behelfen kann!

Gleicher Meinung mit Sztur sind der Ceche Jordan, der Kroate, Tkalatz, der Serbe Johannowitsch. Sie alle legen gleich Sztur ihre Lanze für Rußland ein. Sztur und Kußmann zwei Protestanten werfen sich auf zu Paladinen des griechisch katholischen Rußlands. — Merkwürdiger Contrast!

Eben so wunderbar ist, daß die Slavische Frage für die Polen den Punkt bildet, in dem sie ihren Russenhaß vergessen. So wehklagt einmal der Pole Chodiakovski bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Moskau über die gegenseitige Unzuvorkommenheit der einzelnen Slavenstämme.

„Die hiesigen Gelehrten" schreibt er, „seufzen darüber, daß zwischen ihnen und den Polen noch immer die Scheidewand alten Mißtrauens, der Verschwiegenheit, kurz eine nordische Nacht fortdauert, während ihnen im Gegentheil von dem ungleich entfernteren Süd- und West-Europa helles Licht entgegen leuchte.

Ebenso sehen wir, daß Graf Gurovski von dem Augenblick an, da er sich zum Vertreter panslavistischer Ideen aufwirft, den Haß den er als guter Pole gegen Rußland im Herzen trägt, bei Seite schleudert und engen Anschluß an Rußland predigt. Er vergleicht das Slaventhum mit einem untheilbaren Körper, dessen Herz Rußland sei.

Danilevski's „Rußland und Europa" ist ein panslavistischer Zukunfts-Katechismus. Der Verfasser versucht uns eine Lösung der russischen resp. slavisch-orientalischen Frage zu geben, indem er mit politischem Seherauge, das Loßreißen sämmtlicher slavischer Provinzen (inclusive Ungarn) von ihren jetzigen Oberherrn, die Bildung eines Föderativstaates aus sieben Königreichen, unter dem gnädigen Schutz Rußlands mit der Föderativ-Metropole — Constantinopel prophezeit.

Dieses verdient doch wirklich ein panslavistischer Katechismus genannt zu werden.

Wir haben beim Eingang dieses Aufsatzes auf die ersten Spuren panslavistischer Ideen in Rußland hingewiesen und erwähnt, daß diese

Digitized by Google

ihrer Zeit keine Beachtung fanden. Wir sehen nun wie ein gleiches Schicksal derartigen Denkschriften eines gewissen Karasin und Bronevski widerfährt. Diese Memoranda fielen in eine Zeit, wo ganz Europa vor der Geißel des gallischen Welteroberers zitterte, und konnten keinerlei Aufmerksamkeit erregen. Kaum aber waren die Napoleon'schen Kriege überstanden, so regte es sich mächtig in der jungen Generation, für das Gesammtwohl der Slaven. Es bildeten sich verschiedene geheime Gesellschaften, als „die verbündeten Slaven", die „Dekabristen", „der Bund des Heils" 2c. Allein die Statuten und Bestrebungen dieser Geheimbündeler wurden so geheim gehalten, daß man bis jetzt noch nichts Genaues über sie weiß und sich mit der allgemeinen Ansicht begnügen muß, daß sich alle diese Gesellschaften mit Civilisations-, Vereinigungs- und Unabhängigkeitsplänen sämmtlicher Slavenstämme abgaben. Der türkische Krieg von 1828 wirkte ebenso wie der letzte türkisch-russische Krieg nur vorübergehend auf die Annäherung der einzelnen Stämme. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verwandtschaft der einzelnen Slavenvölker war lediglich eine instinktive Aufwallung, die eben so plötzlich wie sie kam ohne irgend welchen, weitergehenden Einfluß zu üben, wieder verschwand. Die slavischen Patrioten gewannen die schmerzliche Ueberzeugung, daß nie und nimmermehr der Drang einer Vereinigung in den einzelnen Völkern zu mächtigen Flammen erwachsen könnte, die allen Widerstand brechen, sich zu einem Nationalfeuermeer entwickeln und Stammeseinheit erzwingen würde. Sie erkannten, daß dieser Nationaltrieb so tief im Herzen der einzelnen Völker vergraben liege, daß er nur durch gewaltige Anstrengungen einzelner Fanatiker erweckt werden könne, und daß die einzige Waffe mit welcher dieser Erweckungskampf geführt werden müsse, die Literatur sei. So entstand denn in den dreißiger Jahren in Rußland eine literarische Partei, die Slavophilen. Ihr Hauptzweck war Einigung der verschiedenen slavischen Literaturen unter dem Scepter der russischen Sprache. Eine Identificirung der Slavophilen und Panslavisten wird erst beanstandet, indem von gewisser Seite behauptet wird, daß die Slavophilen eine rein literarische Verbindung sei, welche sich jeder politischen Beeinflussung enthalten habe. Allein wir müssen darauf erwiedern, daß *erstens* in den dreißiger Jahren in Rußland politische Regungen und Aeußerungen erschwert, ja fast unmöglich waren, daß aber *zweitens* die Slavophilen und Panslavisten in ihren Bemühungen und Wünschen betreffs einer neuen slavischen Civilisation, die sich von der übrigen Westeuropäischen frei erhalte, ganz übereinstimmen. In Rußland stehen sich vier Parteien gegenüber, die sich schroff unterscheiden, nämlich:

1. Die Altrussen, später Slavophilen jetzt Panslavisten.

Digitized by Google

Sie wollen das Volk durch sich selbst und durch die orthodoxe Kirche verjüngen. Die alten Volkseinrichtungen sollen eine neue Cultur erzeugen, die auf alt-historischem Boden steht. Sie gruppiren sich um ihren politischen Führer Aksakow und ihren literarischen Leiter Pogodin.

2. Die Occidentalisten. Zukünftler könnte man sie bezeichnen. Sie schwärmen von einer Umgestaltung des russischen Reichs nach dem Muster anderer Europäischer Staaten. Ihr Haupt ist Bielinski.

3. Die Nationalisten. Ihr Organ ist die Moskauer Zeitung mit Katkow an der Spitze. Sie neigen sich in ihren Ansichten bald den Panslavisten, bald den Occidentalisten zu je nach Bedarf und bleiben sich nur in einem Punkt getreu — nämlich im ständigen Schüren des Rassenhasses.

4. Die Nihilisten. Ueber sie ist hier nicht der Platz eine weitere Erklärung zu geben.

Wir kehren nach diesem Seitenblick zu den Slavophilen zurück. Pogodin gründete in ethrognaphischem Gewand eine Zeitschrift „den Moskwitaner" und gab dadurch der Partei einen festen Halt, während er zugleich fernstehende Leser für das Geschick der Slavenstämme zu interessiren suchte. Pogodin wurde von der Regierung als Gelehrter geschützt und seine verschiedenen Memoranda mit Wohlwollen aufgenommen. Wir enthalten uns zu untersuchen, ob Pogodin auf dem Gebiet strenger Gelehrsamkeit und Quellenforschung wirklich ein hellleuchtender Stern der Wissenschaft sei. Unserem deutschen nüchternen Verstand erscheint es verwunderlich, daß ein Historiograph neben den Studien auf seinem Gebiet, auch noch Zeit zu umfangreichen Arbeiten in sämmtlichen belletristischen Zweigen, ja sogar zu der Herausgabe einer politisch-belletristischen Wochenschrift findet. Aber freilich für unsere deutsche philisterhafte Pedanterei ist eine derartige Vielseitigkeit ein nicht zu lösendes Problem und es bleibe unerörtert, ob unsere ungläubigen Zweifel in dieser Beziehung sich als gerechtfertigt oder ungerechtfertigt erweisen. Wir wenden uns daher sofort dem panslavistischen Programm zu, welches Pogodin in seinen verschiedenen Schriften entwickelt. Er sagt einmal:

„Rußland zählt, ohne die ungezählten Einwohner zu rechnen 60 Millionen Seelen. Seine Bevölkerung vermehrt sich jährlich um eine Million und wird sich daher die Bevölkerung bald bis auf 100 Millionen beziffern. Fügen wir nun noch 30 Millionen Slavenbrüder hinzu, welche über ganz Europa von Constantinopel bis Venedig — von Morea bis zur Ost- und Nordsee zerstreut sind, dieselbe Sprache sprechen, dasselbe Blut in ihren Adern haben, nach allen Naturgesetzen mit uns sympathisiren und trotz geographischer und politischer Scheidung, ihrem Ursprung,

Digitized by Google

moralisch mit uns ein Ganzes bilden. — Substrahiren wir nun von Oestreich, der Türkei, ja dem ganzen Europa diese Bevölkerung und fragen wir dann, was werden wir haben? — was jene behalten? Der neunte Theil der bewohnten Erde — ja fast der neunte Theil der Gesammtbevölkerung der Welt — ein halber Aequator — ein viertel Meridian — würden unser sein.

Er setzt ferner auseinander, wie sich geschichtlich eine genaue Reihenfolge der zeitweise herrschenden Volksstämme angeben lasse. Nunmehr sei es an den Slaven die Zügel der Herrschaft zu führen, und darum gehöre den Slaven die Zukunft.

„Welcher Stamm aber", ruft er frohlockend aus: „nimmt unter den Slaven die erste Stelle ein? Welcher Stamm kann nach Bildung, Sprache, Totalität der Eigenschaften allein als Repräsentant der slavischen Welt bezeichnet werden? ... Das Herz bebt mir vor Freude — Rußland, mein Vaterland — bist Du es nicht?

Derartige phantastische Expectorationen fanden bei der Regierung allerdings eine laue Aufnahme. Viele seiner Aufsätze durften sogar wegen der damaligen Censurverhältnisse nicht gedruckt werden, allein nichtsdestoweniger wurden sie auf handschriftlichem Weg verbreitet und von den Anhängern dieser überspannten Zukunftsideen eifrig gelesen. Pogodin war Phantast, — er konnte sich nie zu einer nüchternen Beurtheilung der Verhältnisse erheben — und schwächte dadurch seinen Einfluß.

Ein weiterer feuriger Vertreter panslavistischer Principien ist der Deutschrusse Wigel. Er entstammte einem protestantischen Edelmannsgeschlecht aus Esthland; während er von mütterlicher Seite russisches Blut in seinen Adern hat und dieses vereint mit der Erziehung, welche er in einem kaiserlichen Cadettenhaus empfing, ließen ihn seinen deutschen Ursprung vergessen und zu einem fanatischen Vollblutrussen heranwachsen. Wigel schwelgte förmlich im Deutschhaß. Seine politische Broschüre „La Russie envahie par les Allemands" behandelt das unerquickliche Thema, daß Rußland die Knechtung seiner Eigenthümlichkeiten lediglich deutschem Einfluß verdanke, ja daß alle Mißstände in Rußlaud deutschen Ursprungs seien. So erwarb sich Wigel den fraglichen Ruhm, seinen deutschen Stamm verleugnet und ihm den Vorwurf entgegengeschleudert zu haben, durch verderblichen Einfluß, den sittlichen und nationalen Verfall von Rußland gefördert zu haben.

Wir nennen weiter als, eifrige Panslavisten den General Fadèjew. Auch er kämpfte mit der Feder in Broschüren „Ueber Rußlands Kriegswesen und Kriegspotitik" für seine Partei; weiter Hilferding. Dieser behandelte das ganze mit nüchterner Objectivität. Ohne sich auf schwankende Hypo-

Digitized by Google

thesen einzulassen, läßt er nur geschichtliche Thatsachen gelten. Patriarchalische Sitten, volksthümliche Gebräuche, Sagen und Lieder, gewinnen ihm höchstens ein mitleidiges Lächeln ab. Phantastische Kämpfer für die slavische Sache finden vor seinen Augen weder Gnade noch Beachtung. Er betont die Zusammengehörigkeit der Slaven und studirt mit Sorgfalt die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Slavenwelt. Er fußt auf ihre historische Vorherbestimmung, als nothwendigen Gegensatz zum romanisch-germanischen Westen. Für ihn ist von dem ganzen Slaventhum Rußland der einzige wahre Träger der Civilisation, da die anderen Slavenvölker, durch den Despotismus des römischen Katholicismus zu selbständigem Handeln und Auftreten unfähig geworden seien.

Aehnlich lauten Samanski's panslavistische Ideen. Auch er vermeidet ängstlich romantische Gefühlsfärbung. Samanski verlangt vor Allem eine gemeinsame Literatur, die er nur durch Einführung der russischen Sprache, als Literatursprache ermöglicht glaubt. In diesem Punkt schließt er sich Sztur an, geht aber noch weiter als dieser; Samanski sieht die kleinen Literaturen als ein Verderben für das Slaventhum und die sogenannte Wechselseitigkeit der slavischen Literaturen für eine unausführbare Phantasterei an, die höchstens eine babylonische Sprachenverwirrung zur Folge haben könnte. Die Einführung der russischen Sprache als gewaltige Beherrscherin der Slavenwelt erscheint ihm nur eine Frage der Zeit, deren Lösung eine naturgemäße Nothwendigkeit sei.

Aksakow, der in jeder Weise diese Ansichten theilt, sagt einmal: „Für alle slavischen Völker sind Freiheit, eigenartige Entwicklung und Entfaltung aller geistigen Fähigkeiten blos unter der Bedingung möglich, daß sie sich in Liebe mit dem russischen Volk vereinigen."

Dieses sein Russenvolk schildert er mit den Worten: „In der russischen Geschichte giebt es kein Ritterthum mit blutigen Tugenden, keine unmenschliche Propaganda, keine Kreuzzüge, kein unaufhörliches dramatisches Gepränge von Leidenschaften. Echte Demuth ist ohne Vergleich eine größere, edlere Geisteskraft, als stolze Heldenhaftigkeit. Von dieser Seite der christlichen Demuth muß man das russische Volk und seine Geschichte auffassen."

Alle diese eifrigen Patrioten, die wir hier mit eigenen Aussprüchen an uns herantreten ließen, sind Männer der Feder. Sie alle erstreben, wenn auch meistens in phantastischer Art das Heil ihres Vaterlandes. Sie glauben, daß die westeuropäische Cultur ihr heiliges Rußland entnerve und ziehen deshalb mit all ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, gegen diesen vermeintlichen Verderber zu Felde. Edle Begeisterung, feuriger Muth beseelt diese Streiter, die mit Ungeduld den Augenblick her-



Digitized by Google

beisehnen, da sie die Trommeln erschallen lassen können zum Zeichen der Vereinigung sämmtlicher Brüder. Der eifrige Pypin ruft aus:

„Der Panslavismus ist noch keine klare Bewegung; er ist ein Ideal, eine Theorie, eine Aufwallung. . . . Er ist das Streben jener Leute, welche durch schwere Lagen hindurch, für die slavischen Völkerschaften, eine bessere Zukunft erstreben. — Wo die Verwirklichung am schwersten, sind die Ideale am hochfliegendsten die Hoffnungen am stärksten. Aber in diesem Augenblick, da stehen wir vor dem Dilemma des Seins oder Nichtseins."

Als solchen Augenblick sahen die Slaven das Frühjahr 1867 an als Graf Beust das Panier der constitutionellen Freiheit entrollte und Preußen sich einem engen Bündniß mit Rußland zuneigte. Das war der Zeitpunkt, den die Moskauer Zeitung geeignet fand Allarm zu schlagen und unter dem Vorwand einer ethnologischen Ausstellung in Moskau eine Wiederholung des Slavencongresses von Prag, nunmehr für die altrussische Metropole zu planen. Dieser Gedanke schlug Wurzeln. Von allen Seiten strömten Abgesandte herbei, Namen wie Palatschky, Rieger, Brauner, Schafarik, Militschewiz glänzten als die Vertreter der einzelnen Stämme. Von russischer Seite wurden alle diese Patriotensterne schon in Polen feierlich empfangen. Der Weg über Petersburg nach Moskau glich für die Congreßtheilnehmer einem Triumphzug. Das Volk jubelte ihnen überall zu. Der kaiserliche Hof benahm sich freundlich, aber keineswegs demonstrativ. Man betonte vom Winterpalast aus, daß die ethnographische Ausstellung von Moskau allein das Ziel der herbeiströmenden Slaven sei. In Moskau erreichten der Jubel und die Ehrenbezeugungen ihren Höhepnnkt. Festgelage, Theater, Concerte wechselten ab. Toaste voll patriotischen Schwungs entströmten den Lippen dieser eifrigen Stammesvertreter — und darin gipfelte sich die Hauptleistung und der Haupterfolg, dieses länger als eine Woche dauernden Slavencongresses.

Die Abwesenheit sämmtlicher Polen rief große Verstimmung hervor. Pogodin verlieh derselben bei einem Festmahl Ausdruck in feuriger Rede und der Ceche Rieger war es, der den Muth hatte sofort Polens Vertheidigung zu übernehmen und auszurufen, daß es an Rußland sei, Polen zu versöhnen und zum Streiten für die heilige Sache zu gewinnen. Unter derlei Redereien verlief der Congreß. Das einzige was erörtert wurde, war die Einführung einer gemeinsamen panslavistischen Literatursprache und die Wichtigkeit der Verbreitung der russischen Sprache in den anderen slavischen Ländern.

Tscherkaski enthüllte rücksichtslos den mit panslavistischen Redensarten drappirten Panrussicismus. Folge davon war, daß der Congreß statt

Digitized by Google

das gegenseitige Interesse der einzelnen Stämme zu fördern, die partikularistische Eitelkeit in ihnen stachelte und dadurch die verschiedenen Stämme gegeneinander reizte und innerlich entfremdete.

Auch der letzte türkisch-russische Krieg hatte, so sehr er von den Panslavisten zu einem Religionskrieg gestempelt wurde, nur einen ganz vorübergehenden Einfluß.

Das heilige Feuer wurde zwar geschürt, allein es war zu schwach, als daß es in Flammen auflodern konnte.

Diese einzelnen Einblicke in die verschiedenen literarischen Erzeugnisse der Panslavistischen Kämpfer hat uns ein Bild von der ganzen Bewegung gegeben. Wir haben die Ueberzeugung gewinnen können, daß der Panslavismus eine ideale Abstraction ist, die nur durch theoretisches und literarisches Bedürfniß zu einer politischen Bewegung gestempelt wurde. Das pogodinsche russische Weltenkaiserreich ist ein Phantasiebild, das in weiter Ferne liegt und bis zu dessen Verwirklichung noch einige Jahrzehnte vergehen könnten.

Der größte Feind des Panslavismus ist der schroffe Gegensatz des religiösen, und des staatlichen Lebens der verschiedenen Slaven.

Hier Katholicismus und Constitutionalismus. Dort griechisch-orthodoxe Kirche und Absolutismus.

Sehen wir daher ruhig der Zeit entgegen, wo sich die 80 Millionen Slaven in der Wahl einer gemeinsamen Sprache geeinigt, und als ein großes Ganze die innere Haltlosigkeit überwunden haben um Westeuropa Gesetze dictiren zu können.

Als Schlußwort diene eine slavische Sage. Die Slaven erzählen, daß zu Häupten eines jeden Kranken drei Engel stehen. Rechts ein Engel mit silbernen, links ein Engel mit schwarzen und in der Mitte ein Engel mit je einem silbernen und einem schwarzen Flügel. Tritt der Augenblick der Entscheidung zum Leben oder Tod für den Kranken ein, so erhebt der mittlere Engel einen Flügel gen Himmel. Ist es der silberne, so breitet der rechts stehende Engel seine Schwingen aus und schwebt traurig hinweg. Der links stehende Engel dagegen bedeckt mit seinen schwarzen Fittichen das Lager und der Kranke verfällt dem Tod. Weist dagegen der entscheidende Engel mit dem schwarzen Flügel, gen Himmel, so entweicht der Todesengel. Der Lebensengel breitet alsdann seine silbernen Schwingen über den Kranken aus und haucht ihm Genesung ein.

Ob auch zu Häupten des Panslavismus die entscheidenden Engel stehen; dieses ist eine Frage, welche einer späten Zukunft zu lösen vorbehalten ist.



Digitized by Google

# Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre.

Anfang der 70er Jahre konnte man öfters in akademischen Kreisen von der Blüthe „unserer" Universität reden hören; Kollegien, die bis dahin fast leer gewesen oder wegen der nicht erreichten Dreizahl gar nicht zu Stande gekommen waren, begannen sich zu füllen, Fakultäten, bei denen man die Verhältnißzahl zwischen Dozenten und Studenten als Kuriosität anzuführen pflegte, nahmen einen plötzlichen Aufschwung, Professoren, die vor leeren Bänken zu lesen gewohnt waren, sahen mit berechtigter Verwunderung oder unberechtigtem Stolze, daß sie auch an der Haupteigenschaft des Magneten partizipirten. Daß auf andern Universitäten ähnliche Erscheinungen zu beobachten waren, wurde wenig beachtet, wie denn in weiteren Kreisen des Volkes der ganzen Bewegung damals wenig Interesse geschenkt wurde. Dies geschah erst, als Ende der 70er die zunehmende Zahl der Referendare dem ganzen Lande die Veränderung mit handgreiflicher Deutlichkeit vor Augen stellte. Jetzt mehrten sich die besorgten Fragen mittelmäßig situirter Väter von Primanern und Abiturienten, was sie ihre Söhne werden lassen sollten, während man sich in der letzten Zeit gewöhnt hatte, alle diejenigen, bei denen sich eine ausgesprochene Vorliebe in irgend welcher Richtung nicht zeigte, Jura studiren zu lassen. Die dadurch nöthig gewordene Umschau zeigte, daß bereits in den meisten höheren wie niederen Karrieren das Angebot die Nachfrage zu übersteigen begann. Als aber trotzdem die Zahl der Studirenden reißend zunahm, da begann man von einem „wissenschaftlichen Proletariat" zu reden, das unter Umständen sogar den fest gefügten Bau des preußischen Staates in Gefahren verwickeln könne. Man muß sich erinnern, daß dies eben die Zeit der ruchlosesten Attentate war, welche die Geschichte aufzuweisen hat. War nicht auch Dr. Nobiling ein studirter Mann, und forderten nicht die entsetzlichen Thaten der russischen Nihilisten unwillkürlich zum Vergleich heraus? „Die Nihilisten", sagt Fürst Bismarck mit Recht in der Reichstagssitzung vom 9. Mai d. J., „bestehen aus dem Abiturienten-

Digitized by Google

Proletariat, aus halbgebildeten Leuten, aus dem Ueberfluß, welchen die gelehrte Bildung der Gymnasien dem bürgerlichen Leben zuführt, ohne daß dieses die Verdauungskraft für diesen Ueberschuß hätte — es ist kein einziger Arbeiter darunter, es sind zum Theil feingebildete Leute, viele halbgebildete Leute, es sind verdorbene Studenten, auch unverdorbene Phantasten u. s. w." „Mit fliegendem Banner und siegender Fahne" war noch vor Kurzem die Socialdemokratie aufgetreten; weder konnte man genau wissen, welche Wirkung das Socialistengesetz haben würde, und ob es lange genug in Geltung bleiben würde, noch läßt sich überhaupt berechnen, welche Wirren ein hungriger Magen in einem überreizten Gehirn anzurichten vermag. Aber mochten immerhin jene Befürchtungen zu weit gehen, allein der Umstand, daß Tausende und Abertausende sich zu Karrieren drängten, die sie nicht aufnehmen konnten, daß ungemessene Kraft nutzlos verkam, während sie sich auf anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit vielleicht hätte verwerthen lassen können, mußte die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise erregen und die Fragen nahelegen, was der Grund der auffälligen Erscheinung sei, was man thun könne, um eine weitere Zunahme zu erschweren oder eine spätere Wiederkehr zu verhindern. Diese Fragen konnten jedoch eine präcise und sichere Antwort nicht finden, weil man es zunächst nur mit persönlichen Erfahrungen Einzelner oder im günstigsten Falle mit statistischen Zusammenstellungen auf einzelnen Gebieten zu thun hatte, aber nicht mit einer genügend ausgedehnten wissenschaftlichen Grundlage, auf der man mit Sicherheit hätte bauen können. Eine solche bietet erst das jüngst erschienene Werk des Professor Conrad in Halle*), in dem zum ersten Mal mit Benutzung allen Materials, das herbeigeschafft werden konnte, festgestellt ist, welchen Bedarf an studirten Leuten Deutschland und speciell Preußen hat, und in welchem Verhältniß dazu die Zahl der Studirenden in den einzelnen Fächern steht. Aber dies Verhältniß, für einen bestimmten Moment berechnet, würde zu einem falschen Resultat führen, da ja bei vorhandenem Mangel an Beamten u. s. w. vorübergehend eine größere Anzahl von Studirenden erforderlich, und andererseits bei eingetretener Ueberfüllung eine Herabminderung wünschenswerth ist. Darum hat Conrad die Mühe nicht gescheut, alle ziffermäßigen Angaben, die unser Universitätsleben betreffen, aus den Jahren 1830—1883 zusammenzutragen, um dann durch statistische Verarbeitung derselben die Antwort auf eine Reihe von interessanten und wichtigen Fragen zu finden, für andere freilich konnte die Beantwortung wegen des nicht ausreichenden

*) Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens. Von Dr. J. Conrad. Jena 1884, Gustav Fischer.

Digitized by Google

Materials nur angebahnt werden z. B. für die nach der Durchschnittsdauer des Studiums und nach der Gesellschaftssphäre, aus der die Studenten stammen, doch auch von den zum Abschluß gebrachten Untersuchungen kann bei der großen Reichhaltigkeit des Werkes hier nur das Resultat der wichtigsten und interessantesten mitgetheilt werden.

Wir stellen zunächst eine Tabelle über die Frequenz der Universitäten zusammen, welche die 7 altpreußischen auch für das dem gewählten Zeitraum vorangehende Jahrzehnt berücksichtigt.

| Jahr. | Auf sämmtl. deutschen Universitäten. | Auf 100 000 Einwohner kommen. | Auf den 7 altpreußischen Universitäten. | Auf 100 000 Einwohner kommen. |
|---|---|---|---|---|
| $18^{20}/_{21}$— | — | — | 3 311 | 29,3 |
| $18^{21}/_{22}$—26 | — | — | 4 558 | 40,3 |
| $18^{26}/_{27}$—31 | —. | — | 5 933 | 45,7 |
| $18^{30}/_{31}$—31 | 15 751 | 52,5 | 6 031 | 46,2 |
| $18^{31}/_{32}$—36 | 13 006 | 42,4 | 5 218 | 38,5 |
| $18^{36}/_{37}$—41 | 11 489 | 35,4 | 4 546 | 31,1 |
| $18^{41}/_{42}$—46 | 11 593 | 34,0 | 4 569 | 29,1 |
| $18^{46}/_{47}$—51 | 11 987 | 34,1 | 4 502 | 27,5 |
| $18^{51}/_{52}$—56 | 12 314 | 34,2 | 4 826 | 28,2 |
| $18^{56}/_{57}$—61 | 11 985 | 32,0 | 5 084 | 28,2 |
| $18^{61}/_{62}$—66 | 13 248 | 33,8 | 5 908 | 30,7 |
| $18^{66}/_{67}$—71 | 13 592 | 33,5 | 6 193 | 31,1 |
| $18^{71}/_{72}$—76 | 16 112 | 38,0 | 6 252 | 29,8 |
| $18^{76}/_{77}$—81 | 19 553 | 43,7 | 7 892 | 35,5 |
| $18^{81}/_{82}$—82 | 23 357 | 51,0 | 9 788 | 43,0 |
| $18^{82}/_{83}$ | 24 187 | 52,5 | 10 384 | 45,5. |

Für die vorhergehenden Jahre standen Conrad nur einzelne Zahlen zu Gebote, die aber immerhin zu dem Schlusse berechtigen, daß unmittelbar nach den Freiheitskriegen der Besuch der Universitäten äußerst schwach war; dann stieg in den zwanziger Jahren die Frequenz allgemein in außerordentlicher Weise, um nach 1831 wieder rapide zu sinken. „Die niedrigste Ziffer, die wir in der ganzen Periode beobachten, ist im Sommer-Semester 1841 mit 11072 und 1843 mit 11017, aber auch noch im Jahre 1859 finden wir 11245. Schon ein Jahr darauf beginnt die Steigerung, die dann langsam aber stetig bis 1870 vorschreitet, um nach Beendigung des Krieges sofort bedeutendere Dimensionen anzunehmen. Namentlich seit 1877/78 ist es, als ob in jedem Semester eine Universität wie Straßburg hinzugetreten wäre*).

*) Dies Resultat kann als gesichert gelten, wenn auch die Zahlen, die Conrad im

Digitized by Google

Daß nach den Freiheitskriegen die Zahl der Studirenden stark zunimmt, ist leicht erklärlich.

Welche mächtige Anregung für alles geistige Leben mußte die Begeisterung der Freiheitskriege bieten, und wie kolossale Aufgaben stellte die Neuschaffung des Staates an die Beamten aller Karrieren. Schulen wurden zahlreich gegründet, die Wissenschaften nahmen einen gewaltigen Aufschwung, überall rege geistige Thätigkeit. Die große Nachfrage nach studirten Leuten führte dann eine weitgehende Erleichterung des Zutritts zu akademischen Studien herbei; wer auf den Gymnasien das Abiturienten-Examen nicht bestand, konnte es mit Leichtigkeit vor der Prüfungs-Kommission der Universität ablegen, oder als Immaturus sich mit dem Zeugniß Nr. III. immatrikuliren lassen.

Infolge dessen trat dann eine Ueberfüllung in allen Fächern ein, sodaß die preußische Regierung wiederholt öffentlich vor dem Studieren warnen mußte. Die Wirkung blieb nicht aus, trat in Preußen vielmehr schon vor 1831 ein und wurde durch Erschwerung des Zutritts zu den Universitäten 1834 noch verschärft. Die freigewordenen Kräfte wandten sich jetzt wirthschaftlicher Thätigkeit zu und fanden bei der grade damals beginnenden Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse genügende Be-

---

Einzelnen giebt, grade hier gerechte Bedenken erregen. Tabelle I zeigt nämlich „die „Gesammtsumme der Immatrikulirten incl. Pharmazeuten in Deutschland" von 1830/31—1882/83 nach Universitäten geordnet, Tabelle II die „Totalsumme der (immatrikulirten) Studirenden auf sämmtlichen Universitäten Deutschlands", nach Fakultäten geordnet. Sollte man nicht meinen, daß die Summen auf beiden Tabellen übereinstimmen müßten, oder wenn sie nicht übereinstimmten, daß die auf Tabelle I um die Zahl der Pharmazeuten größer sein müßten? Keins von beiden ist der Fall. Meistens sind allerdings die Zahlen auf Tabelle I höher (aber nicht um die Zahl der Pharmazeuten), indeß dreimal zeigt auch Tabelle II höhere Zahlen und einmal stimmen beide Tabellen überein. Und weiter. Auf Seite 14 wird die Zunahme der Gesammtfrequenz für die Semester 1877/78—1882/83 angegeben; vergleicht man aber die hier gegebenen Zahlen mit denen, die sich aus den beiden Tabellen ergeben, so ist das Resultat, daß die Zunahme beträgt:

| | nach S. 14 | nach Tab. I | nach Tab. II |
|---|---|---|---|
| von $18^{77}/_{78}$—1878 | 714 | 715 | 714 |
| „ 1878—$18^{78}/_{79}$ | 452 | 445 | 452 |
| „ $18^{78}/_{79}$—1879 | 734 | 730 | 734 |
| „ 1879—$18^{79}/_{80}$ | 403 | 400 | 403 |
| „ $18^{79}/_{80}$—1880 | 816 | 803 | 816 |
| „ 1880—$18^{80}/_{81}$ | 443 | 344 | 443 |
| „ $18^{80}/_{81}$—1881 | 907 | 1009 | 907 |
| „ 1881—$18^{81}/_{82}$ | 532 | 488 | 827 |
| „ $18^{81}/_{82}$—1882 | 919 | 919 | 669 |
| „ 1882—$18^{82}/_{83}$ | 830 | 434 | 383 |
| „ $18^{82}/_{83}$—1883 | — | — | 867. |

Man sieht S. 14 stimmt in den ersten 7 Semestern mit Tab. II überein, im 9. mit Tab. I, im 8. und 10. weder mit der einen noch mit der andern. Wie ist das zu erklären? die Richtigkeit der von Conrad gegebenen Zahlen vermögen wir nicht zu kontroliren, doch machen sie sonst durchweg den Eindruck größter Zuverlässigkeit, und die Rechnungen waren richtig, wo wir nachgerechnet haben.

Digitized by Google

schäftigung. Es tritt nun eine gewisse Ausgleichung zwischen Angebot und Nachfrage und damit eine gewisse Stetigkeit der Verhältnisse ein, sodaß in der ganzen Periode von 1841 bis 1871 die Differenz zwischen der größten (13936 im S.-S. 1870) und kleinsten (11017 im S.-S. 1843) Zahl nur 2919 beträgt, oder nach dem Verhältniß der Gesammtbevölkerung berechnet in dem am zahlreichsten studirenden Lustrum durchschnittlich nur 2 Studenten mehr auf 100,000 Einwohner kommen als in dem am schwächsten vertretenen. Was aber ist der Grund, daß nach dem großen Kriege eine so bedeutende Zunahme eintritt? „Wir sehen den neusten Aufschwung des Studiums, sagt Conrad, nur zum kleinsten Theil in einem höhern, idealen Flug der Zeit —, sondern hauptsächlich in drei zusammenwirkenden Momenten: der bevorzugten sozialen Stellung der Studirten in Deutschland, der zu Liebe man gern auf pekuniäre Vortheile verzichtet, was ja nicht neuern Datums ist, aber dem Aufschwunge den Boden ebnete, dann der Verallgemeinerung der klassischen Bildung unter dem Drucke der wachsenden Ansprüche in Bezug auf die Vorbildung für Beamtenstellungen und begünstigt durch die große Verbreitung der höhern Bildungsanstalten. — In dritter Linie steht die wirthschaftliche Depression, die so nachhaltig ist, wie in der ganzen in Rede stehenden Periode kaum je zuvor." — Man ist vielleicht geneigt, unter Berücksichtigung der analogen Erscheinung nach den Freiheitskriegen dem geistigen Aufschwung der Kriegsjahre eine größere Bedeutung zuzuschreiben, aber dann müßte die Hauptzunahme der Studirenden in die Jahre 1872 und 73 fallen, während in Wahrheit erst von 1877 an die Zahl so rapide steigt. Dennoch tritt auch in Conrads Darstellung, so viel richtiges sie auch enthält, der wahre Grund nicht genügend hervor: der alles andere tief in den Schatten stellende Hauptgrund ist — wir kommen darauf noch zurück — die fehlerhafte Organisation unseres Schulwesens, soweit es zwischen Volksschule und Universität liegt.

Gehen wir zu den einzelnen Fakultäten über, so zeigen die theologischen Fakultäten, die evangelische wie die katholische, die größten Schwankungen zwischen bedenklicher Ueberfülle und bedrohlichem Mangel. Gegenwärtig ist die Zahl der evangelischen Theologen wieder so groß, daß eine Ueberfüllung in nicht ferner Zeit bevorstehen dürfte. Wenn Conrad den tiefern Grund dafür in dem konservativen Zuge der Zeit, in der Reaction gegen die Unkirchlichkeit der letzten Dezennien sehen zu können glaubt, so können wir ihm darin nur theilweise beistimmen. Wenn man bedenkt, daß noch 1876/77, wo schon alle andern Fakultäten (außer der katholisch-theologischen) sehr beträchtlichen Zuwachs erhalten hatten, wo die Gesammtzahl der Studirenden schon eine durchaus hinlängliche war,

Digitized by Google

die Zahl der evangelischen Theologie studirenden eine außerordentlich geringe und immer noch abnehmende war (1539 gegen 3558 S.-S. 1883), so wird man vielmehr sagen müssen, daß die Unkirchlichkeit der Zeit, die erbarmungswürdige Besoldung der meisten Geistlichen und in Preußen die intolerante Haltung der kirchlichen Behörden die Hörsäle geleert hat, und daß erst, als alle andern Fakultäten gefüllt waren, die Sorge um das tägliche Brod, verschärft durch die wirthschaftliche Depression, die wenig bemittelten oder mittellosen Abiturienten in die Arme der Theologie geführt hat.

In der katholisch-theologischen Fakultät „ist die Zahl der Studirenden jetzt eine so unzureichende, daß die Geistlichkeit in kurzer Zeit fast ausgestorben, der größte Theil der Stellen unbesetzt sein muß, wenn nicht bald eine Wendung zum Bessern eintritt." Der Grund dafür liegt aber weder am unkirchlichen Sinn der Bevölkerung, denn in den Kreisen, aus denen sich die katholische Geistlichkeit meist rekrutirt, ist davon nichts zu spüren, noch an dem preußischen Kulturkampf, denn auch in Bayern und Oestreich wird die gleiche Erscheinung, wenn auch nicht in gleichem Maaße, beobachtet. Conrad sucht ihn besonders in dem Mangel an Mitteln in den untern Klassen, aus denen sich die katholische Geistlichkeit rekrutirt, und in den gesteigerten Ansprüchen. Uns scheint diese Erklärung nicht ausreichend, denn grade in den Kreisen katholischer Theologen findet man noch weitgehende Anspruchslosigkeit. Aber es ist natürlich, daß in allen Berufsarten die Söhne geneigt sind, den Beruf ihres Vaters zu ergreifen, wie denn bei den evangelischen Theologen 30—40 Prozent Söhne von Geistlichen sind. Da diese Quelle des Zuflusses bei den katholischen Theologen wegfällt, konnte der Ausfall nur durch eine starke Beeinflussung der Familien durch die Geistlichkeit gedeckt werden, und darin scheint im Laufe der Zeit bei dem zunehmenden Verkehr, der sich immer weiter verbreitenden Bildung und dem allmählich wachsenden Selbstgefühl eine Aenderung einzutreten, die sich freilich bei den politischen Wahlen noch nicht zeigt, aber in Familienangelegenheiten naturgemäß ihren Anfang nimmt.

Die juristische Fakultät bietet im Kleinen das treueste Abbild der Universität überhaupt, sie nimmt ab und zu mit der Ab- und Zunahme der Gesammtzahl, tiefster und höchster Stand beider trifft ungefähr zusammen, wenn auch der Prozentsatz der Juristen von sämmtlichen Studenten mancherlei Schwankungen unterworfen ist. So haben die Juristen denn auch an der gegenwärtigen Zunahme ihren vollen Artikel. Die geringste Zahl der ganzen Periode zeigen sie 1860 mit 2381, um dann in 5jährigen Perioden auf 3082, 3114, 4731, 5197 zu steigen und 1883 mit 5426

Digitized by Google

den Höhepunkt zu erreichen. So enorm hoch aber diese Zahlen auch sind, so erreichen sie doch weder im Vergleiche zur Bevölkerung, noch im Vergleich zu den andern Fakultäten die Höhe von $18^{30}/_{31}$ auch nur annähernd, denn damals kamen auf 100000 Einwohner 15,1 juristische Studenten, jetzt nur 11,6, damals auf 100 Studenten 28,3 Juristen, jetzt 21,6. Doch das vermag den Eindruck der obigen Zahlen wenig abzuschwächen, denn 1831 finden wir ein schnelles Fallen der Zahl, die sich in 5 Jahren fast um 1400 vermindert, jetzt hält die Hausse schon ungefähr ein Jahrzehnt an, und wenn Mediziner und Philosophen auch noch stärkere Zunahme zeigen, so ist, wie wir gleich sehen werden, hier auch die Nachfrage bedeutend gestiegen, während bei den Juristen dieselbe ungefähr gleich geblieben ist. Nach einer sorgsamen Berechnung bei Conrad weist der gesammte preußische Staat mit Staats-, Eisenbahn- und Communalverwaltung ca. 8500 Juristen-Stellen auf, von denen ca. $^1/_4$ auf Rechtsanwälte und Notare kommen, und schon 1881 finden wir 3590 Referendare und $18^{80}/_{81}$, 3095 Jura studirende Preußen, das macht in ca. 8 Jahrgängen 6685 Aspiranten. Aber selbst diese Zahl wird vom Jahre 1883 übertroffen, in dem die Zahl der preußischen Referendare um weitere 400 gestiegen ist, während wir nicht ermitteln können, wie viel Preußen unter den 5426 juristischen Studenten deutscher Universitäten sind. Was grade bei den Juristen die Ueberfülle herbeigeführt hat, wird von Conrad nicht besonders erörtert, doch liegt die große Bevorzugung der Juristen vor allen andern Beamten wenigstens in Preußen ja auf der Hand. Die Anforderungen im Examen ermöglichen ein volles Bestehen auch dem wenig begabten, der sich z. B. beim Oberlehrer-Examen mit einem Zeugniß geringeren Grades mit all seinen traurigen, sich durch das ganze Leben hinziehenden Folgen begnügen muß; einmal angestellt findet der Jurist in der großen Mehrzahl der Stellen ein gemächliches Leben mit allmählich aber sicher steigendem Gehalt meist ohne erhebliche Arbeitslast; will und kann er arbeiten, so findet er in der Rechtsanwaltschaft lohnende Beschäftigung oder erschließt sich den Zutritt zu den höheren Karrieren. Daß aber selbst jetzt, wo längst Ueberfüllung eingetreten ist, der Zudrang nicht abnimmt wie nach 1830, ist augenscheinlich der unter diesen Umständen doppelt merkwürdigen Gehaltserhöhung von 1879 zuzuschreiben, die unter allen Beamten allein den Juristen zutheil geworden ist.

Bei den Medizinern sind die Schwankungen am geringsten. Bis in die jüngste Zeit fand eine mäßige Zunahme statt, die allerdings in den drei letzten Semestern etwas größer geworden ist. Und wenn sich die Zahl der Mediziner seit 1870 auch etwa verdoppelt, seit 1859 etwa verdreifacht hat, so muß man bedenken, daß sie einerseits die seit 1852

Digitized by Google

auf den Aussterbeetat gesetzten Chirurgen I. und II. Klasse ersetzen müssen, und daß andrerseits ärztliche Hülfe allmählich in immer weitern Kreisen begehrt wird. Daher findet der Arzt, welcher keine Anstrengung scheut und zugleich auf höhere geistige Anregung Verzicht leistet, noch verhältnißmäßig schnell lohnende Wirksamkeit, und man kann wohl Conrad darin beistimmen, daß bis jetzt bei den Medizinern eine Ueberfüllung nicht vorliegt, allerdings mit der Einschränkung, daß wenn die Zahl der Studirenden in gleicher Weise wie in den letzten Semestern zunimmt oder sich auch nur auf gleicher Höhe hält, für die Zukunft ein Ueberfluß eintreten dürfte, denn die letzten 6 Semester weisen folgende Zahlen auf: 4192, 4577, 4795, 5280, 5539, 6172.

In der philosophischen Fakultät ist die Zunahme ebenfalls eine sehr bedeutende: von 1870 bis 1882/83 hat sie sich ungefähr verdoppelt, von 1859 bis 1882/83 annähernd verdreifacht. Es tritt in diesen Zahlen eine auffällige Parallelität mit den Medicinern zu Tage, aber das ist nur zufällig, denn ohne die in den letzten Jahrzehnten in größerer Zahl gegründeten technischen Hochschulen und ohne die wachsende Anziehungskraft der schon länger bestehenden Anstalten dieser Art würde die Zahl der Philosophen noch erheblich mehr gestiegen sein. Und trotzdem kann von einer Ueberfüllung nur in beschränktem Umfange und in geringem Maße die Rede sein. Der enorme Aufschwung der Naturwissenschaften und ihrer Verwendung in der Industrie und auf der anderen Seite die gewaltige Vermehrung der höheren Lehranstalten erheischte eben eine entsprechende Vermehrung der Studierenden; nur in der Mathematik scheint das Angebot augenblicklich etwas zu stark zu sein, in den philosophischen Fächern dagegen nur bei den modernen d. h. neusprachlichen Philologen. Eigenthümlich ist der philosophischen Fakultät die Stetigkeit ihrer Entwickelung. An der tiefen Depression der Universitäten nach 1831 hat sie nur einen geringen Antheil, und statt des rapiden Aufschwungs nach dem großen Kriege finden wir bei den Philosophen eine allmähliche, ziemlich gleichmäßige Zunahme. Und noch eine auffallende Erscheinung. Im letzten Semester (Sommer 1883), zu einer Zeit, wo alle andern Fakultäten noch eine Zunahme zeigen, sinkt die Zahl der Philosophen um 338. Worauf deutet das hin? Bahnt sich hier jetzt schon eine Abnahme an, ohne daß ein Ueberfluß vorangegangen ist oder ist dies eine singuläre Erscheinung, aus der man keine Schlüsse ziehen darf, ohne von den nächsten Semester vielleicht Lügen gestraft zu werden? Möglich wäre das immerhin, doch nicht unwahrscheinlich ist es, daß die materielle Lage des Lehrerstandes nur gerade hinreicht, so lange Anziehungskraft auszuüben, als der Absolvirung des Probejahres unmittelbar die Anstellung folgt, aber

Digitized by Google

nicht genügend ist, eine anstellungslose Zwischenheit zu überwinden. So viel ist sicher, daß wenn die Abnahme anhält, bei der auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Neugründung von höheren Schulen, bald an die Stelle eines jedenfalls nur geringen Ueberschusses empfindlicher Mangel treten wird.

Nachdem Conrad auf diese Weise aus seinem weitschichtigen Material die unmittelbar naheliegenden Schlüsse gezogen hat, drängten sich ihm die Fragen auf: Wie steht es gemäß den gefundenen Resultaten mit unserm gesammten Schulwesen, nnd was ist nöthig, um dasselbe noch weiter zu vervollkommnen? Die Beantwortung dieser Frage ist sehr interessant, wenn man auch besonders neue Gedanken und Vorschläge nicht eigentlich findet. Es werden größtentheils die Anschauungen vertreten, die aus der bisherigen Behandlung dieser Fragen zum Gemeingut der dafür interessirten Kreise geworden sind, und wo eine erhebliche Abweichung davon auftaucht, da dürfte der Verfasser kaum auf dem richtigen Wege sein. Natürlich soll jene Uebereinstimmung mit dem, was schon anderswo ausgesprochen und vielfach anerkannt ist, dem Verfasser nicht zum Vorwurf gemacht werden. Im Gegentheil, grade darin sehen wir, wie schon oben angedeutet ist, den Werth des ganzen Werkes, daß in ihm für die Forderungen der öffentlichen Meinung die so überaus wünschenswerthe wissenschaftliche Grundlage geschaffen ist.

Die beiden Extreme unseres gesammten Schulsystems finden ungetheilte Anerkennung. Zahlen beweisen, wie die Regierungen sorgsam bemüht sind, auf den Universitäten neue Lehrstühle zu errichten, wo ein Zweig relative Selbständigkeit errungen hat, wie da, wo es nöthig ist, mit der Zahl der Studenten die der Dozenten und speziell die der ordentlichen Professoren zunimmt, wie sich auch in geldknappen Zeiten für wissenschaftliche Institute und dgl. die erforderlichen Mittel gefunden haben, und wie tüchtigen Gelehrten, auch wenn sie unbemittelt sind, der Zutritt zur Universitätskarriere erleichtert wird.

Auch die deutsche Volksschule steht auf der Höhe der Zeit. Die Zahl der Analphabeten nimmt beständig ab und ist schon jetzt sehr gering. Conrad kann nach eigenen speziellen Beobachtungen, hie ihn übrigens von englischen Groß-Industriellen bestätigt sind, konstatiren, daß der deutsche Arbeiter und Handwerker überall, wo es nicht auf gewohnheitsmäßigen Fleiß und Ordnungssinn, sondern auf die Fähigkeit, sich in neue Situationen hineinzufinden, durch eigenes Nachdenken auch selbständig komplizirtere Aufgaben zu erfüllen, ankommt, dem englischen Arbeiter weit überlegen ist. „Das ist aber nur die Errungenschaft der bessern und allgemeinern Schulung des Geistes, welche unser Arbeiterstand in unsern Schulen, besonders in den mehrklassigen niedern Bürgerschulen erlangt."

Digitized by Google

Dem mittleren Schulwesen (es sei uns gestattet, der Kürze wegen, diesen Ausdruck zu verwenden) dagegen wird vorgeworfen, daß es die Halbbildung verallgemeinert, daß es für das praktische Leben hinlänglich vorgebildete Jünglinge nicht in genügender Zahl liefert, daß es die höheren Gesellschaftsklassen in einseitiger und unberechtigter Weise bevorzugt, und daß es an der Ueberproduktion studirter Leute schuld sei. Die Wurzel aller dieser Uebel aber ist die staatliche Bevorzugung des lateinischen Unterrichts und der diesen besonders betreibenden beiden Arten von Gymnasien, Gymnasium und Realgymnasium. Ihnen und besonders der ersteren Spielart sind eine große Anzahl von Berechtigungen zuerkannt, hinter denen alle andern Schulen mehr oder weniger weit zurückstehen. Das führt den Gymnasien eine sehr große Anzahl von Schülern zu, die dem eigentlichen Zweck derselben, Vorschulen für die Universitäten zu sein, ganz ferne stehen, die sich vielmehr entweder die andern Berechtigungen erwerben oder sich überhaupt die Entscheidung über ihre Zukunft offen halten wollen; der Zudrang von Schülern veranlaßt dann wieder Neugründungen, und diese ziehen wieder Schüler an. Und selbst die Väter, die ihren Söhnen gern eine tüchtige Vorbildung für einen praktischen Beruf geben lassen möchten, haben oft nur die Wahl zwischen Volksschule und Gymnasium, wenn sie nicht in der Lage sind, ihre Söhne aus dem Hause zu geben, denn in Preußen liegt mehr als die Hälfte aller Gymnasien isolirt in Städten, in denen keine anderen höheren Schulen als Gymnasien vorhanden sind, ja in 2 Städten (Glogau und Liegnitz) sind sogar zwei Gymnasien ohne eine einzige andere höhere Schule, wenn man von einem Seminar absieht. So kommt es, daß sich bei dem augenscheinlichen Bestreben der Väter den Söhnen eine höhere Bildung zu verschaffen als sie selbst errungen haben, die Zahl der Gymnasiasten in nicht ganz 30 Jahren mehr als verdoppelt hat, daß $18^{53}/_{54}$ auf 100000 Einwohner im alten Preußen 221 Gymnasiasten (incl. Progymnasiasten und Vorschüler), $18^{80}/_{81}$ 349 kamen. Besonders wichtig aber ist das Verhältniß der Primaner zu der Gesammtzahl der Schüler, und hier zeigt sich, daß gegenüber den 30er und 40er Jahren eine nicht unerhebliche Abnahme der Primaner stattgefunden hat, wenn auch gegenwärtig gegenüber dem Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre eine Verbesserung eingetreten ist. In dem gesammten Preußen war $18^{80}/_{81}$ die Zahl der Gymnasiasten 73,922, incl. der Progymnasiasten, aber excl. der Vorschüler 78,718. Von diesen waren Primaner 7,925 oder ungefähr 10 Prozent, während nach der Dauer des Klassenkursus berechnet $^2/_9$ in Prima sitzen müßten. Daraus ergiebt sich, daß mehr als die Hälfte aller Gymnasiasten die erste Klasse nicht erreichen; noch geringer aber und seit 1831 in rela-

Digitized by Google

tiver Abnahme begriffen, ist die Zahl derer, die das Abiturienten-Examen bestehen. Diese Zahlen würden für den Prozentsatz der Primaner noch ungünstiger sein, wenn man alle diejenigen hinzurechnen könnte, die sich privatim vorbereiten lassen und erst in die mittleren Klassen der Gymnasien aufgenommen werden; aber sie reden auch so eine deutliche Sprache, sie zeigen, daß weit über die Hälfte aller Gymnasiasten sich mit einer unfertigen, in vielerlei Fächern die Anfänge und nirgends einen Abschluß gewährenden Bildung begnügen. Sehr viele gehen anfänglich auf das Gymnasium, um sich über die Elementarbildung zu erheben, manche vielleicht nur um in gewählterer Gesellschaft aufzuwachsen, dann scheuen sich die Eltern, auch wenn sie nur langsames Fortschreiten, wiederholtes Sitzenbleiben erfahren, sie in die Volksschule zu schicken, dann winkt in erreichbarer Ferne die Berechtigung zum einjährigen Dienst, dann bei jeder neuen Versetzung eine neue Berechtigung, die den Schüler, wie das Irrlicht den Wanderer, in den Sumpf lockt. Wenn es künstlich darauf angelegt wäre, möglichst viele zu verleiten, sich eine nutzlose Halbbildung zu erwerben, oder gegen ihre ursprüngliche Absicht und natürliche Beanlagung die Universität zu beziehen, es hätte nicht geschickter angefangen werden können. Und die große Zahl derjenigen, die nun doch nicht das Abiturienten-Examen machen, oder wenn sie es machen, doch nicht studiren, was wird aus ihnen? Für ein Handwerk, für den Kleinhandel und andere praktische Thätigkeit sind sie verdorben; die Zeit der Empfänglichkeit des Geistes für derartige Beschäftigungen ist vorbei; ihr Wissen hat sie mit thörichtem Dünkel erfüllt, ihre Lebensansprüche sind allein schon durch den höhern Umgang gestiegen, sie drängen sich nun massenweise in das Büreau, an den Postschalter, in das Steueramt und bilden jene unzufriedenen Subalternbeamten, deren beständige und ewige Klagen dem Politiker als ein trauriges Zeichen verkehrter Zustände erscheinen müssen.

Und doch wie großen Segen könnten dieselben Kräfte an passende Plätze gestellt sich und dem Vaterlande schaffen! Wie bitter noth auch jetzt noch unserm Handwerk mehr Intelligenz thut, das weiß jeder der sich auf kleinstädtische Handwerker angewiesen sieht, und wie sollen denn sonst unsere Kaufleute die Konkurrenz mit den gerade für diesen Beruf so außerordentlich viel besser beanlagten Juden aufnehmen, wenn sie nicht, was ihnen an Anlagen fehlt, durch geistige Bildung ersetzen? Das kann aber nur durch eine für ihren Beruf passende, nicht durch unsere lateinische Halbbildung geschehen.

Der größere Theil unserer Gymnasiasten fällt vor dem Abiturienten-Examen ab, ein anderer Theil macht zwar das Examen, bezieht aber nicht die Universität, und doch giebt es noch zu viel Studenten, der beste Be-

Digitized by Google

weis, daß die Zahl der Gymnasiasten viel zu groß ist, ja sie ist wie gesagt so groß, daß durch sie schätzenswerthe Kräfte andern Berufsarten entzogen werden; und trotzdem bringen Staat und Communen alljährlich die bedeutendsten Opfer, um die Zahl der Gymnasiasten in dieser Höhe zu erhalten und zu vermehren, denn der Aufwand für jeden Gymnasiasten und Pro-Gymnasiasten beträgt im Durchschnitt 174 Mark, wovon durch Schulgeld nur 81 Mark aufgebracht werden, durch Steuern 80 Mark, und der Rest aus dem eigenen Vermögen der Anstalten, während für jeden Volksschüler der Zuschuß aus allgemeinen Mitteln nur 18 Mark beträgt.

Wie steht es nun mit den unseren Mittelschulen gemachten Vorwürfen? Sind sie durch diese Ausführungen als richtig bewiesen oder läßt sich Erhebliches dagegen einwenden? Wir glauben nicht, und auch gegen die von Conrad vorgeschlagenen Heilmittel: Neuordnung des Berechtigungswesens, Gründung von Schulen für Praktiker, Erhöhung des Schulgelds für Gymnasien unter gleichzeitiger Vermehrung der Freistellen für bedürftige talentvolle Schüler, können wir um so weniger etwas haben, als wir für genau dieselben unabhängig von Conrad schon eingetreten sind*). Nur halten wir es für bedenklich, wenn Conrad meint, das Schulgeld könne um 50 Proc. und später um 100 Proc. erhöht werden, um die Kosten des Unterrichts ganz zu decken. Hier muß unserer Ansicht nach mit größter Behutsamkeit verfahren werden, denn wenn die Zahl der Studirenden auch zu groß ist, so dürfte sie nach ungefährer Schätzung doch ohne schädliche Folgen schwerlich um mehr als 25 Proc. sinken. Wer aber kann sagen, welche Folgen eine Schulgelderhöhung von 50 Proc. oder gar von 100 Proc. nach sich ziehen würde? Auch wäre dabei zu fürchten, daß dadurch ein Element, das Conrad selbst für wünschenswerth hält, zum Theil verdrängt würde, die Söhne studirter Beamten, die, soweit sie vermögenslos sind, den Besuch der Universität schon jetzt nur durch knappe Sparsamkeit bei Zeiten ermöglichen, schwerlich aber eine höhere Belastung vertragen können. Als sehr zweckmäßig erscheint Conrad ferner die Vertheilung der höheren Schulen in Sachsen, wo nicht ein einziges Gymnasium ohne Konkurrenz dastehe, sondern überall zugleich eine Real- oder höhere Bürgerschule bestehe. Nach einem Bericht in den „Blättern für höheres Schulwesen" hat er dann in einem in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag direkt die Forderung ausgesprochen, daß die Errichtung von Gymnasien nur da gestattet werden dürfte, wo eine Real- oder höhere Bürgerschule bestehe, was uns in dieser Allgemeinheit doch etwas zu weit gegangen scheint.

*) Man vergl. unsre Artikel in der „Polit. Wochenschrift" 1882, Nr. 21 und 72; 1883 Nr. 14, und in den „Blättern für höheres Schulwesen" 1884 Nr. 4.

Digitized by Google

So viel ergiebt sich aber mit Sicherheit aus Conrads Ausführungen, daß eine Umgestaltung auf diesem Gebiete unseres Schulwesens dringend nothwendig ist, wunderbar könnte es nur scheinen, daß sich das Unwesen so weit entwickelt hat und so lange unbekämpft geblieben ist. Und hier seien uns zum Schluß noch einige Worte gestattet, die dafür eine Erklärung versuchen wollen. Unsere Schulverwaltung hat wohl und bei Zeiten erkannt, daß die Gymnasien für das praktische Leben eine ungenügende Vorbildung gewähren und hat versucht den Bedürfnissen des Bürgerstandes durch Gründung von Realschulen entgegenzukommen, aber befangen in den Anschauungen der Zeit geglaubt, um diese Anstalten leistungsfähig zu machen, ihnen ein Bischen Latein mit auf den Weg geben zu müssen. Nun verkennen wir nicht den Werth des Lateinischen als Unterrichtsmittels, wir glauben, daß es ganz abgesehen von seinem praktischen Nutzen noch auf sehr lange Zeit als eine vorzügliche Schulung für den Geist, als einzig-dastehende Vorbildung für Universitätsstudien nicht wird entbehrt werden können, aber der lateinische Unterricht ist ein zweischneidiges Schwert, er läßt sich nicht daran genügen ein Hauptfach zu sein, sondern er muß, soll er wirklichen Nutzen stiften, das Hauptfach sein, wie er es gottlob auf unsern Gymnasien noch heutzutage ist; wo er das nicht ist, fördert er nicht die Ausbildung des Geistes, sondern wird zum geisttötenden Buchstaben. Daran laborirten unsere Realschulen aller Nüanzen, und um das Unglück voll zu machen, trat dazu der unglückliche Gedanke selbstmörderischer Realschullehrer aus ihren Anstalten Konkurrenten der Gymnasien zu machen. Die Unterrichtsverwaltung aber, an deren Spitze kein Fachmann stand, zeigte sich vielleicht eben deswegen den Agitationen der Fachmänner gegenüber zu nachgiebig, und so wurden die Realschulen ihrem ursprünglichen Beruf immer mehr und mehr entfremdet, bis sich schließlich das Realgymnasium entwickelte, das nun seinerseits in steigendem Prozentsatze seine Abiturienten auf die Universität schickt, so daß 1879 von 678 Real-Abiturienten 333 die Universität bezogen. So wurde also grade zu einem Zeitpunkte, wo Ueberproduktion studirter Leute im Anzug war, dem Zuflusse eine neue Quelle eröffnet. Hier muß sich nun zeigen, ob das Realgymnasium genug Gymnasium ist, um seine Stellung behaupten zu können, oder genug Realschule, um mit den übrigen Realanstalten das Latein und die Vorbereitung zur Universität aufgeben zu können, denn für alle andern Realanstalten wird sich das Latein auf die Daner sicher nicht behaupten können.

Dafür endlich, daß die so nothwendige Reform noch nicht in Angriff genommen wird, scheint uns der Grund darin zu liegen, daß mit ihr noch mancherlei andre Fragen in unlösbarem Zusammenhang stehen. Würde

Digitized by Google

z. B. durch Verminderung der Gymnasiasten die Zahl der Studirenden auf ein normales Maaß herabgesetzt, so würde unter den jetzigen Verhältnissen aller Wahrscheinlichkeit nach die (evangelisch-) theologische Fakultät stark, die medizinische und philosophische etwa nach Verhältniß der gesammten Abnahme, die juristische dagegen nur mäßig sinken, und es würde an Theologen und Lehrern bald Mangel eintreten, bei den Juristen der Ueberfluß bleiben, während die Mediziner wohl dem Bedürfniß genügen würden. Die Gründe dafür sind dieselben, welche bei den Juristen die größte Ueberfüllung, bei den Lehrern eine allmähliche Zunahme und bei den Theologen erst, als nirgends sonst mehr ein Unterkommen zu finden war, eine Befriedigung des Bedürfnisses erzeugt haben. Hier muß zunächst der Hebel angesetzt werden, es müssen die verschiedenen Fakultäten gleich anziehungsfähig gemacht werden, wenn Ruhe und Stetigkeit in die Entwicklung kommen soll. Ein Glück ist es, daß bei den Medizinern, auf die der Staat noch den geringsten Einfluß ausübt, sich von selbst seit langer Zeit gesunde Verhältnisse entwickelt haben; die Theologen bedürfen nicht nur einer besseren pekuniären Stellung, sondern noch wichtiger ist, daß die kirchlichen Behörden die engherzige und unchristliche Intoleranz aufgeben, die die Kirche zu veröden droht und die ohne den anormalen Zudrang zu den Universitäten vor ihren eigenen Früchten erschrocken Halt gemacht hätte. Wären ihr nicht die verkehrten Verhältnisse unseres Mittelschulwesens zu Hülfe gekommen, dann hätte die Orthodoxie sich schon lange zu Konzessionen an die Zeit verstehen müssen, jetzt gewährt sie eine treffende Illustration des Satzes, daß wo ein Glied des Volkskörpers krankt, das Ganze in Gefahr ist, ungesund zu werden. Die Wünsche endlich der Gymnasiallehrer sind zu bekannt, um einer nähern Erörterung zu bedürfen, möchten sie nur so weit möglich in Erfüllung gehen, damit die unausgesetzte Agitation in Zeitschriften, Brochüren, Reden und Petitionen, die die Berufsfreudigkeit gründlich zu zerstören im Begriff ist, ihr Ende erreicht.

Oels i. Schles. Dr. Leopold Reinhardt.



Digitized by Google

# Einige Worte zur Koloniſation.

Die La-Plata-Länder, unter beſonderer Berückſichtigung ihrer wirthſchaftlichen Verhältniſſe, Viehzucht und Koloniſation, und ihrer Bedeutung für deutſche Kapitaliſten und Auswanderer. Von Karl Friedrich. Hamburg 1884, bei Friedrichſen.

---

Die vorgenannte Schrift iſt geeignet, ſanguiniſche Leute, die ſich auf Koloniſation fremder Welttheile werfen wollen, vor Gefahren zu warnen, und ſchwindelhaften koloniſatoriſchen Unternehmungen entgegenzuwirken. Und daher verdient ſie einem größeren Publikum bei uns bekannt zu werden.

Denn ich glaube, daß bei uns in Deutſchland der Koloniſationswagen bereits ſoweit in Bewegung genommen iſt, daß ein vorſichtiger Kutſcher auf dem Bocke gelegentlich nach dem Griff der Bremſe fühlen muß, ob ſie auch ganz in Ordnung ſich befinde. Es iſt in allen Zeiten und überall mit der Koloniſation eine in Rückſicht auf das Maß der Bewegung eigenthümliche Sache geweſen. Oft hat es Völker gegeben, die überhaupt weder Neigung noch Begabung für Koloniſation hatten; oft andere, die in langer Zeit dieſe Eigenſchaften nicht zeigten, und dann endlich bedeutende Kolonieen gründeten. Aeußere oder innere Bedingungen der Entwickelung ließen jene Begabung ſolcher Völker nicht hervortreten, bis ein geeigneter Moment in ihrer Geſchichte ihnen die Bewegung nach Außen geſtattete und die Neigung wach rief, ihre koloniſatoriſche Begabung zu bethätigen. Wenn aber dieſer Moment in ihrer Geſchichte eintrat, dann hat es ſich oft ereignet, daß die Neigung zu koloniſatoriſcher Arbeit plötzlich übermäßig anſchwoll und ungeſunde, leidenſchaftlich-phantaſtiſche Bewegung hervorrief, was zur weiteren Folge hatte, daß ſolche ſtürmiſche Bewegung dem Volke zum Schaden und der koloniſatoriſchen Arbeit zum Abbruch gereichte. In England, in Frankreich hat es Zeiten gegeben, wo die Koloniſationswuth das ganze Volk krankhaft ergriff und einem ungeheuren Schwindel ein ungeheures Elend auf dem Fuße nachfolgte; es wurde ein Börſenſpiel daraus wie irgend ein anderes, und hatte ſeinen Krach und ſeinen Fluch ſo gut als andere Börſenſpiele.

Digitized by Google

Denn die Möglichkeit leichter Erwerbung von Reichthümern ist bis heute ein Beweggrund geblieben, welcher bei den meisten kolonisatorischen Unternehmungen mitwirkt und vielen den verderblichen Stempel des Spieles aufdrückt.

Kolonisation aber soll Arbeit, nicht Spiel sein, wenn sie dauernden Erfolg haben will. Am wenigsten soll derjenige den Weg des Kolonisten einschlagen, der damit den Weg der Arbeit verlassen will, die ihn daheim gut ernährte. Aber wir haben auch allen Grund die möglichste Vorsicht solchen Leuten zu wünschen, welche blos ihr Kapital hinausschicken, um es in Handelskolonien fruchtbar anzulegen. Denn eben weil wir einen gesunden Fortgang der gegenwärtigen Bewegung wünschen, fürchten wir all zu große und all zu viele Enttäuschungen.

Wir werden gewiß nicht erhebliche Kolonieen gewinnen ohne Fehlgriffe und böse Erfahrungen. Wollte und könnte man die Summen an Menschen und Geld zusammenrechnen, welche England verloren hat bei kolonisatorischen Versuchen, welche noch heute jährlich auf solche falsche Speculationen in fremden Welttheilen von Engländern verloren werden, so würden es erschreckende Mengen sein. Der Engländer hat viel Geld und wagt dasselbe leicht; wir Deutsche haben wenig und entbehren des Sinnes und Verständnisses für kolonisatorische Unternehmungen; wir haben geringe Neigung, unser Geld in eigenen Unternehmungen außerhalb Europa's anzulegen und ziehen oft weit gefährlichere Anlagen vor, wenn sie nur in der Nähe, mit bekanntem Namen ausgestattet sind oder unter bekanntem Schutzpatron stehen. Für Alles ist bei uns Geld zu haben, was sich in einem Börsenpapier darstellen läßt, d. h. man giebt leicht sein Geld einem Andern, der damit arbeiten mag, und wenn es auch Einer ist, von dessen Character man wenig oder Uebles weiß; aber während Milliarden deutschen Kapitals in fremde Länder wandern, weil man zu diesen Ländern ein oft sehr unklar begründetes Vertrauen hat, wagen wir eine Million nur sehr schwer an ein Unternehmen in der Fremde, das wir in unseren eigenen Händen behalten. Ich glaube, daß, wenn sich heute eine englische, ja eine österreichische oder gar russische Kolonisationsgesellschaft für Afrika oder Amerika aufthäte, dieselbe leichter uns bewegen könnte, ihr unser Geld anzuvertrauen als wir uns entschlössen, das Unternehmen selbst in Gang zu setzen. Es fehlen uns eben Erfahrung und Selbstvertrauen auf diesem Boden. —

Indessen fürchte ich nicht, daß wir heute in Deutschland die Wege gehen werden, welche die Holländer gehen, seit sie durch die Engländer ihrer Herrschaft zur See beraubt wurden. Wir werden nicht wie sie ruhig zu Hause sitzen und Zinsen von Darlehen einstreichen, sondern end-



Digitized by Google

lich doch genöthigt ſein, ſelbſt mit unſerem Gelde draußen zu arbeiten, nicht nur kaufmänniſch, ſondern auch politiſch. Und da wird im einzelnen Falle die Vorſicht von Nutzen ſein, welche wir bisher in all zu großem Maaße prinzipiell in Rückſicht auf überſeeiſche Unternehmungen beobachten. Wenn vor mehr als hundert Jahren ein ſo gewaltiger Schwindel mit Koloniſation in England und Frankreich getrieben werden konnte, ſo kann das heute noch leichter geſchehen, wo der Verkehr ſich in unverhältnißmäßig größeren Maaßen bewegt. Der Leute, die zum Schwindel bereit ſind, ſind mindeſtens eben ſoviel als damals und der Mittel ihn ins Werk zu ſetzen, ſehr viel mehr als damals. Es giebt heute Staaten, die vorwiegend von Schwindel leben, indem ſie auf die Börſen Europa's oder auf europäiſche Auswanderer ſpeculiren. Die Preſſe aller Länder iſt ſehr geeignet, theils aus Unwiſſenheit, theils in bewußtem Betruge ein Sprachrohr für koloniſatoriſchen Schwindel zu ſein. Millionen an Geld und Tauſende an Menſchen werden von ihr bald da bald dort in ſchwindelhaften Unternehmungen zu Grunde gepreßt. Der Apparat für Täuſchung und Verlockung zu ſolchen Unternehmungen iſt über den größten Theil der Welt verbreitet, iſt gewaltig und mächtig. Wenn ein Koloniſationsfieber irgend wo in Europa heute ausbräche, wie es von Law in Frankreich angefacht ward und nach England hinüber ſprang, ſo wären alsbald ganze Armeen auf den Beinen, die Krankheit zu ſteigern und auszubeuten. Und es wäre vergeblich darauf zu rechnen, daß in unſerer Zeit die Menſchen klüger geworden ſeien als ſie damals waren, wo der Südſee-Schwindel jeden Eckenſteher Londons erfaßt hatte.

Indeſſen iſt dieſe Gefahr gegenwärtig nicht vorhanden und wir brauchen uns um ſie nicht zu ſorgen. Wohl aber beſteht grade für die beginnende Bewegung zu Gunſten koloniſtiſcher Unternehmungen die andere Gefahr, daß ſie in ihren Anfängen auf Hinderniſſe ſtoße, welche die ganze Bewegung in's Stocken bringen könnte, auch dort und unter ſolchen Umſtänden, wo ſie durchaus geſund und wohlthuend für unſer Volksthum wäre. Es giebt der Leute genug im Lande, welche blos auf einen geringen Fehltritt auf dieſem von ihnen verabſcheuten Wege lauern, um laut zu ſchreien: dies hätten ſie längſt vorhergeſehen und voraus verkündet, und das erweiſe klar, daß ſie die allein Weiſen ſeien. Es giebt ſehr viele Leute, und das unter den dem Handel und der Induſtrie angehörenden Klaſſen, welche noch keine Zeit gefunden haben darüber nachzudenken, was die Koloniſation für uns und insbeſondere für ſie bedeute. Sie fahren ruhig in dem Kielwaſſer der alten Freihandelslehre weiter, weil es ihnen leidvoll ergeht und das nationale Intereſſe ihnen außerhalb der Handelsintereſſen zu liegen ſcheint. Wo man Geld verdienen

Digitized by Google

kann, gehe man hin und thue es, ſagen ſie, und kümmere ſich nicht darum, ob man's verdient beim Engländer oder Chineſen. Die Phraſe von der Heilſamkeit des ſtaatlichen Gehenlaſſens in wirthſchaftlichen Dingen hat, von ihrer inneren Falſchheit als eines Prinzipes abgeſehen, noch die ſehr üblen Folgen, daß ſie die Leute einſchläfert in Rückſicht auf ſolche Intereſſen, die außerhalb der individuellen Machtſphäre liegen. Das Gelderwerben des Einzelnen wird ſo ſehr alleinherrſchend unter dem Motto des Gehenlaſſens, daß man aufhört überhaupt auf andere Formen des Erwerbes als die individualiſtiſche zu denken. Der Unternehmungsgeiſt des Einzelnen wird geſtachelt, der der Geſellſchaft erſchlafft. Ich kenne noch heute viele und verſtändige Männer, welche ſchlankweg meinen: Kolonieen ſeien überhaupt und allgemein ein Unglück und eine Laſt für ein Volk. Es iſt in der That ſchwer, hierauf eine ernſthafte Entgegnung zu geben. Mir ſcheint eine ſolche Behauptung etwa verwandt zu ſein dem Ausſpruch, den der Beſitzer eines Kohlenbergwerks gegen einen Landwirth thäte: Regen ſei eigentlich eine ſchädliche Naturerſcheinung. Man muß eben Köhler ſein, um derartigen Ideen ſich hingeben zu können. Ich pflege mich ſolchen Erklärungen gegenüber in Verlegenheit zu fühlen, weil es peinlich wäre, dagegen etwa ſo bekannte Thatſachen anzuführen, als die, daß ſo lange die Welt ſteht, noch alle Kulturvölker der entgegengeſetzten Meinung geweſen ſeien, indem ſie ſtets den Nutzen von Kolonieen eben ſo zweifellos anerkannten als den des Regens. Ein ſolcher Ausſpruch iſt nur möglich von dem allerſtrengſten Geſichtspunkte der eigenen Taſche aus; er will ſo viel ſagen als: „ich brauche für meine Geſchäfte keine Kolonien, und da ich, wenn der Staat ſolche erwerben wollte, mit zu den Koſten der Erwerbung beiſteuern müßte als Steuerzahler, was eine für mich unmittelbar nicht nöthige Ausgabe wäre, ſo halte ich die Erwerbung von Kolonieen für ſchädlich.“ Dieſer Standpunkt iſt ſo eng, daß es als unhöflich erſcheinen könnte, auf ihn hinzuweiſen.

Nächſt derartigen ausſchweifenden Anſichten ſind andere ſehr verbreitet, welche minder hart gegen die Wirklichkeit verſtoßen, aber ebenfalls nur durch einen erheblichen Mangel an Umſicht in den realen Verhältniſſen des Verkehrslebens zu erklären ſind. Es ſcheint faſt unſtatthaft für Einen, der außerhalb der Handelswelt ſteht, gegen Glieder derſelben den Vorwurf zu erheben, daß ſie ihren Nutzen nicht ſorgfältig genug erforſcht hätten. Und doch kann ich dieſen Vorwurf nicht unterdrücken. Die Erklärung für ſolche Erſcheinung finde ich wieder in dem individualiſirenden freihändleriſchen Geiſte, der heute ſeinen Höhepunkt und ſeinen Wendepunkt erreicht hat. Nehmen wir einen Hamburger Kaffeehändler X an. Herr X richtet ſein Geſchäft ein, ſchickt zur Erlernung deſſelben einige

Digitized by Google

junge Leute nach Amſterdam und London; die müſſen dort erſt die Sprache lernen, was Geld und Zeit koſtet, die Herr X bezahlt; ſie kehren zurück, werden nach Java geſchickt; dort ſind ſie in holländiſcher Umgebung, treten als Holländer oder Engländer in Sprache, Sitte, Kleidung auf, müſſen holländiſche Rechtsverhältniſſe, Uſancen lernen, und ſtehen doch als Fremde ſchlechter als die Einheimiſchen gegenüber Behörden und Beamten. Herr X bezahlt wieder alle Fehlgriffe, die ſie durch ihre Unkenntniß des holländiſchen Rechts oder Mißgunſt der dortigen Gewalten machen. Sie beziehen Kleider, Nahrung, eventuell Maſchinen u. ſ. w. meiſt aus England oder aus Holland, wie die andern Kaffeehäuſer auf Java; die Frachten werden meiſt auf engliſchen Schiffen von ihnen verladen oder gehen durch engliſche Häfen, die Rimeſſen gehen über London, und den Gewinn hiervon verliert wenn auch nicht Herr X, ſo der deutſche Rheder, Banker, Makler, Spediteur u. ſ. w. Der Kaffee kommt allerdings nach Hamburg, Herr X verkauft ihn weiter, macht ein gutes Geſchäft dabei; aber aller Nebenverdienſt geht in fremde Taſchen. Und hier iſt wieder jener individualiſtiſche Geiſt des Kaufmannes, der ſagt: was geht mich der Schneider an, der meinem Commis in Java Kleider aus Hamburg liefern könnte, was der Lieferant von Conſerven, Wäſche, von Maſchinen, was der Rheder, Banker, Spediteur u. ſ. w. — da ich meinen Gewinn doch habe! Eben ſo wenig denkt Herr X daran, daß, wenn Java eine deutſche Kolonie wäre, er mit ganz anderer Sicherheit ſeine Prozeſſe führen, ſeine Anlagen dort machen und ſchützen, für die Entwickelung ſeines Geſchäfts bei der deutſchen Regierung in Berlin ſorgen könnte, ſtatt daß er jetzt in den Händen holländiſcher Beamten iſt, gegen welche ein deutſcher Konſul ihn nur in mäßigen Grenzen ſchützen kann.

Dieſe Leute, ſowohl diejenigen, welche grundſätzlich Kolonien für ein Uebel erklären, als diejenigen, welche dagegen ſich gleichgültig verhalten, weil ihre Geſchäfte auch ohne Kolonieen gut gehen, als auch ſolche, die überhaupt über dieſe Sache noch nicht nachgedacht haben, ſind für den Fortgang dieſer Bewegung gefährliche Leute. Viele, und beſonders die, welche behaupten ihre Gegnerſchaft gegen Erwerbung von Kolonieen auf eine Meinung, ſogar auf eine Ueberzeugung zu ſtützen, können ihren Standpunkt nur einnehmen indem ſie das Auge gegen alle geſchichtliche Erfahrung ſorgfältig verſchließen und keinerlei anderes Argument zulaſſen, als welches aus ihrem eiſernen Geldſchranke im Büreau zu holen wäre, oder welches angeblich in einem großen freihändleriſchen Prinzipe enthalten ſei. Dieſe ſelben Leute aber, die tägliche und tauſendjährige Erfahrungen kurz abweiſen, werden, ſobald nur eine einzige koloniſtiſche Unternehmung in unſerer Zeit mißglücken ſollte, nicht zögern ihr volle

Digitized by Google

empirische Beweiskraft beizulegen. Sie werden alsbald diese Erfahrung für genügend erklären um ihre angebliche Ueberzeugung zu rechtfertigen und sich der Pflicht für entbunden halten, die Frage wirklich zu untersuchen. Da wir nun sehr wahrscheinlich Mißerfolgen bei den kolonistischen Bestrebungen nicht entgehen werden, so können wir auf das Eintreten des Triumphgeschreies dieser Leute wohl mit einiger Sicherheit rechnen. Es wäre dann aber schlimm, wenn der Mißerfolg ein Unternehmen von solchem Umfang und Bedeutung träfe, daß dadurch große materielle Wunden bei uns geschlagen und große Hoffnungen zertrümmert würden. Wir haben allen Grund den Unternehmungsgeist zu wecken, aber auch große Sorgfalt und Vorsicht beim Handeln zu wünschen.

Die vorliegende Schrift hat das Verdienst mit klarer Absicht allzu hitzigen Vorstellungen entgegenzutreten, die vielfach über die La-Plata-Länder im Umlaufe sind. Diese Länder stehen in der ersten Reihe derer, welche als für Besiedelung günstig angesehen werden, und zwar sowohl für merkantile Unternehmungen als für kolonistisch-ackerbauende Besiedelung. Es sind gewaltige Gebiete, mit geringer Bevölkerung, die dem Deutschen weder national noch wirthschaftlich überlegen ist. Aber sie sind im Vergleich zu Nordamerika arm an natürlichen Schätzen, nur zum geringen Theil fruchtbar, und ohne geordnete staatliche Einrichtungen; sie entbehren auch der Volksmenge, welche weit wildere Gebiete in Afrika zu günstigeren Plätzen für die Festsetzung europäischer Kultur macht, als diese spanischen Republiken vorläufig sind. Nichtsdestoweniger bürgen ihre großen Wasserstraßen, die Ausdehnung der Länder, die klimatischen Vorzüge für eine günstige Entwickelung, an der theilzunehmen uns Deutschen zu großem Vortheil gereichen würde. Genaue und zuverlässige Nachrichten über diese Länder sind daher für uns heute von besonders hohem Werthe, und der Verfasser scheint seine Angaben mit einer Sorgfalt gewählt zu haben, die bei manchen anderen Schriften über die La-Plata-Länder vermißt worden ist. Er kommt für die unteren La-Plata-Länder, Argentinien und Uruguay, zu dem Schluß, daß Viehzucht vorläufig die einzige Aussicht auf einen sicheren und mäßigen Erfolg für den deutschen Unternehmer dort darbiete. Er giebt einen finanziellen Entwurf für eine darauf zu gründende Ansiedelung und deren Entwickelung für die ersten Jahre, welcher sich auf Erfahrungen und Beobachtungen dortiger Ansiedelungen stützt. Solche vollständige, farblose Darlegungen sind um so dankenswerther als wir bisher nur zuoft mit Schilderungen bedacht worden sind, die entweder von touristischer Schwärmerei oder von luftiger Gelehrsamkeit oder gar von betrügerischen Zwecken nicht frei waren.

Wir besitzen bisher in unserem Consulatswesen noch nicht jenes ge-

Digitized by Google

ſchulte Heer, wie es die Engländer haben, um uns durch daſſelbe jederzeit zuverläſſige Darlegungen über diejenigen Bedingungen verſchaffen zu können, welche im Allgemeinen maßgebend für wirthſchaftliche oder koloniſtiſche Unternehmungen in überſeeiſchen Ländern wären. Wir haben kein Kolonialamt, welches berufen wäre eine Stütze für günſtige und eine Schranke für ſchlechte Unternehmungen zu ſein. Was die Staatsregierung oder Reichsregierung bei uns bisher thun kann, iſt im Reiche dem offenbaren Betruge oder Schwindel entgegenzutreten. Sie vermag jedoch nicht zu verhindern, daß ſchwindelhafte Verlockungen von außen ins Land dringen, noch ſelbſt im Reiche Darſtellungen zu entkräften, welche mit einigem Geſchick betrügeriſch oder mit gutem Glauben falſch die Verhältniſſe überſeeiſcher Länder ſchildern. Hierzu wäre die Reichsregierung erſt dann in den Stand geſetzt, wenn ſie ſelbſt im Beſitz richtiger und ausreichender Angaben über die für koloniſtiſche nnd wirthſchaftliche Unternehmungen wichtigen Zuſtände jener Länder wäre. Solche Angaben zu liefern iſt aber bisher meines Wiſſens nicht die Aufgabe unſerer Conſuln geweſen, ſoweit es ſich nicht darum handelte einer allzu offenbar ungünſtigen Bewegung in dieſer Richtung Schranken zu ſetzen. Mit der blos verneinenden Thätigkeit unſerer öffentlichen Organe iſt hier wenig gewonnen.

Um ſo vorſichtiger ſollte man in dem Vertrauen zu Darlegungen der Preſſe, um ſo vorſichtiger in den ſich mehrenden Vereinen zur Förderung der Koloniſation ſein in Rückſicht auf die practiſche Inangriffnahme von Anſiedelungen. Um ſo dringender iſt es auch geboten die Kräfte durchaus in einem Punkte zu ſammeln, der dadurch die Mittel gewänne in etwas das zu erſetzen, was andere Länder in ihren Kolonialämtern beſitzen. Gegenüber der vollendeten Schamloſigkeit, mit welcher grade von Amerika aus betrügeriſcher Schwindel zur Anlockung von Geld und Menſchen aus Europa getrieben wird, und davon die vorliegende Schrift ein hervorragendes Beiſpiel in dem zu Buenos Ayres erſcheinenden engliſchen Blatt „Standard“ giebt; gegenüber dieſem Schwindel, ſage ich, iſt es ein dringendes Bedürfniß, daß an einer zuverläſſiigen Stelle, in einem vertrauenswürdigen Verein der Kampf gegen ſolchen Schwindel und der Schutz unſerer Kapitalien und Menſchen gegen ihn — ſoweit dieſelben überhaupt einen Schutz wünſchen, conzentrirt werde. Wenn wir fortfahren, wie bisher in mancherlei Richtungen und Vereinen uns zu ſplittern, ſo werden arge Mißgriffe nicht ausbleiben, ſo werden verfehlte Unternehmungen ſchon um deswillen häufiger geſchehen, weil die Kräfte ſich oft als unzulänglich erweiſen werden ſowohl um eine Unternehmung einzuleiten als um ſie durchzuführen. Wir beſitzen nicht eine ſolche Menge von Kapital,

Digitized by Google

daß es uns geſtattet wäre ohne großen Schaden erhebliche Summen auf erfolgloſe Verſuche zu verwenden; wir beſitzen ebenſowenig die Ueberfülle von Leuten, welche geeignet und gewillt wären koloniſtiſche Unternehmungen auszuführen. Was wir in Fülle beſitzen ſind Männer, die gern und oft mit gelehrter Sachkenntniß über dieſe Dinge reden und ſchreiben können; allein, dieſes iſt ein Reichthum, der nicht immer praktiſch productiv, dagegen als ein belaſtender Luxus wirkt. Kenntniſſe, Gelehrſamkeit erzeugen feſte Anſichten, und dieſe hindern oft die praktiſche Anpaſſung an gegebene materielle Verhältniſſe, welche Demjenigen leichter zu Gebot ſteht, der ohne ſolche außerhalb der Dinge aufgebaute Anſicht an ſolche Unternehmungen als die koloniſtiſchen herantritt. Wir beſitzen Ehrgeizige, welche in der Schöpfung von Kolonien nicht materiellen Gewinn noch allgemeinere Zwecke des Nutzens, ſondern perſönliche Ehren zu finden hoffen, die ſie nur dann vorausſehen, wenn der Weg, den ſie einſchlagen, ein anderer iſt als der, den der Nachbar geht. Der Gelehrte kann ebenſo gefährlich werden für unſere Sache als der Ehrgeizige ſoweit beide durch Motive getrieben werden, die außerhalb des eigentlichen Intereſſengebietes des Kolonialweſens liegen, und inſofern als beide eher geneigt ſind ſich abzuſondern als der, welcher einfach nur wirthſchaftliche Ziele des Gewinnes verfolgt.

Bei Alledem können wir in dieſen öffentlichen Unternehmungen weder des Ehrgeizigen noch des Gelehrten entbehren. Wir haben uns nur dagegen zu wehren, daß die ſachlichen Ziele nicht von zu perſönlichen oder zu theoretiſchen Motiven uns verrückt werden. Dieſe Gefahr aber vergrößert ſich mit jeder neuen Splitterung, mit jedem neuen Verein, der Ziele zu verfolgen erklärt, die ſehr nahe verwandt oder gleich ſind mit den Zielen bereits beſtehender und wirkſamer Vereine. Es wird kaum vermeidlich ſein, daß in ſolchem Falle ein Wetteifer eintritt, der ſehr wahrſcheinlich die Sache ſchädigen wird zu Gunſten eines vermeintlichen Vortheils für den Verein. Und vor Allem: es liegt kein ſachlicher Grund vor zur Bildung neuer Vereine, und ſehr viele ſachliche Gründe gegen ſolche Splitterung der intellectuellen und materiellen Kräfte.

Das ſachliche Ziel, welches unmittelbar vor uns liegt, iſt die Erwerbungen von Kolonieen, welche die darauf verwandten Summen und Arbeitskräfte gut lohnen. Dahinter aber ſteckt für mich das höhere Ziel, daß wir in Kolonieen ein erweitertes nationales Arbeitsfeld gewinnen. Der nationale Inhalt unſeres Strebens iſt für mich, ſolange ich weder mit Geld noch Arbeit ſelbſt Koloniſt werde, der einzige Inhalt von perſönlichem Intereſſe; denn ich habe unmittelbar ein geringes Intereſſe daran, daß Dieſer in ſeiner Handelsſiedelung hundert Prozent gewinnt,

Digitized by Google

oder Jener auf ſeiner Ackerſiedelung reich wird. Ich habe überhaupt keinerlei Intereſſe daran, daß Herr Soundſo mit einer Million eine Siedelung unternimmt und dabei reich oder auch arm wird, wenn das Unternehmen nicht allgemeine Bedeutung für uns hat, und ſoweit ein Bankerott des Herrn Soundſo nicht etwa der ganzen Siedelungsfrage Schaden bringt. Das nationale Intereſſe aber wird nur zu leicht bei Seite geſchoben, geſchädigt werden ſobald uneingeſchränkt der Wetteifer in koloniſtiſcher Vereinsbewegung entfeſſelt wird, und noch weit mehr ſobald etwa der Wetteifer in praktiſchen Unternehmungen eine leidenſchaftliche Temperatur hie und da annehmen ſollte. Wovon wir — nebenbei geſagt — augenblicklich noch in recht geſicherter Entfernung ſind. Solange die Siedelungsfrage nicht von dem Reich in die Hand genommen, von einem Kolonialamt geleitet wird, muß es unſere Sorge in den Vereinen bleiben dieſen nationalen Inhalt der Frage ſtets im Auge und über dem perſönlich materiellen Intereſſe zu halten. Wenn aber viele Vereine ſtatt eines entſtehen, welche alle der Meinung ſind, in ganz beſonders vortrefflicher Weiſe für Löſung dieſer nationalen Aufgabe geeignet zu ſein, ſo fürchte ich wird der nationale Geſichtspunkt in ganz beſonders eiliger Weiſe außer Acht geſetzt werden. —

Dem Deutſchen Kolonial-Verein wird der Vorwurf gemacht, daß er blos theoretiſche, agitatoriſche Aufgaben ſich geſetzt habe, daß er die praktiſche Errichtung von Kolonieen abweiſe. Ich geſtehe, daß in dieſer Richtung ein Mangel in der bisherigen Ordnung des Vereins liegt. Indeſſen iſt es ein Mangel, dem abgeholfen werden kann. Als der Verein ins Leben trat, war das Verſtändniß für die Siedelungsfrage in Deutſchland noch ſo gering, daß es ſich als vornehmſte Aufgabe empfahl, daſſelbe zu wecken. Dank den tüchtigen Vorarbeiten von Gelehrten und Ungelehrten, Dank noch mehr dem realen und volksthümlichen Bedürfniſſe nach einer ſyſtematiſchen Ordnung dieſer Sache, das ſich allenthalben zerſtreut bei uns vorfindet, ſchreitet die Erweiterung des Verſtändniſſes für dieſe Sache ſeit Gründung des Vereines raſch vor. Schon heute iſt kaum mehr als die vornehmſte Aufgabe anzuſehen, was vor anderthalb Jahren noch als ſolche gelten konnte. Die Menge Derer iſt bereits groß genug, welche nicht mehr von dem Warum über die Erwerbung von Kolonieen hören wollen, ſondern nur noch von dem Wie.

Unter dieſer Menge giebt es Viele, die nicht bloße Neugier noch bloßes ideales Intereſſe treibt dieſe Frage zu ſtellen, ſondern der Wunſch mit Kapital oder mit Arbeit ans Werk zu gehen. Es wäre daher wohl an der Zeit zu erwägen, in welcher Weiſe der Kolonialverein ſolchen Forderungen nach praktiſcher Koloniſation gerecht werden könnte. Denn

Digitized by Google

es wäre meines Erachtens nicht allein ſelbſtmörderiſch, ſondern auch völlig gegen das Intereſſe der Sache, der ſich der Verein gewidmet hat, wenn er etwa grundſätzlich ſich von jeder praktiſchen ſiedleriſchen Thätigkeit fern halten wollte. Der Verein iſt keine Erwerbsgenoſſenſchaft, keine auf Geldgewinn gerichtete Geſellſchaft; aber er iſt darauf hingewieſen, ſolche Geſellſchaften oder ſolche Unternehmungen zu ſchaffen, auch zu leiten. Weiſt er alle ſolche Thätigkeit grundſätzlich zurück, ſo wird er, wie ich fürchte, von anderen Vereinen, die das nicht thun, niedergerannt werden. Denn das Predigen von Wahrheiten iſt eine ſehr ſchöne Sache, aber in dieſer ſehr praktiſchen Welt iſt der weltliche Beſitz zuletzt eine Nothwendigkeit, ſei es der Beſitz von Gütern oder der von realem Einfluß. Da der Verein nicht nach Gütern ſtrebt, muß er nach realem Einfluß ſtreben, und das wird er mit Erfolg nur dann können, wenn er in unmittelbarer Weiſe an koloniſtiſchen Unternehmungen ſich betheiligt. Dieſes wäre nicht nothwendig wenn wir ein Kolonialamt hätten; und angeſichts des Vertrauens, welches der Kolonialverein ſich im Ganzen zu gewinnen gewußt hat, erſcheint mir ſowohl die Nothwendigkeit als auch die Möglichkeit ſolcher Aenderung ſeiner anfänglichen Zwecke vorhanden zu ſein. Ich kann mir ſehr wohl eine Ordnung denken, welche es geſtattet, daß innerhalb des Vereins praktiſche Körperſchaften zur Ausführung koloniſtiſcher Unternehmungen ſich bilden, welche in gewiſſen nothwendigen Grenzen abhängig bleiben von der Spitze des Kolonialvereins oder von beſonders dazu beſtellten Aemtern des Vereins. Nichts vermöchte die agitatoriſchen Aufgaben des Vereins ſo nachdrücklich zu fördern als eine ſolche Abweichung von der bloßen Agitation, wenn dieſelbe Erfolge aufweiſen kann. Und nichts wird den Verein vor einer ſchnellen Abnutzung bewahren, wenn die bloße Agitation ſeine einzige Aufgabe bleibt.

Baron von der Brüggen.

Digitized by Google

# Die Praxis des „Rechts auf Arbeit".

Von

Landrath Wessel.

---

Bei der zweiten Berathung des Gesetzentwurfes, betr. die Verlängerung der Giltigkeitsdauer des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, verkündete der Reichskanzler in seiner Rede am 9. Mai cr.: Das „Recht auf Arbeit" mit folgenden Worten:

„Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, so lange er gesund ist, geben Sie ihm Arbeit, so lange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist, — wenn Sie das thun, und die Opfer nicht scheuen und nicht über Staatssocialismus schreien, sobald Jemand das Wort „Altersversorgung" ausspricht, wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für den Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß die Herren vom Wydener Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird, sobald die Arbeiter sehen, daß es den Regierungen und den gesetzgebenden Körperschaften mit der Sorge für ihr Wohl Ernst ist."

Wie dies „Recht auf Arbeit" zu verstehen sei, darüber hat sich die öffentliche Meinung diesmal ziemlich schnell orientirt. — Anfänglich wurde das Dilemma gestellt: es ist entweder das Recht auf Arbeit nach Jedes Gefallen; das ist der socialistische Staat — oder es ist die Arbeit im Arbeitshause; für die werden sich die Arbeiter bedanken. Jetzt ist es keine Frage mehr, daß es ein Drittes, ein Mittelding giebt zwischen jenen beiden Arten Arbeit. Man fragt nur noch, wie ist das Detail der Organisation zu denken, oder streitet etwa um die Formulirung des Satzes, ob mit „Recht auf Arbeit" das sachlich Gemeinte richtig ausgedrückt sei.

Daß der Ausdruck einmal das Feldgeschrei einer Revolution gewesen, ist ihm natürlich schädlich und hat wohl verhindert, daß er nicht schon

Digitized by Google

früher in Gebrauch gekommen. Mit einer gewissen Aengstlichkeit hat man sich gegen ihn gewehrt, selbst wenn man der Sache sehr nahe kam.

So hebt der Gründer der Kolonie Wilhelmsdorf, der Pastor von Bodelschwingh es ausdrücklich in seiner die Kolonie betreffenden Brochüre hervor, daß die dem Arbeitslosen dort gewährte Arbeit „durchaus als Gabe der Barmherzigkeit angeboten werden muß und bei Leibe nicht den Character von Staatshilfe tragen darf“, weil im letzteren Falle schon das verpönte Recht auf Arbeit zugestanden würde. Noch schärfer tritt diese Befürchtung aber in dem Berichte des Dr. G. Berthold über die Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 5. und 6. October 1883 zu Dresden hervor. (Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Zweites Heft pro 1884.) Bei Erörterung der Frage: „welche Anstalten bestehen in den einzelnen Gemeinden, Kreisen ꝛc., um arbeitslose, aber noch arbeitsfähige Arme, sei es auf den eigenen Wunsch, sei es zwangsweise, zu beschäftigen“, führte der betreffende Referent nach jenem Berichte aus, daß die das gesammte deutsche Volk interessirende Vagabondenfrage nicht durch das Belieben einzelner Individuen hervorgerufen, sondern aus den Zeitverhältnissen entstanden sei, sodaß man ihr deshalb auch nicht lediglich mit polizeilichen und administrativen Mitteln zu Leibe gehen könne; vielmehr müsse man suchen, den Individuen Gelegenheit zu geben, sich wieder in geordnete Verhältnisse hinüber zu retten. Als Hauptmittel hierzu erscheine die Beschaffung von passender und genügender Arbeit, jedoch sei damit keineswegs dem einzelnen Individuum ein Recht auf Arbeit zuzugestehen; eine solche Forderung lasse sich allerdings nur durch Erwägungen eines idealen Egoismus und der Nächstenliebe motiviren.“ Der Referent empfiehlt dann 6 Thesen zur Annahme, von denen für unsere Erörterung vornehmlich die ersten beiden in Betracht kommen, die folgendermaßen lauten:

„1. Ohne den Armen ein Recht auf Arbeit zuzugestehen, liegt es doch aus verschiedenen Gründen im Interesse einer geordneten, zielbewußten Armenpflege, dem Armen an Stelle anderer Unterstützung die Gelegenheit zur Arbeit zu bieten. —

2. Daher empfiehlt es sich, daß in Gemeinden bezw. in größeren Bezirken, sei es durch die Armenbehörden selbst, sei es durch freie Vereinsthätigkeit oder Bemühungen Einzelner, Vorkehrungen dahin getroffen werden, daß entweder selbständige Arbeitsgelegenheit beschafft oder die Nachweise über sonst vorhandene Arbeitsgelegenheit an bestimmten Stellen gesammelt und den beschäftigungslosen, aber arbeitsfähigen Armen zugängig gemacht werden.“

Digitized by Google

Die beiden eben wiedergegebenen Theſen wurden von den Mitgliedern des Vereins unverändert angenommen; im Verlauf der Debatte hatte der Paſtor von Bodelſchwingh-Bielefeld ſich noch dahin geäußert, daß die Beſchaffung von Arbeit das köſtlichſte Almoſen ſei, welches man geben könne. —

Wir ſehen alſo, wie man erſt den Satz aufſtellt, daß zur Abſtellung der bei der Armenpflege und der Plage des Bettler- und Vagabondenthums immer ſchärfer hervortretenden Mißſtände allein die hinreichende Beſchaffung von Arbeitsgelegenheit führen kann; dann fürchtet man ſich aber gradezu vor dem Ergebniß der ſelbſtgewonnenen Ueberzeugung, weil dieſelbe conſequenter Weiſe zur Anerkenntniß des Rechtes auf Arbeit und ſomit nach der vorgefaßten Lehrmeinung auf die abſchüſſige Bahn des Socialismus führen muß. Demzufolge wird gleich in den Eingangsworten der eben wiedergegebenen erſten Theſe den Armen das Recht auf Arbeit ausdrücklich beſtritten und nächſtdem in demſelben Athemzuge die Beſchaffung von Arbeit als das einzige Heilmittel hingeſtellt. In dieſer unlogiſchen Weiſe bewegen ſich die Verhandlungen und auch die practiſchen Maßnahmen, welche zur Abſtellung der hier in Rede ſtehenden ſocialen Schäden geführt und durchgeführt ſind, nun ſchon ſeit Jahren. Sollte die ganze Frage hieran nicht verſumpfen, ſo war es hohe Zeit, die Ueberzeugung wachzurufen, daß mit den halben Mitteln der freien Vereins- und Liebesthätigkeit kein ausreichender Erfolg zu erzielen iſt, ſondern daß dies in vollſtändiger Weiſe nur geſchehen kann, wenn der Staat oder die von demſelben dazu berufenen Verbände ſich wieder der Aufgabe voll und ganz unterziehen, die ihnen die diesbezüglichen landrechtlichen Beſtimmungen zugewieſen haben, d. h. dem Arbeitsloſen das Recht auf Arbeit zuerkennen. Das entſcheidende Wort in dieſer Beziehung iſt nun vom Fürſten Bismarck geſprochen und damit die Gewähr dafür gewonnen, daß die Frage nicht mehr zur Ruhe kommen und die Erörterung derſelben ſich in Zukunft auf Bahnen bewegen wird, die eine erſprießliche Löſung hoffen laſſen. Der Boden dazu iſt durch die immer offener zu Tage tretenden Schäden der öffentlichen Armenpflege in hinreichender Weiſe vorbereitet, was ſchon aus der lebhaften Theilnahme hervorgeht, welche allen dieſen Gegenſtand berührenden Fragen in den weiteſten Kreiſen der Bevölkerung entgegen gebracht wird. Insbeſondere kann hierbei auf das lebhafte Intereſſe für die durch den Paſtor v. Bodelſchwingh gegründete Kolonie Wilhelmsdorf hingewieſen werden, das zur Errichtung einer Anzahl gleichartiger Anſtalten in den verſchiedenſten Landestheilen geführt hat. Wir haben ſchon bei Beſprechung der Natural-Verpflegungs-Stationen im 3. Jahreshefte dieſer Zeitſchrift hervorgehoben, daß wir einen ausreichenden Erfolg in

Digitized by Google

der Bekämpfung des Bettler- und Vagabondenthums von den Arbeiter-Kolonien nicht erwarten, so lange sie sich lediglich als Einrichtungen der freien Liebesthätigkeit characterisiren und sofern sie nicht zu einer Institution der öffentlichen Armenpflege ausgebildet werden. Als Grund dafür führten wir an, daß die Gewährung von Arbeitsgelegenheit, welche die Kolonieen sich zur Aufgabe gestellt, das allein richtige Mittel zur Bekämpfung des in Rede stehenden socialen Uebels wäre und lediglich einem alten preußischen Grundsatze, § 2 Tit. 19 Thl. II. des A.L.R. entspräche; daß dann in nothwendiger Consequenz aber auch der nächstfolgende Paragraph wieder zu Ehren gebracht werden müßte, der verlangt, daß „diejenigen, die nur aus Trägheit, Liebe zum Müßiggange oder anderen unordentlichen Neigungen die Mittel sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, nicht anwenden wollen, durch Zwang und Strafen zu nützlichen Arbeiten unter gehöriger Aufsicht angehalten werden sollen“, was bei Lage der bestehenden Gesetzgebung nur erreicht werden könne, wenn die dem Hilfsbedürftigen in der Anstalt gewährte Arbeit, als ein Act der öffentlichen Unterstützung angesehen werde. Trotz dieser entgegenstehenden Ansicht unterschätzen wir die Bedeutung der bestehenden Arbeiter-Kolonieen schon um deswegen nicht, weil sie uns immerhin dem Ziele einen Schritt näher gebracht haben, daß der Staat oder die dazu berufenen Organe es wieder für ihre Verpflichtung anerkennen, dafür Sorge zu tragen, daß der arbeitsfähige und arbeitswillige aber arbeitslose Arme nicht genöthigt ist, zu betteln oder zu hungern. Und in der Erkenntniß, daß dieses Ziel erreicht werden muß, wenn die bestehenden Mißstände auch nur zum größeren Theile beseitigt werden sollen, wird man auch den Grund für die lebhafte Sympathie zu suchen haben, welcher sich die Arbeiter-Kolonieen bei allen denjenigen erfreuen, die ein warmes Herz für die Noth ihrer Mitmenschen haben. Wird dies aber zugegeben, so kann auch mit Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit in dem Sinne, in dem es unzweifelhaft der Reichskanzler verstanden hat, trotz aller Anfeindungen des Manchesterthums sehr bald die große Majorität des Volkes hinter sich haben wird.

Es fragt sich nun, in welcher Weise dasselbe bei Lage der bestehenden Gesetzgebung durchgeführt werden kann, und da muß vorweg eingeräumt werden, daß insbesondere das Preußische Ausführungsgesetz vom 8. März 1871 zum Gesetze über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 der Durchführung nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellt. § 1 des erwähnten Ausführungsgesetzes lautet:

„Jedem hilfsbedürftigen Deutschen ist von dem zu seiner Unterstützung verpflichteten Armenverbande Obdach, der unentbehrliche Lebens-

Digitized by Google

unterhalt, die erforderliche Pflege in Krankheitsfällen und im Falle seines Ablebens ein angemessenes Begräbniß zu gewähren.

Die Unterstützung kann geeigneten Falles, so lange dieselbe in Anspruch genommen wird, mittelst Unterbringung in einem Armen- oder Krankenhause, sowie mittelst Anweisung der den Kräften der Hilfsbedürftigen entsprechenden Arbeiten außerhalb oder innerhalb eines solchen Hauses gewährt werden."

Aus diesem Paragraphen ist ein Recht auf Arbeit sicherlich nicht abzuleiten. Es könnte sogar zweifelhaft erscheinen, ob dem gegenüber der § 2 Tit. 19 Thl. II. des A.L.R. zur Zeit noch Gesetzeskraft hat; im Koch'schen Kommentar des A.L.R. werden beispielsweise die §§ 1 bis 15 des erwähnten Titels als durch die neuere Gesetzgebung beseitigt bezeichnet. Wie dem aber auch sei — das eigentliche Hinderniß bildet der nächste Paragraph des Ausführungsgesetzes, der festsetzt, daß jede Gemeinde einen Ortsarmenverband für sich bildet, sofern sie nicht einem, mehrere Gemeinden oder Gutsbezirke umfassenden einheitlichen Ortsarmenverbande schon angehört. Es ist selbstverständlich, daß in normalen Zeiten nicht der Staat die erforderliche Arbeitsgelegenheit zu beschaffen hat, sondern daß diese Verpflichtung den betreffenden Armenverbänden obliegen wird. Hierzu werden die letzteren wegen mangelnder Leistungsfähigkeit aber sehr häufig nicht im Stande sein, und in dieser geringen Leistungsfähigkeit vieler Ortsarmenverbände ist auch jetzt schon eine wesentliche Miturſache zu suchen, daß das Bettler- und Vagabondenthum bisher nicht mit mehr Erfolg hat bekämpft werden können. In den überwiegend meisten Fällen sind der Ortsarmenverband und der Ortskommunalverband identisch; die Leistungen, welche der Staat aber von diesen Verbänden im öffentlichen Interesse verlangt, sei es in Rücksicht auf die Armenpflege, sei es in Rücksicht auf die Schule, auf Verkehr und Polizei übersteigen entweder heute schon die Kräfte vieler Gemeinden oder haben dieselben nahezu erschöpft. Der Grund dafür liegt darin, daß nicht die Leistungsfähigkeit der einzelnen Kommunalverbände den Maßstab für die durch Gesetz und Herkommen gestellten Anforderungen abgiebt, sondern das vorliegende öffentliche Bedürfniß, so daß die Gesammtaufwendungen für die erwähnten Zwecke bei wohlhabenden und weniger bevölkerten Gemeinden oft kaum besonders fühlbar werden, während sie eine Gemeinde mit einer zahlreichen Bewohnerschaft erdrücken. Und diese Ungleichartigkeiten müssen bei dem Entwickelungsgange, den unser Erwerbs- und Verkehrsleben genommen, nachdem die Industrie zu einem so hervorragenden Faktor in demselben herangewachsen ist, immer mehr zunehmen. Mit Nothwendigkeit weisen deshalb diese Verhältnisse auf die Bildung leistungsfähiger

Digitized by Google

Verbände für solche Bedürfnisse hin, deren Befriedigung in einem weitgehenden öffentlichen Interesse erfolgt und auf deren Hervortreten somit weniger der Entwickelungsgang der einzelnen Gemeinde von Einfluß ist, als der des Staates. Hierzu rechnen wir nun in erster Reihe das Armenwesen, da die große Bewegungsfreiheit, welche die bestehende Gesetzgebung jedem Einzelnen gewährt, in keinem Einklang mit den engen Grenzen steht, an welche die Ortsarmenverbände thatsächlich meistens geknüpft sind. Zwar tragen die Landarmenverbände diesem Umstande in gewisser Beziehung Rechnung; für die Ausgleichung von Ungleichartigkeiten in der Armenpflegelast der einzelnen Ortsarmenverbände kommen sie aber wenig in Betracht.

Der Kommunalverband, welcher in Rücksicht auf die geschilderten Verhältnisse zur Durchführung einer zweckmäßigen Armenpflege geeignet und leistungsfähig wäre, ist unseres Erachtens der Kreis, und zwar müßte derselbe sowohl an die Stelle der Ortsarmenverbände wie der Landarmenverbände treten. An Stelle der Ortsarmenverbände zur Beseitigung der angeführten Ungleichartigkeiten und insbesondere zur Bildung eines leistungsfähigen Verbandes; an Stelle des Landarmenverbandes zur Beseitigung des ganzen Institutes der Landarmen. Letzteres um deswegen, weil das Institut der Landarmen einen durchaus nachtheiligen Einfluß auf das ganze Armenwesen ausgeübt hat. Einmal hat es da, wo Landarmenhäuser fehlen, die geschlossene Armenpflege also entweder gar nicht oder in unzureichender Weise eingeführt ist, — und das ist wohl fast überall der Fall — dazu geführt, daß die Gewährung von Unterstützung durch Ueberweisung von Arbeit, die den Kräften der Hilfsbedürftigen angemessen ist, ganz aufgehört hat und die reine Geldverpflegung der Landarmen eingeführt ist. Dann fehlt bei der Organisation der Landarmenverbände aber auch jede hinreiche Controle über den Gebrauch, welchen die Landarmen von den gewährten Unterstützungen machen, so daß denselben die Consequenzen dieser Unterstützungen gar nicht zum Bewußtsein kommen und sie sich immer mehr lediglich als Pensionsempfänger ansehen. Die Gemeinden, in denen die einzelnen Landarmen leben, sind durchweg froh, wenn sie einen Hilfsbedürftigen, der ihnen eventuell zur Last fallen könnte, glücklich in den Genuß der Landarmenqualität gebracht haben, und von den betreffenden Ortsbehörden ist deshalb fast in keinem Falle eine Einwirkung daraufhin zu erwarten, daß einem Landarmen, der durch sein ganzes Verhalten beweist, daß er der gewährten Unterstützung nicht bedürftig ist, diese entzogen wird. Zudem hat das Beispiel der Landarmen dazu geführt, daß auch die Ortsarmen ihr ganzes Bestreben darauf richten, die Unterstützungen, wenn irgend möglich, in baarem Gelde



Digitized by Google

zu erhalten, was ihnen auch meistens gelingt, da jeder andere Unterstützungsmaßstab soviel Anlaß zu berechtigten und unberechtigten Beschwerden bietet, daß die Ortsarmenkommissionen sich schon aus diesem Grunde immer mehr zum System der reinen Geldunterstützung zuwenden resp. auch aus denselben Gründen im Aufsichtswege dazu angehalten werden müssen.

Die Beibehaltung beider Kategorien von Armen, der Ortsarmen und der Landarmen, erscheint deshalb auf die Dauer nicht haltbar; sie läßt sich auch beseitigen, wenn dem Kreise sowohl die Verpflichtungen der Ortsarmenverbände als auch der Landarmenverbände übertragen werden, abgesehen selbstredend von allen größeren Instituten, wie Blinden- Irren- und Correctionsanstalten, die den bisherigen Verbänden verbleiben müssen. Durch solche Vereinigung würde gleichzeitig die Zersplitterung der Kräfte beseitigt, die Miturſache dafür ist, daß die vorbeugende und erziehende Wirksamkeit der Armenpflege in den zur Zeit bestehenden Verbänden eine so sehr untergeordnete ist. Bei Zusammenfassung der Kräfte wäre es durchführbar, die geschlossene Armenpflege in dem Umfange einzurichten, wie dies zur Vollstreckung einer zweckentsprechenden Armenpflege durchaus nothwendig ist. Jeder Kreis müßte dann mindestens ein größeres Armenhaus besitzen, in das besonders solche Armen unterzubringen wären, die den ihnen verbliebenen Rest von Arbeitsfähigkeit nicht entsprechend ausnützen wollen. Wenn die Bestrafung derselben gemäß § 361 ad 7 des Reichsstrafgesetzbuches schon jetzt zulässig ist und dieselben durch Ueberweisung an die Landespolizeibehörde im Correctionshause zur Zwangsarbeit angehalten werden können, so ist dabei doch zu bemerken, daß ohne geschlossene Armenpflege bei beschränkt erwerbsfähigen Personen der Nachweis äußerst schwer oder garnicht zu führen ist, daß sie es aus Arbeitsscheu unterlassen haben die ihnen übertragenen Arbeiten zu vollführen und daß diese Arbeiten ihren Kräften entsprechend gewesen sind.

In einem Armenhause läßt sich dies aber weit eher erreichen und deshalb sind solche Anstalten, die es ermöglichen, einen Theil der Armen in geschlossener Armenpflege zu unterhalten, unbedingt nothwendig, wenn die Armenverbände von Elementen befreit werden sollen, die die Hilfe derselben mißbräuchlich ausnützen. Die Zahl derselben ist nicht unbedeutend, weshalb auch angenommen werden kann, daß die Kosten der Armenpflege beim Uebergange auf den Kreis sich nicht höher stellen würden, als es zur Zeit der Fall ist. Denn was der einzelne Arme bei einer ordnungsmäßigen Armenpflege an Mehrkosten verursachte, würde reichlich durch die Verminderung der Zahl der Unterstützungsempfänger aufgewogen werden.

Bei Errichtung von Armenhäusern in den einzelnen Kreisen würde

Digitized by Google

mithin Bedacht darauf genommen werden müssen, die Insassen derselben in ausreichender Weise zu beschäftigen, und so bei Anlage derselben gleich darauf Rücksicht genommen werden können, daß sie dem weiteren Zwecke dienstbar gemacht werden, beschäftigungslosen Armen die erforderliche Arbeitsgelegenheit zu gewähren. Denn auch für die letzte Kategorie von Armen sind solche Anstalten unumgänglich nothwendig, wenn der wirklich aus Mangel an Arbeitsgelegenheit Hilfsbedürftige von dem Faullenzer und Herumtreiber unterschieden werden soll. Und das von den vorhin bezeichneten Armen Gesagte gilt auch hier, die Zahl der in normalen Zeiten angeblich Beschäftigungslosen würde sich erstaunlich vermindern, falls derartige Anstalten für dieselben vorhanden sind und, was die Hauptsache ist, diejenigen Personen, die diese Anstalten mißbrauchen, die Zwangsarbeit im Correctionshause zu gewärtigen haben. Deshalb würden die Anstalten zur Herbeiführung der erwähnten Unterscheidung auch noch in solchen Zeiten von großem Nutzen sein, in denen in Folge größerer Arbeitsstockungen eine bedeutendere Anzahl von Personen arbeits- und brodlos geworden ist, denn erfahrungsmäßig beuten die Faullenzer solche Nothstände erst recht aus; zur Beschaffung der erforderlichen Arbeitsgelegenheit würden die Anstalten dann aber nicht ausreichen. Den Kreisen als Armenverbänden dürfte es indessen keine zu großen Schwierigkeiten machen, diese Arbeitsgelegenheit zu beschaffen, falls die Arbeitsstockungen keine gar zu großen Dimensionen annehmen. Schon jetzt müssen die Kreis-Kommunalverbände bei solchen Kalamitäten ja meistens helfend eintreten, obgleich eine gesetzliche Verpflichtung hierzu für dieselben nicht vorliegt; beim Vorhandensein derselben dürfte sich eine zweckentsprechende Organisation der öffentlichen Arbeiten, die der Kreis zu vergeben hat, zur Beschaffung der erforderlichen Arbeitsgelegenheit unschwer finden lassen. Die Wegebaulast, welche die Kreis-Kommunalverbände durch Herstellung und Unterhaltung von Kunststraßen übernommen haben, bietet hierzu schon kein kleines Feld, dasselbe läßt sich aber noch bedeutend vergrößeren, wenn den Anforderungen, die das Interesse des öffentlichen Verkehrs und der heutige Wirthschaftsbetrieb an verbesserte Verkehrsstraßen stellt, gebührende Berücksichtigung finden sollen. Hinsichtlich der Wegebaulasten herrscht heute dieselbe Ungleichartigkeit wie bei den Armenlasten. Gemeinden, die Glück haben, ist auf Staats- oder Kreiskosten eine Chaussée durch den Ort geführt und damit denselben ein erheblicher Theil der Wegeunterhaltungspflicht abgenommen, während andere Gemeinden, resp. auch einzelne Verpflichtete, die zur Herstellung und Unterhaltung jener Chausséen beisteuern müssen, in Folge unzureichender Verkehrsverbindungen in ihrer wirthschaftlichen Entwickelung gehemmt sind und oft noch recht erhebliche Aufwendungen



Digitized by Google

für die Unterhaltung ihrer unzureichenden Wege machen müssen. Die Gerechtigkeit und das öffentliche Interesse verlangen es deshalb, daß die Kreise noch eine viel umfassendere Thätigkeit hinsichtlich des kunstmäßigen Ausbaues von Kommunalwegen entwickeln, wie bisher, was leichter zu ermöglichen sein wird, wenn diese Meliorationen einen doppelten Zweck haben: die Befriedigung des öffentlichen Verkehrsbedürfnisses und die Beschäftigung der Arbeitslosen. Es dürfte innerhalb der Monarchie aber wohl nicht zu viele Landkreise geben, denen in dieser Beziehung nicht noch ein weites Feld der Thätigkeit offen stände; wo es nicht der Fall ist, wird die Cultivirung von Oedländereien aushelfen müssen, die eventl. zu diesem Zwecke zu erwerben sind. Letzteres wird auch das Auskunftsmittel für die Stadtkreise sein, die erforderliche Arbeitsgelegenheit zu beschaffen, sofern geeignete öffentliche Arbeiten, die im städtischen Interesse zu vollführen sind, sich nicht darbieten.

Der Staat würde dann ja noch in allen Fällen mit seinen öffentlichen Bauten ergänzend eintreten und dies mit um so größerem Erfolge thun können, je mehr und je besser die Beschäftigung der Arbeitslosen in den einzelnen Land- und Stadtkreisen organisirt ist, da eine derartige Organisation allein den hinreichenden Anhalt für das vorhandene Bedürfniß nach Arbeitsgelegenheit gewähren kann.

Bei einer Organisation, wie wir sie uns nach Vorstehendem denken, würde aber das Recht auf Arbeit jedem arbeitsfähigen Erwerbslosen in dem Umfange gewahrt sein, wie dies bei der bestehenden Gesellschaftseinrichtung angänglich ist. Und hieran wird man doch bei jeder Auslegung des vom Reichskanzler geforderten „Rechtes auf Arbeit" fest zu halten haben; alle anderweiten Unterstellungen haben keinen anderen Zweck, als durch Uebertreibungen eine an und für sich gerechtfertigte Forderung, die aber nicht in den Rahmen der manchesterlichen Doctrin paßt, in der öffentlichen Meinung zu discreditiren. Wenn der Staat jedem seiner Bewohner gestattet, bei Innehaltung der gesetzlichen Schranken in freier Selbstbethätigung seine wirthschaftliche Existenz sicher zu stellen, so kann die Verpflichtung, für Diejenigen einzutreten, die lediglich aus Mangel an Arbeitsgelegenheit hiezu außer Stande sind, keine weitergehende sein, als den Betreffenden die erforderliche Arbeit zu gewähren, deren Entgelt sie in den Stand setzt, für sich und ihre Angehörigen, zu deren Unterhaltung sie verpflichtet sind, die nothwendigsten Nahrungs- und Wohnungsbedürfnisse zu befriedigen. Von einem Mehr oder von einem Anspruch der hierbei in Betracht kommenden Hilfsbedürftigen hinsichtlich der Art der nachzuweisenden Arbeit, kann nicht die Rede sein, da damit jeder Anhalt für die Beurtheilung der Bedürfnißfrage schwinden würde. Gegen den jetzigen

Digitized by Google

Zustand würde dies aber ein großer Vorzug sein, weil der gesunde Arbeitslose nach Maßgabe des § 1 des Gesetzes vom 8. März 1871 erst von allem Eigenthum entblößt und durch Hunger in einen hilfsbedürftigen Zustand versetzt sein muß, bevor die öffentliche Armenpflege sich seiner anzunehmen, gezwungen ist. Bevor dieser Zustand indessen eintritt, wird er in den meisten Fällen stehlen oder betteln, da bei Demjenigen, der mit Weib und Kindern hungert und dem beim besten Willen kein anderes Auskunftsmittel zur Beseitigung dieser Nothlage übrig bleibt, der Respect vor dem Sittengesetz und die Furcht vor Strafe nicht mehr sonderlich groß sein dürften. Und die Gesellschaft, deren Einrichtungen dem Erwerbslosen die Möglichkeit versagt haben, durch ehrliche Arbeit seinen und der Seinigen Unterhalt zu fristen, macht dabei ein sehr schlechtes Geschäft. Denn abgesehen von den schweren Schäden, welche für die sittlichen Anschauungen des Nothleidenden und für die öffentliche Sicherheit daraus entstehen, hat die Gesellschaft denselben, sofern er straffällig geworden, im Gefängnisse zu unterhalten, während seine Angehörigen der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen.

Die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit im landrechtlichen Sinne ist deshalb eine ganz selbstverständliche Vorbedingung für jede socialpolitische Reform der Gesetzgebung zu Gunsten der arbeitenden Klassen. Denn wenn man dem Arbeiter durch die Kranken- und Unfallversicherung die Gewähr dafür geben will, daß seine wirthschaftliche Existenz in den Tagen des Mißgeschickes nicht vernichtet wird, so ist dies selbstredend erst recht dann nöthig, wenn ihn in Folge von Arbeitslosigkeit dieselbe Gefahr bedroht. So gut wie man sich aber in jenen Gesetzen bemüht hat, resp. bemüht, Cautelen zu schaffen, die einem Mißbrauche der gewährten Vergünstigungen vorbeugen, eben so wird man dies aber auch bei der Anerkennung des Rechtes auf Arbeit thun müssen. Bei der Anziehungskraft, welche die größeren Städte auch auf die Arbeiterbevölkerung ausübt, könnte es sonst leicht dazu führen, daß das Recht auf Arbeit in diesen lebhaft in Anspruch genommen werden wird, während dem Lande die Arbeitskräfte fehlen. Es müßte also den betreffenden Verwaltungsbehörden mindestens das Recht zuerkannt werden, Personen, die das Recht auf Arbeit in Anspruch nehmen, dem Armenverbande zu überweisen, in dem der Nachsuchende seinen Unterstützungswohnsitz hat. Vor allen Dingen wäre aber das Wandern mittelloser Personen in weit strengerer Weise zu bestrafen, wie bisher. Wenn jeder Erwerbslose ein Recht auf Arbeit hat, fällt für mittellose Personen jede Berechtigung fort, zum Aufsuchen von Arbeitsgelegenheit Wanderungen zu unternehmen. Das kann nur Demjenigen gestattet sein, der auch die erforderlichen Mittel zu seinem

Digitized by Google

Unterhalt auf der Reise besitzt, womit denn auch dem gewerbsmäßigen Bettler- und Vagabondenthum der Deckmantel entzogen würde, unter dem es bisher sein Unwesen trieb. In der Anerkennung des Rechtes auf Arbeit liegt deshalb auch das einzige Mittel zur nachhaltigen Bekämpfung der Bettelei und des Vagabondenthums. Man wird die Arbeiterbevölkerung dadurch auch wieder seßhafter machen und nicht durch gut gemeinte, aber falsche Einrichtungen den unberechtigten Wandertrieb vermehren, wie dies bei weiterer Ausbildung der Natural-Verpflegungs-Stationen sich leicht ereignen könnte.

---

## Nachschrift der Redaction.

Wir fügen diesem Aufsatz einige Worte hinzu zur Behebung der Zweifel, welche die „Schlesische Zeitung" (25. Juni) gegen die Ausführbarkeit des „Nothrechts auf Arbeit" eingewendet hat. Der betreffende Artikel sagt, man könne die Worte des Kanzlers unmöglich so deuten, „daß jedem verlumpten Kerl von Staatswegen lohnende Beschäftigung zuzuweisen sei, der am Montag und Dienstag ‚blau gemacht hat', dieserhalb am Mittwoch von seinem Meister fortgejagt worden ist, der dann am Donnerstag gehungert hat und nun am Freitag an amtlicher Stelle um Arbeit nachsucht". Wir erwidern, daß einem solchen Mann allerdings von Staatswegen Arbeit gegeben werden soll, die ihn tüchtig beschäftigt, ihm nur grade so viel gewährt, daß er davon leben kann und keinen Deut darüber und ihm endlich die Abführung ins Correctionshaus in Aussicht stellt, wenn er die Arbeit nicht ordentlich verrichtet. Was geschieht denn jetzt? Er ernährt sich auch — aber durch Betteln oder Stehlen. Man braucht garnicht so sehr besorgt zu sein, daß das „Recht auf Arbeit" in regulären Zeiten zu sehr in Anspruch genommen werden wird. Von den Faullenzern nicht, weil sie eben arbeiten müssen; von den ordentlichen Leuten nicht wegen des geringen Lohnes. Die Motive sich selbst eine convenirende Arbeit zu verschaffen, bleiben immer stark genug. Der Arbeiter arbeitet höchst ungern gegen einen unter dem Normalen stehenden Tagelohn, nicht nur des materiellen Verlustes wegen, sondern weil die natürliche Empfindung ist „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth". Es liegt etwas Demüthigendes darin, unter dem gebräuchlichen Lohn arbeiten zu müssen. Das empfinden die Leute sehr wohl. Sie dürfen sich aber in diesem Falle doch nicht dagegen sträuben, da es immerhin von rigorosem Gesichtspunkt aus in ihrer Hand gelegen hätte, in guten Tagen so viel zu-

Digitized by Google

rückzulegen, daß sie auch eine Anzahl böser Tage aushalten können. Die besseren Arbeiter werden das auch in der Form von Gegenseitigkeits-Versicherungen in Vereinen thun.

Der Artikel in der Schlesischen Zeitung geht so weit zu fürchten, die Arbeiten würden Excesse begehn, wenn man ihnen nur einen minimalen Lohn biete. Das mag wohl vorkommen, aber ist doch immer weniger gefährlich und weniger wahrscheinlich als wenn man ihnen garnichts bietet.

Der letzte Einwand der Schlesischen Zeitung ist, was soll geschehn, wenn an einzelnen Punkten Massen von Arbeitslosen auftreten, bei Krisen und Arbeitsstockungen? Ich frage: was geschieht jetzt? Solche Zustände sieht man vorher und kann deshalb auch im Voraus Vorkehrungen treffen. Grade bei solchen Gelegenheiten ist es am allerwichtigsten und es ist auch jetzt schon öfters geschehn, daß die Unregelmäßigkeit, welche die natürliche sich selbst überlassene Wirthschaftsordnung im Gefolge hat, durch die beherrschende Vernunft des Menschen ausgeglichen werde. Es steht auch nichts im Wege anzuordnen, daß über eine gewisse Zahl hinaus dem niederen Communalverband von dem höheren die Arbeitsuchenden abgenommen werden. Endlich kann man eine Carenzzeit festsetzen, so daß erst am dritten oder siebenten Tage nach der Anmeldung das Recht, der Anspruch auf Arbeit beginnt.

Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß Strikes auf dies ganze Verhältniß keinen Einfluß haben. Einen Strikenden, der Arbeit verlangt, würde man einfach an seinen bisherigen Arbeitsgeber verweisen. Es steht der Verwaltung ja frei, ihm jede ihr gut dünkende Arbeit, welcher der Nachsuchende gewachsen ist, aufzutragen.

Delbrück.

Digitized by Google

# Etwas über Pascal's Pensées.

Von

**Dr. P. Natorp.**

---

Zwei Männer, welche als Führer der janseniſtiſchen Bewegung einen hervorragenden Platz in der Kirchengeſchichte Frankreichs einnehmen, Arnauld und Pascal, verdienen zugleich in der Geſchichte der Philoſophie ihrer Zeit mit Ehren genannt zu werden. Arnauld, feinſinnig und ernſt, ja von tief philoſophiſcher Anlage, würde Großes geleiſtet haben, hätte es ihm nicht allzuſehr in der Wiſſenſchaft wie im Leben an dem Freimuth der Ueberzeugung, an der entſchloſſenen Feſtigkeit gefehlt, ohne die weder hier noch dort etwas Seltenes erreicht wird. Ein ungleich genialerer, in der That einziger Menſch war Pascal. Er hat im Kampfe gegen den Jeſuitismus auch mehr Muth bewieſen als ſeine Freunde von Port-Royal. Nachdem er durch die ſchnell berühmten Provinzialbriefe ſo ritterlich für ſie geſtritten, waren es Arnauld und die Seinen, die ihn ſchmachvoll im Stiche ließen durch die Unterzeichnung jenes Reverſes, der die Niederlage des Janſenismus beſiegelte. Pascal war wohl im letzten Grunde gewillt zu proteſtiren; von Port-Royal verlaſſen konnte er freilich nichts mehr wagen. Dieſelbe furchtloſe Offenheit aber, die uns den Menſchen liebenswerth macht, hat er auch als Philoſoph bewährt. Gleich Arnauld iſt er von Descartes berührt, übrigens als Janſeniſt ſeiner Hauptrichtung nach chriſtlicher Platoniker nach der Art und dem Vorbild Auguſtins. Allein das iſt es nicht, wodurch die Pensées noch heute ſo lebendig wirken wie vor zweihundert Jahren, während Arnauld längſt der Geſchichte gehört; die paradoxe Eigenart ſeines Philoſophirens, in der dieſe Wirkung beruht, liegt in ſeinem Bündniß mit der Skepſis des Montaigne. Daß er dem Zweifel nicht ängſtlich auswich, ſondern ihn leidenſchaftlich ergriff, um mitten durch ihn zu der Wahrheit vorzudringen, der ſeine Seele ſich verwandt und eigen wußte, dies iſt es, was ſeinen Gedanken das unſterbliche Leben, ſeinen Worten die zeugende Kraft gibt

Digitized by Google

und geben wird. Wer den Zweifel nicht meidet, sondern aufsucht, der erst liebt die Wahrheit recht, und rechte Wahrheitsliebe ist zuletzt das Einzige, was menschlichen Gedanken einen immer dauernden Werth verleihen kann. Mit dem Skeptiker Pascal werden wir hier vornehmlich zu thun haben.

Blaise Pascal wurde am 19. Juni 1623 zu Clermont geboren. Er verdankte seine wissenschaftliche Ausbildung fast einzig dem Unterrichte seines Vaters. Von der außerordentlichen Begabung des Knaben wird Unglaubliches berichtet; mit zwölf Jahren soll er die euklidische Geometrie ohne alle Anleitung nicht erlernt, nein selbständig erfunden haben aus der bloßen Definition die ihm sein Vater gab, daß sie sei die Wissenschaft der Construction regelmäßiger Figuren und der Auffindung richtiger Verhältnisse unter diesen. Sicherer ist, daß er mit 17 Jahren durch eine Abhandlung über die Kegelschnitte die laute Bewunderung des P. Mersenne hervorrief, welcher urtheilte, daß man seit Archimedes nichts von gleicher Bedeutung gesehen und daß den Apollonius ein Kind überwunden habe. Kühler zwar äußerte sich Descartes. Er bemerkte, daß ein bedeutender Theil der Abhandlung einem älteren Mathematiker Desargues entnommen sei, was übrigens Pascal selbst nicht verschwiegen hatte; dennoch hielt auch er geradezu für unmöglich, daß ein junger Mensch sie verfaßt habe, wegen der Reife des Stils und des Urtheils. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß Pascal seine viel und mit Grund bewunderte Meisterschaft der Darstellung schon damals sich angeeignet hatte. Er wurde durch die Abhandlung berühmt, und berühmter einige Jahre nachher durch die Construction einer Rechenmaschine und weitere zum Theil sehr bedeutende mathematische und physikalische Leistungen. Indessen seine Gemüthsart ließ ihn nicht auf der Bahn, auf die seine Begabung ihn hinzuweisen schien. Schon 1646 wurde er mit dem Jansenismus bekannt und empfing einen tiefen Eindruck von dieser Lehre. Doch gab er demselben damals noch nicht nach, überließ sich vielmehr, in Paris ohne bestimmte Beschäftigung lebend, Zerstreuungen, die ihn bis zu Schulden brachten. Aus seinen späteren Bekenntnissen geht hervor, daß er in dieser Zeit der abstracten Wissenschaften ganz überdrüssig geworden war, weil er sich bei denselben — vereinsamt fand. Er verzieh es den Anderen, daß sie wenig davon verstanden, und glaubte sich von der menschlichen Bestimmung verirrt zu haben, indem er diese Wissenschaften so weit trieb. „Der Mensch" erschien ihm fortan als das wahre Studium des Menschen; bei diesem Studium hoffte er wenigstens nicht einsam zu bleiben.

Es ist kein Zweifel, daß er darin den Montaigne zum Führer nahm, und sich dessen Philosophie zeitweilig ganz zu eigen machte. In

Digitized by Google

einem erhaltenen Aufsatz Sur les passions de l'amour, der aus dieser Zeit stammt, spricht er geradezu aus: der Mensch ist zum Vergnügen geboren; er empfindet es, das ist Beweis genug; und also folgt er nur seiner Vernunft, wenn er sich dem Vergnügen ergibt. Aus dieser Stimmung, keineswegs zuerst aus der späteren schwärmenden Frömmigkeit, stammt die oft gezwungene Abneigung gegen die strengere Wissenschaft, die gerade bei einem solchen Manne so seltsam auffällt. Es ist eine geläufige Unterscheidung bei ihm zwischen esprit géometrique und esprit de finesse; zwischen dem geometrischen Verstande, der nur faßt, was sich ihm beweisen läßt, und dem natürlichen Takt für das Richtige, welcher urtheilt aus unmittelbarer Anschauung, ohne der künstlichen Umwege des Räsonnements zu bedürfen. Dieser Takt, auch Urtheil (jugement) genannt, gehört dem Gefühl (sentiment) an, wie die Wissenschaften dem esprit, dem logischen Verstande. In solchem Sinne sagt Pascal z. B., die Moral des Urtheils, d. h. der sittliche Takt, spottet der Moral des Verstandes; und so muß man ihn auch verstehen, wenn er äußert: der Philosophie spotten sei das wahrhaft Philosophische. Das ist sehr bezeichnend für Pascal's Geistesart; seine moquerie über die Philosophie ist nicht gleichbedeutend mit Verachtung von Vernunft und Wissenschaft; nur die strenge Form des mathematischen Beweises beengt ihn; das demonstrative Wissen hat aufgehört, ihm so wie Descartes oder Spinoza höchstes Ideal zu sein. Selbstkenntniß des Menschen schien ihm das höchste Ergebniß auch der strengeren Wissenschaften, eine bewußte, sich selbst wissende Unwissenheit im Unterschied von der natürlichen, von der wir alle ausgehen; von diesem Standpunkt verachtet er die selbstzufriedene Wissenschaft, die sich für so verständig ausgibt und die die Welt verwirrt und schlecht urtheilt von Allem, wie er sagt.

Allein die bessere Befriedigung, die er im Studium des Menschen zu finden hoffte, blieb aus; er sollte erfahren, daß es noch Wenigere gebe, die um die wahre Lage des Menschen ernsthaft besorgt sind, als um die Probleme der Mathematik. Er endete mit dem vollen Ekel am Welttreiben und der tiefsten Ueberzeugung vom Elend und der Niedrigkeit des Menschen. Keine Stimmung konnte ihn empfänglicher machen für den fortwirkenden Einfluß seiner vormaligen, vorübergehenden Bekehrung und für die frischen Eindrücke, welche er durch seine Schwester Jaqueline, eine fromme Jansenistin, die in Port-Royal den Schleier genommen, eben damals erhielt. Ein Schriftstück, das nach seinem Tode bei ihm gefunden wurde, verzeichnet genau den Tag und die Stunde seiner nunmehr endgültigen Sinnesänderung. Er hat seitdem (d. h. seit 1654) sein Leben ganz seiner schwärmerischen, ja bis zum äußersten as-

Digitized by Google

cetischen Frömmigkeit, seine Geistesgaben einzig dem Kampfe für das hartbedrängte jansenistische Port-Royal zum Opfer gebracht. Einer Anregung von dorther verdanken die Lettres à un provincial ihre Entstehung, welche, zunächst nur von der Absicht ausgehend, Arnauld zu vertheidigen, bald zu den kühnsten Angriffen auf die Sittenlehre der Jesuiten fortschritten und gegen alle Anstrengungen der Censur siegreich gleich bei ihrem Erscheinen (1656—57) in ganz Frankreich das gewaltigste Aufsehen machten, vielfach auch warmer Zustimmung begegneten. In Port-Royal selbst war man mit der rücksichtslosen Kühnheit seines Vorgehens keineswegs ganz zufrieden, am wenigsten aber geneigt, ihm auf der Bahn des offenen Protestes, die ihn sehr leicht weiter führen konnte, zu folgen. Pascal hielt fest an seiner Ueberzeugung, zumal seit er in dem Wunder des heiligen Dorns die unmittelbare göttliche Bestätigung seiner Sendung gefunden glaubte. Ein Brief der Schwester Jaqueline, welche seine Anschauungen theilte, über die Unterzeichnung des Reverses gegen Jansen verurtheilt scharf und bitter die feige Politik von Port-Royal, welche in der That der ganzen Bewegung ein ziemlich klägliches Ende bereitet hat. Der Tod Jaquelinens und der Niedergang seiner Sache scheinen der von Anfang an schwachen, durch unsinnige Ascese vollends zerrütteten Gesundheit Pascals den letzten Stoß gegeben zu haben. Er starb, erst 39 Jahre alt, am 19. August 1662.

Seine wissenschaftlichen Gaben hat er seit seiner Sinnesänderung gänzlich verachtet. Nur während einer Krankheit geräth er einmal, um sich von den unerträglichen Schmerzen abzuziehen, auf eine damals für unlösbar gehaltene geometrische Aufgabe, die Berechnung der Cycloide, und findet die Lösung. Er achtet es für nichts, seine Freunde aber veranlassen ihn, auch davon Gebrauch zu machen zur Ehre von Port-Royal. Er legt in einem offenen Schreiben das Problem allen Gelehrten zur Auflösung dar, die größten Mathematiker versuchen sich daran ohne Erfolg, schließlich veröffentlicht er die Lösung, nur um den Beweis zu liefern, daß er die Wissenschaften nicht etwa darum verachte, weil er sie nicht verstehe. Hätte Pascal sich den Wissenschaften ganz gewidmet, gewiß wäre die Menschheit ein paar Jahrzehnte früher im Besitze wichtiger Einsichten gewesen, möglicher Weise hätten Newton und Leibniz nicht mehr nöthig gehabt, um den Ruhm der ersten Erfindung der Infinitesimalrechnung mit einander zu streiten. Indessen ich weiß nicht, ob man sehr darum klagen soll. Mathematiker wie Pascal hat es mehr gegeben, einen Menschen wie ihn nicht wieder; besser vielleicht, daß er sein Leben so auslebte, wie es seine wunderliche geniale Natur ihm vorzeichnete.

Das sprechendste Zeugniß seiner Welt- und Lebensansicht haben wir

Digitized by Google

in den Pensées. Sie wurden in seinem Nachlaß gefunden, ziemlich ungeordnet und nicht ohne Widersprüche in einzelnen Aeußerungen, doch im Großen und Ganzen wohl zusammenhängend, aus Einem Geiste empfangen und geboren. Es sind Aufzeichnungen zu einer geplanten Apologie des Christenthums; sie stellen neben Schleiermachers Reden über die Religion leicht den tiefsinnigsten und eigenthümlichsten Versuch einer Rettung des Christenthums gegenüber dem Geiste der modernen Zeit dar, kennenswerth für Jeden, für Freund und Gegner.

Nur, wird man vielleicht fragen, was geht es die Philosophie an? — Ein Doppeltes, so wie mir scheint. Erstlich ist Pascal tief berührt von der philosophischen Bewegung seines Zeitalters. Ohne Montaigne ist auch die eigenthümliche Form seiner Frömmigkeit gar nicht zu verstehen. Daher bietet er dem Geschichtsforscher der Philosophie jedenfalls das Interesse, den Einfluß der philosophischen Denkart auf die Richtung der ganzen Zeit in einem hervorragenden Beispiel kennen zu lernen. Noch näher aber interessirt er den Philosophen in einer anderen Rücksicht. Pascal hat tiefer, als Philosophen zu thun pflegen, nachgedacht über den letzten Zweck und Werth des Philosophirens, den er mit einer eindringlichen Schärfe verneint, die zur Vertheidigung auffordert. Dabei fehlt es ihm an Verständniß für die eigenthümlich philosophischen Aufgaben so wenig, daß sogar eben die Beweise, welche den Unwerth der Philosophie darthun wollen, in ihrem Kerne philosophischer sind, als er sich selber gesteht, philosophischer als Manches, was sonst für Philosophie ausgegeben wird.

Uebrigens darf man in der Beurtheilung Pascal's nie außer Acht lassen, daß uns seine Gedanken nur in Bruchstücken, absichtlich systemlos, dazu in durchaus rednerischer Fassung vorliegen. Da ist der esprit géometrique ganz in den Hintergrund gedrängt, der esprit de finesse waltet unumschränkt. Pascal war gewiß einer der beredtesten Menschen; darin liegt ein Hauptreiz, darin auch zum Theil die Schwierigkeit seiner Schriften, nämlich für den, der sich nicht durch schöne Rede hinnehmen lassen, sondern ihn auf philosophische Art lesen möchte, in der Absicht, eine Consequenz in seinen Gedanken aufzuspüren, gleichsam ihr inneres Gesetz zu entdecken. Anders kann namentlich, wer für den Reiz der Antithese empfänglich ist, sich leicht zu den unerwartetsten Schlüssen gebracht sehen. Nichts ist bequemer, als Widerspruch über Widerspruch in Pascal zu finden, wenn man den Geist seiner Rhetorik mißkennt; wenn man übersieht, daß er fast niemals absolut, sondern ganz überwiegend in Gegensätzen spricht.

Natürlich ist es nicht meine Absicht, die ganze Gedankenwelt Pascal's

Digitized by Google

vor dem Leser zu entwickeln; wohl aber will ich versuchen, ihm einen Faden in die Hand zu geben, der ihn, so hoffe ich, ziemlich sicher durch dies Labyrinth leitet.

Auszugehen ist von Pascal's Stellung zur exacten Wissenschaft, zu Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft. Hier kommen ein paar kurze Aufsätze aus seiner frühsten Periode vornehmlich in Betracht; zuerst die Vorrede zur Abhandlung über das Leere. Er bekämpft mit einem stolzen Freiheitssinn, der an Galilei zunächst erinnert, die Herrschaft der Autorität in physischen Wissenschaften. Autorität hat ihr Recht in Allem, was entweder bloße Geschichte ist oder auf göttlicher oder menschlicher Institution beruht; in Allem dagegen, was unter Sinne und Vernunft fällt, hat keine Autorität zu gebieten; hier soll die Vernunft allein herrschen, und sie ist befugt, ihr Reich ohne Grenzen und ohne Unterbrechung auszubreiten. Man muß den Muth besitzen, über die Vorzeit hinwegzuschreiten in diesen Dingen, so gefährlich Neuerungen in anderen Gebieten, Theologie z. B., sein mögen. Die Alten verdankten die Fortschritte, um die man sie so bewundert, allein solcher glücklichen Kühnheit; warum sollen wir ihrem Vorbild nicht lieber darin folgen, statt ihre Irrthümer zu unumstößlichen Dogmen zu erheben? Heißt es nicht die menschliche Vernunft entwürdigen und sie dem thierischen Instinct gleichstellen, wenn man den Fortschritt in Wissenschaften verbieten will? Denn die Instincte freilich bleiben sich immer gleich, Vernunft schreitet fort; das Thier kommt mit allen seinen Fähigkeiten zur Welt und entwickelt sich nicht ferner; anders der Mensch, der für die Unendlichkeit geschaffen ist; er wird unwissend zur Welt geboren, aber er lernt, er gewinnt nicht bloß von der eigenen Erfahrung, sondern auch von der der Vergangenheit; er bewahrt die Erinnerung dessen, was einmal erkannt wurde; so wird ihm das Vergangene gegenwärtig, und so gibt es eine Entwickelung des Menschengeschlechts, nicht bloß des einzelnen Menschen, welche „Schritt hält mit dem Alter des Universums". So betrachtet, sind die, welche wir die Alten nennen, eigentlich in der Kindheit des Menschengeschlechts, waren sie doch in der That neu in allen Dingen; wir, die wir die Erfahrungen so vieler Jahrhunderte nützen können, wir stellen jenes Alter dar, dem die Ehre gebührt. Die Erfahrungen wachsen, mit ihnen die Consequenzen, denn auf den Erfahrungen ruht aller Beweis in physischen Dingen. Oder anders gewendet: wenn das Alter mit Recht die Ehre hat, so gebührt sie allein der Wahrheit, welche älter ist als alle Meinungen der Menschen; sie fängt ja nicht erst an zu sein, wann sie anfängt gekannt zu sein. Also sind wir im Recht, wenn wir über die Alten hinausschreiten, und man darf uns deshalb nicht des Undanks zeihen. —

Digitized by Google

Daß Pascal dieser ganz freien und modernen Gesinnung auch später nicht untreu geworden, dies beweisen ein paar Aeußerungen in den Provinzialbriefen. Vernunft ist Richterin auf ihrem Gebiet, so heißt es auch hier, und so die Sinne auf dem Gebiete der Thatsachen; Autorität kann an den Thatsachen nicht rütteln, gibt es doch nichts, was bewirken könnte, daß, was ist, nicht sei. Gäbe es feststehende Beobachtungen, welche die Bewegung der Erde beweisen, so würde aller Widerspruch der Menschen sie nicht hindern, sich zu bewegen sammt ihnen; vergeblich daß ihr von Rom gegen Galilei Decrete erlangt habt, welche seine Meinung von der Bewegung der Erde verdammen; wenigstens nicht das wird beweisen, daß sie stillsteht. — In solchen Aeußerungen steht Pascal fest und entschieden auf dem Boden der neuen Zeit, ja er eilt seiner Zeit voran mit der großen Ansicht von einem stetigen Fortschritt der Menschheitsentwicklung. Man glaubt schon Leibniz oder Lessing zu vernehmen.

Prüfen wir sodann die Abhandlung De l'esprit géometrique. Dort wird die geometrische (d. h. mathematische) Methode, „alles Definirbare zu definiren, alles Beweisbare zu beweisen", als Muster aller wahren Wissenschaft dargestellt. Zwar kann auch die Mathematik nicht Alles definiren und beweisen, aber sie kann es nur darum nicht, weil ihre Objecte, Raum, Zeit, Zahl, Bewegung und deren erste Gesetze so einfach und durch sich selbst klar sind, daß sie durch nichts Anderes klarer gemacht werden können; nicht ihre Dunkelheit, vielmehr ihre ausnehmende Evidenz ist es, welche sie undefinirbar macht. In diesen Objecten aber ist das ganze Universum befaßt: nach Maß Zahl und Gewicht hat Gott alle Dinge gemacht. Auch sind sie alle eng und nothwendig unter sich verbunden; es gibt Eigenschaften, welche ihnen allen gemeinsam sind, und welche die größten Wunder der Natur einschließen, zuoberst die zwiefache Unendlichkeit des Großen und des Kleinen, der Zusammensetzung und der Theilung, zufolge deren sie immer in der Mitte schweben zwischen dem Nichts und dem Unendlichen, von beiden äußersten Grenzen stets unendlich fern, so weit wir sie auch nach beiden Seiten ins Große oder ins Kleine mit dem Gedanken verfolgen mögen. Mit unverkennbarem Interesse verfolgt Pascal die genaue Analogie, welche in Raum, Zeit, Zahl und Bewegung besteht zwischen der Grenzenlosigkeit des Fortgangs in der Zusammensetzung und Theilung, wonach die eine Unendlichkeit durch die andere nothwendig bewiesen wird, beide sich auf einander wechselseitig beziehen und unter demselben Gesetz stehen. So relativ aber sind alle Größenbegriffe. Durch eine Linse sehen wir ein Object sovielmal vergrößert; leicht können wir uns die Vergrößerung fortschreitend denken ohne Grenzen; welche Größe ist denn nun die wahre? die wir durch die Linse,

Digitized by Google

oder die wir mit bloßem Auge wahrnehmen! — Ich weiß nicht, ob Pascal etwas davon vorgeschwebt hat, daß jenes große und durchgängige Gesetz der Relativität aller Größenbestimmungen ein Gesetz unserer Begriffe vielmehr als der Dinge selbst ist; doch lassen seine eigenen Folgerungen es vermuthen. Es ergibt sich ihm nämlich aus diesen Betrachtungen einerseits zwar die Bewunderung für die Größe der Natur in dieser uns überall im Kleinsten wie im Größten umgebenden Unendlichkeit; andererseits aber und hauptsächlich die Selbstkenntniß des Menschen, der sich so mit seinem Begreifen eingeschlossen sieht zwischen ein Nichts und eine Unendlichkeit der Ausdehnung, der Zahl, der Bewegung, der Zeit; woraus, setzt Pascal hinzu, Erwägungen fließen, welche mehr werth sind als die ganze Geometrie. — Auch darin liegt nichts, was von dem neuen Geiste der Wissenschaft bedenklich abwiche; nichts von einer wissensfeindlichen Skepsis. Denn es folgt aus solchen Erwägungen wohl die Einsicht, daß auch unser festgegründetstes Wissen nur bedingtes Wissen ist, aber es wird durchaus festgehalten, daß es bei dieser Bedingtheit doch in sich einstimmig und gesetzmäßig sei, in seiner Bedingtheit also doch seine eigene, wiewohl niemals abschließende Wahrheit habe.

Das Gleiche ergibt sich aus dem kurzen Aufsatz mit der Ueberschrift Art de persuader. Danach hat selbst die Logik ihre Gesetze von der Mathematik abgelernt, welche sie ganz einschließt und die Methode, die der Logiker im Gedanken hat, ungleich vollkommener in der Wirklichkeit darstellt. Pascal theilt nicht bloß das Allgemeine dieser Anschauungen mit Descartes und Galilei, er theilt mit beiden auch die von hier so naheliegende Folgerung, welche überhaupt zur Losung des ganzen Zeitalters geworden war: daß in der Natur Alles auf geometrische, auf mechanische Art geschehe, daß die Gesetze der Mathematik, die untrennbar verknüpften und unter sich einstimmigen Gesetze des Raumes, der Zeit, der Zahl und Bewegung eins seien mit den Gesetzen der Natur. Er theilt mit Descartes ohne Rückhalt auch die mechanische Vorstellungsweise der organischen Processe im Menschen wie aller körperlichen Vorgänge überhaupt. Er tadelt, daß Descartes geglaubt habe, Figur und Bewegung, die den Wahrnehmungsprocessen zu Grunde liegen, auch nachweisen zu können; daß aber in Wahrheit weiter nichts als Figur und Bewegung denselben zu Grunde liege, über diesen Grundsatz ist er mit ihm völlig einer Meinung. Man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, sagt er einmal: wir sind Automat ebensosehr wie Geist. Und, wie schon diese Aeußerung erkennen läßt, auch in der metaphysischen Begründung, welche Descartes für den Automatismus des menschlichen wie jedes anderen körperlichen Organismus gefunden, in der strengen Scheidung

Digitized by Google

nämlich von körperlicher und geistiger Substanz, so daß die erstere ganz nur ihren mechanischen Gesetzen folgt, während der letzteren allein alles Bewußtsein zufällt, auch hierin steht Pascal ganz auf Descartes' Seite. Wir haben darüber eine Bemerkung, welche für sein Verhältniß zu diesem Philosophen überhaupt belehrend ist. Er spricht davon, daß zwei sehr wohl dasselbe sagen können, aber mit ganz verschiedener Bedeutung, und erläutert es durch die Vergleichung Descartes' mit Augustin. Descartes' These, daß die Materie ihrer Natur nach unfähig sei zu denken, und die zweite: Ich denke, also bin ich, stimmen zwar wesentlich überein mit Sätzen, welche Augustin zwölf Jahrhunderte früher ausgesprochen, ja es ist möglich, daß er sie von ihm gelernt hat; dennoch darf man nicht sagen, daß er nicht der eigentliche Urheber dieser Sätze sei, denn es bedeutet in der That etwas Anderes, ob man einen derartigen Satz nur einmal gelegentlich ausspricht, ohne weite und umfassende Erwägungen daran anzuknüpfen, oder ob man eine Folge von Consequenzen darin entdeckt und ihn zum festen, wohlgegründeten Princip einer ganzen Metaphysik macht, wie Descartes wenigstens beansprucht hat es zu thun. Pascal will nämlich nicht gesagt haben, daß Descartes auch gehalten habe, was er versprochen; aber zum wenigsten erkennt er seine These vom Wesensunterschied zwischen Materie und Geist an; auch zeigt er sich gerechter gegen ihn als viele andere Beurtheiler, indem er die Originalität und Bedeutung seiner Leistung entschieden betont. Den Gottesbegriff Descartes' hat Pascal verworfen, und so noch manche seiner besonderen Lehrmeinungen, z. B. die von der Unmöglichkeit des Leeren. Allein die Einstimmigkeit in dem fundamentalen Satze von der Trennung der Substanzen und der Behauptung eines vollkommenen Mechanismus der Körperwelt ist von größerem Gewicht als solche Abweichung in Einzelpunkten.

So finden wir Pascal auf einer Linie mit den fortgeschrittensten Bestrebungen seiner Zeit, insbesondere mit Descartes, zu dem man ihn unberechtigter Weise in einen grundsätzlichen Gegensatz gestellt hat. Verwandtschaft mit Descartes liegt auch in der entschiedenen Richtung auf Selbsterkenntniß als reifste und beste Frucht des menschlichen Wissens, wie sie in den Aeußerungen über den Werth der Mathematik sich kundgibt; Verwandtschaft auch in der Herbeiziehung der Skepsis zur Begründung dieser Selbsterkenntniß; gelangt doch auch Descartes zu seinem „Je pense donc je suis" vom allgemeinen Zweifel her, den er ja wohl von Niemand anders als den Skeptikern, Montaigne, vielleicht Gassendi gelernt haben kann.

Aber hier freilich geht Pascal radicaler zu Werk; er eignet sich die skeptischen Grundsätze, wie er sie aus Montaigne vornehmlich kennen ge-

Digitized by Google

lernt, geradezu an und behauptet, daß es keine folgerechte Philosophie gebe als die skeptische; doch mit einer eigenthümlichen, feinen Restriction, die wir kennen lernen werden. Hieran hängt das ganze Verständniß Pascal's; hier liegt sein scheinbar grundsätzlicher Gegensatz gegen alle behauptete Wissenschaft, nicht bloß die descartische; welcher Gegensatz zwar mit dem, was wir bis hierher vernahmen, schwer vereinbar erscheint. Es fragt sich, ob er in der That unüberwindlich, ob nicht zu seiner Ueberwindung bei Pascal selbst wenigstens Anhaltspunkte zu finden sind. Ich glaube das Letztere.

Die Gründe der Skepsis Pascal's, ich rede einstweilen von der theoretischen, lassen sich, soviel ich sehe, unter drei Hauptrubriken ungefähr zusammenordnen. Die ersten und radicalsten Argumente richten sich geradezu gegen die Principien des Wissens, gegen die Wahrheit von Definition und Beweis, die wir als Grundlagen seines von der Mathematik hergenommenen Wissensideals kennen lernten. Es ist die fundamentale Frage, ob wir Principien des Wissens in uns haben, und ob die Principien, welche wir glauben, — die man Axiome oder notiones communes nennt — der „wesenhaften Wahrheit" gemäß sind. Wie sollen wir diese Frage mit unseren Erkenntnißmitteln entscheiden, da es sich um die Wahrheit eben der Principien handelt, welche die Grundlage aller unserer Erkenntniß bilden? Wir wissen nicht soviel zu sagen: was Sein ist, denn um es auszusprechen, müßten wir ja immer schon sagen: es ist. Wir halten gewisse Grundsätze für wahr wegen der Uebereinstimmung der Folgerungen die daraus fließen; das ist eine Gewißheit, ausreichend um eine Wette darauf einzugehen, aber es ist keine philosophische, keine eingesehene Gewißheit; auch falsche Grundsätze können richtige Folgerungen ergeben. Ueberhaupt kann es keine Gewißheit von der Wahrheit der Principien geben, außer sofern wir sie von Natur in uns fühlen; das sentiment naturel ist aber kein Beweis der Wahrheit; es könnte von einem Dämon oder vom reinen Zufall uns eingegeben sein u. s. w. Ist auch nur soviel zu beweisen, daß Raum, Zeit und welche ersten und einfachsten Begriffe man will, uns Allen das Nämliche ausdrücken? Wir schließen es aus der Zusammenstimmung im Gebrauch der Worte, aber ein solcher Schluß hat nichts Zwingendes. Zwar die clarté naturelle, die uns von diesen Dingen überzeugt, ist unleugbar, aber selbst dies gibt dem Zweifel nur neue Nahrung: die Zweideutigkeit ist selber zweideutig, das Dunkel selbst zweifelhaft; unsere Zweifel vermögen nicht alle Helligkeit wegzuschaffen, unser natürliches Licht nicht alle Finsterniß auszutreiben. Nichts ist gewiß, selbst nicht diese unsere Ungewißheit. Möglicher Weise gibt es wahren Beweis, aber selbst dies wissen wir nicht. „Hier", im



Digitized by Google

Bereiche der Erfahrung, ist Alles theils wahr und theils falsch; so ist nicht die wesentliche Wahrheit: sie ist ganz rein und ganz wahr; und also ist Nichts wahr, wenn man es versteht von der reinen Wahrheit. Soll es denn keine Wesenswahrheit geben, da wir so viele Dinge sehen, die wahr sind, aber nicht die Wahrheit? Wir finden uns in einer Unmöglichkeit zu beweisen, unüberwindlich für allen Dogmatismus, wir haben eine Idee von Wahrheit, unüberwindlich für allen Pyrrhonismus.

Wenn irgend, so erweist sich hier, was übrigens in der Geschichte der Skepsis sich überall bewährt: daß die Idee des an sich Wahren, diese ganz platonische Idee*), auch der Skepsis und gerade ihr zu Grunde liegt. Nur darum sind wir fähig philosophisch zu zweifeln, weil wir eine Norm, ein Gesetz des Wahren und Falschen in uns finden; und so bleibt denn dies Eine im Zweifel selbst fest und unerschüttert: der Begriff von einer wesentlichen Wahrheit, mag denn auch diesem Begriff in aller unserer Erfahrung Nichts vollkommen entsprechen. Eben dies war der Gewinn, den Descartes aus der Skepsis zog und der es ihm ermöglichte, den Zweifel selbst zum Ausgang zu machen für die Begründung einer vollen, unerschütterlichen Gewißheit. Eine Erwägung aber muß sich hier sofort aufdrängen. Wenn denn doch die „Idee" der Wahrheit feststeht, invincible à tout pyrrhonisme, sollte es dann nicht möglich sein, einen Grad von Wahrheit auch in unserer, der empirischen Erkenntniß zu finden? Gibt es eine sichere Norm des Wahren und Falschen, sollten nicht graduelle, relative Bestimmungen des Wahren und Falschen auch in unserer Erkenntniß erreichbar sein, welche in ihrer Relativität doch so genau sein könnten wie erforderlich, und einer fortschreitenden Genauigkeit mit dem Anwachsen unserer Kenntniß ohne Grenzen fähig? Alle Wahrheit der Erfahrung sei bedingt und beziehungsweise; das wird sie nicht hindern, wahr zu sein, wenn auch nicht „die" Wahrheit.

Es scheint auch, daß Pascal eine solche relative, bedingte Wahrheit nicht bestreiten will; obwohl man auch nicht sagen kann, daß er sie begründe. Er stützt die Wahrheit der Principien und Axiome zuletzt auf sentiment, auf ein einsichtsloses Gefühl der Gewißheit ohne Grund. In diesem Sinne sagt er, seine Skepsis nachträglich einschränkend: er wolle die Vernunft demüthigen, die sich herausnehme Alles einzusehen, aber die Gewißheit selbst, nämlich die subjective Gewißheit des sentiment, nicht zerstören. Ich meine, er hätte nicht nöthig gehabt, so alle Einsicht aus dem Wissen zu verbannen, wenn er nur der Consequenz seines ersten

*) Man achte auf die Unterscheidung zwischen den wahren Dingen und der (wesentlichen) Wahrheit „selbst".

Digitized by Google

Gedankens hätte folgen wollen. Bleibt nur die Idee des Wahren fest, wie denn diese Idee seinem Zweifel selbst zu Grunde liegt, so gibt es Wahrheit, wiewohl eine bloß bedingte, auch in der Erfahrung. Die Anmaßung der Vernunft läßt sich dann immer noch darin bekämpfen, daß sie wähnt irgend ein Wahres absolut zu erkennen. Wir werden noch erfahren, weshalb Pascal glaubte, sich bei einer solchen „Wahrheit" nicht beruhigen zu dürfen.

Ein zweites, eigentlich untergeordnetes Argument des Pascal'schen Zweifels ist das so oft, fast in allen Perioden der Geschichte der Philosophie neu vorgebrachte, daß wir nicht wissen können, ob wir nicht immerfort im Traume sind. Auch im Traume glauben wir fest, daß wir wach sind, glauben Raum, Gestalt, Bewegung wahrzunehmen, den Fluß der Zeit zu empfinden oder zu messen u. s. w. Gesetzt wir träumten in Gemeinschaft und unsere Träume stimmten zufällig zusammen, während wir im Wachen abgesondert lebten, so würde Alles verkehrt scheinen, der Traum als Wachsein, das Wachen als Traum. Oder so wie man träumen kann, man träume, und träumen wieder zu erwachen, so könnte unser Wachen ein Traum sein, in welchem andere Träume vorkommen und woraus wir mit dem Tode erst aufwachen. Auch hier will Pascal wieder nicht die subjective Gewißheit in Zweifel stellen, daß wir wachen, wenn wir wachen, vielmehr nur zeigen, daß diese Gewißheit gefühlt, nicht eingesehen ist. Daß in der That doch etwas Einsicht dabei im Spiele ist, könnte man zu beweisen versuchen durch die alte Auflösung des alten Problems: daß der wache Zustand gegen den des Traums, wie der gesunde gegen den der Krankheit, sein besseres Recht damit erweist, daß er im Stande ist, den anderen zu erklären. Dagegen ließe sich dann freilich noch einwenden, daß auch dieser Vorzug des wachen und gesunden Zustands vor dem träumenden und krankhaften ein Vorzug relativer, nicht absoluter Wahrheit sei. In solchem Sinne bleibt auch das Argument wirklich unanfechtbar, um den Charakter des Bedingten, der aller Erfahrungsrealität anhaftet, zu erweisen; nur folgt daraus nicht, daß es keine, sondern nur, daß es keine absolute Wahrheit der Erfahrung gibt.

Skeptisch wendet Pascal drittens die schon berührten Reflexionen über die „doppelte Unendlichkeit", zwischen der unser auf jeder Stufe endliches und begrenztes, doch einer schrittweisen Erweiterung seiner Grenzen unbegrenzt fähiges Wissen stets festgehalten bleibt. Unsere natürlichen Einsichten, sagt Pascal, demüthigen uns in jedem Falle; entweder sie sind nicht wahr, dann beweisen sie geradezu unsere Schwäche; oder sie sind es; dann erst recht. Und da der Mensch nun einmal nicht leben kann, ohne sie zu glauben, so betrachte er denn auch recht sich selbst und



Digitized by Google

urtheile, ob er wohl ein Verhältniß habe zu der Natur. Wir versinken im Unendlichen. Das Weltall ist eine Sphäre, deren Mittelpunkt überall, deren Umkreis nirgend ist. Derselbe Abgrund im Kleinsten: jedes Atom der Materie demüthigt uns, denn es schließt die Unendlichkeit in sich, die wir nicht fassen. So sehen wir uns fortgetrieben ohne Rast und Ziel; müssen wir nicht erschrecken vor uns zwischen beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts? Princip und Ende der Dinge sind uns hoffnungslos verschlossen; nur weil sie diese Unendlichkeit nicht erwogen, konnten Menschen es wagen, die Natur ergründen, ihr Princip erkennen zu wollen, als ob sie irgend ein Verhältniß zu ihr hätten; sie erkannten nicht, daß, wie für das All selbst, so für unser Wissen das Ziel nach beiden Seiten im Unendlichen liegt. Daher sind dann die stolzen Titel: Principien der Dinge, Principien der Philosophie entstanden. So sind wir unfähig mit Gewißheit zu wissen, aber unfähig auch, absolut nicht zu wissen. Wir brennen vor Begier, einen festen Stützpunkt zu finden und ein letztes, sicherruhendes Fundament, um einen Thurm darauf zu errichten, der sich ins Unendliche erhebt; aber alle unsere Fundamente krachen und die Erde thut sich auf zum Abgrund. Also suchen wir keine feste Gewißheit mehr! Immerfort ja wird unsere Vernunft betrogen durch den Unbestand der Erscheinungen. Nichts kann das Endliche festhalten inmitten der beiden Unendlichkeiten, die es umgeben und vor ihm zurückfliehen. Was frommt es auch *etwas mehr* Einsicht zu besitzen? Bleibt doch das Unendliche uns ewig fern, und ist doch im Angesicht des Unendlichen alles Endliche gleich! Alles hat Verknüpfung mit dem Ganzen; wenn wir nicht das Ganze erkennen, so erkennen wir Nichts. —

Wie seltsam contrastiren diese beredten Klagen mit anderen Aeußerungen desselben Pascal, die wir vernahmen! Es sei das Vorrecht menschlicher Vernunft, hörten wir, daß sie fähig sei ihre Herrschaft zu erweiteren ohne Grenzen; es heiße sie zum thierischen Instinct entwürdigen, wenn man dieses Vorrechtes sie berauben wolle. Jetzt sind wir beinahe so weit, daß die Vernunft dem Instinct gleichgestellt wird: die Erweiterung der Einsicht ist nur des Menschen Elend, weil sie ihn dem Unendlichen nicht näher bringt; gleichviel, ob sie auch in die engsten Schranken eingeschlossen bliebe: es nützt nichts etwas mehr zu erkennen! Und doch weiß Pascal sehr wohl: wir können als Menschen nicht umhin zu denken, ja im Denken liegt unsere höchste Würde. Ein zerstörter Baum weiß nichts davon, daß er elend ist, der Mensch mag elend sein, er weiß sein Elend und das ist seine Größe. Dem Raume nach umspannt das Weltall mich, durch den Gedanken umspanne ich die Welt. Der Mensch ist ein schwankes Rohr, aber er denkt, und verschlänge ihn das All, er wäre erhabener als

Digitized by Google

was ihn vernichtet; denn er weiß, daß er stirbt, und welche Gewalt das All über ihn hat, es weiß davon nichts.

So zeigt sich die Gedankenwelt Pascal's, indem wir versuchen uns in sie hineinzuversetzen, wunderbar zwiespältig. Auf der einen Seite vertheidigt er in einer Linie mit allen fortschreitenden Geistern die Macht und Hoheit des Denkens, die unendliche Entwickelungsfähigkeit und wenngleich nicht absolute, doch in ihrer Bedingtheit wohlgesicherte und begründbare Wahrheit menschlicher Erkenntniß, preist den Vorzug der Vernunft, daß sie von gänzlicher Unwissenheit zwar ausgeht, aber eines Fortschritts der Einsicht fähig ist, dessen Bahn ins Unendliche geht. Auf der anderen Seite scheint er, skeptisch, der Vernunft alle Wahrheit und wirkliche Erweiterung ihrer Einsicht abzustreiten; das Ziel des Wissens liegt im Unendlichen und zu ihm gibt es auch keinen Fortschritt, weil zum Unendlichen alles Endliche gleiches Verhältniß hat.

Es gehörte Geisteskraft dazu, um beide Seiten des scheinbar unversöhnlichen Gegensatzes in Einem Gedanken zusammenzufassen. Und vielleicht ist dennoch der Gegensatz kein wahrer Widerspruch. Den Anhalt zu seiner Ausgleichung finden wir bei Pascal selbst in dem Satze, der seine Skepsis wiederum einschränkt: daß er die Vernunft demüthigen, die Gewißheit nicht aufheben wolle. Der Sinn des zunächst dunklen Ausspruchs wurde klarer durch andere Aeußerungen. Es gibt nach ihm eine unwiderstehliche Gewißheit, aber nicht eine Gewißheit reiner Einsicht. Es gibt eine Wahrheit unserer Erkenntniß, aber sie ist nicht Wesenswahrheit, vérité essentielle. Wir erkennen, aber erkennen nichts „rein" wie es in sich ist. Wir ergänzten den Gegensatz: sondern alle unsere Erkenntniß (Erfahrung) ist bedingt, in ihrer Bedingtheit übrigens begründbar und einer fortschreitenden Erweiterung fähig. Das also ist die Ausgleichung des anscheinenden Widerstreits: der Gesichtspunkt ist ein anderer, wenn nach unbedingter, ein anderer, wenn nach bloß bedingter, empirischer Wahrheit gefragt wird. In jener Hinsicht gilt die skeptische Erniedrigung der Vernunft, in dieser ihre Erhöhung. Das wahre Ergebniß wäre: die bestimmte Begrenzung der Giltigkeit, welche der Vernunfteinsicht rechtmäßig zukommt, aus dem Standpunkt des Unbedingten, zugleich mit ihrer vollkommenen sicheren Begründung innerhalb der ihr angewiesenen Grenze, nämlich auf dem Boden der Erfahrung. Es wäre ungefähr was Kant gewollt, was er „Kritik" der Vernunft nennt im Unterschied von ihrer dogmatischen Ueberhebung wie ihrer skeptischen Selbstvernichtung.

Wäre Pascal ursprünglich darauf ausgegangen, Fundamente für die Wahrheit der Wissenschaft zu legen, ich dächte, er hätte mit solchem Er-

Digitized by Google

gebniß sich begnügen können. Wissenschaft braucht es gar nicht, daß ihre Wahrheit absolut sei, es genügt ihr, daß sie wahr, bedingter Weise wahr, und der Fortschritt zum Wahreren, mag er das absolut Wahre auch nie erreichen, im Gebiete der Relationen ungehemmt ist. In keinem anderen Sinne hat auch Kant Wissenschaft begründen wollen und haben alle die die Wahrheit der Wissenschaft verstanden, die ihre beste Kraft ihrer Erforschung gewidmet haben und für sie eingetreten sind, wo es galt ihre Würde zu behaupten. Auch ist dieser Charakter der Bedingtheit nicht in solchem Maße erniedrigend für die Vernunft, daß sie nicht wiederum Erhebung zu schöpfen vermöchte im Hinblick auf den Fortgang menschlicher, ja menschheitlicher Entwicklung, welcher Schritt hält, wie Pascal sagt, mit dem Alter des Universums. So dachte Lessing, der aussprach, wenn Gott ihn wählen ließe zwischen dem vollkommenen Besitz der Wahrheit und dem Suchen nach ihr, er würde als Mensch das Suchen vorziehen, die Engel im Himmel möchten im Besitze selig sein. Warum kann ein Pascal sich nicht in gleichem Sinne bescheiden? warum muß er mit einem stolzen „Alles oder Nichts" jede Einsicht der Vernunft verwerfen, weil sie freilich eine absolute nicht ist?

Der Grund ist offenbar: Pascal's Betrachtungen gehen nicht darauf aus ein Wissen zu begründen, sondern eine Religion, durch Vernichtung, nicht alles Wissens, wohl aber alles Anspruchs der Vernunft auf absolute Erkenntniß der Wahrheit. Auf dem Boden einer Wissenschaft ist Pascal einig mit Bruno und Galilei, mit Lessing und Kant, aber in der Schätzung des Wissens gegenüber dem Bedürfniß der Religion sinkt ihm alle Befriedigung der bloßen Theorie zu Nichts dahin. Hier ist es, im Verlangen nach Ewigem, Unvergänglichem, wo ihm alle Fundamente zusammenkrachen und die Idee der Unendlichkeit, die den Forscher erhebt, zum gähnenden Abgrund wird, in den er zu versinken glaubt. Nun ist es ja gewiß, daß Welterkenntniß dem Verlangen nach dem Ewigen, unbedingt Vollkommenen nicht genügt, da sie immer begrenzt und verbesserlich ist. Vielleicht ist aber das auch nicht ihre Aufgabe; vielleicht behält sie, wofern sie nur so verkehrte Ansprüche nicht erhebt, doch ihren sittlichen, ja auf Ewigkeit gegründeten Werth. Pascal selbst fand die höchste Würde des Menschen darin, daß er denkt; auf diese Würde, hoffe ich, braucht er nicht zu verzichten, wenn er auch nur Endliches auf endliche Weise, Beziehungen beziehungsweise erkennt.

Härter noch und verletzender lautet das Urtheil, welches Pascal über jede *sittliche* Befriedigung im Endlichen und Irdischen fällt. Er hat für jedes menschliche Bestreben, das nicht auf das Ewige geradezu gerichtet ist, fast nichts übrig als Hohn und Satire. Nichts ist erstaunlicher, als

Digitized by Google

daß es möglich ist, über die Erbarmungswürdigkeit des menschlichen Wesens sich gar nicht zu erstaunen; nicht zu staunen darüber, daß er ernsthaft agirt, daß ein Jeder seiner Beschäftigung nachgeht, nicht weil es einmal so Mode ist, sondern als wüßte er gewiß, wo Recht und Gerechtigkeit liegen. Zwar findet er sich in jeder Stunde betrogen, aber in lächerlicher Bescheidenheit denkt ein Jeder, es liege bloß an ihm, nicht an der Sache, die er treibt. Indessen ist es gut zum Ruhme der Skepsis, daß es Leute in der Welt gibt, die nicht zweifeln, eben das gibt dem Zweifel neue Nahrung: wären alle Menschen Zweifler, der Zweifel hätte nicht Recht. So gewinnt diese Richtung durch ihre Feinde mehr als durch ihre Freunde: die Schwäche des Menschen ist ersichtlicher an denen, die sie nicht kennen, als an denen, die sie kennen. Pascal will gar keinen Werthunterschied anerkennen zwischen einer Beschäftigung und der andern, alle ernsteste Thätigkeit ist ihm nichts als Zerstreuung, und ihr Tod die Langeweile. Man denke sich doch nicht einen Plato und Aristoteles im Gewande des Pedanten; sie waren honnette Leute, lachend mit ihren Freunden, und wenn sie sich divertirten ihre Gesetze und ihre Politik zu schreiben, so thaten sie es zum Spaß; es war das am wenigsten Philosophische und am wenigsten Ernsthafte was sie thaten. Sie schrieben vom Staatswesen wie um ein Narrenhaus einzurichten, und wenn sie sich das Ansehen gaben, als redeten sie von einer großen Sache, so war es, weil sie wußten, die Narren, zu denen sie reden, wollen Könige und Kaiser vorstellen; sie gingen auf ihre Vorstellungen ein, um die Tollheit wenigstens unschädlicher zu machen. — Man mag in solchen Aeußerungen Uebertreibungen des Witzes sehen; Anderes ist ernster, so, daß Pascal nicht nur die Ehe für gemein, sondern beinahe jede Form von Freundschaft und Liebe für verächtlich ansieht. Das war nicht die Sprache des Verfassers der Passions de l'amour; dort hieß es: Liebe ist nicht bloß das Naturgemäßeste für den Menschen, da er keinen Augenblick leben kann ohne sie, sondern sie ist selbst der Vernunft gemäß; erdichtet ist die Kluft, die man zwischen Liebe und Vernunft befestigt glaubt, man muß Amor die Binde von den Augen nehmen und ihm den Gebrauch des Gesichts zurückgeben. Allein es kann ja nicht verwundern, daß dasselbe Gericht, welches über Vernunft und Gerechtigkeit erging, die Liebe mittreffen mußte.

Es bleibt uns noch übrig zu betrachten, durch welchen salto mortale — um das Wort eines nahen Geistesverwandten von Pascal, F. H. Jakobi auf ihn anzuwenden — gerade die Vernichtung aller menschlichen Vernunft und Tugend zu einer neuen Grundlegung der religiösen Wahrheit führen soll. Der Schluß, auf welchem die Begründung beruht, stützt

Digitized by Google

sich auf die beiden Prämissen, die wir kennen und die für Pascal in der That nebeneinander bestehen trotz ihres scharf ausgesprochenen Contrastes: auf des Menschen Elend und auf seine Größe. Sein Elend ist, daß ein sicherer Besitz von Wahrheit und Glück ihm versagt ist, seine Größe, daß er um dieses sein Elend weiß; denn er wüßte nicht darum, hätte er nicht die Idee einer vollkommenen Seligkeit und Wahrheit in sich; durch diese Idee aber erhebt er sich über sich selbst: l'homme passe infiniment l'homme. Dieß das Ergebniß seiner Selbsterkenntniß, zu der die Skepsis auf geradem Wege hinführt. Bis hierher sind wir gefolgt, und dies Ergebniß, wir konnten es gelten lassen, ja eine Größe und Tiefe darin anerkennen, wie sie eines so begabten Geistes würdig ist. Allein welchen Schluß zieht Pascal daraus?

Wir müssen die vollkommene Seligkeit und Wahrheit, deren Idee wir haben und der doch nichts in dieser Welt rein entspricht, wir müssen sie besessen haben und also aus einem unendlich vollkommenen Zustand abgefallen sein. Nur ein König, der sein Reich verloren, empfindet den Nichtbesitz, nicht wer es nie besessen. Wäre der Mensch nicht gefallen, er hätte nicht die Idee von Wahrheit und Glück. Wir aber haben die Idee vom Glück und können nicht dahin gelangen, wir tragen das Urbild der Wahrheit in uns und haben nur Lüge; und so ist es klar, daß wir in einem Grade der Vollkommenheit gewesen und zu unserm Unheil davon abgefallen sind. Der Sündenfall macht die ganze Zwiespältigkeit unserer Lage begreiflich. Und daran hängt für Pascal, wie man denken kann, das ganze Christenthum in augustinisch-jansenistischer Auffassung.

Was sagen wir zu diesem Schluß? Zuerst, wir setzen voraus, daß der Apologet den überzeugen will, der nicht schon voraus überzeugt ist; dann daß er ihn nicht blenden will durch überredende Analogien und verführende Antithesen, sondern überzeugen durch klare Schlußfolgerung. Prüfen wir so die Pascal'sche Deduction, so will sie uns freilich wenig haltbar scheinen. Der Nerv des Beweises ist: daß der Sündenfall den Zwiespalt im Menschen begreiflich macht, der ohne ihn unbegreiflich bleibt. Um das zu leisten, müßte er zuerst selbst begreiflich sein. Pascal verhehlt es aber gar nicht, daß sein Erklärungsgrund schlechterdings unbegreiflich, ja der menschlichen Vernunft entgegen ist; nur, sagt er, der Mensch wäre noch unbegreiflicher ohne das Mysterium, als dies Mysterium unbegreiflich ist für den Menschen. Es ist „Thorheit vor den Menschen", aber man gibt es auch dafür, und so kann man dieser Lehre nicht Mangel an Vernunft vorwerfen. Aber diese Thorheit ist weiser denn der Menschen Weisheit: denn ohne sie, was soll man sagen daß der Mensch sei?

Digitized by Google

Das ist nun ein Sophisma. Pascal will überzeugen, er erhebt also doch wohl den Anspruch, daß das, was er sagt, Vernunft habe. Versichert er das Gegentheil, so bewirkt er eben, daß er uns unüberzeugt läßt. Vergeblich die Ausrede, daß ohne das Mysterium uns das Räthsel unseres Daseins unverständlicher sei, als das Mysterium selbst unverständlich ist; wenn das, was uns das Räthsel auflösen soll, selbst ein unauflösliches Räthsel ist, so ist uns das erste Räthsel nicht klarer mit dieser Erklärung, als es ohne sie war. Unsere Vernunft ist nicht Richterin über die letzte, absolute Wahrheit der Dinge, wir gestanden es zu; aber richten muß sie doch wenigstens über das, was sie selbst als wahr einsehen und nicht einsehen kann. Pascal selbst erkannte der Idee des Wahren, die unseren Urtheilen über Wahr und Falsch zu Grunde liegt, unverletzliche Gültigkeit zu; er sah die Würde des Menschen darin, daß er der Vernunft folgt; er darf uns den Gebrauch der Vernunft nicht ebenda verbieten, wo es sich um die höchste Würde des Menschen, wo es sich um die Wahrheit handelt, an der seine Seligkeit hängt.

Pascals Folgerung auf die Erbsünde ist mir immer merkwürdig verwandt erschienen mit dem berühmten Mythus, in welchen Plato eine seiner tiefsten philosophischen Anschauungen gekleidet hat. Schon er empfand, vielleicht er zuerst in solcher Schärfe, den seltsamen Widerspruch, daß wir die Idee von vollkommener Wahrheit und Gerechtigkeit besitzen, während Alles, was wir in Wissenschaft und Leben für wahr und gerecht ansehen, der reinen Idee niemals adäquat ist, nur wie ein schwanker Schatten sich auf sie als die Sonne im übersinnlichen Reich zurückbezieht. Er folgerte, daß jene Ideen nicht von dieser Welt seien; woher sollten wir sie gelernt haben, da hier Nichts ist was ihnen entspricht? Also haben wir sie nicht gelernt, sie sind vielmehr nur die Erinnerung unserer Vorexistenz im überhimmlischen Ort; wir aber leben wie in dunkler Höhle, nur die Schatten, die von draußen in unser Halbdunkel fallen, geben noch Kunde von dem reinen Sonnenlichte, das unsere Seelen einst von Angesicht schauten.

Das ist ein Mythus, und so als Mythus wohlverständlich, nicht als ob das Unbegreifliche dadurch begreiflich gemacht werden sollte, sondern nur im schönen Bilde ausgedrückt und der Empfindung nah und lebendig erhalten. Pascal dagegen erhebt den Anspruch, das Räthsel unseres Daseins zu lösen, das Unbegreifliche zu erklären; damit wendet er sich unvermeidlich an das Urtheil der Vernunft, und wenn seine Erklärung der Vernunft nicht genügen will, so ist sein Spiel verloren. Soll die Vernunft nicht richten, so bleibt nur die Autorität, sei es einer bestehenden äußeren Macht oder auch einer geheiligten Ueberlieferung. Aber

Digitized by Google

Autorität ist nichts ohne innere Anerkennung; soll diese nicht doch auf einem Vernunfturtheil beruhen, so kann sie allein beruhen auf der Neigung des Gemüths. Allein wie hat Pascal selbst es eingeschärft, ein wie schwankes und wankendes Ding das Gemüth des Menschen ist; daß es glaubt, was es hofft oder was es fürchtet, und nicht, was ist; daß im Denken vielmehr alle Kraft des Menschen, seine Erhebung über die Schwäche des bald geängsteten bald hoffärtigen Gemüths liegt. Gleichwohl ist nichts offenbarer, als daß es das Gemüth ist, für das seine Beweise allein Ueberredungskraft haben. Er sagt es selbst, daß seine Absicht ist zu erschüttern und zu verwirren; gerade dazu sind die skeptischen Lehren, welche das Elend und die Niedrigkeit des Menschen in ihrer Blöße zeigen, ihm eine so willkommene Hülfe. Nichts verzeiht er seinem gepriesenen Montaigne weniger, als daß er lehrt dem Tode ohne Furcht und ohne Hoffnung entgegen zu sehen und an ihn zu denken als an eine Sache von keiner Bedeutung. Die Confusion seiner Gedanken, die Frivolität seiner sittlichen Anschauungen, die entschuldigt er eher.

Unbezwingliches Verlangen nach einer Seligkeit ohne Schranken, nach einer Wahrheit ohne Bedingungen, titanisches Ringen die Grenzen der Menschheit zu überfliegen, das ist die Stimmung, die Pascal wecken will und auf die er wirkt, die ihn selber ganz beherrscht. Dieser Titanismus ist es, der mit einem „Alles oder Nichts" wegwirft, was nicht grenzenlos, unausdenkbar ist, wegwirft alle bedingte Wahrheit, alle bedingte Glückseligkeit. So versteht man psychologisch, was auf logischem Wege zu verstehen nicht gelingen will.

Aber doch liegt etwas Großes und Anzuerkennendes, ich meine auch von der ruhigen Vernunft Anzuerkennendes in dem Cardinalgedanken Pascal's. Die große Antithese, von der er ausgeht, hat gewiß Wahrheit: wir sind endlich, in Schranken eingeschlossen überall; und wir haben doch Theil am Ewigen durch die unvergänglichen Ideen des Wahren und Guten. Auch das bleibt wahr: das Urtheil des natürlichen Verstandes, welches die Wahrheit unserer empirischen Erkenntniß anspricht für Wesenswahrheit, das Urtheil der natürlichen Sittlichkeit, das in vergänglichen Dingen sein Alles findet und sie ansieht wie wenn sie ewigen Werth hätten, wird überwunden nicht durch Gemüth und ahnungsvolle Phantasie allein, sondern durch ein anderes Urtheil, welches seinen Maßstab von nichts Vergänglichem, sondern von den unvergänglichen Ideen hernimmt; welches seinen Standpunkt wählt nicht in der Zeit sondern in der Ewigkeit. Denn wir haben jene Ideen, die von Vergänglichkeit nichts wissen, und wir haben durch sie Theil an der Ewig-

Digitized by Google

keit. So wie Kopernikus die Betrachtung des kosmischen Systems umkehrte, indem er seinen Standpunkt im wahren Centrum der himmlischen Bewegungen nahm, statt dessen, was man als Centrum sich nach einem natürlichen Scheine eingebildet hatte, so kehrt die Betrachtung aus dem Standpunkt des Ewigen alle Beurtheilung des Wahren und Gerechten um, und ohne Widerspruch; denn, um im Bilde zu bleiben, so wie in der kopernikanischen Umkehrung die Wahrheit der Phänomene, so bleibt in unserem Falle die Wahrheit des natürlichen Denkens und Wollens unverletzt, nur ihre Geltung für uns, das Werthmaß unseres Urtheils ist ein anderes geworden; was wesenhaft schien, ist zum bloß Erscheinenden geworden und das Wesen gefunden in dem, was nie erscheint. So urtheilt kritische Vernunft, gleich sehr sich fernhaltend von blinder Skepsis und von blindem Dogmatismus. So bleibt die Wahrheit der Phänomene, die relative, empirische Wahrheit, so der Werth der zeitlichen Dinge, der relative, zeitliche Werth, unangefochten bestehen; vor dem Auge der Ewigkeit ist Nichts verächtliche und verwerfliche „Welt", Nichts an sich selbst sündig und unheilig, wie freilich vor ihm auch nichts Endliches von absoluter Bedeutung. Es gibt hier nur Blindheit oder Klarheit; das behauptete Verderben der Natur und Vernunft wie ihre erträumte Erhabenheit und Selbstgenugsamkeit, Beides ist nur erdichteter Schein. Vor dem Auge der Ewigkeit hätte auch der Untergang des Individuums nichts Schreckhaftes. Pascals wegwerfendes Urtheil über die, welche vom Tode unerregt sprechen können ohne Hoffnung wie ohne Furcht, ist tristig vielleicht, und auch nur vielleicht, gegenüber Montaigne, es ist sicher untristig gegenüber Spinoza und allen die mit ihm empfinden können.

Soviel zur Kritik, die ich natürlich nicht gebe als die abschließende, allseitig befriedigende Wahrheit der Sache, sondern nur um die Richtung ungefähr zu bezeichnen, in der man, ohne die Grundlagen der philosophischen Anschauungen Pascals zu verlassen, über ihr unbefriedigendes Ergebniß vielleicht hinauskommen würde.

Die Vorsichtigen von Port-Royal haben übrigens dem genialeren Freunde auch in der Philosophie nicht folgen mögen; namentlich die Herbeiziehung Montaigne's zur Vertheidigung des Glaubens erschien ihnen keineswegs unbedenklich. Das sprechendste Zeugniß dafür besitzen wir in einer wie es scheint ziemlich getreu aufgezeichneten, in Faugère's Ausgabe der Pensées mit abgedruckten Unterredung, welche Pascal in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Port-Royal mit einem hervorragenden Geistlichen dieses Kreises, mit de Sacy hatte. Dieselbe ist so bezeichnend für beide Theile, daß ich diese Erörterung nicht besser als mit einer verkürzten Wiedergabe derselben zu beschließen wüßte. Pascal ist noch neu

Digitized by Google

im auguſtiniſchen Chriſtenthum und wird gewiſſermaßen examinirt darüber, wieviel und was er aus der weltlichen Philoſophie gelernt habe. Pascal rühmt von allen Weltweiſen zwei ausnehmend: Epiktet und Montaigne; doch beide in verſchiedenem, ja entgegengeſetztem Sinne. Epiktet kennt beſſer als alle Anderen die Pflicht des Menſchen und die Erhabenheit ſeiner Beſtimmung; daß wir Gott Alles unterordnen müſſen und in der Befolgung ſeines Willens allein Frieden und Seligkeit haben. Kannte er ſo gut, was der Menſch ſoll, er würde Anbetung verdienen, hätte er ebenſogut ſeine Ohnmacht gewußt. Aber er iſt ein Menſch, und ſo, nachdem er ſolchergeſtalt begriffen was wir ſollen, verfällt er in eine dünkelhafte Vorſtellung von dem was wir vermögen. Er meint, daß wir fähig ſeien, von uns aus die göttlichen Gebote zu erfüllen; daß wir frei ſeien alles Irdiſche zu überwinden und nur dem Ewigen uns zuzukehren, Gott vollkommen zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu gehorchen, ihm zu gefallen, uns zu heilen von allen Laſtern, zu gewinnen alle Tugenden, uns zu Heiligen zu machen und Genoſſen Gottes; und dieſer teufliſche Stolz führt ihn in andere Verirrungen, wie den Glauben, daß Schmerz und Tod kein Uebel ſei, daß man ſich ſelbſt den Tod geben dürfe u. dgl. Das Gegenbild ſeiner Vorzüge und Fehler zeigt Montaigne. Er iſt katholiſcher Chriſt, nur abſtrahirt er davon in ſeinen ſittlichen Betrachtungen, indem er ſich vornimmt, den Menſchen bloß nach der Vernunft zu betrachten, unabhängig von aller Offenbarung. Er ſetzt alle Dinge in einen univerſalen, ja ſo allgemeinen Zweifel, daß dieſer Zweifel ſich ſelbſt aufhebt und der Menſch, zweifelnd ſelbſt daran, ob er zweifle, ſich in ſeiner Ungewißheit rathlos im Kreiſe dreht, gleich ſehr entgegengerichtet denen welche behaupten, Alles ſei ungewiß, wie denen welche eine Gewißheit behaupten; denn gewiß ſoll Nichts ſein, ſelbſt nicht die Ungewißheit! In dieſem Zweifel, der an ſich ſelber zweifelt, dieſem Nichtwiſſen, das ſich ſelber nicht weiß, liegt das Weſen ſeiner Anſicht, die er durch keinen poſitiven Ausdruck zu bezeichnen wußte. Er durfte nicht ſagen: ich zweifle; damit würde er ſich verrathen haben, indem er wenigſtens doch dies für gewiß ausgegeben hätte. Und ſo konnte er ſich nur fragend ausdrücken; da er nicht ſagen konnte: Ich weiß nicht, ſo ſagte er: Weiß ich? Unter dieſer Deviſe vernichtet er Alles, was bei den Menſchen für das Gewiſſeſte gilt, nicht um das Gegentheil als gewiß hinzuſtellen, ſondern bloß, um zu zeigen, daß der Schein auf beiden Seiten gleich und alſo nichts zu entſcheiden iſt. In ſolchem Sinne vertheidigt er etwa, daß ein geſetzloſer Zuſtand beſſer ſei als ein geſetzlicher, nicht um davon zu überzeugen, daß es ſo ſei, ſondern nur um die eingebildete Gewißheit der hergebrachten Meinung zu zerſtören. So alſo zeigt er, daß wir Nichts

Digitized by Google

wissen, am wenigsten um uns selbst, unser Wesen und unseren Ursprung, aber auch nicht um die Materie, um Zeit, Raum, Bewegung, Zahl, um Gesundsein und Kranksein, Tod und Leben, Gut und Böse, Recht und Unrecht. Er prüft, ob wir Principien des Wahren in uns haben, und ob die, welche wir haben, gemäß sind der wesentlichen Wahrheit; ob wir wissen auch nur, was Wahrheit ist? Wissen wir aber das nicht, wie können wir je wissen, ob wir Wahrheit erkannt haben? Er prüft alle Wissenschaften; er prüft, ob es nicht denkbar, daß unser Leben ein Traum ist, aus dem wir mit dem Tode erst erwachen und worin wir so wenig die Principien des Wahren haben als in dem, was wir Traum nennen. So donnert er die Vernunft nieder, daß sie von der Höhe ihrer eingebildeten Vollkommenheit herabsteigen und sich gefallen lassen muß, aus Gnade mit dem Instinct der Thiere auf eine Stufe gestellt zu werden, und ihr nichts übrig bleibt, als in Demuth ihre gänzliche Schwachheit zu bekennen.

De Sacy, sagt der Berichterstatter, glaubte in eine andere Welt versetzt zu sein und eine nie gehörte Sprache zu vernehmen. Indessen wollen ihm solche Lehren doch bedenklich scheinen: sie bedrohen die Grundlagen aller Erkenntniß und folglich der Religion. Sie braucht nicht solche Stützen, ja sie sind höchst gefährlich u. s. w.; mit vielen Citaten aus Augustin, wie es dem Jansenisten wohl ansteht. Pascal entgegnet: er könne nicht umhin mit Freuden zu sehen, wie jener Autor die stolze Vernunft mit ihren eigenen Waffen zu Boden schlage; er würde den Mann umarmen, der zu einer so großen Rache ersehen war, hätte er nach solch heilsamer Demüthigung dem Menschen auch den Weg zum Heile zu zeigen gewußt. Allein statt den Schluß zu ziehen, daß man dem Glauben sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben habe, folgert er, — daß man die Sorge um Recht und Wahrheit Andern überlassen müsse und nach dem Scheine leben, nur ohne sich durch ihn betrügen zu lassen. So folgt er den Sinnen und den gemeinen Begriffen, nicht als wenn er sie für wahr hielte, sondern weil er glaubt nicht anders zu können. Er geht dem Schmerz und dem Tode aus dem Wege, wiewohl er sie nicht für wahre Uebel gelten läßt. So lebt er sorgen- und gedankenlos, gesellig, vergnügt, aufgeräumt und sozusagen närrisch, er folgt dem, was reizt, und schlendert dahin, unbekümmert um das was trifft, es sei Gutes oder Schlimmes, weich gehegt im Arm einer ruhvollen Lässigkeit, von wo er denen, die so mühselig nach dem Glück jagen, zeigt daß es da nur ist, wo er ruht, auf den beiden bequemen Polstern des Nichtwissens und der Unbesorgtheit.

So sind diese beiden Philosophien, der Stoicismus Epiktets und die

Digitized by Google

Skepsis Montaigne's, die einzig folgerechten Systeme, nämlich für eine vom Glauben losgesagte Vernunft. Beide haben ein bedeutendes Theil von Wahrheit; ihr gemeinschaftlicher Fehler ist, nicht zu wissen, daß der gegenwärtige Zustand des Menschen verschieden ist von dem seiner Erschaffung. Der Eine bemerkt die Spuren seiner ursprünglichen Größe und übersieht sein Verderben, und so erscheint ihm die menschliche Natur heil und gesund, keiner Erlösung bedürftig; was ihn zum Gipfel der Ueberhebung führt. Der Andere erfährt an sich selber sein gegenwärtiges Elend, allein er weiß nicht von seiner einstigen Würde; ihm erscheint die Natur nothwendig ohnmächtig, keiner Erlösung fähig, und das stürzt ihn in gänzliche Verzweiflung, zum wahren Gut zu gelangen, und von da in die äußerste Feigheit. Wer Beides begriffe, was jeder von ihnen gesondert auffaßte, der würde die ganze Wahrheit besitzen; allein so wie sie sich gegenüberstehen, können sie sich nicht vereinigen, denn der Eine behauptet die Gewißheit, der Andere den Zweifel, der die Größe des Menschen, jener seine Ohnmacht, und so müssen sie sich gegenseitig vernichten, um — der Wahrheit des Evangeliums Platz zu machen. Es versöhnt die Gegensätze auf eine ganz göttliche Art, vereinigend was wahr ist, ausschließend das Verkehrte, und zeigt, wie das scheinbar Widerstreitende sich in Harmonie fügt. Der Fehler lag darin, daß man die entgegengesetzten Prädicate auf dasselbe Subject bezog: der Eine legte der Natur die Kraft bei, der Andere derselben Natur die Schwäche, was unvereinbar ist; der Glaube lehrt uns vielmehr Beides auf verschiedene Subjecte beziehen, also daß alle Schwäche der Natur, alle Kraft allein der Gnade gehört. So findet ein Jeder seine Wahrheit gerettet und nur seines Irrthums sich entledigt; Beide finden mehr als sie zu hoffen gewagt, und was das Wunderbarste, sie finden sich vereint, da sonst nur Zwietracht unter ihnen sein konnte.

De Sacy ist nun gänzlich überrascht, wie schön Pascal Alles zu wenden weiß. Er vergleicht ihn den geschickten Aerzten, welche durch kluge Bereitung aus den gefährlichsten Giften die kräftigsten Heilmittel zu gewinnen wissen. Indessen kann er nicht daran glauben, daß Viele im Stande sein werden aus einem Montaigne auf solche Art Nutzen zu ziehen und die Perle aus dem Mist auszufinden. Pascal hält den Werth seiner beiden Philosophen par excellence aufrecht, räumt übrigens ein, daß ihre Nutzung nicht ohne Gefahr sei.

Man kann nicht umhin zu urtheilen, daß diese vom Secretär de Sacy's*) aufgezeichnete Unterredung uns mit einer leisen Färbung im

*) Wie Dreydorff ansprechend vermuthet, mit Benutzung eines dazu zur Verfügung gestellten schriftlichen Aufsatzes von Pascal selbst. Anlage und Durchführung sind

Digitized by Google

Sinne unserer Vorsichtigen überliefert sei; materiell zwar stimmen die Gedanken, welche Pascal vorträgt, bis ins Einzelne mit dem überein, was die Pensées über seine Stellung zu Montaigne verrathen; allein der Ton ist nicht durchaus der des stets offenen und entschiedenen Pascal, und die Absicht des Berichtes geht so offenbar dahin, Augustin und de Sacy in günstigem Licht erscheinen zu lassen gegenüber Montaigne und Pascal, daß eine, vielleicht kaum bewußte Parteilichkeit zu Ungunsten des Letzteren unverkennbar ist. Auch ist es sicherlich kein Zufall, daß die „Logik von Port-Royal", welche im Todesjahr Pascal's erschien, gerade mit Montaigne scharf ins Gericht geht, ja in ihm den Gegner sieht, gegen den es in erster Linie gelte zu streiten. Man mußte wissen, daß Pascal's apologetisches Werk auf Montaigne fußte, und so kann man nicht anders als Absicht vermuthen in dieser heftigen Polemik. Man wollte offenbar die Gefahr, die in der Berufung auf Montaigne zu liegen schien, paralysiren und dem Gift, da selbst in so kluger Bereitung am Ende verderblich wirken konnte, das Gegengift gleich mitgeben.

Kurz, es ist kein Zweifel, daß das „Genie" von Port-Royal, wie man Pascal nannte, den wohlmeinenden, aber bedächtigen Freunden bisweilen Angst machte; daß man seiner Geistesfreiheit nicht gewachsen war und sich zwar gern der schneidigen Waffe seiner Denk- und Redekraft bediente, aber nicht ohne geheime Sorge, daß sie vielleicht auch Dinge mittreffen könne, die man erhalten wollte. Aber was diesen Männern bei dem Apologeten bedenklich schien, macht uns den Philosophen werth: die Kühnheit im Gebrauche der Denkkraft, die, im festen Bewußtsein die Wahrheit zu wollen, nicht vorher fragt, ob sie auch verletzt, ob das Licht auch etwa zu grell wird. Solcher Zuversicht durfte der Mann sein, dem der Gedanke die sicherste Gewähr unserer Göttlichkeit schien.

---

zu planvoll, als daß man glauben sollte, das Gespräch sei buchstäblich so gehalten und gar aus dem Gedächtniß aufgezeichnet worden. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß de Sacy in Pascal's Sprech- und Denkweise so eingedrungen wäre, daß er seinen Vortrag mit so viel Feinheit und so ganz Pascal'scher Beredsamkeit hätte ausführen können.

Digitized by Google

# Berichtigung.

Meine Schrift „Erlebtes und Erstrebtes" ist in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung vom 18. Mai d. J. in einem K. B. gezeichneten Artikel in eingehender Weise theils zustimmend theils ablehnend besprochen. Urtheile über bestimmte Vorgänge und Persönlichkeiten abweichenden Ansichten gegenüber zu vertreten liegt mir fern; auch Berichtigungen meiner Erzählung von Hergängen, die unwesentliche Punkte beträfen, würde ich selbst dann nicht weiter beachten, wenn ich sie nicht als thatsächlich begründet anerkennen könnte. Anders verhält es sich, wenn mir überhaupt der Vorwurf ungenauer Berichterstattung gemacht wird und zwar bei der Darstellung von Vorgängen, bei welchen ich selbst betheiligt war und welche ich im Zusammenhange und mit allen Einzelheiten erzählt habe. Dann fällt der Einwand mangelhaften Erinnerns weg und Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Berichterstattung wären berechtigt. Dem entgegen zu treten und gewisse historische Thatsachen in das rechte Licht zu stellen, ist der Zweck dieser Erklärung.

Es sind zwei Vorgänge, welche ich, obgleich selbst dabei betheiligt, nicht richtig dargestellt haben soll: ein wenig erheblicher und einer von größerem Gewichte, — mit dem Letzteren beginne ich.

1. In meiner Schrift S. 74—76 habe ich erzählt, wie die Frage des preußischen Erbkaiserthums zu einer neuen Parteibildung geführt und wie auch ich mit Erfolg um dieselbe bemüht gewesen. Diese Darstellung steht nun nach dem Artikel der Allg. Zeitung in Widerspruch mit einer anderen, welche Biedermann in seinen Erinnerungen aus der Paulskirche über die Verschiebung der Mittelparteien im Herbste 1848 gegeben hat. Da nun Biedermann (nach derselben Quelle) nicht bloß einer der Gründer, sondern auch der permanente Vorsitzende des Augsburger Hofes gewesen, so habe dessen Darstellung wohl die größere Wahrscheinlichkeit für sich (!). Nach derselben habe sich der Augsburger Hof vom Württembergischen zu einer Zeit, wo die Oberhauptsfrage noch keineswegs „in naher Perspective" gestanden, getrennt und zwar in Folge allgemeiner politischer Differenzen. Auch was ich von den damit in Verbindung stehenden Vorgängen in der Kasinopartei erzählt habe, stehe mit allen bisherigen Annahmen in Widerspruch, da man nicht anders wüßte, als daß das Kasino die Frage über das s. g. Vereinbahrungsprincip stets unentschieden gelassen und daß gerade deswegen der linke Flügel der Partei sich

Digitized by Google

von dem Gros derſelben getrennt habe. Meine Bezugnahme auf einen früheren Beſchluß des Kaſino (vom 27. Mai 1848) ſei eher geeignet, jene Behauptung zu widerlegen als ſie zu ſtützen, denn dieſer Beſchluß enthalte von der Stellung der Nationalverſammlung zu den Regierungen in Betreff des Verfaſſungswerkes ſchlechterdings nichts.

Merkwürdig, daß derſelbe Vorwurf gegen meine Erzählung, den K. B. erhoben hat, ſich in der Anzeige meiner Schrift in dem zu Leipzig erſcheinenden literar. Centralblatt (Nr. 23 vom 31. Mai 1884. S. 784—85) wieder findet und zwar mit derſelben, wie ich ſpäter zeigen werde, irrthümlichen Begründung, was die Vermuthung nahe legt, daß dieſer letzte Artikel entweder aus dem der Allg. Zeitung geſchöpft iſt oder beide dieſelbe Quelle haben. Jedenfalls zeigt ſich hier eine Legende in der Ausbildung, welcher entgegengetreten werden muß. Ich will nun von vorne herein erklären, daß mir die abweichende Darſtellung von Biedermann recht wohl bekannt geweſen und daß ich gerade, weil ich ſie unvollſtändig fand, die meinige ihr entgegengeſetzt habe und zwar ausführlicher, als es wohl ſonſt geſchehen wäre. Dabei werde ich mich aber nur mit Biedermann's Bericht beſchäftigen. Wenn ſich die Allg. Zeitung und das Centralblatt außerdem noch auf das Zeugniß von R. Heller (Bruſtbilder aus der Paulskirche) berufen, ſo muß ich dieſes in dieſer Sache zurückweiſen. Heller war ein liebenswürdiger, gern geſehener Mann, der Manches erfahren konnte; aber von den Vorgängen innerhalb der Parteien und namentlich von vertraulichen Beſprechungen konnten ihm als Zeitungsreporter, nur zufällig Mittheilungen zugehen. Er iſt ein Zeuge von Hörenſagen. Außerdem bemerke ich noch, daß die Darſtellung, welche Biedermann von den Vorgängen gegeben hat, mit der meinigen nicht eigentlich in Widerſpruch ſteht. Gerade weil ich die verſchiedenen Strömungen im Württemberger Hofe kannte, durfte ich hoffen dort ein Element für die neue Parteibildung zu finden; auch habe ich mir nicht beigelegt, die Gründung des Augsburger Hofes und die Herſtellung des Kartellverbandes zwiſchen den befreundeten Fraktionen ins Werk geſetzt zu haben. Was ich behauptet und feſthalte iſt, daß ich dazu in der von mir berichteten Art angeregt und mitgewirkt habe; ob ohnedies Aehnliches zu Stande gebracht worden wäre laſſe ich unerörtert. Daß Biedermann meine Intervention für ſo ganz unerheblich erachtet hat, um ſie auch nur anzudeuten, iſt allerdings auffallend, wenn es ſich auch vielleicht pſychologiſch erklären läßt. Uebrigens wird in den angeführten Artikeln meine Beſprechung mit den Mitgliedern des Württemberger Hofes nicht in Abrede geſtellt, ſondern nur gegen den von mir angegebenen Inhalt ein Indicienbeweis angetreten, welcher ſich auf zwei Punkte bezieht: auf die Zeit der Beſprechung und die Vorgänge in der Kaſinopartei, welche ihr folgten. Auf Beides werde ich näher eingehen.

Zunächſt wird angenommen, daß ich nach meiner Erzählung bei dem „Herannahen der Oberhauptsfrage" meine Bemühungen begonnen habe; dann heißt es: Bei der Trennung des Augsburger Hofes ſei die Oberhauptsfrage



Digitized by Google

noch keineswegs „in naher Perspektive" gewesen, sie habe vielmehr erst Ende des Jahres (nach dem Centralblatt erst nach Jahresschluß) das Parlament beschäftigt, — mein Bericht könne also unmöglich richtig sein.

Darauf erwiedere ich Folgendes. Unmittelbar nach den Septembertagen waren wir entschlossen, die Reserve, welche wir uns bisher bei der Oberhauptsfrage auferlegt hatten, nun aufzugeben und in die Aktion zu treten. Vorsicht war jedoch immer noch nöthig und zunächst mußte in engeren Kreisen gewirkt, vor Allem aber eine neue Parteibildung ins Auge gefaßt werden, wozu es natürlich gewisser vorbereitender Schritte bedurfte. Meine Aufmerksamkeit richtete sich zunächst auf den Württemberger Hof, von dessen Mitgliedern mir Rießer und Hans von Raumer nahe befreundet waren. Mit ihnen hatte ich die von mir erwähnte Besprechung, bei welcher auf deren Wunsch sich auch Karl Biedermann einfand. Ich setzte meinen Plan, über die neue Parteibildung und das Cartellverhältniß, natürlich nur in allgemeinen Umrissen, auseinander und fand volle Zustimmung, wenn auch unter der von mir angeführten beschränkenden Bedingung. Wenn das preußische Erbkaiserthum, der Kern der Verfassungsfrage, welcher schon die Situation zu beherrschen begann, im Zusammenhang meiner Erzählung hervortritt, so liegt darin das Motiv, der letzte Zweck meiner Bemühungen ausgedrückt, nicht aber der Gegenstand meiner Verhandlung mit den Mitgliedern des Württemberger Hofes; daß Beides verwechselt worden, ist der Grund des Mißverständnisses. Sowohl in dem Artikel der Allg. Zeitung als auch in dem des Centralblattes wird mit Recht bemerkt, daß die Oberhauptsfrage erst weit später der Gegenstand parlamentarischer Verhandlungen geworden; ja sie war auch im Verfassungsausschuß und in den Parteiversammlungen noch nicht erörtert, wie ich denn bei dem gleich zu erwähnenden Antrage im Kasino sie nicht berührte. Wie hätte ich nun dazu kommen sollen, sie zum Gegenstande der Besprechung mit Mitgliedern einer andern Partei und zur Grundlage einer neuen Parteibildung zu machen? Daß ich selbst jene Besprechung in den Oktober verlegt habe, geht auch aus meiner Schrift klar hervor, da ich den Bericht darüber am Ende des Kap. 8 den Verhandlungen des Reichstags über die österreichische Frage, welche mit der Abstimmung am 27. Oktober endigten, vorangestellt habe.

Aus der Zeit der Besprechung kann daher kein Indicium gegen die Richtigkeit meiner Erzählung abgeleitet werden. Der zweite Einwand ist den Vorgängen in der Kasinopartei entnommen. Die von mir vorgeschlagene und von der Partei fast einstimmig angenommene Erklärung lautete:

„Die Gesellschaft im Kasino hat sich als eine constitutionelle, ohne formelles Programm gebildet, sie bekennt sich aber zu folgenden Grundsätzen:

1. Im Verfassungswerk Festhalten am Beschluß der Nationalversammlung vom 27. Mai d. J.:

„Die deutsche Natinoalversammlung, als das aus dem Willen des Volks und den Wahlen der deutschen Nation

Digitized by Google

hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit Deutschlands, erklärt: daß alle Bestimmungen deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des Letzern als gültig zu betrachten sind, — ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet."

2. Die Einheit Deutschlands ist vor Allem zu erstreben, daher kein Particularismus, aber Anerkennung der den einzelnen deutschen Staaten und Stämmen gebührenden Besonderheit.

3. Die politische Freiheit soll fest begründet werden, — also keine Reaktion; aber mit aller Entschiedenheit ist für die öffentliche Ordnung gegen die Anarchie zu kämpfen".

Der unter Nr. 1. angezogene Beschluß der Nationalversammlung vom 27. Mai 1848 war in Anlaß des s. g. Raveaux'schen Antrags gefaßt worden. Derselbe in seiner ursprünglichen Gestalt ganz unverfänglich, lautete: Die Versammlung möge beschließen, daß diejenigen Mitglieder aus Preußen, welche für Berlin und Frankfurt gleichzeitig gewählt sind, das Recht haben, beide Wahlen anzunehmen, s. Stenogr. Bericht I. S. 28. Der Antrag erhielt aber weiterhin dadurch eine große Bedeutung, daß namentlich in der hochpolitischen Debatte des Hauses vom 27. Mai der Gegensatz zwischen dem Vereinbarungsprincip und der endgültigen Feststellung des Verfassungswerkes durch die Nationalversammlung zum offenen Ausbruch kam. Raveaux zog seinen schon modificirten Antrag zu Gunsten des von dem Abgeordneten Werner gestellten zurück, und dieser (es ist der oben abgedruckte Beschluß) ward mit einer an Einhelligkeit gränzenden Majorität angenommen, s. Stenogr. Bericht I. S. 155. Alle Abgeordneten, welche später der Kasinopartei angehörten, haben für diesen Beschluß vom 27. Mai gestimmt und sich auch später, ohne daß es einer besondern Verpflichtung bedurfte, durch denselben gebunden erachtet, so daß z. B. Georg von Vincke zu seinem Bedauern aus diesem Grunde der Partei nicht beitreten konnte. Eine Unentschiedenheit in dieser Principienfrage, wie der Artikel der Allgem. Zeitung meint, lag nie vor und hat auch nicht den Austritt der Mitglieder veranlaßt, welche später die Partei zum Landsberger Hof bildeten. Diese Secession ward, abgesehen von der aemulatio Einzelner, welche in solchen Fällen immer mitspielt, durch den Gegensatz bei manchen Freiheitsfragen, welche lange, sich stets wiederholende Debatten hervorriefen, vorbereitet, — sie kam zur Ausführung, als von den bezeichneten Mitgliedern, angeblich auf Andringen ihrer Wähler, die Aufstellung eines Parteiprogramms verlangt ward. Dies ward nicht für nothwendig erachtet; wir sahen aber auch mit Schrecken, daß, wenn es zu einer solchen Aufstellung kommen sollte, unendliche Grundrechtsdebatten innerhalb der Partei sich erneuern würden, und ich gestehe, das Meinige gethan zu haben, um den Antrag zu Fall zu bringen. Nachdem der Austritt des Landsbergs erfolgt war, konnten Abgeordnete der konservativen Partei, welche die Verhältnisse nicht genau kannten, der Meinung sein, daß die Kasinopartei



Digitized by Google

dem Vereinbarungsprincip nicht mehr so fern stehe, wie früher und wenn sie derselben auch nicht formell beitraten, sich doch ihr anschließen. Dagegen war denn eben jene von mir beantragte Erklärung gerichtet, — peinlich für mich, weil sie die konservativen Kollegen und die Mitglieder des Landsbergs verletzen mußte. Wenigstens wurde mit Rücksicht auf die Letzteren der Name des Programms vermieden.

So verhielt es sich mit den Vorgängen im Kasino. Wenn der Artikel der Allg. Zeitung und ähnlich der des Centralblattes aus denselben Gründe entnehmen, um meinen Bericht anzugreifen und dadurch zugleich die Richtigkeit meiner Darstellung über die frühere Verhandlung zu verdächtigen, so beweist dies nur, daß sie von den damals bestehenden Parteiverhältnissen nicht ausreichend unterrichtet sind, und wenn sie in dem Beschluß der Nationalversammlung vom 27. Mai (in der Allg. Zeitung wird er sogar der Kasinopartei untergeschoben) die Verleugnung des Vereinbarungsprincips nicht zu erkennen vermögen, so zeugt dies allerdings von geringer Auslegungskunst.

2. In dem Artikel der Allg. Zeitung wird noch eine andere Stelle meiner Schrift über einen Vorgang, bei welchem ich selbst betheiligt gewesen, als auf Irrthum beruhend angefochten, während der Artikel des Centralblatts schonend nur allgemein „von anderen kleineren Ungenauigkeiten" spricht. Ich habe nämlich (S. 88.) gesagt, daß am Abende der Ankunft der Kaiserdeputation in Berlin auf den Wunsch des Grafen von Brandenburg bei diesem eine Verhandlung stattgefunden habe, „zu welcher Rießer und ich von der Deputation abgeordnet worden". Dagegen wird nun von K. B. lebhafter Einspruch erhoben. Nicht die Deputation habe uns abgeordnet, sondern der Präsident, eine „Wahl" habe nicht stattgefunden. Das Letztere habe ich nun auch nicht behauptet; meines Erinnerns ersuchte der Präsident Rießer und mich unter Zustimmung der Deputation diese zu vertreten. Jedenfalls haben wir unseren Auftrag so verstanden und ausgeführt und dafür die Billigung der Deputation gefunden. Das Ganze läuft also auf einen Wortstreit hinaus.

Ich halte demnach meinen beiden Kritikern gegenüber meine Darstellung in allen wesentlichen Beziehungen als richtig und genau aufrecht. Den Verfasser des Artikels der Allg. Zeitung möchte ich aber doch bitten, später, bevor er einmal wieder ein Buch anzeigt, es genau zu lesen. Hätte er meiner Schrift diese Ehre erwiesen, dann würde er mich nicht zum Collegen Dahlmann's in Göttingen gemacht, er würde mir nicht feindliche Gesinnung gegen den Reichsverweser imputirt haben, von der mein Buch keine Spur enthält; er würde nicht gesagt haben, die Austrittserklärung der Kasinopartei sei allem Anscheine nach von mir abgefaßt, ja bei der Anlage Nr. 11 dies bestimmt angegeben haben, während doch S. 91 Max von Gagern von mir ausdrücklich als Verfasser genannt ist.

Berlin den 14. Juni 1884. G. Beseler.

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

## Die Parteien in Württemberg.

Den 18. Juni.

Es ist eine oft gehörte Behauptung, daß es für einen Staat am wünschenswertheften sei, nur zwei große Parteien zu haben, welche einander eventuell fortwährend in der Regierung ablösen können. Die Sache ist für alle Anhänger der parlamentarischen Monarchie oder der verhüllten Republik, wie man richtiger sagen würde, sehr einleuchtend; in der Praxis freilich wird man bei der Betrachtung also beglückter Staaten immer ein wenig an Göthe's Verse erinnert werden:

Sag was enthält die Kirchengeschichte?
Sie wird mir in Gedanken zu nichte;
Es giebt unendlich viel zu lesen;
Was ist denn aber das alles gewesen?
Zwei Gegner sind es die sich boxen,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Säcla dasselbe Geschicht;
Es dauert bis an das jüngste Gericht.

Wenn aber je ein solcher Zustand einmal der naturgemäße war, so war es in Württemberg in der Zeit von 1866 an. Noch im Jahr zuvor hatte es bei uns den Anschein, als ob die Gegensätze konservativ, liberal und radikal sich zu besonderen Parteibildungen zuspitzen könnten, und die Schwäbische Zeitung, welche damals ein kurzdauerndes Leben fristete, suchte die nicht radikalen und ehrlich nationalen Liberalen um ihr Banner zu scharen. Aber als die Donner von Königgrätz zu uns herüber getragen wurden, da vollzog sich sofort einer jener Processe wie sie wohl die Chemie aufweist; der nationale Gedanke erwies sich als eine Macht, welche alle wahlverwandten Elemente unwiderstehlich anzog, alle andern ebenso nachdrücklich abstieß und ins gegnerische Lager hinübertrieb. Es bildet sich eine Partei, welche den Ausbau des nationalen Staates, den Eintritt in den norddeutschen Bund auf ihre Fahne schrieb, und wie sie von allen Par-

Digitized by Google

tikularisten ohne Unterschied ingrimmig befehdet wurde, so öffnete sie auch ihrerseits ihre Reihen allen denjenigen, welche in der Hauptfrage eines Sinnes waren, mochten sie nun sonst konservativ oder liberal denken. Man darf es sagen: wer damals schon am politischen Leben theilgenommen hat, denkt heute fast mit wehmüthiger Sehnsucht an jenes Lustrum von 1866—1870 zurück. Wir waren keine imposonte Masse in Hinsicht der Zahl und bei den Zollparlamentswahlen von 1868 brachten wir es auf 45000 Wähler, ein Viertel der Gesammtziffer, und setzten gegen die brüderlich geeinten Demokraten, Ultramontanen und bureaukratischen Partikularisten nicht einen einzigen Abgeordneten durch. Aber wir waren lauter zuverlässige Genossen; wer Gunst bei dem Ministerium oder bei den gegen Preußen durch Herrn Karl Mayer und seinen „Beobachter" systematisch fanatisirten Massen suchen wollte, der blieb unsern Reihen fern; und wir wußten, daß die Zukunft uns gehörte, mochten auch die Gegner bei jeder Gelegenheit sich für die europäische Stellung Württembergs begeistern und den Eintritt in den „Nord- richtiger Mordbund" für immer verabscheuen, wo nach des Ingenieurs Kausler geflügeltem Wort Steuerzahlen, Soldatsein und Maulhalten die Summe aller Volksrechte bildete. Wenn der Beobachter den 19. März 1869 als Sancho Pansa der dem König von Hannover bezahlten demokratischen Korrespondenz seinen Getreuen „die Macht des ausharrenden Muthes, des festen Vertrauens auf den Tag gerechter Abrechnung" predigte und im Hinblick auf das, was Frankfurt 1866 gelitten — die Stadt war in der Phantasie des Beobachters womöglich verbrannt, alle Männer ermordet, die Weiber geschändet, die Kinder gespießt worden — seine Leser mahnete, „die Namen des Königs Wilhelm uud ferner Bismarck, Manteuffel, Röder u. s. w. in gebührender (!) Erinnerung zu halten" — wenn man uns Bettelpreußen nannte, welche das Richtbeil küssen, das Deutschland enthauptet habe — da wallte wohl unser ehrliches schwäbisches Blut in gerechtem Zorne auf; aber wir konnten uns damit beruhigen, daß dem Verurtheilten immer das zugestanden habe auf seine Richter zu schelten und daß der partikularistische Radikalismus dies Recht gebrauche. Gerade die maßlose Polemik des Gegners, welche damals „die Monarchieen abzulösen" dachte, schloß uns selbst eng zusammen; und als der Sieg auf den Schlachtfeldern Frankreichs auch den Sieg in der Wahlschlacht im Gefolge hatte, als alle die Kandidaten, welche 1868 unterlegen waren, 1871 in den Reichstag gesandt wurden, da gebot die nächste Pflicht den Bund nicht zu lösen, den man in trüber Zeit abgeschlossen, und auch an der Einrichtung des Hauses gemeinsam weiter zu arbeiten, nachdem man gemeinsam am Werk gewesen war seinen Südflügel zu bauen.

Digitized by Google

Noch sechs Jahre lang dauerte die deutsche Partei in der alten Weise fort, die sie 1866 sich gebildet hatte, die nationalliberalen und konservativen Abgeordneten aus Schwaben vergaßen auch im Reichstag nie, daß sie in der Heimath nur eine Partei ausmachten, und halfen das Militärseptennat und die Justizgesetze unter Dach und Fach bringen. Andre Abgeordnete von nationaler Gesinnung aber konnte es bis 1876 schon deshalb geben, weil eine streng konservative Strömung von namemenswerther Bedeutung gar nicht vorhanden war.

Dies änderte sich 1876 mit dem Hervortreten der „deutschkonservativen" Partei im Norden. Dieselbe Verstimmung über die „liberale Gesetzgebung" mit ihren „falschen Freiheiten", welche die konservative Partei jenseits des Mains zu neuem Leben erweckte, hat sie diesseits eigentlich erst geschaffen, und die Abneigung vor allen gegen das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz führte ihr breite Massen der Bevölkerung zu; ebenso zugkräftig erwies sich vielfach die Agitation gegen die Hausirfreiheit. Vorher hatten wir wohl auch konservativ, bezw. sogar reaktionär gesinnte Leute; aber sie waren ohne Organisation, vielfach als „Stille im Lande", d. h. als Pietisten, aller öffentlichen politischen Propaganda abgeneigt. Nun erst begannen sich diese Elemente zu organisiren; das Beispiel von Bayern und Baden, wo die Gesinnungsverwandten sofort energisch auf die Liberalen losschlugen, die man für alle Uebelstände, beinahe auch für die Reblaus und den Coloradokäfer, verantwortlich machte, wirkte auch auf Schwaben, und solange der jetzige Redakteur der Kreuzzeitung, der schneidige Freiherr von Ungern-Sternberg, das neugegründete Blatt der Partei, die Süddeutsche Reichspost, von Augsburg aus redigirte, galt der Kampf gegen Nationalliberale und namentlich Freikonservative, deren Wesen als Opportunismus charakterisirt wurde, als Hauptaufgabe der Partei; in Baden und Bayern ist dies ja heute noch so.

Wie man sieht, hatten sich damit die Zustände in Württemberg gründlich geändert. Die deutsche Partei, bis 1876 eine Vereinigung aller nationalen Elemente, verlor einen Theil ihrer Mitglieder, die nach rechts abschwenkten und mit seitherigen Parteilosen vereinigt auch sofort als selbstständige Partei aufzutreten unternahmen. Bei den Landtagswahlen vom December 1876 versuchten die Konservativen Stuttgarts zum ersten Mal einen ihrer Farbe, den Hofgürtler Stähle, in den Landtag zu bringen, was freilich mißlang; sie erreichten nur eine Stichwahl zwischen deutscher Partei und Socialdemokratie, wobei erstere mit Rechtsanwalt Lautenschläger obsiegte. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli 1878 wurde Hölder von den Konservativen ins Verhör genommen, und nachdem er ihnen fünf Punkte zu ihrer Zufriedenheit beantwortet hatte, auch

Digitized by Google

bei der Wahl unterstützt. Was in Stuttgart doch nicht räthlich erschienen war, einen Deutschkonservativen in den Reichstag zu bringen, sollte in Heilbronn durchgesetzt werden; indem man aber Professor Geffcken von Straßburg dem nationalliberalen Gymnasialprofessor Egelhaaf gegenüberstellte, erzielte man nichts als eine Zersplitterung und gegenseitige Verbitterung der früher geeinigten nationalen Elemente des dritten Wahlkreises und brachte den demokratischen Kaufmann Härle in den Reichstag statt eines Nationalliberalen vom rechten Flügel, welcher auf keinem andern Boden stand als Hölder in Stuttgart. Seitdem durch diese eigensinnige Taktik ein in vier Wahlen von Rechtsliberalen behaupteter Wahlkreis ohne Hoffnung auf baldigen Wiedergewinn verloren gegangen war, kamen aber doch auch die Konservativen selbst zur Einsicht, daß sie allein nichts ausrichten könnten, und in weiten Kreisen befestigte sich die Ansicht, daß sie „Spielverderber" seien und ihnen beitreten die nationale Sache nicht immer fördern heiße. Man hielt es seitdem konservativerseits für gerathen, mit der deutschen Partei wieder Hand in Hand zu gehen, und wenn man auch die selbständige Organisation und Presse beibehielt, doch nicht mehr blindlings auf eigene Faust loszufahren. Das Programm, das 1884 veröffentlicht wurde, enthält wohl die Forderung der Zwangsinnung in Form der Beschränkung des Rechts Lehrlinge zu halten auf Innungsmeister, die Forderung von Arbeitsbüchern u. s. w., aber es tritt auch mit Energie für unsere Heeresverfassung, für die Schutzzölle und die soziale Reform ein. Die „Deutsche Reichspost", wie sie sich seit einigen Jahren erweiternd getauft hat, bekämpft den Radikalismus mit aller Kraft und Schneidigkeit und hat hierin schon öfter weit mehr gethan als unsere Tagesblätter; namentlich hat sie das etwas schwach gewordene Gedächtniß Karl Mayers in sehr nützlicher Weise aufgefrischt, als derselbe vor zwei Monaten sich nicht mehr recht daran erinnern konnte, daß er im Juli 1870 erst dann den Gedanken an die württembergische Neutralität aufgegeben hatte, als er Bayerns wegen nicht mehr anders konnte.

Man sollte nun meinen, daß angesichts dieser Haltung unserer Konservativen für die deutsche Partei die Lage sich sehr einfach gestalte. Dieselbe hat sich angesichts der Wahlen offenbar bloß die Frage vorzulegen, wer ihr das Heidelberger Programm: Erhaltung der Wehrkraft, soziale Reform, Wahrung der Rechte des Reichstages, Erhöhung der Börsen- und Branntweinsteuer, bessere Regulirung der Zuckersteuer, Revision des Unterstützungswohnsitzes — durchführen hilft, oder nicht; daran hat sie Freund und Feind zu erkennen, Allianzen zu schließen oder zu kämpfen. Da kann nun ein Zweifel nicht obwalten, daß die Konservativen ebenso wie dies 1881 schon im sechsten und eilften Wahlkreis geschah (in Tü-

Digitized by Google

bingen und Hall) von uns unterstützt werden müssen und uns ihrerseits unterstützen werden. Es ist wahr, sie wünschen Zwangsinnungen, Arbeitsbücher, fakultative Civilehe. Aber einmal erwarten sie selber nicht, daß auch wir für diese Dinge jemals eintreten sollen, und dann gilt es sich doch die einfache Thatsache klar zu machen: gesetzt den Fall, der aber nicht leicht eintreten dürfte, daß unsre Landstreicher wieder ein Arbeitsbuch vorweisen müßten, daß alle Meister einer Innung sich anzuschließen hätten und eine Anzahl der Ehen wieder bloß kirchlich eingesegnet würden — diesen alleräußersten Fall, dem tausend Hindernisse im Weg stehen, einmal wirklich angenommen, würde da das deutsche Reich aus den Fugen gehen? Niemand, dem das Uebertreiben nicht zur andern Natur geworden ist, kann dies im Ernst behaupten; wohl aber ist es ganz sicher, daß wenn wir ein Heer und ein Offizierskorps nach dem Herzen der Fortschritts- und Volkspartei hätten, wenn unsre nationalen Monarchieen durch Parlamentsherrschaften ausgebeint wären und keine selbständige Bedeutung mehr besäßen — daß dann unser Reich die ernstesten Gefahren laufen würde.

Eine andere Haltung der deutschen Partei als Allianz mit der Rechten wäre bloß denkbar, wenn die Ansicht Grund hätte, welcher am 9. Januar 1884 der seither zurückgetretene Vorstand des Stuttgarter Lokalvereins der Partei, Oekonomierath Grub, Ausdruck gab. Dieser meinte freilich: daß sich Zeichen einer Besserung in der Volkspartei bemerken ließen und daß, wenn sie anhielten, wenn die Demokratie ihre gehässige Anfeindung des Reiches und seiner Anhänger aufgeben würde, ein Zusammengehen mit ihr nicht ausgeschlossen wäre. Die Rede hat mehr Aufsehen gemacht als nöthig war; denn der Vorbehalt, den Grub machte, schließt eine Mißdeutung dahin aus, als ob er unter Aufgabe unserer Grundsätze mit den Radikalen sich habe verbinden wollen, und der Vorbehalt selber beweist, daß der Redner der sanfteren Stimmung der Frankfurter Zeitung selber noch nicht recht traute. In der That ist nicht abzusehen, wie die Hoffnungen Grubs sich in absehbarer Zeit verwirklichen sollen. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß in der Volkspartei sich eine Krisis vorbereitet. Die jüngeren Elemente der Partei, namentlich der jetzt den Beobachter redigirende Rechtsanwalt Stockmayer, zeigen weit mehr Verständniß für die socialen Ideen des Kanzlers als dies bei den älteren Parteigenossen der Fall ist, und treten für das Unfallversicherungsgesetz, wenn auch mit gewissen Vorbehalten, und für die Unterstützung der ostasiatischen und australischen Postdampferlinien mit Nachdruck ein. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Jugend dereinst in der Partei völlig maßgebend wird und den Charakter derselben umgestaltet; sie zeigt jedenfalls schon jetzt weit mehr Verständniß für die sozialen Aufgaben unseres Ge-

Digitized by Google

schlechtes als alle „Deutschfreisinnigen“ zusammen und hat beim Krankenkassengesetz, wie Karl Mayer mit Seufzen gestand, die „Alten“ mit sich zum bejahenden Votum fortgerissen. Aber mit Sicherheit könnte doch heute niemand sagen, ob der Prozeß sich so günstig entwickeln wird. Auch die „Jungen“ haben sich der Tonart noch gar nicht ganz entwöhnt, welche die „Alten“ charakterisirte, wenigstens in den Tagen, da sie noch zum Kampf „mit der nächtlichen Axt“ gegen Preußens Heer aufforderten, der Unart sagen wir, gegen ihre politischen Gegner alles Gift persönlicher Verunglimpfung und Herabwürdigung zu spritzen und gelegentlich die Massen gegen alles was von jenseits des Maines kommt zu verhetzen; das ceterum censeo Borussiam esse delendam spielt noch in den Köpfen der Partei seine Rolle, wenn man auch es öffentlich nicht sagt und höchstens während des Wahlkampfes am unbelauschten Biertisch den Spruch ins derb-Schwäbische übersetzt. Mindestens für die nächsten Wahlen ist eine Verjüngung der Demokratie in eine ehrliche reichstreue Volkspartei nicht zu erwarten, und mit den nächsten Wahlen haben wir vorläufig allein zu rechnen. Wenn diese, wie zu erwarten steht, statt Payers, der dem Kaiser das Recht in einer Botschaft zum Reichstage zu reden abstreiten wollte, einen andern Abgeordneten für Tübingen bringen werden, so wird der unter dem Mantel strenger Verfassungstreue nackt partikularistisch denkende Theil der Volkspartei — und diese hat ohne Frage die Mehrheit in der Partei — eine Lektion erhalten, welche jener heilsamen Krisis nur förderlich sein kann. Wir wollen auch ein reichsverfassungsmäßiges Regiment, und eben deshalb fordern wir, daß dem Kaiser sein volles Recht bleibe in feierlicher Weise zu dem Reichstag zu reden, den er als Repräsentant seiner Verbündeten zu eröffnen hat und dem gegenüber ihm nur jemand den Mund schließen wollen kann, der am liebsten gar keinen Kaiser in Deutschland hätte. Auf diesen Punkt muß sich die Erneuerung der Demokratie wesentlich mit erstrecken, wenn sie allianzfähig werden soll, sie muß nicht blos die centrifugalen sondern auch die centripetalen Elemente unserer Verfassung achten und soll nicht bundesräthlicher sein wollen als der Bundesrath selber — sonst „merkt man die Absicht, und man wird verstimmt“.

Daß es bis dahin noch gute Wege hat, das ist glücklicher Weise das allgemeine Gefühl in der Provinz. Nur in Stuttgart giebt es Optimisten, welche nicht etwa bloß innerlich mehr nach links als nach rechts neigen, sondern auch an Erwiederung dieser zärtlichen Triebe glauben. Im Lande draußen ist man so gut wie absolut einig in dem Gedanken, daß auch bei den nächsten Wahlen nicht Friede, sondern Kampf mit der Demokratie die Losung sein muß, und daß alle Annäherungsver-

Digitized by Google

suche auf jener Seite bloß als Zeichen dafür angesehen werden, daß der nationalliberale Sünder Buße thut in Sack und Asche und froh ist an den Träbern der Volkspartei sich sättigen zu dürfen. Man wird deshalb überall je nur einen Kandidaten der verbündeten Deutschen und konservativen Partei aufzustellen suchen, was um so leichter gelingen wird, als die konservative Sonderorganisation nur in Stuttgart, Heilbronn, Hall nnd Besigheim besteht und in den meisten Wahlkreisen heute noch eine Trennung der Nationalen beider Schattirungen mit sichrem Instinkte vermieden worden ist. So wird vom Süden das Beispiel dafür gegeben werden, wie auf das praktische Heidelberger Programm auch eine praktische Durchführung desselben im Wahlkampfe zu folgen habe. Wir hoffen, daß wir das so schöne und so richtige Wort des Herrn von Rauchhaupt aufs neue wahr machen werden: „Die Süddeutschen sind von unendlichem Werth für unsre nationale Entwicklung!“ h.

---

## Reichstag. — Aufschwung der nationalliberalen Partei. — Unfallversicherung. — Kirchenpolitik. — Dampferliniensubvention.

Der Reichstag, am 6. März eröffnet, ist Ende Juni geschlossen worden. Das sparsame Arbeitsprogramm, welches die Thronrede aufgestellt hatte, schien sich durch eine Reihe von Vorlagen, welche gegen das Ende der Session eintrafen, erheblich erweitern zu sollen. Indeß sind die wenigsten dieser Vorlagen zur Berathung, noch weniger zum Abschluß gelangt, der Umfang des ersten Programms ist nicht erheblich überschritten worden. Gleichwohl ist diese Session, welche voraussichtlich die letzte des im Oktober 1881 gewählten Reichstages gewesen, durch Vorgänge der inneren Politik, mit denen sie in Wechselwirkung trat, eine bedeutsame geworden.

Gerade am Tage vor der Reichstagseröffnung hatte sich die Verschmelzung der beiden linksliberalen Parteien, Fortschritt und Sezession, vollzogen. Diese Handlung hat eine Wirkung gehabt, von der sich ihre Urheber wohl nichts haben träumen lassen. Die Nachricht einer Parteibildung zum Zweck einer umfassenden Opposition gegen den Reichskanzler, gegen seine Persönlichkeit und seine gesammte Politik, eingeschlossen den Zollschutz und die Sozialreform, sowie die agrarischen Bestrebungen rief zunächst in den nationalen Kreisen Süddeutschlands eine lebhafte Bewegung hervor. Schon am 23. März trat in Heidelberg ein Tag von Abgeordneten nationalliberaler Vereine zusammen und vereinbarte eine

Digitized by Google

Erklärung zu Gunsten namentlich der eben genannten, vom Reichskanzler verfolgten Ziele. Der hiermit gegebene Anstoß pflanzte sich in immer weitern Kreise fort, am zweiten Ostertag fand eine ähnliche größere Versammlung statt zu Neustadt an der Hardt, auf welche am 18. Mai ein gemeinsamer Tag der norddeutschen und süddeutschen Parteivertreter in Berlin folgte. Diese Annäherung ist von Seiten des Reichskanzlers mittelbar und unmittelbar in einer Weise erwidert worden, welche keinen Zweifel läßt, wie willkommen ihm ein neues Zusammenwirken mit der Partei ist. Freilich gehört dazu, daß man auf nationalliberaler Seite, wo man, trotz aller günstigen Aussichten für die nächsten Wahlen, doch nach dem Stand der deutschen Dinge, so wenig wie eine andere Partei, auf den Alleinbesitz der Majorität rechnen kann, sich entschließt, wenigstens dem größern Theil auch der Altkonservativen das Zusammenwirken möglich zu machen. Die Freikonservativen sind dieser Haltung von jeher geneigt gewesen, der Reichskanzler aber hat seinerseits alles mögliche gethan, die Altkonservativen zu der nämlichen Haltung zu bewegen. Dabei ist immer betont worden, daß keine Fusion der drei Fraktionen zu erstreben sei, sondern nur der ernstliche Wille zu einer Verständigung gegenüber den bestimmten Fragen, womöglich mit dem Ergebniß der Unterstützung des Reichskanzlers.

Von Seiten der Gegner wurde nun mit verfrühter Schadenfreude darauf hingewiesen, daß die neuproklamirte Einigkeit, die keine Grundlage habe als die undefinirten Begriffe: Schutzzoll, Hebung der Landwirthschaft, Sozialreform, sich bei jeder konkreten Frage als eine Seifenblase erweisen werde. Es ist aber anders gekommen, zum nicht geringen Theil durch das Verdienst der fortschrittlich liberalen Opposition.

Zunächst hat sich die nationalliberale Partei entschlossen, die sehr triftigen Bedenken, welche sie gegen das Gesetz über die Unfallversicherung der Arbeiter, wie es von der Regierung eingebracht worden, geltend zu machen hatte, fallen zu lassen. Bei der ersten Lesung in der Kommission hatten die nationalliberalen Mitglieder diese Bedenken noch aufrecht gehalten und sogar einige sehr gelungene Verbesserungen zur Annahme gebracht. Bei der zweiten Lesung wurden sie durch ein unter Zustimmung der Regierung über die Gestaltung der Vorlage vereinbartes Kompromiß der Clerikalen und Conservativen überrascht. Anstatt irgend einem Grad von Empfindlichkeit Raum zu geben, entschlossen sich die nationalliberalen Mitglieder, mit der Majorität zu stimmen, und ihre Parteigenossen im Plenum haben nachher dasselbe Verfahren befolgt. So ist das Gesetz nach den Beschlüssen der Kommission zur Annahme gelangt, aber mit einer bei der dritten Lesung von den Nationalliberalen durch Verein-

Digitized by Google

barung mit der konservativ-klerikalen Koalition erlangten Erhöhung des Verpflegungsgeldes vom Beginn der fünften Woche nach dem Eintreten des Unfalls.

Abgesehen von dieser den Nationalliberalen verdankten Verbesserung hätte das Gesetz auch ohne die Stimmen derselben eine Majorität gefunden, und ihr Hinzutritt bedeutet nur eine moralische Verstärkung des Sieges. Aber man kann sich den Spott und Zorn des fortschrittlichen Liberalismus denken, welche in einer selbst bei dieser Partei ungewohnten Heftigkeit bei der zweiten Lesung zum Ausbruch kamen. War doch mit dieser Haltung der Nationalliberalen der Traum der großen liberalen Partei endlich ein für allemal zerstört. Die nationalliberale Partei steht nun zu dem Reichskanzler gegen seine systematischen Widersacher. Sie hatte sich immer die Freiheit vorbehalten, mit dem Kanzler zu gehen, wo sie es für sachlich richtig halten würde. Sie hat nun aber wiederum die eine Zeit lang verlorne grundsätzliche Basis gefunden, welche die Verständigung über die einzelnen Fragen beherrschen muß, damit ein sicheres Zusammenwirken in Aussicht genommen werden kann. Diese Basis liegt in dem Reformgedanken der Wirthschaftspolitik, sowohl in den internationalen wie in den nationalen Zielen desselben. Die nationalliberale Partei würde ihr soeben auf wiederholten Parteitagen erklärtes Programm verleugnet haben, wenn sie eine sozial-reformatorische Vorlage, wie das Unfallversicherungsgesetz, um anderer, als der durchgreifendsten principiellen Gründe willen an der Seite des Fortschritts bekämpft hätte. Die Partei hat richtig und politisch gehandelt, indem sie von dem Boden aus, den sie mit der Regierung theilt, daß die Sicherung der Arbeiter gegen die Betriebsunfälle eine Institution des öffentlichen Rechts werden muß, die technischen Bedenken zurückstellte, welche sie gegen die erste vorläufige Gestaltung der Institution zu hegen Grund hatte. Die Partei hat damit den Satz befolgt, welchen Referent im Aprilheft der Jahrbücher aufgestellt hat. In dem damaligen Referat hieß es:

„Auch der dritte Entwurf hat noch schwere Gebrechen, aber das Problem muß jetzt, so weit ist jetzt das öffentliche Gewissen gereift, auf den Boden der Praxis versetzt werden, nicht durch eine theoretisch vollkommene, sondern durch eine nicht von allen Mängeln zu befreiende Versuchsvorschrift."

Das weitaus erheblichste Bedenken, welches die Nationalliberalen sich entschließen mußten zu überwinden, richtete sich gegen das sogenannte Umlageverfahren. Referent theilt dasselbe in vollem Maße, hat aber bei der Begründung seiner Ansicht im Aprilheft nicht die Zustimmung der geehrten Redaktion dieser Jahrbücher gefunden. Es kann sich nicht darum

Digitized by Google

handeln, hier einen Meinungsstreit weiter zu spinnen. Wenn ich auf das Bedenken noch einmal zurückkomme, so geschieht es lediglich deshalb, um auf die moralischen Kräfte hinzudeuten, welche, wie auch Referent hofft, die mit dem Umlagesystem verbundenen Gefahren unwirksam zu machen im Stande sein werden. Die Redaktion hatte meiner Bemerkung über die nothwendige Undauerhaftigkeit der in den Versicherungscorporationen verbundenen Elemente ihrerseits die Bemerkung entgegengesetzt: wenn in einem Industriezweig die Zahl der Unternehmer und daher der nach dem Umlageverfahren zur Entschädigungssteuer Heranzuziehenden sich vermindere, so beherrschten die Uebrigbleibenden dafür den ganzen Industriezweig. — Wie aber, wenn der Industriezweig selbst nahezu verschwindet? Man nehme ein Beispiel: Heute ist die Verwendung des Gußeisens eine ungemein vielfache und beliebte zu Möbeln, Geräthen, Zierathen und selbst zur Tragung der Last bei Häusern und anderen Bauten. Wie nun, wenn die Benutzung eines Stoffes, dessen derartige Verwendung vielfach als ungeeignet und gefährlich bekämpft wird, eines schönen Tages in Folge veränderten Geschmacks oder in Folge durchgedrungener technischen Verurtheilung nahezu aufhört? Nach dem Gesetz soll die Versicherung dann von dem Reich übernommen werden. Wir wollen alle Bedenken gegen eine solche Substitution übergehen. Aber wichtiger ist uns das nicht zu beseitigende Bedenken, daß, weil die übrigbleibenden nicht zahlreichen Eisengießereien die zur Zeit des reichlicheren Betriebes angesammelte Versicherungslast nicht tragen können, womöglich der ganze Industriezweig eingestellt werden muß, während es doch sehr wünschenswerth ist, daß ein solcher Industriezweig, wenn auch in periodisch beschränktem Maße, fortdauert und seine Technik weiter bildet. Oder nach welchem Maßstab sollte das Reich sich mit den Unternehmern eines verminderten Industriezweiges in die zur Zeit der Blüthe angesammelte Last theilen?

Anstatt aber dieses Bedenken weiter zu verfolgen, wollen wir die Kraft bezeichnen, auf welche wir vertrauen, daß sie den Gefahren leichtsinniger Abwälzung der Versicherungslast anf spätere Generationen, welche unstreitig in dem Umlageverfahren liegt, vorbeugen wird. Wir vertrauen, daß in den jetzt zu bildenden Versicherungsgenossenschaften ein lebhaftes patriotisches und humanes Bestreben sich regen wird: ohne Gebrauch der peinlichen, durch das Gesetz den Genossenschaften anvertrauten Kontrolbefugnisse über die Verhütuugsmaßregeln das Mögliche zu leisten in der Verhütung der Unfälle ebensowohl durch sachliche Einrichtungen wie durch Beaufsichtigung der Werkstätten und moralischen Einfluß auf die Arbeiter zu erhöhter Achtsamkeit und Umsicht. Wir halten es sogar nicht für un-

Digitized by Google

möglich, daß das Verantwortungsgefühl zunächst einzelner Versicherungscorporationen sich soweit entwickeln wird, um die Kapitalien zur Sicherung der entstandenen Entschädigungsverpflichtungen sofort aufzubringen, anstatt die Last, welche durch Versehen der Gegenwart verschuldet wird, auf die Schultern vielleicht unfindbarer Nachkommen zu wälzen*).

Wir dürfen daher von dieser Leistung des Reichstages mit der Genugthuung scheiden, daß der große Gedanke, die Unfallentschädigung zur öffentlichen Rechtsinstitution zu machen, auf den Boden der Praxis versetzt ist, und daß derjenige Theil des Liberalismus der mit ganzem Ernste national ist, das heißt, der die Gesundheit und Kraft der Nation im Ganzen über jede Frage der inneren politischen Machtvertheilung stellt, an dem praktischen Beginn dieses Versuches seinen ehrenvollen Antheil hat.

In dem eben besprochenen Fall handelten die Nationalliberalen richtig, indem sie sich einer Majorität anschlossen, die zwar zur Annahme des Gesetzes bereits hinreichte, die aber durch den Hinzutritt der Nationalliberalen erst die Bedeutung eines Ausdrucks der wichtigsten Theile der Nation gewann. In einem andern Falle haben die Nationalliberalen die vollkommen richtige Haltung gefunden, indem sie sich ganz allein mit einigen freikonservativen Stimmen der überwiegenden Majorität des Reichstags gegenüber und an die Seite der Regierung stellten. Herr Windthorst hatte auch in dieser Session seinen schon ein Mal angenommenen Antrag wiederholt, die Reichsregierung möge ersucht werden, der Aufhebung des Gesetzes über die unbefugte Ausübung von Kirchenämtern zuzustimmen. Es war traurig und lustig zu sehen — wenn man Alles erwägt, aber doch noch mehr lustig — wie Rechts und Links um die Wette sich bemühte, durch die Abstimmung für den Centrumsantrag die wichtige Bundes-

---

*) Anmerkung der Redaction. Wie unser Herr Mitarbeiter bereits selbst hervorgehoben, stimmen wir seiner Ansicht in diesem Punkt nicht bei. Wir stellen noch einmal die Gründe zusammen, welche uns das Umlageverfahren nicht nur als ein erlaubtes, sondern als das unzweifelhaft bessere erscheinen lassen:

1) Es ist national-wirthschaftlich unzweifelhaft besser, die ungeheuren Capitalien, welche die Unfallrente postulirt, in den Händen der Industrie zu lassen, statt sie verzinslich anzulegen. Flüssiges Capital ist für die Industrie von ganz besonderem Werth.

2) Die Sicherheit, welche jenes System in geringerem Grade bietet, wird doch in genügendem Maße erreicht a) durch den Reservefonds; b) durch die Größe der Verbände. Nach der ausdrücklichen Erklärung der Regierung sollen die Verbände so umfassend sein, daß eine Abwandelung der Technik oder der Mode, die doch immer nur einen einzelnen Zweig trifft, sie unmöglich zum Sturz bringen kann. Um bei dem obigen Beispiel zu bleiben: nicht bloß die Gußeisen- sondern die gesammte Eisen-Industrie bildet einen Verband. c) Die Reichsgarantie. Der Untergang einer ganzen Industrie wäre eine öffentliche Calamität wie eine Sturmfluth oder wie Hochwasser. Das Eingreifen der Allgemeinheit wäre daher principiell gerechtfertigt und die Sicherheit ist damit so absolut, wie sie nur beim Deckungsverfahren sein kann.

Digitized by Google

genossenschaft des Centrums bei den Wahlen zu gewinnen. Am gewandtesten wußte Herr Richter das Motiv seiner Partei bei dieser Abstimmung durch dreist vorgetragene Deckungsmotive zu verbergen. Er sagte: die Reichsregierung läßt ja doch die Kulturkampfgesetzgebung sammt dem Kulturkampf im Stich; der fundamentlos gewordene Bau wird nur deshalb nicht mit eins niedergelegt, um ihn Stück für Stück gegen eine Reihe von Abstimmungsdiensten an das Centrum zu veräußern; damit die Reichsregierung das nicht kann, wollen wir so zielen, daß der ganze Bau möglichst bald zusammenstürzt.

Die altkonservative Partei ihrerseits ist noch lange nicht von der Illusion geheilt, mit dem Centrum gemeinschaftlich konservative Politik treiben zu können, wenn nur der römischen Kirche die verlangte Souveränität auf deutschem Boden zurückgegeben wäre. Daß die römische Kirche diese Macht nur benutzen würde und nach ihrem Wesen nur benutzen kann, um den Bau des Reiches und den auf der evangelischen Kirche ruhenden Bau des preußischen Staates nach Kräften zu lockern, greift alle Welt mit Händen, nur nicht unsere Hochkonservativen. Indeß ein Theil von ihnen, namentlich aber der größere Theil der konservativen Wähler, wird doch noch, vielleicht schon bald, die römische Kirche und ihr politisches Organ, das Centrum, würdigen lernen. Ein Theil der Konservativen allerdings wird unverbesserlich bleiben, aber auch jeden Einfluß auf die deutschen Dinge verlieren.

Die Nationalliberalen hatten die ganz richtige Einsicht, daß der Reichsregierung die Freiheit gewahrt werden muß, den Moment zur Aufhebung der Maigesetzgebung zu wählen, wenn sie ihn überhaupt voraussieht. Keinesfalls wird sie diesen Moment für gekommen erachten, bevor sie den Ersatz zur Sicherung des deutschen Staates vorbereitet hat und die Majorität, welche ihr diesen Ersatz gewährt. Die Majorität kann nur aus den durch neue Wahlen verstärkten Nationalliberalen nnd aus dem endlich zur Einsicht gekommenen Theil der Konservativen bestehen. Es war eine Haltung der kleinen Minorität, welche in dem jetzigen, bald sein Mandat beendenden, Reichstag die nationalliberale Partei vertritt, die der ganzen Partei zu gute kommen wird, daß jene Minorität sich dem theils sinnlosen, theils treulosen Drängen auf die Entwaffnung des Staats gegenüber der römischen Kirche und ihrem politischen Organ nicht anschloß. Ein nicht genug zu schätzender Vortheil ist die endlich sichtbar angebahnte, so sehr in der Natur der Dinge liegende Coalition des fortschrittlichen Liberalismus mit dem Centrum. Diese Verbündeten rücken sich gegenseitig in die einzig wahre Beleuchtung. Am Arm des Fortschritts kommt die revolutionäre Natur des Centrums, am Arm des

Digitized by Google

Centrums kommt die antinationale Natur des Fortschritts zur allgemeinen Erkenntniß. Eine Lehre, die namentlich für den überhaupt belehrbaren Theil der Konservativen nicht verloren sein kann.

Wenn die verflossene Reichstagssession fruchtbar gewesen ist, nicht zwar an zahlreichen Gesetzeswerken, wohl aber an „klärenden Ereignissen", wie schon aus der bisherigen Betrachtung erhellt, so ist in den letzten Tagen noch ein solches Ereigniß ersten Ranges hinzutreten. Wir meinen die Haltung der neuen Verbündeten, des Centrums und des Fortschritts, gegenüber der von der Reichsregierung beantragten Subvention regelmäßiger Dampferlinien nach Süd-Asien und Australien. Die Haltung der Verbündeten kam zunächst in der Kommission zum Ausdruck. Zu einer zweiten Lesung im Plenum ist es nicht gekommen, aber doch zu einer Erörterung bei der Genehmigung eines Handelsvertrages mit Korea. Bei diesen Gelegenheiten ist denn auch das Verhältniß der Verbündeten zu dem Problem deutscher Kolonisation zur Aussprache gelangt.

Man kann ein abgesagter Feind der bei uns in Uebung gekommenen Methode antisemitischer Agitation sein, und man ist gleichwohl außer Stande, den Ausdruck auf der Lippe zurückhalten: Das Verhalten des Fortschritts zur Kolonisationsfrage ist jüdisch, nicht bloß jüdisch, sondern schacherjüdisch. Nicht herrschen, sondern Handel treiben, so wurde in der Kommission gesagt, sei der Beruf der großen Nationen. Dafür wurde — man muß es im authentischen Bericht lesen, um es zu glauben — das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika angerufen. Der größte Kolonialstaat der Welt, der in seinem unermeßlichen Gebiet noch immer unerschöpfte Territorien enthält, dieses Reich der Kolonisation im allergrößten Stil soll den Beweis liefern, daß der Beruf der Nationen im Handeltreiben besteht. Wenn das richtig ist, so ist die Urproduktion ein untergeordnetes Werk, und das soll bewiesen werden an einer Staatenwelt der reichsten, fieberhaft betriebenen Urproduktion. Wir müssen es wiederholen: dies ist der Standpunkt des Schacherjuden, der es für das höchste hält, sich überall als Vermittler einzudrängen, sich zu jeder Thür hinauswerfen zu lassen, um immer wieder zu kommen, der sich an die Produktion und an den Eigenhandel zuweilen als nützlicher Vermittler, oft als Parasit eigennützig und unselbständig andrängt. Deutschland von der Kolonisation ausschließen, so lange die Erde noch Ländermassen mit ungehobenen Schätzen mannigfaltigster Ertragsfähigkeit enthält, heißt das deutsche Volk von dem wichtigsten Beruf der Menschheit ausschließen, an dem es freilich nie aufgehört hat sich zu betheiligen, nur nicht in einer für das heimathliche Volksthum ersprießlichen Weise. Und was für Argumente führte man weiter ins Feld? Die Furcht vor



Digitized by Google

den fremden Nationen, die uns in fernen Welttheilen die Nasenstüber geben würden, die sie uns am Centralwohnsitz nicht bequem genug appliciren können. Nun, wir können die Nasenstüber, die man uns in der Ferne geben möchte, aus der Nähe erwidern; die nach der Ansicht des Fortschritts zur Kolonisation allein berufenen Europäer wohnen uns ja nahe genug. Aber daraus schöpfte man ein neues Argument der Furcht: wir könnten mit unsern friedliebenden Nachbaren in unnütze Kriege gerathen, wenn diese für gut fänden, bei unseren bescheidenen überseeischen Versuchen uns Nasenstüber zu versetzen.

Eine solche Sprache im deutschen Reichstag, nach der Kraftentwicklung, zu welcher die Nation sich fähig gezeigt hat, sobald sie richtig geführt wird, ist in der Weltgeschichte unerhört. Es ließe sich ein Preis ausschreiben, ob hier mehr natürliche Feigheit oder doctrinärer Haß gegen großen Unternehmungssinn im Spiele ist. Die Gegner des letzteren haben das Wort Feigheit übel vermerkt. Es ist auch nicht von persönlicher Feigheit die Rede. Aber die Kriegsgeschichte kennt längst eine Gattung ängstlicher Strategen, die persönlich tapfere Soldaten waren. Feigheit ist diese Aengstlichkeit doch, wenn sie auch nicht physischer, sondern moralischer Art ist, und hauptsächlich aus dem Gefühl unzureichender Intelligenz entspringt, der bei Complicirung der Aufgaben die Mittel der Erfindung versagen.

Herr Windthorst schloß sich seinen Freunden vom Fortschritt mit gewohnter Vorsicht an. Er entwickelte einen weisen Satz, den er offenbar von dem englischen Lord Derby gelernt hat: Deutschlands Stärke beruhe in der Concentration seiner Streitmittel. — Eine recht nützliche Stärke, die aufhört, sowie man sie entfaltet! Das Zusammenhalten der Kräfte ist gut im Kriege, wo man sicher ist, daß der Feind kommen muß oder daß man ihn mit gesammelten Kräften finden kann. Aber zu Haus bleiben, während die Andern sich auf den Feldern des Reichthums tummeln, damit uns Niemand das dürftige Haus wegträgt, den Rath kann nur der Fuchs geben, der seinen Feind keinen Antheil an den Schätzen gönnt.

Von höchster Tragweite war die Erklärung des Reichskanzlers, die er in der Commission gab: die deutsche Colonisation werde nicht in der staatlichen Okkupation von Ländereien bestehen, bevor deutsche Ansiedler da sind; aber die deutsche Politik werde die deutschen Ansiedler zu schützen wissen, wo sie Raum für ihre Arbeit finden, der nicht durch effektiven Besitz verschlossen ist. Wenn man dieses Programm als kleinmüthigen Verzicht auf jede eigentliche Colonisationspolitik zu interpretiren sucht, so ist das wohl ein unschädliches Bemühen.

Mit den besten Aussichten dürfen die nationalen Parteien in den

Digitized by Google

Wahlfeldzug gehen. In bisher nie erreichter Deutlichkeit bilden sich endlich zwei Hauptgegensätze heraus: Entfaltung der nationalen Kraft nach Außen und organisatorische Zusammenfassung derselben nach Innen: Verzetteln lassen der nationalen Kraft im Innern und feiges Verkriechen derselben nach Außen: das auf diese Art geschwächte Deutschland, ein wehrloser Acker Roms, wie in vergangenen trüben Zeiten; oder der deutsche Geist und die deutsche Cultur durch das Organ politischer Macht hochaufgerichtet und gesichert. ω.

# Notizen.

Der Dienst des Generalstabes. Von Bronsart von Schellendorff. Zweite Auflage neu bearbeitet von Meckel, Major im Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1884.

Wir wollen dem Buche des Generals Bronsart von Schellendorff, des jetzigen Kriegsministers um so mehr hier eine Notiz widmen, als es anscheinend außerhalb des Rahmens einer allgemein wissenschaftlichen Zeitschrift rein im Gebiete des Fachmäßigen zu liegen scheint. Dem ist jedoch nicht so. Die drei ersten Capitel enthalten Darstellungen und Räsonnements von dem allergrößten Allgemeininteresse. Wenn auch der Laie, der sich über Militaria informieren will, zunächst unzweifelhaft am besten nach dem Buche „Das Volk in Waffen" von von der Goltz greift, so ist doch auch zum wenigsten für eine Frage das vorliegende Buch unentbehrlich. Es ist die Organisation des Generalstabes, welche nicht bloß ihre militärische, sondern auch ihre hochpolitische Seite hat und eben von dieser Seite aus das Allgemeininteresse in Anspruch nimmt.

Die technische Frage spitzt sich dahin zu: soll der Generalstab ein abgeschlossenes für sich neben den anderen Waffen bestehendes Corps bilden oder sollen die Generalstabsstellen mit zeitweise von ihrem Truppentheil abkommandirten Truppenofficieren besetzt werden? Die politische Frage ist: soll der Chef des Generalstabes unter oder neben dem Kriegsminister stehen? Im letzteren Falle ist er der Controlle des Parlamentes entzogen und untersteht direct und ausschließlich dem Souverain. Es ist höchst interessant aus dem Bronsart'schen Werke zu ersehen, wie die Leistungsfähigkeit des preußischen Generalstabes wesentlich beruht auf den in diesen beiden Fragen angenommenen Grundsätzen.

Digitized by Google

Der preußische Generalstab ist kein geschlossenes Corps und der Chef desselben steht nicht unter dem Kriegsminister. Acht Jahre von 1872—1880 hat man in Frankreich gebraucht, um nur über den ersten dieser beiden Grundsätze in's Klare zu kommen und die Frage in richtigem Sinne zu entscheiden. Die andere Eigenschaft aber unseres Generalstabes, die Unabhängigkeit vom Kriegsminister ist dem französischen nicht gegeben worden und kann ihm naturgemäß nicht gegeben werden, da ein über beiden Verwaltungschefs stehender Kriegsherr, der wieder die doch immer nothwendige Einheit darstellt, fehlt. Es ist von dem höchsten Interesse aus dem vorliegenden Buch die unendliche militärische Tragweite dieses Unterschiedes zu erfahren. D.

---

Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt von Dr. Kurd Laszwitz. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. 8°. XVI u. 246 S. —

Eine gekrönte Preisschrift, sehr gut gemeint und ziemlich gut geschrieben. Herr Julius Gillis in St. Petersburg hat den Preis für eine Popularisierung der Lehre Kants von der Idealität von Zeit und Raum ausgesetzt; sie sollte im Kampf wider den Materialismus sich nützlich erweisen. Laszwitz ist sorgfältig auf diese Intention eingegangen; aber mit der Popularisierung hat es seinen Haken. Wer Kantische Erkenntnistheorie verstehen kann, bedarf der Popularisirung nicht; wer aber das Bedürfnis der Popularisirung empfindet, der wird auch mittelst ihrer nicht zum Verständnis kommen. Als Darstellung einiger Kantischer Lehren, zum Teil in modernisirter Auffassung, ist das Buch sehr brauchbar; nur kommen die Undenkbarkeiten darin noch viel stärker zur Erscheinung als im Original. Die Verlegenheit des „Dinges an sich" soll umgangen werden, und schließlich werden drei Unerkennbare aufgewiesen, die aber eigentlich völlig erkannt sind; werden sie doch mit einander verglichen und ihre Unterschiede ins Licht gesetzt. Wir fürchten, diese an sich unmögliche Interpretation Kant's wird auch gegen den Materialismus nicht viel helfen. Das Kunststück, die Sache bald auf den Verstand, bald auf die Vernunft zu schieben, die sich verhalten wie Oel und Wasser in einem Gefäß, ist zu leicht durchschaut. Es liegt nahe, die Aussagen des Verstandes gelten zu lassen und sich um die Ideen der Vernunft nicht weiter zu bekümmern. L.

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Schelling-Str. 11.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

# Erich Schmidt's „Lessing".

„Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, von Dr. Erich Schmidt, Professor an der Universität Wien. 1. Bd., Berlin, Weidmann."

---

Lessings Leben zerfällt in zwei scharf gesonderte Abschnitte: den Markstein bildet sein 36. Jahr, 1765, seine Rückkehr aus Breslau. Was er seitdem schrieb, erhebt ihn in die erste Reihe der deutschen Schriftsteller: Laokoon, Minna von Barnhelm, Hamburger Dramaturgie, die Wolfenbüttler Fragmente, Ernst und Falk, die Erziehung des Menschengeschlechts, Nathan u. s. w., und sein Nachlaß giebt uns begründetes Recht zu der Vermuthung, er würde noch immer höher gestiegen sein.

Was vor 1765 fällt, ist eigentlich nur vorbereitender Art, und die Hauptaufgabe seines Biographen für diese Periode ist, nachzuweisen, wie er durch angestrengte Arbeit die Grundlagen seines Wissens und Denkens ausbildete, wie er sich die Kunst aneignete, als deren Meister er später auftrat, und wie die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seines Talents, wenn auch in unvollkommener Reife, sich geltend machte.

Danzel läßt seine productive Thätigkeit schon früher, schon mit den Literaturbriefen beginnen, doch hat er seinen ersten Band ungefähr in dem angedeuteten Umfang gehalten, er hat nur die „Minna von Barnhelm" mit hinein genommen. Leider wurde seine Arbeit durch einen frühen Tod unterbrochen und Guhrauer, der die Fortsetzung übernahm, brachte zu dieser Aufgabe zwar den redlichsten Willen, aber keine genügende Vorkenntnisse mit.

So gestaltet sich für den neuen Biographen Lessings, Erich Schmidt, die Aufgabe nach den beiden Perioden sehr verschieden. Für die zweite viel schwierigere Periode ist das Meiste noch zu thun, da Guhrauer's Untersuchungen fast nirgend ausreichen. Für die erste Periode dagegen bleibt dem jüngeren Biographen nur die Nachlese: Danzel hat mit einem wunderbaren, nie genug zu rühmenden Bienenfleiß Alles zusammen gebracht, was irgend zur Erläuterung dieses Vorbereitungs-Stadiums dienen konnte; was später ermittelt wurde — die Hempel'sche Ausgabe Lessings



Digitized by Google

hat es fast vollständig zusammengetragen — steht zu der Masse des schon vorhandenen Materials in keinem Verhältniß. Mit Danzel zu concurriren, würde ein vergebliches Unternehmen sein: wer sich über das Detail genauer unterrichten will, wird immer zu Danzel zurückgreifen müssen. Dagegen läßt sich sein Buch in einem anderen Sinne sehr wohl ergänzen und verbessern.

Danzel schrieb nur für solche, die neben und mit ihm selbständig arbeiteten; er erleichterte ihre Mühe durch Sammlung, kritische Sichtung und scharfsinnige Durcharbeitung des Materials; es kam ihm aber nicht darauf an, ihnen ein in die Augen springendes Bild seines Helden zu geben, das sie, wie er voraussetzte, schon besaßen. Bei der Unmasse des Mitgetheilten, das zum Theil nur mittelbar mit Lessing im Zusammenhang steht, konnte ein solches Bild unmöglich plastisch hervortreten. Ferner war Danzel wenig darauf bedacht, seinen Stoff übersichtlich und handlich zu gruppiren; wenn man etwas Bestimmtes bei ihm aufsuchen will, geräth man öfters in die größte Noth.

Hier hätte also der neuere Biograph, der aus Lessings Leben ein Kunstwerk machen wollte, wie es doch das höchste Streben aller Geschichtschreibung sein muß, einen großen Vorsprung: er konnte auf Danzels Forschungen fußend die Resultate gesichtet in einer Weise gruppiren, daß dem Leser ein überzeugendes Bild aufging. Gegen solche Versuche ist man häufig ungerecht, weil sie meistens von Dilettanten ausgehen, die das Resultat ohne eigene Arbeit bloß mit Hilfe der sogenannten allgemeinen Bildung gewinnen möchten. Ein echtes getreues und überzeugendes Bild kann nur der Biograph geben, der den ganzen Stoff bis in die kleinsten Details vollständig beherrscht und in den inneren Zusammenhang des Lebens durch selbständige Forschung eingedrungen ist. Der echte Geschichtschreiber muß Alles wissen, aber seinen Lesern nicht Alles mittheilen was er weiß; die Vollständigkeit seines Wissens wird ihn vielmehr befähigen, auszuwählen, was seinen Helden wirklich charakterisirt, und das übrige Material, so interessant es an sich sein mag, wegzuräumen, weil es die Reinheit des Bildes beeinträchtigen würde.

Erich Schmidt ist zu dieser Aufgabe völlig befähigt: er kennt nicht bloß die Forschungen Anderer, er hat selbständig geforscht, und mit Erfolg; er beherrscht nicht bloß das Feld, auf dem er im gegenwärtigen Augenblick ackert, ihm ist der allgemeine Zusammenhang der Literaturgeschichte bekannt, und er weiß, worauf es ankommt. Er hat für Lessing nicht bloß das richtige Verständniß, sondern auch das richtige Gefühl. Er schreibt mit der Wärme, die sich einem solchen Manne gegenüber ziemt, aber er ist von der verhimmelnden Stimmung des Publikums nicht

Digitized by Google

befangen: die Schattenseiten Lessings entgehen ihm nicht, und er hebt sie hervor, so weit es nöthig ist, das Bild getreu zu machen. Er verfällt nicht in Rhetorik, er macht keine Phrasen, und es freut mich, seinen Urtheilen auch über das Einzelne meistens beipflichten zu können.

Der schwerste Theil seiner Aufgabe bleibt freilich noch zurück, und ich würde Anstand nehmen, jetzt schon mit einem Urtheil hervorzutreten, wenn mich nicht der Wunsch bestimmte, auf den zweiten Theil, wenn auch nur mittelbar, einigermaßen einzuwirken, indem ich dem Verfasser vorlege, was mir am ersten Theil nicht gefällt. Er möge meine Ausstellungen erwägen und, so weit es ihm angemessen scheint, im zweiten Theil darauf Rücksicht nehmen.

Zunächst scheint er mir in der Auswahl des Materials nicht immer zweckmäßig verfahren zu sein: er giebt zu viel. Ich meine damit nicht die Lokalfarbe, die bei Danzel weniger hervortritt: Kamenz, Meißen, Leipzig, Berlin, Breslau u. s. w.; im Gegentheil ist diese Lokalfarbe sehr geeignet, den Gegenstand dem Leser sinnlich näher zu rücken. Ich meine theils die Wiederholung sehr bekannter Dinge, die nicht nöthig sind, Lessings Bild abzurunden, theils die Aufzählung monographischer Einzelheiten, die resultatlos bleiben. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß es eine eitle Vornehmheit wäre, Citate daher zu unterdrücken, weil sie schon zwanzigmal erwähnt sind: das gilt aber doch nur von solchen Citaten, welche die Situation treffender charakterisiren, als ein nachträgliches Referat thun könnte. Solche Citate sind classisch und dürfen nirgend fehlen. Aber die Ueberlieferung ist in der Auswahl derselben nicht immer glücklich gewesen: „Ich bin dieser Niemand!“ und Aehnliches. Hier empfiehlt es sich vielmehr, die Art und Weise des Verfahrens und die Resultate kurz anzugeben; das Weitere kann der Leser in seinem Lessing nachschlagen, der nun ja wohl in Aller Händen ist. Das Vademecum z. B. weiß jeder Primaner auswendig, und noch einmal auf die Sprachschnitzer des seligen Lange zurückzukommen, hat keinen Zweck. Bei einer ausführlichen Darstellung dieser immerhin gleichgültigen Dinge kommt am meisten Lessing zu kurz. Erich Schmidt hat sein Werk auf zwei Bände berechnet, und es wird ihm schwer werden den zweiten Band in den Grenzen des ersten zu halten, wenn das richtige Gewichtsverhältniß gewahrt werden soll.

Bei den monographischen Zusätzen ferner, hätte ich gewünscht, daß zwischen denen, die zu einem wirklichen Resultat führen, und denen, bei welchen das nicht der Fall, schärfer unterschieden wäre. Es ist z. B. zwecklos, die verschiedenen dramatischen Fragmente aufzuzählen, bei denen sich schließlich doch nicht herausstellt, was der Dichter eigentlich beab-



Digitized by Google

sichtigt, ja die er eingestandenermaßen selbst später vergessen hat. Ich verkenne nicht den Reiz, der darin liegt, durch Conjectur hinter die Geheimnisse der Dichter zu kommen: wenn man damit zu einem unanfechtbaren Resultat kommt desto besser! wo nicht, so verweise man sie bei einem darstellenden Buch in die Anmerkungen. Im Text können sie nur stören.

Meine zweite Ausstellung bezieht sich auf den Stil, der mitunter sehr ansprechend klingt, aber oft eine unnöthige Mühe macht. Wenn sich der Verfasser einige Seiten aus seinem Buch vorlesen lassen wollte, so würde er, wie ich glaube, das Holprige empfinden. Ich verweile einen Augenblick dabei, weil es sich um einen allgemeinen Schaden unseres Stils handelt, den ich auf Gervinus zurückführe. Von dem Wissen und dem Scharfsinn dieses Mannes wächst unsere Bewunderung immer mehr, je mehr wir selber unser Wissen zu erweitern streben, aber auf unseren Stil hat er übel eingewirkt. Bei dem ungeheuern Horizont, den er umfaßte, lag es Gervinus daran, den Gegenstand, der ihn augenblicklich beschäftigte, in all seinen Reflexen zu zeigen, alle erdenkbaren Parallelen zu eröffnen, auch wenn die reine einfache Form dadurch etwas unklar wurde. Ich glaube, er hat sich, um diese Reflexe und Parallelen immer gegenwärtig zu halten, bei jedem neuen Gegenstand Zettel eingelegt und diese dann in den Text verarbeitet. Daraus gehn theils eine Reihe von Parallelsätzen hervor, die zuletzt nur noch durch die Association der Ideen oder auch der Worte zusammenhängen, theils ein verwickeltes System eingeschachtelter abhängiger, limitirender oder erweiternder Sätze, die dem Leser oder gar dem Hörer zu construiren und in einen logischen Zusammenhang zu bringen, unsäglich schwer wird. Dies Vorbild hat uns Alle mehr oder minder verführt. Aber es ist wünschenswerth, unseren Stil davon zu reinigen. Am lebhaftesten muß man es wünschen bei einem Gegenstand, der, wie eine Biographie, eng umgrenzt ist und so weit aussehende Perspectiven nicht nöthig macht.

Bei Erich Schmidt wird der Fehler noch dadurch bemerklicher, daß er an die Belesenheit seiner Leser zu große Anforderungen stellt. Er macht häufig Anspielungen z. B. auf Personen eines wenig bekannten Stücks, die er noch dazu unter einer Art Maske aufführt. Wer diese Masken alle fortwährend erräth, dürfte vielleicht nicht derjenige Leser sein, den Erich Schmidt sich am meisten wünschte. Er will nicht etwa mit seiner eigenen Gelehrsamkeit prunken; er möchte nur seiner Darstellung eine größere Mannichfaltigkeit, einen gewissen Reiz der Frische geben; er möchte nicht bloß correct, sondern munter und witzig darstellen. Dies mag, bei kleineren Aufsätzen, von einem geistvollen Mann wie

Digitized by Google

Erich Schmidt in Anwendung gebracht, mitunter recht gefällig klingen; auf die Länge aber spannt es ab und ermüdet. Mit Vergnügen sehe ich schon im ersten Bande, daß je weiter man kommt, dieser Feuilleton-Stil sich immer weniger vordrängt, und ich denke, daß er im zweiten Theil, wo es sich um ernsthafte Dinge handelt, ganz zurücktreten wird. In einem größern Werk ist die einfachste Darstellung immer die beste.

Je einfacher die Form, je reiner tritt die Sache hervor. Der Biograph muß die Form der Erzählung, die chronologische, beibehalten, aber auch in dieser Form die verschiedenen Functionen in Lessings geistigem Leben fest im Auge halten. Ich versuche hier, diese Functionen kurz anzudeuten.

Was uns Neuere bei Lessings Schriften am stärksten sympathisch berührt, ist der Mensch, der dahinter steht. Selten zeigt ein Schriftsteller eine so kräftig ausgeprägte Physiognomie: diese energische Männlichkeit, die zuweilen in Stolz und Trotz überzuspielen scheint und uns auch da Achtung abnöthigt, wo sie fehl greift. Diese Seite unserer classischen Literatur ist, wie ich meine, noch nicht genügend hervorgehoben: wir danken unsern großen Schriftstellern nicht bloß das Reich des Schönen, das sie uns aufschlossen, wir danken ihnen das allmälige Erwachen des Männerstolzes, der seit dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland ganz verkümmert war. Auch bei Klopstock spricht sich dieser Männerstolz, der sich freilich auf seinen dichterischen Adel stützte, oft im Uebermaß aus, aber er nöthigte auch die Mächtigen dieser Erde zur Anerkennung, und der Dichter verschaffte schließlich dem Bürger das Recht der würdigen Existenz. Es waren harte Nacken, die sich dem Joch der alten Knechtschaft entzogen, aber ohne diese Härte hätten sie es nicht durchgesetzt. Dieser tapfere unerschrockene Mann, dessen Ehrgefühl sich vielleicht einmal überspannte, wie im Tellheim, gab den Jüngeren ein leuchtendes Vorbild: wenn die Jugend für die Freiheit eintrat, so wirkte das nur darum segensreich, weil sie auch auf ihre persönliche Würde etwas hielt und dieselbe zu wahren suchte. Gern nimmt man dabei Zornausbrüche, die über das Nöthige hinaus gingen, mit in den Kauf, und wenn Lessing den Tempelherrn, sein Ebenbild, halb beschämt, halb trotzig gestehn läßt, er habe „kurz und gut“ etwas gethan, was er nicht hätte thun sollen, so schüttelt man zwar mit Nathan den Kopf, aber man begreift, daß auch das zum Charakter gehörte.

Auf die Zeitgenossen, die ihm näher traten, machte Lessing den Eindruck bezaubernde Liebenswürdigkeit. Es ist interessant, ihn mit Goethe zu vergleichen. Wer Goethe nahe kam, fühlte sich immer versucht, sich ihm an die Brust zu werfen, oder seine Kniee zu umfassen. Lessing

Digitized by Google

klopfte man gern auf die Schulter, und behandelte ihn als guten Kameraden, als lustigen Gesell. Bei Beiden traten dann oft starke Enttäuschungen ein, aber im verschiedenen Sinn. Goethe hatte das Bedürfniß feuriger Ergießungen, welche den Andern leicht verführten, sich für den vollbürtigen Gegenstand zu halten, bis sich der Irrthum ergab. Lessing hatte dieses Bedürfniß nicht, aber er verlangte eine ausgedehnte Geselligkeit, um seine dialectische Kunst auszuüben; die Freunde sahen ihn für ihres Gleichen an; sie hatten ein starkes Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit, und waren nicht wenig überrascht, wenn auf einmal Lessings Ueberlegenheit etwas hart zum Vorschein kam. Ein Bruch der Art fiel Goethe immer schwer und eben darum brach er mit Ungestüm; Lessing nahm es leichter, und ließ alte Verhältnisse ruhig fortdauern, auch wenn er ihnen längst entwachsen war. Von der Liebenswürdigkeit seiner Formen geben die Briefe nur selten Zeugniß, das Gespräch mit Jacobi ist vielleicht das sprechendste Bild von seiner Art und Weise; so wenig Werth im Uebrigen diese „Enthüllungen" haben.

Lessing war im Grund eine heitere Natur, sanguinisch und leicht beweglich, aber was er einmal das Beste am Menschen nennt, die Galle, fehlte ihm nicht, und brauste zuweilen auch da auf, wo keine ausreichende Ursache vorlag. In seinem Wesen war eine gewisse Unruhe, die ihm in der Literaturgeschichte eine ähnliche Wirkung verlieh, wie der „Unruhe" in der Uhr: er änderte oft seinen Aufenthalt und damit zugleich den Kreis seiner Wirksamkeit; fast regelmäßig begann er seine neue Thätigkeit mit voller Zuversicht, fiel bald darauf in Mißmuth und endete im äußersten Verdruß. So ging es in Leipzig, in Berlin, in Breslau, in Hamburg, in Wolfenbüttel. Aus den Aeußerungen seines Unmuths sich ein Bild von den Zuständen zu machen, die ihn hervorriefen, wie es Adolph Stahr gethan, bleibt ein mißliches Unternehmen.

Stärker als die meisten Mitstrebenden hatte er den Trieb, das Leben der großen Welt kennen zu lernen, und dieser Trieb wurde ihm wiederholt vereitelt. Sein erster großer Reiseversuch wurde durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen, die Reise nach Italien durch die Gegenwart des Prinzen, den er begleitete, verkümmert. Er hatte von Zeit zu Zeit das starke Bedürfniß, nach Perioden rauschender Geselligkeit in der Einsamkeit seinen Studien nachzuhängen; aber die lange öde Einsamkeit in Wolfenbüttel war ihm unerträglich. Goethe ging es ähnlich, aber er hatte die Kraft der Resignation. Solche Naturen, die mit dem Schicksal unzufrieden sind, fordern, auch wenn das Schicksal in ihnen selbst liegt, wenn sie sonst groß und edel angelegt sind, unsere Theilnahme und unser Mitleid heraus. Vielleicht dachte Lessing daran, wenn er in seinen dra-

Digitized by Google

maturgischen Studien die Erziehung des Mitleids zum eigentlichen Zweck der Tragödie machte, was bei einer so stark und männlich angelegten Natur zuerst befremdet: er wollte die schöne Fähigkeit des Mitleids auch denjenigen zuwenden, die keineswegs blos ein äußeres Schicksal anzuklagen hatten. Nur darf, einem Mann wie Lessing gegenüber, dies Mitleid keinen weinerlichen Ton anschlagen.

Zwischen den philosophischen Grundlagen seiner dramatischen Theorie und seiner Praxis besteht ein innerer Zusammenhang, der von dem Biographen näher ausgeführt werden muß.

Lessing's bestimmendes Talent, das sich schon in frühester Jugend anzeigt, ist das dramatische. Ich nehme mir die Freiheit, den Epigonen Fr. Schlegel's zum Trotz, Lessing für einen großen dramatischen Dichter zu halten, und freue mich, daß Erich Schmidt derselben Meinung ist: seine drei großen Stücke sind in ihrer Art noch nicht übertroffen. Aber sein dramatisches Talent war anders angelegt und entwickelte sich anders als z. B. bei Goethe. Stellt man den „jungen Gelehrten“ neben die „Mitschuldigen“ (beide wurden ungefähr in dem nämlichen Alter geschrieben), so ist die Charakteristik in beiden gut, aber sie geht bei Lessing mehr aus dem Verstand, bei Goethe mehr aus der Anschauung hervor; sie ist bei jenem der eigentliche Zweck, bei diesem nur eine Zuthat zu dem was vorgeht. Darum tadelt Goethe auch in späteren Jahren bei Lessing's besseren Stücken das zu sehr Gedachte, während Lessing im Gegentheil, ohne gerade diesen Ausdruck anzuwenden, Goethe's Stücke zu wenig gedacht fand. Beiden gestaltet sich namentlich in der Jugend unter den Händen Alles dramatisch, aber auch im fragmentarischen Schaffen hielt Lessing die Augen immer auf den dramatischen Zusammenhang gerichtet, während es Goethe darauf ankam, ein mächtiges Gefühl, das ihn bewegte, lyrisch auszuträumen, oder eine Anschauung farbenvoll auszuführen. Die dramatische Bewegung, bei Lessing stets die Hauptsache, ist bei Goethe auch in den größeren Werken häufig nur das Secundäre.

Lessing war Dialektiker, Goethe eine vorwiegend lyrische Natur. Der Dramatiker spricht sich bei Lessing fast am stärksten in der Dialektik der polemischen Schriften aus: es ist wahrhaft bezaubernd, wie er die Figuren, mit denen er hadert, hin und her wirft und sie zum Ergötzen des Publikums springen läßt. Diese Dialektik fehlt Goethe's prosaischen Schriften gänzlich: sie sind durchweg lehrhaft, er unterhält sich nicht, er trägt vor; er geht seinem einmal fest gehaltenen Gedanken nach, Einwürfe sind ihm lästig, und er überhört sie leicht, während Lessing sie mit großem Behagen hervorruft, freilich um sie dann mit recht derber Lustigkeit abzufertigen. Auch in ihrem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit

Digitized by Google

ist Lessing immer Dialektiker; Goethe, wenn man nur den Ausdruck nicht mißverstehen will, Dogmatiker. Daher ist es viel leichter, hinter Goethe's wahre Meinung zu kommen, obgleich es anscheinend Lessing dem Leser viel bequemer macht.

Die Art, wie Lessing sich dramatisch entwickelte, vom „jungen Gelehrten" bis zu „Minna von Barnhelm", hat Erich Schmidt vortrefflich auseinandergesetzt. Er weist nach, wie Lessing ältere Stücke, Griechen und Römer, Engländer und Franzosen, Spanier und Italiener, excerpirte, übersetzte, in Gedanken verbesserte, einzelne Motive und Figuren aus ihnen nahm, diese neu combinirte, mit dem festen Vorsatz, eine continuirliche innerlich zusammenhängende Handlung daraus zu entwickeln u. s. w. Mit einem solchen Aufspüren von Reminiscenzen wird häufig Mißbrauch getrieben, wenn man den Werth bedeutender dramatischer Schöpfungen darnach abmessen will, wie viel oder wie wenig sie von Anderen entlehnt haben. Erich Schmidt will nur zeigen, wie Lessing arbeitete: und das hat seinen Werth, nicht blos für die Charakteristik Lessing's, sondern für das Verständniß des dramatischen Schaffens überhaupt. Den Werth mittelmäßiger Stücke wie „Sarah Sampson" oder „Philotas" annähernd zu bestimmen, reicht diese Methode aus, weil sie wenigstens die Absichten des Dichters klar legt; daß sie für bedeutendere Werke nicht ausreicht, weiß Erich Schmidt sehr gut, und zeigt es in der vortrefflichen Analyse der „Minna von Barnhelm."

Ich weiß nicht, ob er das mittelmäßige englische Stück, welches vermuthlich zu der Intrigue der „Minna" Anregung gegeben hat (Farquart's „Standhafte Liebende"), selber ermittelt hat oder ob schon ein anderer darauf gekommen war: jedenfalls hat er den richtigen Gebrauch davon gemacht, nämlich nachzuweisen, einmal, wie hoch der deutsche Dichter sich durch seine dramatische Einsicht über dies gleichgültige Motiv der Fabel erhoben hat, sodann wie alles, was dem Stück den bleibenden Werth verleiht, aus der Anschauung wirklicher preußischer, deutscher Charactere hervorgeht. Ich stimme ihm in dem Urtheil über das Einzelne fast vollständig bei, und möchte gegen ihn nur das Schlußmotiv mit den Ringen in Schutz nehmen. Daß Minna sich an ihrem etwas widerspenstigen Liebhaber trotz aller Liebe ein wenig rächen will, und das durch eine Neckerei thut, die doch wohl mehr, als Erich Schmidt meint, an das Ringspiel Porzia's im „Kaufmann von Venedig" erinnert, ist gar nicht unwahr und gar nicht unweiblich. Zudem war diese Abkühlung durch die Haltung des Lustspiels geboten, die etwas zu stark ans Ernsthafte zu streifen drohte. Tellheim's Ehrbegriff war keine Spielerei, und der Conflikt führt nahe an einem tragischen Ausgang vorüber. Daß Tellheim

Digitized by Google

seiner Geliebten, als er in traurigen Umständen ist, gar keine Nachricht giebt, hat ihm Lessing zehn Jahre später in seinem Verhältniß zu Eva König nachgelebt.

Eine noch größere Ausbeute für Lessing's dramatisches Verfahren hätte man aus dem dramatischen Nachlaß erwarten sollen, der in einem ziemlichen Umfang vorliegt. Diese Erwartung wird getäuscht: man erfährt aus dem Verzeichniß wenig mehr als Namen und gleichgültige Situationen, und Erich Schmidt hätte diesen Gegenstand summarischer behandeln sollen.

Am lebhaftesten möchte man wünschen, etwas über den Faust zu erfahren, und es ist ja auch ziemlich viel überliefert: aber diese Ueberlieferungen sind so widersprechend und zum Theil an sich selbst betrachtet so absurd, daß man eigentlich gar kein Resultat gewinnt. Lessing sollte zwei Pläne gehabt haben, einen Faust mit Teufel und einen Faust ohne Teufel. Aber der Faust ohne Teufel wäre ja kein Faust! Und im ersten Fall: sollte der Faust vom Teufel geholt werden oder nicht? Was Einer von Lessing's „Vertrauten" erzählt, der wirkliche Faust sollte gar nicht ins Spiel kommen, sondern nur ein Schattenbild von ihm: einen solchen Einfall kann Lessing höchstens einmal in der Hitze des Gesprächs geäußert haben, einen ernsthaften Plan darauf zu bauen, ist ihm wohl nie eingefallen. Die ganze Frage kann sehr wohl monographisch in einer eigenen Abhandlung oder in einer Anmerkung behandelt, in die Darstellung sollte nur das negative Resultat aufgenommen werden, sonst wird man leicht zu wagehalsigen Conjecturen verführt. Wenn man genau wüßte, daß Lessing die Gefahr des unbedingten Wissensdurstes für die Moral nur dem Teufel in den Mund legen, sie aber durch den Gang des Dramas hätte widerlegen wollen, so wäre der Schluß auf Lessing's philosophische Ansicht über die Bedeutung des Wissensdurstes vollkommen gerechtfertigt; wenn man das aber nicht weiß, — und man weiß es nicht — so ist der Schluß jedenfalls unwissenschaftlich. Das Wahrscheinlichste bleibt, daß Lessing sich, wie auch sonst öfters, über das, was vom Faust fertig war, zu sanguinisch ausgesprochen hat.

Mit Recht macht der Verfasser auf die Neigung Lessing's aufmerksam, tragische Motive aus dem Alterthum in das moderne bürgerliche Leben zu übertragen, um das Mitleid lebendiger zu machen. Scherer hat die Bemerkung zuerst in Bezug auf die Marwood gemacht, in welcher ein wenig die Medea durchklingt; die Bemerkung trifft zu, und verdeutlicht auch die Uebertragung der Virginia-Tragödie in modernes Costüm.

Nun bleibt für die dramatische Entwicklung Lessing's noch ein Umstand näher zu erläutern: wie hängt seine leidenschaftliche Bewunderung

Digitized by Google

Shakespeare's mit seinem eigenen Schaffen und mit seiner Theorie zusammen, die eigentliche Aufgabe des Drama sei die Handlung? Stellt er z. B. auch den „Sommernachtstraum" oder „Was Ihr wollt" oder „Wie es Euch gefällt" in diese Kategorie? Oder hielt er sie für Fehlgriffe Shakespeare's? Diese Frage wird im nächsten Bande zu erörtern sein.

Die Begeisterung für Shakespeare spricht sich zuerst in den „Litteraturbriefen" aus, 1759. Damit kommen wir auf die zweite Seite seines Talentes und seiner Thätigkeit, die Kritik.

Als Kritiker hat Lessing zuerst sein Ansehen gewonnen, und auch jetzt sieht man noch gern diesen Theil seiner Thätigkeit als den maaßgebenden an. Indeß muß man in seiner Kritik zwei Momente unterscheiden: er fing als Journalist an, die neusten Vorgänge der Litteratur zu beurtheilen und gleichsam dem Publikum vorzudenken, und erhob sich dann zu der productiven Kritik, welche die allgemeinen Grundsätze des Urtheils und damit die wahre Methode des Schaffens feststellte.

Das Zeitalter, in dem er seine Sporen verdiente, war ein überwiegend kritisches und journalistisches. Solche Perioden pflegen von der Litteraturgeschichte mit besonderer Vorliebe behandelt zu werden. Die Zeit von Lessings Jugend, also die große Fehde zwischen den Schweizern und den Leipzigern, pflegte als das „Zeitalter der widerstrebenden Meinungen" in den Lehrbüchern, welche in meiner Jugend in den Schulen üblich waren, ungemein ausführlich behandelt zu werden. Die Grobheiten, die Bodmer gegen Gotsched und seinen Anhang aussprach, und die Erwiderungen bekamen in diesen Büchern den Anschein einer Haupt- und Staatsaction. Es wäre Zeit, diese Vorliebe aufzugeben oder wenigstens einzuschränken. Es ist ja mitunter angenehm und auch wohl nützlich, die Polemik bis zu persönlichen Invectiven zu treiben, aber die Nachwelt geht es eigentlich nichts an. Die echte Literaturgeschichte soll das Bedeutende, Fruchtbringende in dem geistigen Leben der Zeit deutlich im Zusammenhang erzählen, die verneinenden Wirkungen nur insoweit berücksichtigen, als daraus etwas Bleibendes hervorging. Der Kampf, auch der persönliche gegen Gottsched war vollkommen berechtigt und nothwendig, denn Gottsched stand an der Spitze einer Bande, die von ihm Vortheile erwartete und in seinem Sinn durch massenhafte aber mittelmäßige Production das wahre Interesse des Publikums am Schönen verkehrte und die wirklichen Talente erstickte. Insofern haben die höhnischen Ausfälle Bodmers und Lessings großen Nutzen gestiftet; es genügt aber, das im Allgemeinen anzuerkennen; auf die Details kommt es nicht an. Weit nützlicher waren ihre positiven Andeutungen, was man von einer

Digitized by Google

echten Dichtung zu wünschen und zu fordern habe; und darin kommt Bodmer die Priorität zu. Freilich wurde er mit dem Alter immer schwächer, während Lessing aus kleinen Anfängen einen immer höheren Standpunkt gewann. Das zeigt sich schon in der Periode von 1751—1759, die wahre Reife gewann seine Kritik aber erst 1765.

Sieht man sich die Literaturbriefe, von denen Danzel den Ursprung der neuen deutschen Literatur beginnt, genauer an, so findet man von positiver Kritik doch ziemlich wenig darin. Lessing ist hier noch der Journalist, der, was ihm der Tag gerade in die Hand giebt, eilfertig beurtheilt. Daß diese Urtheile meistens abfälliger Art sind, ist nicht zu tadeln, denn die besprochenen Werke verdienten nichts anderes; eher wundert man sich über das hie und da eingestreute Lob, das zuweilen aus ganz zufälligen Eindrücken hervorgeht. Ein zusammenhängendes vorschreitendes Ganze bilden die Literaturbriefe nicht, und wenn man die Stellen über Klopstock und Shakespeare ausnimmt, so ist noch wenig Anregung zu einem höheren Verständniß literarischer Aufgaben darin. Man kann nicht einmal sagen, daß die Literaturbriefe ein vollständiges Bild von dem geben, was um das Jahr 1759 das geistige Leben Deutschlands wirklich bewegte. Sie sind sehr unterhaltend geschrieben, und es war nützlich, einmal mit kräftigem Besen den Unrath auszukehren, aber sie können doch nur als Abschluß eines abgelebten Zeitalters, nicht als Beginn eines neuen betrachtet werden. Kants „Naturgeschichte des Himmels“, Winckelmanns „Gedanken von der Nachahmung griechischer Künstler“, Mosers „Herr und Diener“ sprechen die leitenden Tendenzen der Zeit aus, und diese wurden von Lessing erst später berücksichtigt.

In Lessings Natur, namentlich in seiner Jugend lag vieles, was ihn zum geborenen Journalisten machte. Sein Streben war auf Vielseitigkeit der Bildung gerichtet, und daß er seinen Eifer, neue Bücher kennen zu lernen, zugleich für Gewinn seines Lebensunterhaltes benutzte, war völlig gerechtfertigt. Es wurde ihm damals nicht leicht, lange bei einem bestimmten Gegenstand zu verweilen, die journalistische Form war der beste Weg, rasch von einem Gegenstand zum andern überzugehn. Er fühlte sich schon früh an Witz und Dialectik allen seinen Collegen überlegen. Es machte ihm Freude, diese seine Kraft zu erproben und die Lacher auf seine Seite zu bringen. Alle diese Versuche machen noch heute einen vorzüglichen Eindruck; wenn aber der Berichterstatter zu lange dabei verweilt, so läuft er Gefahr, von Lessing ein schiefes Bild zu geben, als ob er in diese Kleinkrämerei aufgegangen wäre. Die Gewohnheit, alles was man denkt, sofort niederzuschreiben, und das Niedergeschriebene sofort drucken zu lassen, hat große Gefahren, wenn ihnen nicht im Stillen eine

Digitized by Google

lebendig thätige Arbeitskraft entgegenwirkt, die in der scheinbaren und wirklichen Zerstreuung doch den leitenden Faden der Bildung nicht verliert. Diesen Faden in der Vorbildung Lessings aufzuweisen, auch wo er sich zu verstecken scheint, ist eine lohnendere Aufgabe für den Biographen, als dem Kritiker in alle Kreuz- und Querzüge seiner Polemik zu folgen. Lessing blieb auch in seiner späteren Entwickelung darin Journalist, daß er sich leicht durch eine zufällige Polemik verführen ließ, seine Thätigkeit auf einen ganz neuen Gegenstand zu richten: aber ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, leitete ihn auch in diesen Sprüngen eine geheime innere Entwickelung, die wir jetzt weit besser übersehn können als die Zeitgenossen.

War Lessing seinen deutschen Collegen weit überlegen, so konnte er dagegen von den Franzosen lernen. Hier wurde die Journalistik von Männern höchster Bildung und kräftigstem Talent getrieben; hier wurden Gegenstände behandelt, welche die höchsten Interessen der Menschheit berührten. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie viel Lessing, trotz seiner beständigen Angriffe gegen die Franzosen, in seinem Stil wie in seinen Ansichten den Franzosen verdankt. Mir sehr willkommen, weist Erich Schmidt die Einflüsse, namentlich Voltaire's und Diderots im Detail nach. Rousseaus Einfluß dagegen scheint mir gering: Lessing hegte große Achtung und Theilnahme für ihn, aber von der gewaltigen Wirkung, die Rousseau in den siebziger Jahren auf die deutsche Jugend ausübte, ist bei ihm nichts zu spüren.

Auch in religiösen Fragen blieben die Franzosen, namentlich Voltaire, nicht ohne Einwirkung auf Lessing. Er hat auch in diesen Dingen Manches mit Voltaire gemein. Gleich ihm, war er im Herzen Deïst: er konnte sich die Welt nicht ohne eine allgemein umfassende Intelligenz vorstellen, die sich an der Schönheit derselben erfreue. Aus dem ἓν καὶ πᾶν, das er an Gleims „Hüttchen" anschrieb, hat man zu viel Wesens gemacht: bei jeder ernsten Gefühlswallung tritt bei ihm der persönliche Gott hervor, dem er in der ernsthaftesten seiner Schriften sogar eine pädagogische Aufgabe stellt.

Dem historischen Christenthum stand er anders gegenüber als Voltaire. Voltaire war in der katholischen Kirche aufgewachsen, deren Lehren er gründlich verabscheute, die er aber als den ziemlich correcten Ausdruck des Christenthums ansah; von der Reformation hatte er keine rechte Kenntniß, und was er von ihr wußte, war ihm, wie im Grund allen Franzosen, unsympathisch; er hielt den protestantischen Cultus ebenso für einen Götzendienst wie den katholischen. Lessing dagegen, der Sohn eines rechtgläubigen protestantischen Geistlichen, gegen dessen Engherzigkeit er sich

Digitized by Google

freilich oft genug auflehnte, dem er sich aber auch geistig verwandt fühlte, und den er wahrhaft hochachtete, wußte besser, welchen Werth das geistliche Amt für die Culten des Volks hat. Der Biograph wird im nächsten Band versuchen müssen, die religiöse Entwickelung Lessings, die allerdings in sehr starken Sprüngen vorgeht, in ihrem innern Zusammenhang zu zeigen und die scheinbaren Widersprüche zu lösen oder wenigstens zu erklären.

Ein Satz stand bei Lessing von den ersten Anfängen fest: man kann ein rechtschaffener Mann sein ohne Religion! oder, allgemeiner ausgedrückt: die Rechtschaffenheit ist unabhängig von der Religion! Mit diesem Satz stand Lessing nicht allein; er ist der leitende Grundgedanke der Leibniz-Wolffschen Schule. Er ist, praktisch betrachtet, von großem Gewinn für unsere geistige Entwickelung gewesen, bedarf aber theoretisch einer gewissen Einschränkung, wenigstens einer genaueren Formulirung. Die Rechtschaffenheit ändert ihre Qualität nach den Principien der bestimmten Religion, welcher der Rechtschaffene angehört; und auch derjenige, der sich von den Ueberlieferungen der Religion völlig los gemacht hat oder los gemacht zu haben glaubt, wird in seiner Rechtschaffenheit anders beschaffen sein als der Gläubige. Lessing wußte das im Stillen recht gut. Er wußte sehr wohl zwischen der Rechtschaffenheit Theophans und Adrasts zu unterscheiden. Aber gegen die volle Würdigung dieses historischen Standpunkts sträubte sich in ihm das achtzehnte Jahrhundert, dessen Sohn er ebenso war wie Voltaire. Für dies Jahrhundert war die echte Humanität eine qualitätlose, und da Völker und Religionen sich dieser abstracten Allgemeinheit entgegenstellen, suchte er wohl mystisch einen geheimen Orden, in welchem die störende Qualität vom allgemein Humanen abgestreift werden könne.

Wie er sich das Werthverhältniß der verschiedenen Religionen dachte, habe ich in diesen Blättern schon früher ausführlich darzustellen versucht. Es gab Zeiten, wo die Lectüre der Kirchenväter ihn wie manchen ehrlichen Mann sehr gegen das historische Christenthum einnahm und zu harten Ausdrücken verführte: wenn er sich aber ernsthaft zusammennahm, fand er gerade im gewaltigen Bau des historischen Christenthums den „Beweis des Geistes und der Kraft“. Er tadelte die Versuche der Rationalisten, ein vernünftiges Christenthum zu construiren, „bei dem man nur nicht wisse, weder wo ihm das Christenthum noch wo ihm die Vernunft sitze!“ Aber er selbst machte wiederholt den Anlauf, das „Christenthum der Vernunft“ zu finden, und suchte es wie seine Gegner auf dem Wege der Leibniz'schen Philosophie. Er pries gegen die Rationalisten die Consequenz der Orthodoxen, als aber die letzteren ihm gegenüber die Consequenz des Absurden zogen, rief er in Zorn, den kleinen lutherischen

Digitized by Google

Päpſten würde er den Papſt in Rom vorziehn! Er hatte nie unter Katholiken gelebt, ſonſt würde er bald gelernt haben, daß dem Vertheidiger des Berengarius gegen den heiligen Lanfranc und dem Vertheidiger des Mahomed gegen den chriſtlichen Philoſophen von dieſer Kirche ſchlimmere Dinge bevorſtanden, als von Seiten der „kleinen lutheriſchen Päpſte". Auf ſolche vereinzelte Zornausbrüche Leſſings hat man viel zu viel Gewicht gelegt: Leſſing hatte im Zorn wohl ſonſt alle Geiſteskräfte mächtig beiſammen, aber nicht die Gelaſſenheit, die zu einer abſchließenden Wahrheit führt: er war im Zorn erſt recht Dialectiker.

Leſſing war trotz ſeiner Ausfälle gegen die „lutheriſchen Päpſte", trotz ſeiner Rettung des Lemnius und Kochläus, ein entſchiedener Proteſtant und Vertreter der proteſtantiſchen Bildung. Er war bibelfeſt, er hatte eine leidenſchaftliche Verehrung vor Luther; und dieſe Stimmungen hätten ſich noch reifer in ihm entwickelt, wenn ihn der Tod nicht in der Ausführung der kirchenhiſtoriſchen „Theſes" unterbrochen hätte, die vielleicht das wichtigſte Werk ſeines Lebens geworden wären.

Wenn Leſſing in ſeinem journaliſtiſchen Treiben mitunter einen dilettantiſchen Eindruck macht, ſo iſt er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien nichts weniger als Dilettant. Der Schlüſſel zu allen Wiſſenſchaften iſt ihm die Philologie. Hier ſteht er auf deutſchem Boden; die Stellung zu ſeinen Vorgängern wie zu ſeinen Zeitgenoſſen, namentlich zu Heyne und Erneſti, wäre noch einer eingehenden Unterſuchung werth. Die Geſchichte kommt bei ihm erſt in zweiter Linie; er kennt ſie eigentlich nur in der Form der hiſtoriſchen Kritik, der „Rettungen". Wie ſtark Bayle auf ihn wirkte, iſt auch bei Erich Schmidt geſagt; unverkennbar iſt ebenſo der Zuſammenhang mit Thomaſius und ſeiner Schule, mit Arnold, Gundling u. ſ. w. Die Verwandtſchaft mit Liscow ſchlägt Erich Schmidt zu gering an: die Polemik Leſſings gegen die Rationaliſten erinnert ſehr ſtark an Liscows Streitſchriften gegen Manzel und Reinbeck, ja mitunter findet Liscow einen noch treffenderen Ausdruck.

Die eingehendſte Unterſuchung verdient Leſſings Verhältniß zur Philoſophie. Noch 1755 nennt ſich Leſſing dem „Philoſophen" Mendelsſohn gegenüber den „Bel-esprit", aber gerade der Verkehr mit Mendelsſohn brachte ihm auch dialectiſch die Weltweisheit näher. Wenn er das Hiſtoriſche meiſt aus Bayle nahm, ſo war ſeine eigene Schule wie bei Mendelsſohn die allgemeine deutſche, d. h. die Leibniz-Wolfiſche. Bald lernte er Schüler und Meiſter unterſcheiden, und während er Wolf von ſich warf, vertiefte er ſich mit ſteigender Bewunderung in Leibniz. So oft er auf dieſen Mann zu ſprechen kommt, wird er warm, faſt wie bei Luther, ja mitunter noch wärmer. Das wäre noch kein Grund, ihn einen

Digitized by Google

Leibnizianer zu nennen — ein -Aner ist Lessing überhaupt nicht gewesen, er stand auch als Philosoph auf eigenen Füßen. Aber um zu ermitteln, welchem philosophischen System Lessings Philosophie am nächsten stand, von welchem sie am meisten befruchtet wurde, darf man sich nicht auf vereinzelte Aeußerungen Dritter, nicht einmal auf vereinzelte Aeußerungen Lessings verlassen: sondern man muß aus dem Zusammenhang von Lessings Schriften zu erkennen streben, welches der Kern seiner philosophischen Ueberzeugung war. Ich glaube, dieser Kern ist auf Leibniz'schem Boden gewachsen. Wiederholt, noch 1777 bekennt er seine Ueberzeugung, daß Leibniz, im Gegensatz zu seinem Schüler Wolf, immer genau wußte, ob und wie viel eine unverdaute Vorstellung Wahrheit erhalte, und wenn er einmal den Schleier ein wenig lüftet, der sein esoterisches Denken verhüllt — wie in der Annahme von der ewigen Fortdauer und Transformation der Seelen —, so führt das auf Leibniz' Monadenlehre, auf die Annahme einer unendlichen Zahl substantieller, d. h. ewiger geistiger Wesen, während Spinoza nur Eine Substanz anerkennt.

Lessings große Popularität hat viele Geschichtschreiber zu der Annahme verführt, er habe in all seinen Händeln Recht gehabt, so daß sie die Urtheile und Sentenzen, mit denen er seine Polemik abzurunden liebte, als geprägte Münzen der Wahrheit ausgaben und jeden Widerspruch als unerlaubt zurückwiesen. Dabei kamen sie wiederholt in die Lage, offenbar widersprechende Sätze als gleichwerthig anzupreisen, und Lessings Begriff von der Wahrheit zu verkennen: es war keineswegs falsche Bescheidenheit, was ihn bestimmte, seinen Leser zur schärfsten Controlle seiner Sätze zu ermahnen, sondern die Erkenntniß, daß alle Wahrheit eine dialectische ist.

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“

Es wäre aber ebenso ein Irrthum, Lessing wegen solcher Aeußerungen für einen Skeptiker zu halten. In der „Erziehung des Menschengeschlechts“ erklärt er es für eine Lästerung gegen den „Allgütigen“, anzunehmen, das Menschengeschlecht werde die höchste Stufe der absoluten Wahrheit nie ersteigen. — Wie diese Widersprüche zu vermitteln sind, psychologisch oder erkenntnißtheoretisch, das wird eine der wichtigsten Aufgaben für den sein, der Lessing in seiner wahren Gestalt zu zeigen unternimmt.

Julian Schmidt.

Digitized by Google

# Das Königreich Serbien nach seinen wirthschaftlichen und Productionsverhältnissen.

Serbien ist seiner geographischen Lage nach das Durchgangsland von der mittleren Donau zum Aegäischen und zum Mittelmeer. In dieser Position ist seine handelspolitische Bedeutsamkeit begründet, die es hauptsächlich auf die wirthschaftliche Entwickelung nach Südost hinweist. Die Natur hat das Land durch eine deutlich von ihr gezogene Scheidelinie, das Morawathal, in zwei ihrer Bodengestalt wie ihrem Naturleben nach, ganz verschiedene Theile zerlegt. Der westliche größere derselben, trägt das Gepräge der angränzenden Höhenlandschaften von Bosnien, die östliche kleinere Hälfte, hat mehr den Charakter der Balkanländer.

Was Serbien in seiner Eigenschaft als Gebirgsland abgeht, das ist eine den Anbau erleichternde und fördernde Gliederung. Das Morawathal allein stellt eine von der Natur gegebene, den Verkehr begünstigende Straße dar, obgleich das Uferland auf beiden Seiten des Flusses an einigen Stellen meilenweit mit dem Sand und Steingeröll bedeckt ist, welche die aus dem Gebirge abfließenden Hochwasser zurücklassen.

Kaum der sechste Theil des Bodens ist Culturland und die Production an Bodenfrüchten wie an Vieh eine nur geringe. Der für den Anbau am meisten empfängliche Landstrich ist das Gebiet zwischen der Drina und der serbischen Morawa. Wenn die Hand des Menschen hier dem Erdreich mehr schöpferische Belebung gegeben, und das Wachsthum desselben kräftiger angeregt hätte, so würde das Land stärker und gleichmäßiger bevölkert und bewohnt sein, denn die von dem Ibar und der serbischen Morawa eingeschlossenen Gegenden, eignen sich in jeder Beziehung zu Stätten des Anbaues, und der Winkel der von den beiden Morawa's in deren unteren Lauf gebildet wird, ist einer der fruchtbarsten Landstriche Serbiens. Die Oberfläche ist hier mit leicht durchdringlichen Erdschichten bedeckt, welche selbst den weniger geschützten Thalhängen eine kräftige, ja üppige Vegetation entsprießen lassen. Laubreiche Eichenwaldungen wechseln mit ertrag-

Digitized by Google

reichen Obstgärten, in denen die Cultur der Zwetsche zu hoher Blüthe gebracht ist; an die Obstplantagen reihen sich blumenreiche Wiesen, sowie fruchtbare Maisfelder und Rebhügel und geben der Landschaft den Charakter eines gartenähnlichen Geländes. Das Klima Serbiens und seine Naturverhältnisse entsprechen im Allgemeinen denjenigen des südlichen Frankreichs, und statten es mit derselben Vegetation aus. Doch fehlt der Anbau von Gewächsen der landwirthschaftlichen Industrie, namentlich der in Südfrankreich so beliebten Krappstaude, der Reispflanze, der Zuckerrübe. Bei der geringen Bevölkerung ist nur etwa $^1/_8$ des Areales, und auch dieses nur mit der altherkömmlichen Dreifelderwirthschaft bestellt. Man zieht an Cerealien, Mais, Waizen, Roggen, Gerste, Hafer u. s. w. Der Mais der in trefflicher Qualität gedeiht wird völlig im Lande selbst verbraucht; man baut ihn besonders im Gebirge, wo weniger Wohlhabenheit herrscht, an Stelle des Roggens, um Brodt für die Landbevölkerung daraus zu backen; neben gesäuertem Kraut und Hülsenfrüchten bildet er das Hauptnahrungsmittel derselben. Außerdem verwendet man ihn zum Viehfutter, vorzüglich für Schweine. Eine Ausfuhr von Mais findet nur in den nördlichen, der Donau zugewendeten Landestheilen statt; der ganze District von Alexinatz z. B. bedarf des Mais für seinen eigenen Haushalt, und vermag nichts abzugeben. An der Grenze gegen Bosnien wird auf einzelnen Punkten ein Export von Getreide betrieben, um das ertragloſe Sandschak von Novi-Bazar damit zu versehen. Dieser Umstand hat eine Steigerung der Preise in Gefolge gehabt, und wird die Oka*) dort in Durchschnitt mit 16—17 Pf. bezahlt, während sie auf dem serbischen Markt 12 Pf. gilt. Belgrad wird zu einem Theil aus dem Innern Serbiens, zum andern aus Ungarn verproviantirt, und zahlt man für die Oka daselbst 17—20 Pf. Durch Nahrhaftigkeit und Körnerreichthum zeichnet sich der Weizen des Landes aus; er ist mehr Ausfuhr als Verbrauchsgegenstand, und geht vornämlich nach Ungarn, der Türkei und Rumänien. Die Hauptproduktionsstätten des Weizens sind die Ebenen an der Morava und Nichava, wo der Boden lockerer und durch Ueberschwemmungen benetzt und feucht gehalten ist. Auch die Hochebene von Pojasewatz, einzelne Abschnitte des Timok und Matchoathales und auf der Wasserscheide der Drina bringen gute Ernten, wie beispielsweise Bessarabien hervor. Der Ertrag des Weizens verhält sich zu dem des Mais wie 4 : 10, der Preis des Weizens ist im allgemeinen 4—8 Pf. höher als derjenige für den Mais, richtet sich aber sehr nach den Marktpreisen von Buda-Pesth; die jährliche Ausbeute an Weizen aus dem Königreich be-

*) 1 Oka = Kilo 1,557.



Digitized by Google

ziffert sich auf 50 Millionen Kilo im Durchschnitt. Der Roggen der in der Ebene vielfach angebaut wird, geht ungefähr zu einem Drittel außer Landes, und wurde im Jahre 1883 mit 10—11 Mark pro 100 Oka = 128 Kilo bezahlt. Die Gerste dient meist als Nahrung für das zur Ausfuhr bestimmte Vieh; sie wird ferner zur Malzproduction, sowie zum Brodtbacken verwendet, denn ungeachtet des großen Reichthums an heimischem Wein, hat die Bierfabrikation einen bedeutenden Aufschwung in Serbien genommen. Die Hälfte der Ernte geht aber durch Unkraut verloren. Wenn das Feld nach dem Schnitt gepflügt würde, ehe noch das Unkraut zur vollen Entwickelung gelangt, dann würde man mit demselben den Boden düngen können. Das Unkraut wächst indeß meist so stark, daß der Pflüger es mit dem Pflug nicht zu beseitigen vermag. Der Ertrag an Gerste, kommt demjenigen an Weizen gleich; in das Ausland wird davon etwa ein Drittel versandt, und die Oka zu etwa 10 Pf. verkauft. Der Hafer wird ausschließlich im Lande selbst verbraucht, man baut ihn in allen Provinzen und wurde in den letzten Jahren die Oka durchschnittlich mit 8 Pf. bezahlt. Spelz, Hirse und Buchweizen gehören zu den weitverbreitetsten Feldfrüchten.

Die Ernte beginnt in der Regel im Monate Juli und liefert durchschnittlich von Halmfrüchten einen 5- bis 6fachen, von Mais einen 30fachen Ertrag.

Das Getreide wird zunächst nach Landesgebrauch durch Ochsen oder Pferde auf gestampften Tennen ausgetreten und bis dahin in Feldschobern aufbewahrt.

Der Halm wird daher ziemlich hoch geschnitten und das getretene Stroh in Nothjahren zum Futter, sonst aber zur Streu verwendet.

Der Bauer bedient sich noch der seit Jahrhunderten üblichen Ackerbaugeräthe.

Der Wiesenbau ist ergiebig und die Heumaht beginnt Anfangs Juli, die Grummetfechsung im September; übrigens wird der Wiesenbau nicht rationell betrieben, obgleich die natürliche Bewässerung des Landes die reichsten Mittel hiezu bietet.

Das Heu wird auf Stangen pyramidenförmig aufgehäuft, daher vor den Witterungseinflüssen nicht geschützt.

In der Gemüsecultur gehören zu den beliebtesten Gemüsen die Bohnen, die in den Berggegenden nur ausnahmsweise vorkommen; höchstens 3 Millionen Kilo werden von dieser Frucht gewonnen. Sehr verbreitet ist dagegen der Kohl, der bis zu den entlegensten Hütten, hoch in das Gebirge hinauf, gezogen wird, und von dem ungefähr 25 Millionen Kilo consumirt werden.

Digitized by Google

Die Kartoffel ist ein Luxusartikel bei den Serben; sie kommt in der Landwirthschaft gar nicht vor und wird von Ungarn eingeführt — dagegen spielen der Paprikapfeffer und die Wassermelone eine große Rolle in der Haus- und Bodenwirthschaft. —

Eine intensive Pflege findet die Gartencultur in Serbien; schon im Jahre 1870 befanden sich 51,000 Hectaren mit Obst, und etwa 7000 Hectaren mit Gartengemüsen besetzt. Im Obstbau nimmt wie schon gesagt die Pflaume die erste Stelle ein, daneben giebt es Aepfel, Birnen und Nüsse. Das Land besitzt wohl keinen Garten in dem nicht der Pflaumenbaum vertreten ist. Die besten Produkte werden in der Schumadia und in den Thälern der Morawa und des Timok gezogen. In rohem Zustande sind sie ein beliebtes und verbreitetes Nahrungsmittel; seit zwanzig Jahren trocknet man die Frucht und führt sie in großen Quantitäten in das Ausland. Zum Trocknen verwendet man Oefen mit 6—8 Rosten, die übereinander liegen und auf denen die Pflaumen dergestalt zum Trocknen gebracht wird, daß man sie zuerst auf dem obersten Rost lagert, und sie dann nach einer gewissen Zeit auf das nächst tiefer liegende, und so allmälig bis auf das unmittelbar über dem Feuer befindliche Rost bringt, von wo sie nach beendeter Ausdörrung abgenommen und in einem Kühlraum gelagert werden. Die große Sorgfalt die man auf das Trocknen anwendet, hat den Pflaumen Serbiens ein gewisses Renomée gegeben, und diesen Artikel zu einer auf den Märkten mehrerer Länder gesuchten und gern gekauften Waaren gemacht. Um diesem Industriezweig noch größeren Aufschwung zu geben, und das Trockenverfahren vollkommen zu machen hat König Milan jüngst eine namhafte Summe ausgesetzt die für Neuconstructionen von Trockenmaschinen ꝛc. bestimmt ist.

Die Qualität der serbischen Pflaumen ist im allgemeinen gut; die Frucht hat eine Mittelgröße und eine genügende Quantität Saft. In erntereichen Jahren erreicht die Ausfuhr wohl das Quantum von 15 bis 20 Millionen Kilo. Im Jahre 1880 exportirte beispielsweise die Stadt Chabatz 9 Millionen Kilo — im Jahre 1881 dagegen nur 2 Millionen. Der Durchschnittspreis für 100 Oka = 128 Kilo ist 48 Mark, er variirt aber je nach dem Ertrage der Ernte um 8 bis 9 Pf. pro Kilo.

Eine besondere Rolle spielen in Serbien die Wiesen auf denen in der guten Jahreszeit zahlreiche Viehheerden ein treffliches Futter finden, und die ein gesundes nährkräftiges Heu geben. Man kann annehmen, daß die Heuernte im Königreich alljährlich 150 bis 200 Millionen Kilo Heu liefert; das Kilo kommt durchschnittlich auf 4—6 Pf.

Eine im Landbau sehr gepflegte Industriepflanze ist der Hanf; besonders häufig trifft man ihn in den neuen Provinzen Serbiens, na-



Digitized by Google

mentlich im Thal von Leskovatz an. Jeder Bauer hat dort sein Hanffeld, und die Städte Leskovatz und Wranja sind große und zahlreiche besuchte Hanfmärkte, auf denen die Handwerker ihren Bedarf nehmen, und die sogar die Nachbarländer versorgen. Die Hanfproducenten von Leskovatz haben sogar größere Succursale zu Sofia, Adrianopel und in Macedonien.

Auch die Valloneeen, eine im Gebirge wachsende Frucht werden von Serbien in das Ausland versendet, und zum Preise von 35—45 Francs pro 100 Oka = 128 Kilo verkauft. Der serbische Tabak kann sich, allerdings nur zum Theil, dem türkischen ebenbürtig an die Seite stellen. Die besten in Alexinatz gezogenen Pflanzen wandern von dort nach der Türkei, von wo sie gehörig zubereitet als ächt türkischer Tabak zurückkehren. Auf dem Tabaksmarkt von Alexinatz werden alljährlich etwa 150,000 Kilo verkauft, von denen mehr als die Hälfte in der dortigen Gegend verbraucht wird; 200,000 Kilo gehen in den Handel. Die Qualität ist sehr verschieden und variiren die Preise zwischen 50 Pf. und 3 Mark. Nächst Alexinatz ist Kruschevatz eine Hauptproduktionsstätte für Tabak. Eine durch Feinheit des Geschmackes ausgezeichnete Sorte liefert der Distrikt von Baina Bachto an der Drina — er ist unter dem Namen Bainovatz bekannt, und von Tabakszüchtern sehr geschätzt. Der Gesammtwerth des in Serbien gewonnenen Tabaks erreicht den Jahresbetrag von 2 bis 3 Millionen Mark. Serbien hat auch Seidenzucht, und kommt ihm dabei zu Statten, daß die Maulbeerbäume dort einen Grad von Entwickelung haben wie fast in keinem anderen Land. Sie erreichen fast die Höhe der Lindenbäume und könnten in viel höherem Maße dem Seidenbau nützlich sein, wenn der serbische Landmann dieselben mit mehr Eifer und Sorgfalt pflanzte. Die Produktion der Seide entwickelte sich im Laufe der letzten Jahre hauptsächlich mit Hülfe der Unterstützung von italienischer Seite. Während die Krankheit der Seidenwürmer im ganzen westlichen Europa wüthete, durchstreiften fremde Agenten die serbischen und bulgarischen Distrikte wo die Seidengespinnste mit Sorgfalt behandelt werden, und kaufte sie zu hohen Preisen an. Später hat die Einführung von japanischen Grains in Italien die Preise der serbischen Cocons heruntergedrückt, und die Ausfuhr derselben dadurch erweitert. Die Aufzucht der Seidenwürmer wird in den meisten Landestheilen des südlichen und mittleren Serbiens betrieben. In Pojarenatz und Tschoupria giebt es Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, wo man sich junge Sprößlinge verschaffen kann. Die Regierung hat jedes exportirte Ei mit einem Ausgangszoll von 3 Procent in natura belegt; und vertheilt dieselben in den Gegenden, in denen Seidenzucht noch nicht getrieben

Digitized by Google

wird; um die letztere zu beleben, hat sie vor 15 Jahren Saamen und eine Million Schößlinge aus Mailand kommen lassen, auch sind von ihr japanische Grains ebenso wie die vorigen unentgeltlich distribuirt worden. Im Ganzen zieht man heut drei verschiedene Arten von Seidenwürmern in Serbien, die albanesischen, die mailändischen und die japanischen. In neuerer Zeit sind die Preise der Cocons gefallen; man bezahlt dort jetzt das Kilo mit 1 Mark 40 Pf. bis 2 Mark, während es in früheren Jahren 4 Mark kostete. —

Die Bienenzucht ist sehr allgemein verbreitet, doch hat ihr der letzte Krieg Abbruch gethan. Eine im Jahr 1866 angestellte Schätzung, ergab das Vorhandensein von 109,152 Bienenkörben — jetzt soll es davon nur 60 geben, die pro Jahr einen Ertrag liefern von 120,000 Kilo Honig und etwa 40,000 K. Wachs. Im Lande wird das Kilo Honig mit 30—40 Pf., das Kilo Wachs mit 2 Mark 40 Pf. bezahlt. —

Lange Zeit hindurch verblieb die Viehzucht ganz auf dem Standpunkt des Ackerbaues, und noch jetzt hat sich in dieser Beziehung nicht viel geändert.

Das Vieh weidet so lange als möglich auf den Wiesenflächen; im Winter nähert es sich den menschlichen Wohnplätzen, und überwintert in sehr primitiven von Maisstengeln hergerichteten Gehegen. Diese Gewohnheit bringt manche Thiere stark herunter, so daß verkümmerte und abgemagerte Rinder und Schaafe, wie man sie beim Ausgang des Winters antrifft, nichts ungewöhnliches sind. Seit einigen Jahren ist fremdes Rindvieh in Serbien eingeführt, und eine Kreuzung zwischen einheimischen und auswärtigen Racen versucht worden. Im Allgemeinen wendet man jetzt der Stallpflege eine größere Sorgfalt zu; die Folge davon ist ein bedeutend höherer Ertrag, den man aus Fleisch, Wolle, Milch u. a. zu ziehen beginnt. Die Ochsen werden in großer Zahl von Serbien in das Ausland versendet, da das Fleisch derselben im Lande nicht beliebt ist. Auf 1000 Stück Rindvieh kommen 200 Milchkühe, eine geringe Zahl, wenn man in das Auge faßt, daß in Europa das Verhältniß wie 1000 : 464 ist. Sehr sparsam ist der Verbrauch an Milch; die Zubereitung von Butter, Käse und anderen Erzeugnissen der Milchwirthschaft, ist fast unbekannt.

Die Nichtausnutzung dieser Produkte thut den wirthschaftlichen Interessen fühlbaren Eintrag und entzieht ihm manche Einnahme die es als Agriculturstaat aus der Fabrikation von Butter und Käse ziehen könnte, gleich wie Holland beispielsweise, welches im Jahr durchschnittlich eine halbe Million Centner Käse, im Werthe von 32 bis 40 Millionen Mark im Ausland absetzt. Als ganz besonders geeignet für die Milchprodukt-

Digitized by Google

tion werden die kräuterreichen Wiesen von Zlatibar im Departement von Oujitza an der Westgrenze des Königreiches bezeichnet. Die Zahl der lebenden Häupter an Rindvieh, betrug vor einigen Jahren nur 741,425 Stück, was im Verhältniß zu den ausgedehnten Weideflächen wenig ist, der beschränkte Bedarf an frischem Fleisch, die geringe Nachfrage nach demselben von Seiten des Auslands, und die hohen Abgaben mit denen das serbische Vieh bei dem Eintritt in Oesterreich-Ungarn belastet war, ebenso wie die Schwierigkeit des Transportes haben der Entwicklung dieses wichtigen Zweiges des nationalen Vermögens unbequeme Hemnisse in den Weg gelegt, und sie künstlich zurückgehalten. Die landesüblichen Preise die man in Serbien für ein Stück Rindvieh zahlt, schwanken

| | | | | | | | Durchschnittspreise in den mittleren Landestheilen Preußens |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| für einen | Stier | zwischen | 288 | und | 384 | Mk. | 450—600 Mk. |
| „ „ | Ochsen | „ | 96 | „ | 288 | „ | 300—500 „ |
| „ eine | Milchkuh | „ | 96 | „ | 192 | „ | 250—400 „ |
| „ einen | Fersen | „ | 144 | „ | 288 | „ | |
| „ ein | Kalb | „ | 14 | „ | 20 | „ | |

Am zahlreichsten ist der Rindviehstand in der Choumadia; die Landestheile östlich der Morava sind weniger damit ausgestattet.

Auch der Bestand an Schaafen entspricht in Serbien nicht dem Reichthum der Weideplätze, statt 2½ Millionen die bei der Zählung zu Ende der sechziger Jahre vorgefunden wurden, könnte das Dreifache vorhanden sein. Die Züchtung des Hammels erfolgt in Serbien ausschließlich auf Fleisch. In der Timokgegend und im Departement Oujitza an der bosnischen Grenze, gedeiht eine Race mit feiner Wolle, die ungefähr 2 Oka = (2,56 Kilo) im Jahr pro Hammel liefert und die bei der einheimischen Bevölkerung sehr beliebt ist, der Werth derselben wird im Ganzen auf etwas über 15 Millionen Mark geschätzt. Die Preise stellen sich bei dem Ankauf wie folgt:

| | | | | | | | In Preußen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| für einen | Widder | zwischen | 9 | und | 14 | Mark | |
| „ ein | Mutterschaaf | „ | 14 | „ | 20 | „ | 20 Mark |
| „ ein | Lamm | „ | 3 | „ | 9 | „ | |

Auch die Ziege gehört zu den in Serbien beliebten Hausthieren, und wird mit 9 bis 15 M. das Mutterthier, mit 4 bis 6 M. die Gais, und 20 bis 28 M. der Bock bezahlt.

An Pferden zählt das Land gegen 123,000 Stück im Gesammtwerth von 8½ Million Mark. Eine Kreuzung der serbischen mit der arabi-

Digitized by Google

schen Race, ergiebt Thiere von kleinen Wuchs, mit wenig Aeußeren, aber von lebendigem Temperament, ausdauernd und widerstandsfähig. Im Gebirge werden sie zum Waarentransport verwendet, mit Rücksicht auf ihr sicheres Gangwerk, nur im Bezirk von Valievo werden auch Reitpferde gezüchtet. Trotz der verhältnißmäßig großen Zahl an Pferden erhält das Königreich doch eine starke Einfuhr vom Auslande her und zwar stellt Ungarn fast ausschließlich die schweren Wagenpferde, die Luxuspferde, und den Bedarf für die serbische Cavalerie. Im Innern des Landes vertritt Ochse und Büffel die Stelle des Pferdes, ohne es zu ersetzen. Im Durchschnitt bezahlt man die Pferde die aus einer Kreuzung von serbischem und türkischem Blut hervorgehen, mit folgenden Preisen:

| | | In Preußen |
|---|---|---|
| Für einen Hengst | 280 bis 400 Mk. | 300 bis 1000 Mk. |
| „ eine Stute | 280 „ 400 „ | |
| „ einen Wallach | 360 „ 400 „ | |
| „ ein Fohlen | 96 „ 144 „ | |

Die Bauerpferde kauft man für 96 bis 300 Mark, die beiden letzten Kriege haben den Pferdestand Serbiens sehr gelichtet, und die Zahl der Hengste von 11,000 auf 6700 Individuen reducirt. Die Fohlenzucht könnte für den Züchter eine Quelle einträglichen Erwerbes werden, wenn er ihr mehr Sorgfalt als bisher zuwendete, und wenn er nicht, wie man dies bisweilen sieht, die jungen Füllen ohne Wartung und Pflege sich herumtummeln ließe.

Das am meisten für den Export in Betracht kommende Thier ist das Schwein; nur wenige Länder Europas können sowohl was Quantität als was Qualität angeht, in dieser Beziehung mit Serbien concurriren. Am meisten geschätzt an dem serbischen Schwein ist Fleisch und Speck, beide ebenso reichhaltig als nahrhaft in Folge des kräftigen Futters, das die Thiere in den weiten Eichenwäldern des Landes mit ihren unzähligen Eicheln finden. Die Choumadia und die Thäler der Morava und des Timok sind die Hauptproduktionsstätten des Schweines.

Sowie im Frühjahr die Schifffahrt auf der Save und Donau eröffnet wird, werden große Heerden von Schweinen nach den verschiedenen Einschiffungsplätzen, vornämlich nach Semendria transportirt, wo geräumige Ställe zu ihrer Aufnahme hergerichtet sind.

Das Auftreten der Trichinose, und der hohe Eingangs- und Transit-Zoll den die Schweine in Oesterreich-Ungarn zu zahlen hatten, wirkte eine Zeit lang lähmend auf den Schweinehandel Serbiens ein. Der kürzlich abgeschlossene Oesterreich-serbische Handelsvertrag, hat indessen

Digitized by Google

dieses Hemniß aus dem Wege geräumt; die Durchschnittspreise die gegenwärtig in Serbien gezahlt werden, sind:

| | | | | In Preußen |
|---|---|---|---|---|
| Für ein Zuchtschwein | | 48 | Mk. | |
| „ „ Mutterschwein | 57 bis | 77 | „ | 100 Mk. |
| „ „ Ferkel | 4 „ | 9 | „ | |

Der Werth den der Schweinebestand Serbiens im Ganzen darstellt wird auf annähernd 13 Milltonen Mark angenommen; angesichts des Reichthums den dieser Theil des Nationalvermögens repräsentirt, ist es auffallend daß bisher noch keine industrielle Anlage zur Ausnutzung der einzelnen Bestandtheile der Thiere entstanden ist.

## Der Weinbau Serbiens.

Die Rebenzucht bildet einen ansehnlichen Zweig im wirthschaftlichen und Erwerbsleben Serbiens. Die Gebiete auf welchen der Weinstock Pflege und Gedeihen gefunden sind vorzugsweise die Thäler und Thalränder des Turok, der Nichawa, der Joglitza, der Morawa; außerdem die Choumadia, die Gegend von Possava-Koloubara, von Yelitza, von Joupa und von Urania. Diese neuen Landstriche schließen eine Bodenfläche von 34,000 Hectaren ein, die mit Wein bepflanzt sind. Die einzelnen Stöcke haben Zwischenräume von 60 bis 65 Centimeter untereinander, die einzelnen Reihen derselben haben 65 bis 75 Centimeter Abstand von einander. Das Maaß nach welchem die Bodenfläche bei dem Weinbau bemessen wird ist die Motika, die durchschnittlich 1000 Weinstöcke enthält, und ein Areal von etwa 580 Quadratmeter umfaßt. Man nimmt den Durchschnittsertrag einer Motika auf 1,180,000 Eimer (der Eimer zu 56 Liter) an; da die Hectare jährlich 18 Hectoliter liefert, so giebt dies einen Gesammtertrag von 600,000 Hectoliter.

Dem Gedeihen des Weinstockes leiht der kalkige, kreidehaltige Boden Serbiens Vorschub. Die Weinbaubezirke sind meist Bergrücken mit sanften Abdachungen und Ebenen im Süden und Südosten des Landes. Die Wärme ist daher überall eine ausreichende, in einzelnen Gegenden hat man auch felsige Anhöhen mit Reben besetzt, um der Mühe des Unkrautjätens überhoben zu sein. Die Winzer sind bei dem Pflegen und Behandeln der Stöcke ausschließlich auf ihre Arme angewiesen, Instrumente wie man sich deren in den mitteleuropäischen Ländern bei dem Weinbau bedient, sind den Serben noch wenig bekannt. Da es außerdem an geschickten Arbeitern und an Capital fehlt, so entbehrt die Arbeit der erforderlichen Sorgfalt und Genauigkeit. Ungeachtet dieser sehr ungünstigen Umstände wirken die klimatischen Verhältnisse, sowie die Natur

Digitized by Google

des Bodens so günstig auf die Traubenbildung, daß alle Weinkenner die Weine Serbiens zu den besten Europas zählen.

Auch ihr alkoholischer Gehalt ist nicht unbedeutend und beträgt beispielsweise bei den besten Negotinersorten, 13 Procent nach dem Gewicht gerechnet.*

Der Zuckergehalt stellte sich im Durchschnitt auf 18 Procent. — Die schwersten Sorten sind die Negotinerweine, die bei dem Keltern einen tief schwarzblauen Saft gebe, der nachdem er einige Zeit gestanden, die Farbe des Rhums annimmt, und wie Dessertwein schmeckt. Die Haupteigenschaften des Negotiner sind Fülle und Kraft, ein Bouquet voll Tannin, Milde des Geschmacks und Feuer. Diese Eigenschaften machen die Traube zu einer im hohen Grade gesuchten Waare, schon aus dem Grunde, weil sie vorzüglich geeignet ist, leichteren Sorten beigemischt zu werden. Trotz der sehr primitiven Art der Zubereitung, ist der Negotiner Wein nach drei Jahren völlig trinkbar. Mit Rücksicht darauf, daß er leicht transportabel, versendet man ihn auf weite Entfernungen.

Die sogenannten Joupaweine, aus der Gegend von Kruschevatz und Kralievo stammend, sind etwas herber als die vorigen, und nicht so alkoholhaltig. Die Weine von Nisch sind leichter, milder nnd spritloser.

Auf den am meisten der Sonnenwärme ausgesetzten Rebhügeln dieses Bezirkes wächst eine Traube aus der ein leicht petillirendes, anregendes Getränk gewonnen wird. Der vornehmste und erste Platz unter den Weinen Serbiens gebührt aber dem Gewächs, das die Choumadia hervorbringt. In ihm vereinigen sich alle Eigenschaften deren ein gesundes und kräftigendes Getränk bedarf. Auch in seiner äußeren Erscheinung präsentirt sich der Choumadiawein in vortheilhafter Weise.

Schließlich sei noch der Semendriaweine Erwähnung gethan, die an der Donau wachsen, und namentlich die Hauptstadt des Landes, Belgrad mit reichem Vorrath versorgen. Da sie nicht viel Säure haben, und wenig Alkoholgehalt besitzen, so eignen sie sich nicht zum Verschneiden, man bekommt sie daher meist in unvermischtem Zustand zu trinken. — Alle serbischen Weine vertragen den Transport in das Ausland; eine Ausnahme macht nur der Wein aus der Gegend von Joupa, weil er in Schläuche eingeschlossen auf steinigen Gebirgswegen zu dem Donauthal hinabgeführt werden muß.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die rothen Weine Serbiens als diejenigen von feinerem Bouquet gelten, und daß was ihre Gesammtqualität betrifft sie sich guten französischen Rothweinen ebenbürtig an die Seite stellen. Eine Eigenschaft die sie ganz besonders mit diesen letzteren theilen ist große Milde und der Taningehalt; was sie von den Weinen

Digitized by Google

die im südlichen Ungarn wachsen vortheilhaft unterscheidet, ist der reine Geschmack, und das Freisein von den erdigen Bestandtheilen, die den Trauben mancher Weinstöcke Ungarns, Siebenbürgens und Rumäniens eigenthümlich sind.

Serbien das der Berner Phylloxeraconvention ebenfalls beigetreten, ist von den Angriffen der Reblaus nicht verschont geblieben, doch hat man vermocht einer weiteren Verbreitung des Insectes Einhalt zu thun. Die Regierung hat der Skuptchina ein Gesetz mit sehr strengen Bestimmungen vorgelegt, das auch von derselben sanktionirt worden und zu Anfang des Jahres 1883 in Kraft getreten ist.

## Die Wald- und Forstcultur Serbiens.

Im vorigen Jahrhundert glich wie die Chroniken berichten, ganz Serbien einem großen Walde. Die neuere Zeit hat hierin Wandel geschaffen und das Land dieses Theiles seines Vermögens in empfindlicher Weise beraubt. Die zahlreichen Kämpfe zwischen der christlichen und türkischen Bevölkerung, sowie die Zucht und Ernährung großer Schweineheerden, denen man den Zutritt in den Wald gestattete und denen man rücksichtslos die Forstcultur Preis gab, haben die werthvollen Bestände einzelner Landestheile bedeutend gelichtet, so daß wo früher Ueberfluß war, jetzt Mangel herrscht, und die nachtheiligen Einwirkungen der Entwaldung auf die allgemeine Landescultur fühlbar sich geltend machen. Die Regierung hat die größten Anstrengungen gemacht, um der zunehmenden Zerstörung des Waldes entgegen zu treten, doch sind ihre Bemühungen nur von wenig Erfolg gewesen, dennoch ist es gelungen vermöge eines rationellen Forstbetriebes und dadurch daß der Staat einen großen Theil der geschontesten, nutzbringendsten Waldungen unter seinen Schutz und in seine Verwaltung nahm, das allgemeine Interesse und den Sinn für Erhaltung des Waldes in der Bevölkerung etwas zu heben. Man ging an eine Abgrenzung des Staats und des Gemeindewaldbesitzes, entwirrte die complicirten Gerechtsame beider Theilhaber, und ordnete sie auf der Basis einer billigen und gerechten Abfindung. Berechtigten Eigenthümlichkeiten soweit sie nicht dem Gemeinwohl und vitalen Interessen der Bewohner entgegenstanden wurde nach Möglichkeit dabei Rechnung getragen, und da wo Lust und Liebe zum Walde hervortrat, förderte man durch Belohnungen und Zugeständnisse an eifrige und intelligente Forstwirthe, den Aufschwung der Waldwirthschaft. Ein Umstand der bei alle dem lähmend auf dieselbe einwirkt, ist der Mangel eines Catasters, und die Unkenntniß von der Vertheilung des Grundbesitzes. Die zu verschiedenen

Digitized by Google

Malen in Angriff genommenen Separationen haben ein nennenswerthes Ergebniß bisher nicht gehabt.

Man nimmt im Allgemeinen an, daß der vierte Theil des Landes mit Wald bedeckt ist; man ist aber über die Gliederung der Forstfläche, über den Zustand in dem sie sich befindet, den Werth den sie für das Staats- und Gemeinde-Einkommen repräsentirt, nur oberflächlich und in den Hauptumrissen unterrichtet.

Was Besitz und Betrieb betrifft, so giebt es in Serbien drei verschiedene Categorien von Wald. Die am wenigsten bedeutsame, gehört einzelnen Personen oder Klöstern die sie ganz nach Gutdünken bewirthschaften, oder den Gemeinden die sie bewirthschaften lassen. Die Folgen dieser Art von Verwaltung, sind meist sehr nachtheiliger Art; zu ihnen ist zu zählen die Entwaldung, welche wiederum auf das Klima in schädlichster Weise zurückwirkt, ferner das Austrocknen der kleineren Wasserläufe und das starke Anschwellen der Gebirgsbäche.

Zu den nicht abzulösenden Rechten der Dorfbewohner gehört es, daß sie ohne Erlaubniß einzuholen, ihren Brennholzbedarf dem Walde entnehmen dürfen. Nur zum Schlagen von Bauholz ist eine Ermächtigung der Obrigkeit erforderlich und eine gewisse Taxe zu entrichten. Dieselbe stellt sich auf 7 Mark für den Eichenstamm, und auf 3 Mark 50 Pfg. für die Rothbuche. Bei einem Schadenfeuer durch welches das Haus eines Bewohners in Asche gelegt wird, hat der Besitzer das Recht das zum Neubau erforderliche Holz im Walde zu fällen.

Die zweite Categorie von Waldungen gehört dem Staat, der sie an Private überläßt und je nach dem Werth des Holzes, und der Größe ihres Areales davon einen Pachtzins erhebt.

Die dritte ist das Eigenthum der Nation; hier schaltet jedermann ganz nach Belieben, und doch kommt das so weit ausgedehnte Recht des Individuums fast ausschließlich den Bewohnern der in der unmittelbaren Nähe von Wäldern gelegenen Ortschaften zu Gut. Niemand ist bei der Geltendmachung seiner Holzrechte aber im Klaren, wo die Grenze zwischen den einzelnen Besitzcategorien ist, und wie weit er gehen darf ohne sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen.

Zu den verbreitetsten Holzarten des serbischen Waldes gehören die Eiche, die Ulme, die Rothbuche, die Esche, die Weißbuche, die Birke, die Linde. Die Eiche wird am häufigsten in der Ebene, die Rothbuche im Gebirge angetroffen und zwar auf den Höhen des rechten Ibar- und Drina-Ufer. In dem Morava- und Koloubara-Thal wächst eine zu ganz besonders starker Entwickelung gedeihende, kräftige Eichenart, die mit Vorliebe zu Bauholz und zu Faßdauben verwendet wird; eine rothe Eiche die

Digitized by Google

in den Wäldern des Landes ebenfalls heimisch ist, eignet sich zur Fabrikation von Möbeln. Sie läßt sich leicht bearbeiten, und ist in den Händen eines geschickten Tischlers ein sehr verwendungsfähiger Stoff für verschiedene Zweige der Holzindusturie.

Die ausgedehntesten Waldcomplexe Serbiens mit dem dichtesten Bestande liegen in dem Departement von Rudnik im südlichen Serbien und bedecken die Bergrücken die einerseits längs der Drina bis nach Loznitzo, andererseits nach dem Koloubarafluß hinziehen; auf den Vorbergen herrscht die Eiche, auf dem Kamm des Gebirges die Rothbuche vor; die an den Ufern der Drina wachsenden Eichen, könnten für Zimmerplätze ein sehr gut verwerthbares, gesundes Kernholz abgeben, wenn man dieselben auf der Save und auf der Donau an die Landesgrenzen schaffte. Die Forsten an der Koloubara sind nicht so umfangreich als die von Roudnik, aber die hier wachsende Rotheiche ist ein sehr werthvoller Baum, auch kann man die in diesem Bezirk geschlagenen Stämme, auf der Kaloubara nach Obrenowatz an der Save verflößen.

Die gut bestandenen Waldungen der oberen d. h. der Serbischen Morava sind bisher von der Axt kaum berührt. Nur in Kruschevatz findet sich eine Holzindustrie und zwar hat dort eine österreichische Kunsttischlerei ihre Werkstätten etablirt und bearbeitet dort die Eichenhölzer. An der Bulgarischen Morava, ist die Rothbuche häufiger, wird aber von den Bewohnern nur zu Ortschaftsbauten und für den häuslichen Bedarf benutzt.

Die am meisten für einen systematischen wirthschaftlichen Betrieb sich eignenden Forsten sind die an der unteren Morava, die sich bis nach Krakujevatz hin erstrecken, und einen Eichenbestand von hervorragender Qualität aufweisen. Hier findet man Stämme die nach ihrer Größe und Stärke an den Urwald erinnern. Ein Theil derselben gelangt über Semendria und auf der Donau in den Außenhandel.

Längs der Donauufer dehnen sich in dichten Complexen bis weit in das Innere und parallel mit dem Strom, die Wälder von Dobra, Boulatina und Maidanpek aus; sie reichen bis zu den, dem Rumänischen Ufer gegenüberliegendem Landestheil Serbiens. Man schätzt ihr Areal auf 1800 Quadrat-Kilometer, und ihre Ausdehnung in der Länge auf 80 Kilometer. In diesen Waldungen dominirt die Esche. Die günstige Lage dieser Forsten erheischt um so mehr einen rationellen Wirthschaftsbetrieb, als die gegenüberliegenden Rumänischen Uferlandschaften sehr holzarm sind und namentlich das Brennholz mit guten Preisen bezahlen.

Oberhalb des eisernen Thores kommt, vereinzelt auf höheren Punkten des Ufergeländes herrscht der wilde Kirschbaum, der jetzt zu einer Seltenheit

Digitized by Google

in Serbien geworden, vor. Das Holz desselben ist von den Möbeltischlern sehr geschätzt, weil es sich zu Zierrathen an Luxusmöbeln wegen seines lebhaften Colorites und seiner marmorartig scharf gekanteten Seitenflächen eignet.

Hervorgehoben zu werden verdient auch, daß der Nußbaum in dem Timokthale, in großer Zahl vorhanden ist; mit seinen Früchten und seinem ebenfalls in der Kunsttischlerei gern verwendeten Holz, könnte er wohl bei einer betriebsameren und intelligenteren Bevölkerung, zum Gegenstand einer Industrie gemacht werden. Die Tanne kommt im Königreich nur in einzelnen Gegenden der Departements Oujitza und Kruschevatz vor.

Auf die Bedeutung des Waldes als Weideplatzes, für Rindvieh und Schaafe und als Maststätte für Schweine, ist schon früher hingewiesen worden.

## Bergbau und Hüttenwesen.

Zu den Zeiten der Römerherrschaft im Alterthum war Serbien ein, wegen seines mineralischen Reichthums bekanntes Land. Die Eroberung durch die Türken that indeß der Ausbeutung dieser Schätze des Bodens Eintrag, da die Religion den Muselmännern verbietet in der Erde nach Steinen oder Metallen zu graben. Eine Nutzung und Verwerthung der Mineralien begann daher erst nachdem Prinz Eugen 1718 die Türken zurückgedrängt und das Land von ihrer Herrschaft befreit hatte. Mit dem Jahre 1738 gerieth der Bergbau indeß wieder in Verfall, und so ist es bis zu Anfang der sechziger Jahren dieses Jahrhunderts im Wesentlichen geblieben. Erst in neuester Zeit ist man darauf bedacht gewesen, den Reichthum den die Tiefen des Erdreiches verschließen, mehr zur Geltung zu bringen, und an das Tageslicht zu ziehen.

An der Mineralproduktion Serbiens ist der Umstand charakteristisch, daß Masse und Güte der durch den Bergbau gewonnenen Mineralien geringfügig sind, im Vergleich zu der Mannichfaltigkeit und dem Reichthum der vorhandenen Lager.

Man findet in den gebirgigen Theilen des Landes Fels und Steinschichten die nützlichem Industriebetriebe dienstbar gemacht werden könnten, wie z. B. verschiedene Marmorsorten, gute Mühl- und Pflastersteine, Steine für die Lithographie, Kalksteine zum Häuserbau, Sandsteine zum Straßen- und Brückenbau An den Ufern der Flüsse und Bäche finden sich Vorräthe von Thon zur Ziegelfabrikation, auch Schwefel tritt in einzelnen chemischen Verbindungen zu Tage. Das beliebteste Baumaterial für die Bauten im Gebirge stellt der Kalkstein dar.

Das reichste Bergwerksrevier ist das von Maidanpek an der Donau

Digitized by Google

mit welcher die Schachte und Gruben durch eine treffliche Straße verbunden sind. Der Staat welchem die, namentlich Eisen fördernden Werke gehören, hat dort eine große Schmelze nebst Gießerei angelegt; und betrieb sie für eigene Rechnung bis zu den sechziger Jahren. Dann verpachtete er sie zuerst an eine französische Gesellschaft, dann an ein englisches Consortium, welches aber wegen Mangel an Capitalien, das Pachtverhältniß wieder aufgeben mußte.

Aus den Stollen von Maidanpek wird Kupfer und Eisen gezogen. Zwei Kupferschmelzen und eine Eisengießerei in Verein mit mehreren Hoch- und Kuppelöfen läutern das gewonnene Erz. Die bis 16 Meter hohen Mineralschichten liegen oberhalb der Kupferadern; sie bestehen in braunem Eisenoxydstein von 12—15 Prozent Wasser und 50 Prozent Eisengehalt. Das Kupfer liegt theils in Massen, theils durchzieht es in Adern das Gestein, und zwar unter der Hülle von Schwefelkies, der mehr oder weniger regelmäßig in die hohe Porphyrwände des Gebirges eingebettet ist.

Der Gehalt der Mineralien wechselt sehr; an einzelnen Stollen bergen dieselben 2½ Prozent an anderen 54 Prozent Kupfer. In fast allen bergmännischen Betrieben von Maidanpek kommen Kupferstollen vor, mit einer Mächtigkeit bis zu 14 Meter. Die rationelle Ausbeute derselben könnte von der chemischen Industrie nutzbringend verwerthet werden zur Erzeugung von Schwefelsäure und anderen Schwefelfabrikaten.

In einem der Schachte von Maidanpek ist man auf eine einen Meter starke Ader von Bleiglanz gestoßen und in einem andern hat man eine Quelle kupferhaltigen Wassers aufgefangen die in Becken geleitet in denen Eisenspäne gelagert sind, monatlich ungefähr 400 Kilo Kupferschlick, mit einer Basis von 35 Prozent Kupfer ergiebt. Die Förderung geschieht mittelst horizontaler Stollen, deren Betrieb und deren Unterhaltung sehr geringen Kostenaufwand beanspruchen. Der jährliche Ertrag stellt sich auf 2000 Meter Centner Kupfer, er würde sich aber mit der Zeit noch bedeutend erhöhen. Das Terrain auf dem die Bergwerke von Maidanpek liegen, umfaßt einen Flächengehalt von 24,000 Hectaren. Die Hälfte davon ist mit Wald besetzt. Rechnet man die Hectare zu 480 Mark, so ergiebt dies einen Totalwerth von etwas über 11½ Million Mark.

Wie es heißt hat eine englische Gesellschaft von neuem den bergmännischen Betrieb der Werke von Maidanpek vom Staat gepachtet.

Nächst Maidanpek hat der Berg- und Hüttenbau auch in Koutschaina Kroupagne und Podgoratz Stätten des Abbaues. An erstgenannter Stelle wird Blei, Zink, Silber und Gold gewonnen, und sind zu diesem Zweck daselbst Schmelz- und Hochöfen hergerichtet worden.

Digitized by Google

Aus dem Grubenbezirk von Kroupagne an der Drina wird Blei, Zink und Antimon gefördert. Der Staat betreibt den Abbau selbst und zwar zunächst versuchsweise. In den ersten beiden Jahren des Betriebes sind etwa 12,000 Centner Blei an dieser Stelle gewonnen worden.

Podgoratz hat Kupfer- und Bleiwerke, die 75 Kilometer von der Sava entfernt im Bezirk Valievo liegen. Der Mineralgehalt beziffert sich auf 40—50 Procent Kupfer, doch harren diese Werke noch einer gründlichen Ausbeutung. Nennenswerth ist noch der Gewinn von Mineralien in den Bergwerken von Ralia und Gouberevatz. Nach einer ungefähren Schätzung sollen die Lager von Ralia einen Umfang von etwa 200,000 Quadratmeter haben, was nach dem specifischen Gewicht der in denselben enthaltenen Mineralien berechnet, eine Masse von 900,000 Tonnen ergeben würde. Die Gouberevatzer Gruben schätzt man auf 1,800,000 Quadratmeter Areal mit 8 Millionen Tonnen Extraction. Beide zuletzt genannte Distrikte sind nur 4 Kilometer von der Bahn entfernt, die von Belgrad nach Nisch führt.

Der Reichthum Serbiens an Kohlen ist zwar sehr groß, doch nicht hinlänglich ausgebeutet. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um Braunkohle resp. Glanzkohle (Anthracit), Steinkohle kommt nur an einer Stelle vor. Solcher Braunkohlenbezirke giebt es elf. Zehn derselben seien hier aufgeführt. Es sind die Gruben von

Tschoupria 15 Stunden von der Donau,
Paratchine im Moravathal,
Badniska 3 Stunden von der Donau,
Pojarevatz, Krivache, Michalonatz (bei Koutchaino) 2 Stunden von der Donau,
Dolni-Milanowatz, Sikolie 6 Stunden von der Donau,
Dobra-Zadjevatz.

Sie liegen alle mit Ausnahme von Dobra unterhalb der Donaucataracte und stehen daher in ununterbrochener Verbindung mit der unteren Donau und dem Schwarzen Meer, d. h. mit Gegenden wo es sehr an Holz und Brennkohle fehlt.

Das vorstehend an erster Stelle genannte Braunkohlenlager von 8000 Hektaren Flächengehalt liegt südöstlich der Stadt Tschoupria, dem Hauptort des gleichnamigen Departements an der Morava das von der Belgrad-Nischer Bahn durchzogen wird. Dasselbe wird nach den bezüglichen Explorationen denen es unterworfen worden, auf 27 Millionen Meter Centner Kohlen angenommen, so daß es bei einem jährlichen Verbrauch von 54 Millionen Kilo, für 500 Jahr Vorrath bieten würde.

Das Kohlenbecken von Dobra zwischen Goloubatz und Milanowatz,

Digitized by Google

ist ein Ausläufer des Banatbeckens, welches sich unter der Donau hinzieht. Es ist nicht ganz mit Sicherheit zu ermitteln ob dasselbe Steinkohle oder Braunkohle fördert. Es zählt zwei starke und gut zugängliche Schichten Kohle, eine obere von 1,50 Meter, die untere von 0,65 bis 1,15 M. Stärke. Beide sind bis jetzt noch wenig bearbeitet. Die Kohle ist halbfett; ihr Gewicht schwankt zwischen 75 und 76 Kilo per Hektoliter und eignet sich vorzüglich zur Feuerung in Werkstätten und Schmieden.

Man ist wie es scheint noch nicht ganz genau im Klaren über Ausdehnung und Gehalt der Kohlengruben von Dobra und hat über ihre Ergiebigkeit und Zugänglichkeit noch keine recht bestimmte Meinung. Die günstige Lage nahe der Hauptstadt, sowie der anderen Städte, scheint geeignet die Aufmerksamkeit von leistungsfähigen Unternehmern, und kapitalkräftigen Gesellschaften auf diese Werke hinzulenken; die schlechten Erfahrungen die der Staat früher mit ihrer Verpachtung gemacht, indem er sie an zahlungsunfähige Consortien pachtweise überließ, werden die Bedingungen die bei künftigen derartigen Verträgen als maßgebend gelten dürften, wohl auf ein höheres Niveau der Anforderungen heraufschrauben.

Wirklich ächte Steinkohle und zwar in einer Qualität die sie fast der englischen Kohle gleichstellt, besitzt Serbien im Timokthale bei Tchouka. Das Areal dieser Gruben umfaßt eine Fläche von $2^1/_2$ Quadratmeilen. Das Lager reicht bis auf 46 Kilometer Abstand von der Donau und der bulgarischen Grenze bei Widdin. Bis jetzt wird es ausschließlich mittelst Horizontalgallerien exploitirt, und enthält die hier gefundene Kohle 92% Cooks. — Dieser Kohle bieten sich auch leichte und bequeme Absatzwege mittelst der rumänischen, bulgarischen, türkischen, russischen, griechischen und österreichischen Dampfer, welche die untere Donau befahren, ebenso mittelst der rumänischen Eisenbahnen, die bei dem Kohlenmangel der Gegend, ihre Dampfkessel und Werkstätten noch mit Holz heizen. Es vermag diese Kohle mit der Zeit die englische Kohle aus dem Felde zu schlagen; es gehören dazu allerdings gute Ernten die dem Verfrachter die Möglichkeit gewähren, für die Rückfracht mit Bestimmtheit auf Getreideladungen zählen zu können. Dann würde sich der Preis der serbischen Kohle auf 16—18 M. die Tonne ab Widdin stellen, während die englische mit 28 bis 32 M. bezahlt wird. Bei der Exploration hat man einen 120 Meter langen Stollen aufgefunden und in demselben Lager von 1 Meter bis $3^1/_2$ Meter Mächtigkeit. Zum rationellen Betriebe dieser Bodenschätze gehört eine schmalspurige Localbahn zur Donau, welche die Kohlen an Bord der Dampfer führte. Es ist bis vor Kurzem ein eifriger Bewerb seitens verschiedener Unternehmer um die Concession zum Betrieb dieser Gruben im Zuge gewesen.

Digitized by Google

Serbien ist auch im Besitz von Steinbrüchen, von denen aber nur ein geringer Theil in Bearbeitung genommen ist. Sie liefern Sandstein und Kalkstein, der zu Pflasterungen bei dem Wegebau und zu Brückenbauten ein brauchbares, gutes Material abgiebt. Besonders reichhaltig zeigt sich Sandstein bei Toptchidere unmittelbar in der Nachbarschaft von Belgrad, und bei Krakujevatz, auch in dem Bezirke von Kraina, Yagodina, Tschoupria und Alexinatz längs der Eisenbahn kommt Sandstein in bester Qualität vor.

Die Umgegend von Krakujewatz birgt auch tonhaltigen Kalkstein, der zur Fabrikation von Cement verwendet wird. Der letztere ist von blaugrauer Farbe; dieselbe rührt von einer im Ton ruhenden Eisenoxydader her, welche dem Cement erhöhte Bindekraft giebt.

Der dort hergestellte Cement wird an Ort und Stelle mit 2 Mark 40 Pfg. bis 5 Mark der Kubikmeter bezahlt und gewährt ein gutes und besonders dauerhaftes Baumaterial.

Der Transport desselben ist dadurch erleichtert, daß er auf einer gut unterhaltenen Chaussee, die Krakujevatz mit Yagodin verbindet, bewerkstelligt werden kann.



Digitized by Google

# Johann Gustav Droysen.

Nicht ohne harte Entbehrungen und Anstrengungen hatte Johann Christoph Droysen, der Sohn eines Schuhmachers zu Treptow an der Rega, erreicht, in den Jahren 1792—1794 dem Studium der Theologie in Halle obliegen zu können. Danach Hauslehrer der Söhne des Herrn von Platen auf Gurtitz erhielt er auf Verwendung des Professor Koepke im Jahre 1803 die Stelle des Feldpredigers bei dem in seiner Vaterstadt garnisonirenden Regiment Baillodz Küraſſiere. Das Tractament betrug 204 Thlr., die Nebencompetenzen, das Honorar für den Unterricht der Junker eingerechnet, wurden auf zwei- bis dreihundert Thaler veranschlagt. Dem Chef des Regiments, dem Generalmajor von Baillodz, „seinem Wohlthäter, dem Gründer seines Glückes, dem Gott lohnen wolle, was er an ihm und den Seinigen gethan", ist sein Feldprediger alle Zeit in treuer Dankbarkeit ergeben geblieben.

Im Herbst des Jahres 1804 führte Christoph Droysen die Tochter des Eisenkrämers Kasten heim. Entrissen ihn die Ereignisse des nächsten Jahres, der Ausmarsch seines Regiments auf fünf, sechs Monate dem neugegründeten Herde, die Katastrophe Preußens im Herbste 1806 drohte, denselben zu zertrümmern. Droysen war mit dem Depot des Regiments, 120 Pferde, in Treptow zurückgeblieben, bei der Annäherung des Feindes wurde das Depot in die Festung Kolberg gezogen. Kolberg hielt sich, aber das Regiment wurde mit dem Frieden aufgelöst. „Warum wollte ich klagen", schreibt Droysen, „da Hunderttausende mit mir von demselben Loose getroffen sind!" Er war bereit, jede Entbehrung zu tragen. Seine Frau war mit ihm entschlossen, auf Aufwartung zu verzichten, den Haushalt selbst zu besorgen. „Das Holz- und Wassertragen wollte ich übernehmen; eine Schule dachte ich in Treptow zu errichten, durch diesen und anderen Unterricht den Unterhalt zu erwerben", heißt es in seinen Tagebuchaufzeichnungen. Aus der Schule Niemeyers und Ribbecks, war Droysen ein Theolog entschieden rationalistischer Richtung; nicht dogmatisch gefaßt aber kräftig und lebendig tritt seine Frömmigkeit in allen

Digitized by Google

Lagen hervor. Religion und Tugend fallen ihm zusammen; ein tüchtiger und edler Mann zu sein, durch Beispiel und Lehre zur Tugend zu erziehen, zu helfen und zu nützen in thätigem Wirken und thätiger Liebe, das erstrebt er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, unabläßiger Pflichttreue, in innigstem Verkehr mit seinem Gott, in nie wankendem Vertrauen auf dessen Vorsehung und Führung, in beständigem, täglichem Gebet. Sein Haus, die treue Liebe seiner Frau, die Kinder, die sie ihm gab, waren die Summe seines Glückes; wenig bekümmert um Hab und Gut, fleht er um Erhaltung von Weib und Kind, um Kraft zur Erfüllung seiner Pflichten.

Seine Lage gestaltete sich günstiger, als er fürchten mußte. Das baare Tractament wurde ihm weiter gezahlt. Die preußischen Truppen, welche von Königsberg nach Rügen übergeführt worden waren, um von hier aus unter dem Commando des General Blücher im Rücken der französischen Armee zu operiren und Kolberg zu entsetzen — beim Vorgehen war ihnen zu Anklam die Kunde vom Abschluß des Friedens gekommen —, wurden in Cantonnements zwischen der Divenow und der Persante verlegt und mit den Vertheidigern Kolbergs vereinigt. Blücher nahm sein Hauptquartier zu Treptow. Dem Feldprediger Droysen fielen die Funktionen des Garnisonpredigers zu. Seine Kanzelreden und seine Wirksamkeit fanden bei dem General und seinem Stabe Würdigung. Blücher richtete die Bitte an den König, dem „Droyse" Anwartschaft auf die zur Erledigung stehende Superintendentur in Pasewalk zu verleihen: „ich habe — so sagt er dem Könige — den Droyse von einer sehr vortheilhaften Seite kennen gelernt und nicht allein ich, auch alle seine früheren Vorgesetzten sind ihm das Zeugniß eines vortrefflichen, moralisch guten Menschen, eines vorzüglichen Kanzelredners und ausgezeichnet verdienten, sehr fleißigen Schullehrers schuldig, weshalb ich es wage, meine Bitte mit der seinigen zu vereinigen, deren Erfüllung ich mich von Euer Königl. Majestät um so gewisser schmeicheln zu dürfen glaube, als der Droyse die Stimmung der Bürgerschaft zu Pasewalk schon für sich hat, in seiner gegenwärtigen sehr bedürftigen Lage und einer zahlreichen Familie den dringendsten Nahrungssorgen ausgesetzt ist, und Eure Königl. Majestät die Feldprediger der aufgelösten Regimenter bei Wiederbesetzung erledigter Pfarrstellen vorzugsweise zu berücksichtigen allergnädigst beschlossen haben."

Vierzehn Tage bevor Blücher diese Worte an den König gerichtet, am 6. Juli 1808, war dem Feldprediger zu seinen beiden Töchtern ein Sohn, Johann Gustav, geboren worden.

Blüchers Bitte ging nicht in Erfüllung. Der Druck der Nahrungs-



Digitized by Google

sorgen, der auf Droysen lag milderte sich jedoch dadurch, daß die Officiere des Stabes und der Garnison, deren Familien hierher übersiedelten, ihre Söhne dem Feldprediger zum Unterricht oder in Pension gaben, dem nun zugleich die Prüfung der Fähndriche kommissarisch übertragen wurde. Freilich wurde die Arbeitslast dadurch so groß, daß er zweifelte, ob seine Kräfte ihr auch nur zwei Jahre hindurch gewachsen bleiben würden.

Es war die Zeit, da die Erhebung der Spanier Hoffnungen erweckte, da Stein die Erhebung Preußens an der Seite Oesterreichs vorbereitete, die Tage in denen zu Königsberg der Tugendbund gestiftet und in dem gesammten Umfange des noch von der großen Armee Napoleons besetzten Rumpfes Preußens organisirt wurde. Den Zweigverein für Treptow gründete Rittmeister Eisenhart, Droysen befand sich unter den Mitgliedern, für die Zeit seiner Abwesenheit übertrug ihm der Gründer die Correspondenz mit Königsberg, die dahin an den geheimen Kriegsrath Ribbentrop zu richten sei. Dieser Uebertragung folgte (18. August 1808) mittelst einer von Grolman, Velhagen und Krug gezeichneten Zuschrift das Kommissorium für den Treptower Zweigverein Seitens des Stammvereins zu Königsberg. Droysen lehnte dankbar ab. Sich mittelst Reverses zu verpflichten, widerstrebte ihm wie die Censur, die über die Mitglieder ausgeübt werden sollte, „da doch von vorn herein nur zuverlässige Männer aufgenommen werden dürften"; einem Geistlichen zieme geheime Wirksamkeit nicht, welche seiner öffentlichen nur Eintrag thun könne; beim vollsten Einverständniß mit den Grundsätzen und den Zwecken des Vereins könne er somit das Kommissorium nicht übernehmen.

Jene Ueberlastung mit Geschäften bewog Droysen, seine gedeihliche Wirksamkeit in Treptow aufzugeben, um im Herbste des Jahres 1812 die Stelle des Diakonus, d. h. des zweiten Predigers in Greiffenhagen zu übernehmen. Die größere Muße, welche er hier erwartete, sollte er nicht finden. Mit dem Frühling kam der Befreiungskampf: Greiffenhagen, zwei Meilen von Stettin und Damm, die in den Händen der französischen Besatzung waren, befand sich in ausgesetztester Lage, fast täglich von Ausfällen bedroht. Eifrig war Droysen bemüht, für Verpflegung der preußischen Truppen, welche, zuerst unter General Tauenzien, Stettin umschlossen hielten, durch freiwillige Gaben zu sorgen. Im Predigerhause wurden die von allen Seiten her gespendeten Vorräthe gesammelt, Woche auf Woche für 600 bis 1000 Mann täglich in der Pfarrküche gekocht. Wenige werden mit so gespanntem Blicke, so bewegtem Gemüthe aber auch mit so festem Gottvertrauen, daß die gute Sache endlich siegen müsse, dem Gange des Krieges gefolgt sein wie der Diakonus von Greiffenhagen:

Digitized by Google

„Die Landwehr und der Landsturm", schreibt er nach Lützen und Bautzen, „müssen Alles wieder gut machen, unser Volk wird Napoleon so wenig besiegen wie er Spanien, Tirol und Rußland bezwungen hat; wer Alles zu verlieren bereit ist, ist unüberwindlich."

In diesem Sinne hatte er am 13. April zu den Landwehrleuten des Kreises bei deren Vereidigung gesprochen, in diesem Sinne sprach er am 2. Juni zum Landsturm des Kreises, zu dessen Prediger er ernannt war. Die Kunde vom Abschluß des Waffenstillstandes erfüllte ihn mit Schrecken: man giebt Napoleon Zeit, seine Armee herzustellen und zu verstärken, die Friedensverhandlungen zu Prag werden den Fürsten die Kronen, den Völkern ihre Freiheit kosten! Wie gern ließ er sich dann durch die Ereignisse, die dem Stillstande folgten, widerlegen; wie jauchzte sein Herz bei der Kunde von Großbeeren, der Katzbach, Kulm und Dennewitz, von Leipzig. Endlich darf er am 11. April 1814 aufzeichnen: „Heute Abends 8 Uhr kam die Nachricht: unsere Truppen sind in Paris. Das war der herrlichste Beschluß des Osterfestes. Gustav sprang an meiner Hand unter dem Kanonendonner vor Freude. Er wird den heutigen Abend nie vergessen!"

In den schwersten und bedrängtesten Lagen waren dem wackeren Prediger sein Weib, seine Kinder unversiegliche Quellen des Trostes und der Freude gewesen. Seines Gustavs Lebendigkeit, Fröhlichkeit und Muthwillen, seine Unterwürfigkeit und Fügsamkeit aufs Wort, seine besorgte und eifrige Bereitwilligkeit, wieder gut zu machen, wenn er einen Tadel erfahren, lobt der Vater schon in den ersten Lebensjahren des Knaben. Es erfreut ihn, wie eifrig er im Spiel ist, wie er auf die Wache läuft, sich die Gewehre zeigen läßt, zu Haus dann die Griffe nachmacht, wie er das Bildwerk im Hause ansieht und kennen lernt, wie rasch seine Fortschritte in der Schule sind. „Er ist unsere Freude vom Morgen bis zum Abend; feurig und zugleich mild, ein vielversprechendes Kind körperlich und geistig. Er strebt nach Klarheit, hat Wißbegier für Alles, und da er auch ein gutes Gedächtniß hat, wird er viel lernen können. An Ausdauer, Beharrlichkeit, Ordnungsliebe fehlt es ihm nicht, er deklamirt mit gutem Ausdruck und überrascht uns durch Geistesfunken. Er ist keinen Augenblick müßig, er spielt entweder oder ist ernsthaft beschäftigt." Von dem siebenjährigen Knaben erzählt der Vater, daß er Heißhunger nach Geschichte und Geographie habe, daß er ihn gefragt, ob es auch Hügel und Berge in Mesopotamien gebe oder nur fruchtbare Ebenen, daß er sich Bücher und Atlas vor sein Bett lege um gleich Morgens beim Erwachen wieder lesen zu können.

Im Sommer des Jahres 1814 trat Droysen in seiner Vaterstadt

Digitized by Google

die Stelle des ersten Predigers und Superintendenten an, zu der er im Frühling dieses Jahres, nachdem er das Colloquium für die Superintendentur in Stettin bestanden hatte, berufen war. Freudig kehrte er zu der alten Stätte seiner Wirksamkeit zurück; „mein Herz war froh und voller Zuversicht." Aber die Einkünfte zeigten sich geringer als er erwartet hatte, und neben ausgedehnter geistlicher Thätigkeit nahmen ihn die Kirchenvisitationen seiner Diöcese, die Prüfung der Kirchenrechnungen in Anspruch, der unbefriedigende Zustand der Mehrzahl der Schulen machte ihm Sorge und Mühe. Seine Gesundheit wankte, ein Bluthusten stellte sich ein; er fuhr fort zu predigen und fand dann, daß er sich an den Sonntagen wenn er gepredigt, Communion gehalten, getauft und copulirt, dennoch immer am besten befinde. Die Regierung zu Köslin beantragte seine Ernennung zum Konsistorialrath bei ihrer Abtheilung für Kirchen und Schulen. Er konnte sich nicht entschließen, das Amt anzunehmen, obwohl ihm dasselbe eine bei weitem mäßigere und seine Lungen viel weniger anstrengende Aufgabe in Aussicht stellte: „Wir haben hier so viele Liebe und Freundschaft."

Und doch war ihm der Gedanke, daß er früh abgerufen werden könne, längst nicht mehr fremd und kehrte jetzt mit der Steigerung seiner Krankheit häufig genug wieder: wer würde sich dann der Seinigen annehmen? Aber immer wieder getröstete er sich seines Glaubens, daß Gott es wohl mit ihnen machen werde. Am 9. April 1816 wurde ihm noch eine Tochter geboren, am 30. April erlag er seinen Leiden.

Nur bis in sein achtes Jahr war Johann Gustav unter der Führung seines trefflichen Vaters. Aber der fromme Sinn desselben, seine gewissenhafte Berufserfüllung, seine patriotische Hingebung, die Bereitschaft, Enttäuschung, Entbehrung und Verluste nach Gottes Willen zu tragen, die treue und herzliche Liebe zwischen Eltern und Kindern waren die Luft dieses ächt protestantischen Pfarrhauses und ließen dessen Charakter dauern, auch als das Haupt ihm entrissen war.

In allen Lagen und Leiden war die Mutter die umsichtige und treue Gefährtin des Mannes gewesen. Je ungünstiger die äußeren Bedingungen waren, unter denen sie das Erziehungswerk des Mannes fortsetzen mußte, um so geeigneter war sie dafür durch feste Haltung und die Kinder haben ihr wohl mit um so treuerem Bemühen ihre Aufgabe erleichtert, als sie des Vaters Sinn in ihr achteten, als ihnen nicht entging, wie hart sie mit Sorgen zu ringen hatte. So ist der Geist des Vaterhauses in Johann Gustav mächtig geworden.

Die Wittwe sah sich mit ihren fünf Kindern (zwei Töchter waren früh gestorben) auf das Gnadenjahr, die Fortbenutzung einer Wohnung

Digitized by Google

im Predigerhause, auf die geringe Hinterlassenschaft ihres Mannes, Mobiliar und Baarschaft im Werthe von 1200 Thalern, und das von ihr eingebrachte Vermögen von gleicher Höhe angewiesen. Sie stickte, nähte und flocht Fußdecken aus Tuchborten, und die Anhänglichkeit der Gemeinde an ihren verstorbenen Prediger trug allerlei Zuwendungen von Lebensmitteln an Brod und Fleisch, Butter und Eiern ein. Als die Weihnacht kam und die Mutter den Kindern nur den Baum anzuzünden vermochte, sagte Gustav seinen Geschwistern in kindlich männlicher Gutherzigkeit: „wir wollen uns freuen so viel wir nur können, blos um den Weihnachtsbaum, damit Mutter nicht traurig wird." Seit dem 2. Oktober 1815 — er hatte den Tag kaum erwarten können — besuchte er die große Stadtschule, die der Kantor Lorenz leitete. Je unverkennbarer seine raschen Fortschritte seinen Beruf zu den Studien mit jedem weiteren Jahre hervortreten ließen, um so unbedingter schien die Lage der Familie jeden Gedanken daran auszuschließen. Der Hofrath Abraham Droysen zu Greifswald hatte mittelst Legates an die Universität Greifswald vom 26. Februar 1756 den Betrag von 3000 Thalern zu dem Behufe gestiftet, daß von den 150 Thalern Zinsen dieses Kapitals je 50 Thaler an zwei Studirende dieser Universität von seiner und seiner Frau Verwandtschaft und Namen, die übrigen 50 Thaler an zwei Wittwen aus seiner und seiner Frau Verwandtschaft jährlich gezahlt werden sollten. Die Superintendentin Droysen bat um die Gewährung des Wittwenstipendiums, dessen Bewilligung dann auch wohl das Stipendium für einen studirenden Sohn zur Folge gehabt haben würde; der Bürgerworthalter Droysen zu Greifswald unterstützte das Gesuch sehr lebhaft. Der Rector und das Concilium academicum bemerkten, daß der Vater des verstorbenen Superintendenten und ebenso der Superintendent selbst früherhin Droyse genannt worden seien und hielten, obwohl der wechselnde Gebrauch beider Formen vielfach nachgewiesen wurde, hieran fest. Der Beweis, daß der Verstorbene zur Familie des Stifters gehört habe, konnte nicht ausreichend erbracht werden. So ging auch diese Aussicht und mit ihr, wie es schien, jede Hoffnung verloren, Gustav die akademische Laufbahn öffnen zu können.

Da kam unerwartet Hülfe von anderer Seite her. Einer der Studiengenossen des Vaters in Halle hatte im Frühjahr 1814 den Gedanken gefaßt, eine Zusammenkunft der Pommern, die in den Jahren von 1792 bis 1796 in Halle studirt hatten, zu veranstalten. Darüber befragt hatte der Vater Droysen dahin votirt, daß solche Zusammenkunft einen Zweck und zwar einen patriotischen Zweck haben müsse, etwa den der Stiftung einer Unterstützungskasse für bedürftige Wittwen und Waisen im Felde gefallener Krieger. Seine Frau meinte, die Studiengenossen sollten lieber zunächst

Digitized by Google

eine Stiftung für ihre eigenen Hinterlassenen gründen, die mittellos zurückblieben; der Superintendent fand dann selbst diesen Gedanken, „der auf die Vormundschaft, Förderung und Leitung der Kinder ausgedehnt werden könne", glücklich. Die Zusammenkunft war damals nicht zu Stande gekommen; erst im Jahre 1820 gelang es dem Amtsrath Krause auf Kolbatz, die alten Genossen zu vereinigen. Als nun beim Mahle auch des Heimgegangenen gedacht wurde, der heute dem Kreise der alten Freunde fehlte, rief der Stadtgerichtsdirektor Misch von Treptow den zwölfjährigen Gustav, den er ohne Wissen der Andern mit zur Stelle gebracht hatte, und hob ihn mit den Worten auf den Tisch: hier sei das Vermächtniß, das der geschiedene Freund hinterlassen, für welches zu sorgen nun ihnen zugefallen sei. Auf der Stelle beschlossen die Versammelten 300 Thaler zusammenzuschießen, die dem Sohne des Freundes den Weg zu den Studien öffnen und erleichtern sollten.

So geschah es, daß Gustav im Oktober 1820 dem Gymnasium zu Stettin übergeben werden konnte. Es lebten hier Freunde des Vaters, die ihm in ihren Wohnungen Unterkunft, andere die ihm freien Tisch zu gewähren bereit waren; den weiteren Unterhalt sollte er sich, sobald er etwas weiter vorgeschritten, selbst durch Unterricht an jüngere Schüler verdienen. Mit jenen 300 Thalern sollte Haus gehalten werden, sie sollten zumeist für die Studentenjahre reservirt werden. Er fand zuerst im Hause von Winterfeldt, danach im Hause des Hoffiscal Krause Aufnahme. Kaum vierzehnjährig mußte er beginnen gegen kümmerlichen Entgelt Unterricht zu geben; dabei war die körperliche Pflege äußerst beschränkt — das Schmalz, das ihm die Mutter von Zeit zu Zeit für sein Brod zuschickte, mußte zur Ernährung der Studirlampe verwendet werden. Am schwersten fiel ihm die Zersplitterung seiner Zeit durch das „ewige Schulmeistern". Die Sommer-Ferien waren goldene Tage für ihn, sie sahen ihn stets im Mutterhause. Mit dem Marktboote fuhr er über den Dammschen See nach Gollnow und wanderte von da die sieben Meilen durch den dichten Wald nach Treptow. Trotz seiner störenden Nebenpflichten kam er vorwärts; noch nicht sechszehn Jahr alt saß er in Prima und brachte es hier bald zum primus omnium.

Dann kam die Prüfung zur Universität. Sie endigte mit der bittersten Enttäuschung, mit dem herbsten Schmerz für Johann Gustav Droysen. Wie hätte der primus omnium nicht sicher darauf zählen sollen, mit dem Zeugniß unbedingter Reife entlassen zu werden, das ihm zudem für Ermöglichung und Erleichterung seines akademischen Studiums nöthiger war als jedem anderen; — seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß freundlichster Gefälligkeit gegen seine Mitschüler, musterhafter Ordnungs-

Digitized by Google

liebe und Bescheidenheit gegen die Vorgesetzten, lebendigster Aufmerksamkeit, angestrengtesten und glücklichsten häuslichen Fleißes; seine Kenntnisse in den alten Sprachen, in der Mathematik, im Französischen und im deutschen Stil seien so befriedigend, „daß ihm das Zeugniß unbedingter Reife würde haben ertheilt werden können, wenn es ihm gelungen wäre, in der Geschichte und im Hebräischen das vorgeschriebene Maß vollständig zu erfüllen.“ „Bei seinem ernsten wissenschaftlichen Streben läßt sich indeß mit Zuverlässigkeit hoffen, daß er auch in diesen Fächern mehr als das Gewöhnliche zu leisten wissen werde“; Stettin am 10. März 1826.

Mühe und Fleiß schienen vergebens aufgewendet, die Großmuth der Freunde seines Vaters übel belohnt, alle Hoffnungen geknickt und versunken. In wilder Verzweiflung stürzte der Abiturient hinab an die Oder. Aber Sinn und Art seines Vaterhauses hatten feste Wurzeln in seinem Herzen. Krampfhaft biß er sich auf die Lippen. Der Sieg war errungen. „Und dennoch“ war das Wort, an dem er sich wieder aufrichtete. War ihm der frohe Einzug in die Pforten der Akademie verbittert, der Weg erschwert, er wollte seinen Lehrern zeigen, daß sie ihn unterschätzt, den Freunden seines Vaters, daß sie sich nicht in ihm geirrt. Er ging nach Berlin, wo das Haus des Freundes seines Vaters, des nunmehrigen Direktors des grauen Klosters, Köpke, einige Anlehnung in Aussicht stellte. Als Studiosus der Philosophie und Philologie ließ er sich einschreiben, das Honorar für die Vorlesungen wurde ihm fast durchweg gestundet. In raschestem Laufe wollte er, mußte er die Zeit des akademischen Studiums durchmessen, schleunigst in den Stand kommen, seinen Unterhalt sich selbst zu schaffen, für Mutter und Geschwister zu sorgen.

Von innen wie von außen getrieben, durchstürmte er die geöffneten Bahnen, die weiten Gebiete, die sich kaum empfänglicheren Blicken aufgethan haben. Er hörte Lange's Erklärung des Homer und Aeschylos, Lachmann und Bernhardi, Heinrich Ritters Geschichte der Philosophie, Hotho's Aesthetik, Stuhrs Mythologie und Philosophie der Geschichte, Carl Ritters Ethnographie und Geographie, Wilkens' Mittelalter, Eduard Gans' neueste Geschichte, englisches Recht und Staatsrecht, endlich Sanskrit bei Bopp; in jedem Semester aber besuchte er die Vorlesungen Böckhs und Hegels. Nach dreijährigem Studium legte er das Oberlehrerexamen ab, noch im Jahre 1829 trat er als Lehrer am grauen Kloster ein.

Die Tendenzen, welche damals die Wissenschaft, welche die Universität Berlin, in jenen Tagen deren hervorragendste Stätte in Deutschland, beherrschten, zielten auf lebendiges Verständniß des klassischen Geistes, auf Erwerbung seiner Hinterlassenschaft zu eigenem Besitz, auf die Er-

Digitized by Google

kenntniß des Erbes unserer Vorfahren, unseres eignen ursprünglichen Genius in Sage, und Poesie, daneben auf zusammenfassende Betrachtung des Weltganzen, auf eine construktive Philosophie, die zu den letzten Gründen vordringend, was Natur und Geschichte boten, aus diesen abzuleiten unternahm. Zugleich mit dieser wissenschaftlichen Gährung und productiven Regeneration war aus langem Winterschlafe, nach dem harten Drucke der Fremdherrschaft die deutsche Kunst in Bild, in Plastik und Architektur wieder erwacht, und den großen Werken unserer klassischen Literatur schien eine sinnige Nachblüthe, vielleicht eine neue Blüthe im Liede, in den freieren Formen der romantischen Poesie beschieden zu sein. Mitten in diese Fülle der Gesichte gestellt, von lebendigster Empfänglichkeit, von beweglichster Reflexion, offensten Auges für Anmuth und Schönheit der Bildkunst, von poetischer Anlage und Begabung — wie hätte der junge Student sich nicht allseitig angeregt und ergriffen fühlen sollen? Wie hätte er sich dem Glauben entziehen mögen, der die Luft der Hörsäle erfüllte, daß das Band zu erfassen sei, „das die Welt im Innersten zusammenhält"! Aber er war doch zu originalen, zu wenig formalistischen Geistes, um sich den Dogmen der herrschenden Philosophie einfach zu ergeben, die klare und mächtige Lebensfülle, die aus den Schöpfungen des hellenischen Geistes sprach, behauptete den ersten Platz. Droysens Sinn für Eigenart und Charakter, seine gesammte Anlage mußte ihn zu lebendigem Ergreifen der Vergangenheit, zum Eindringen in deren Zusammenhang, zur Vergegenwärtigung der Ueberlieferung d. h. zur Erforschung und Darstellung, nicht zur Construktion der Geschichte führen. Die Dichtung der Hellenen ergriff ihn noch früher als ihre Geschichte und hielt ihn zunächst fest. Die mächtige aber schwere und dunkele Poesie des Aeschylos fesselte ihn gleich in seinem ersten Semester. Bereits in den ersten Herbstferien seiner Studentenzeit wie während der folgenden arbeitete er — der ersehnteste Gast im Mutterhause — an der Enträthselung des Aeschylos. In der Erinnerung seiner jüngeren Geschwister lebt, wie er hier Morgens nach dem frugalsten Frühstück seine Pfeife gestopft und mit den Worten „Heissa, nun gehts an die Arbeit", sich in der Mitte des kleinen Zimmers, an dessen einem Fenster die Mutter spann, während am anderen die Schwestern nähten und stickten, an den Tisch gesetzt und den Aeschylos vorgenommen hat. Fand er, daß ihm eine Stelle gelungen, so wurde sie wohl vorgelesen. Sehr bald nach Vollendung seiner Studien wagte er, kühn genug, mit einer Uebersetzung hervorzutreten. Er hätte sie nicht so früh drucken lassen, wenn er des Honorars nicht bedurft, vornehmlich um die Kosten der Doktor-Promotion zu decken. Das Erstlingswerk widmete er dankbar „den Freunden seines Vaters".

Digitized by Google

Es war der Verſuch einer Nachbildung, eine Nachdichtung mehr als eine Ueberſetzung. Intenſives Eindringen in den Sinn des Originals, Gefühl und Takt für die Abſichten des Dichters, verſtändnißvolle Aneignung, poetiſche Geſtaltungskraft werden dieſem erſten Wurfe Droyſen's gewiß nicht abgeſprochen werden können. Zudem zeugt der Erfolg für den glücklichen Zug, der dieſe Uebertragung beherrſchte; ſie hat ihren Platz behauptet. Auch für das erſte Thema hiſtoriſcher Darſtellung hat ſich Droyſen nicht entſchieden, ohne deſſen poetiſche Anziehungskraft zu empfinden. Es war Hegel's große Conception, die klaſſiſchen und romantiſchen Epochen, die Zeiten unbewußten Schaffens und die Perioden der wachen Reflexion zuſammenzufaſſen, aus den Abwandelungen zunächſt dieſer Momente den Begriff des hiſtoriſchen Proceſſes abzuleiten: das größte und bedeutendſte Ergebniß ſeiner Philoſophie. Zugleich hatte er dann gelehrt, daß gewiſſe Kulturmomente, neu durchbrechende Phaſen der Entwickelung ſich in großen Individuen concentriren, von ſolchen vertreten, in's Leben gerufen werden. Droyſen's ebenſo ſehr auf zuſammenfaſſende Anſchauung des idealen Gehaltes der Vergangenheit wie auf Verſtändniß individueller Charaktere gerichtete Anlage ſetzte ihn in den Stand, jene Lehren zu verwerthen, ſo fern auch, wie erwähnt, ſeiner lebensvollen Anſchauungsweiſe die aprioriſtiſche Conſtruction der Geſchichte war und blieb. Bei ſeinem Zuge zu den Geſchicken und Thaten der Hellenen konnte er am wenigſten die gewaltige Strömung verkennen, welche mit dem Ableben der griechiſchen Freiheit, mit der Concentration der helleniſchen Kräfte in der makedoniſchen Macht, mit der Ueberwältigung des Orients durch helleniſches Weſen eintrat. Und die neue Cultur, die dieſe Wendung hervorrief, die aus der Verſchmelzung der helleniſchen und der morgenländiſchen Art erwuchs, dieſer weltgeſchichtliche Fortſchritt wurde von Einem Manne wenn nicht vollbracht, doch herbeigeführt, der jugendlich heranſtürmend, mit gewitterſchwerer Frühlingsgewalt die Hellenen zu Herren des Orients machte. Auf dieſer nach den kühnſten und größten Thaten früh hinweggerafften Heldengeſtalt lag der Zauber der Poeſie. Er ſtand am Schluſſe einer früheren, am Anfang einer neuen Welt. Dazu floß die Ueberlieferung für Alexanders Thaten nicht ganz ſpärlich; ſie mußte ausreichende Grundlagen für die hiſtoriſche Darſtellung bieten. So machte ſich Droyſen, den die Arbeiten für das Oberlehrerexamen und die Doctordiſſertation in dieſe Zeiten geführt hatten, daran, die Geſchichte Alexanders von Makedonien zu ſchreiben.

Wie raſch es ihm gelang, ſich des geſammten Umfangs der Quellen zu bemächtigen, deren Gehalt zur Darſtellung zu geſtalten — leicht hat er ſich ſeine Aufgabe nicht gemacht. Zunächſt eroberte er für deren Löſung ein neues Gebiet: Engliſche Reiſende hatten eben die Induslande und das

Digitized by Google

Pendſchab erforſcht, die Gebiete Oſtirans betreten, das Euphratland durchzogen; Droyſen verſicherte ſich emſig dieſer neuen Kunde, Aufſchluß über die Züge Alexanders in jenen Gebieten zu gewinnen, was ihm für weſentliche Punkte gelang.

Der eigentlich kritiſchen Schule gehörte Droyſen weder durch ſeine Anlage noch durch den Gang ſeiner Studien an; von Niebuhr weſentlich dahin beeinflußt, nach lebendiger Anſchauung der Bedingungen und des Organismus des Staatslebens zu trachten, war er zwar der Kritik der Quellen nicht aus dem Wege gegangen, den vorwiegenden Accent hatte er auf die Thatſachen und deren Verſtändniß gelegt. So kam es, daß Droyſen's hiſtoriſches Erſtlingswerk nicht ohne Anfechtung blieb. Nicht nur Philologen ſtrengſter Obſervanz fanden dies und jenes Detail zu tadeln, auch die Geſammtauffaſſung wurde lebhaft beſtritten. Alexander erſchien zu günſtig geſtellt, zu hell gezeichnet, ſein großer Gegner in Hellas höchſt ungerecht beurtheilt, mißwollend verkleinert. Mit dem beſten Grunde konnte Droyſen erwidern: die Hellenen hatten die nationale Einheit geſucht aber nicht gefunden, weder Athen noch Sparta noch Theben hatten ſie herzuſtellen vermocht, ihre verbrauchten Kräfte mußten einer unverbrauchten Stammeskraft weichen, die zu leiſten wußte, was bisher vergeblich verſucht worden; welches andere Ergebniß würde der Sieg des Demoſthenes, Athens und ſeiner Verbündeten gehabt haben als die Fortdauer der elenden Zuſtände in Hellas, der traurigen Abhängigkeit der zwieſpältigen Kantone von dem ſelbſt altersſchwachen Reiche der Perſer und den Machtſprüchen von Suſa? Daß vormaliger Glanz, berechtigtes Selbſtgefühl, ſelbſtändiges Leben, immerhin Kantonleben, nicht freiwillig aufgegeben wird; die Bedeutung des Rechts und der Pflicht, für die Tradition ſeines Staates und deſſen Behauptung einzutreten, und wenn nicht zu ſiegen, mit Ehren zu fallen, trat begreiflich dem jungen Hiſtoriker, der von dem beſſeren Rechte des Fortſchritts, der Kulturentwickelung erfüllt war, in den Hintergrund.

Durch die Habilitation an der Berliner Univerſität, die neue Lehrthätigkeit an der Univerſität neben der alten am Kloſter und eine ſchwierige Arbeit anderer Art unterbrochen, folgten dem Alexander die Geſchichten der Diadochen und Epigonen Alexanders, die Geſchichte des Hellenismus (1836. 1842). Die Aufgabe war ungleich undankbarer, die Tradition außerordentlich lückenhaft und zerriſſen, die führenden Männer waren nicht geeignet Antheil zu gewinnen, die Bildungen, die ſie in's Leben riefen, ſchwankend und wenig erfreulich; es war eine neue weſtöſtliche Cultur ohne ethiſche Stützen und Grundlagen, Gewaltherrſchaften, weſentlich durch Machtmittel getragen. Dieſen Reichen das Verſtändniß ihrer Ent-

Digitized by Google

stehung, den neuen „Staatsindividualitäten" die Bedingungen ihres Bestandes abzugewinnen, die Reaction des Morgenlandes gegen die neuen Territorialherrscher fremder Abkunft in den Ursprüngen zu erkennen — das Wort dieser Räthsel zu finden, hat Droysen gereizt und zu dieser mühseligen Arbeit getrieben. Die deutsche Wissenschaft verdankt ihm Wort und Begriff des Hellenismus, dessen Gehalt und Bedeutung für das wirthschaftliche, für das religiöse und wissenschaftliche Leben jener Zeiten er allseitig klar zu stellen sich bemühte. Mehr als vierzig Jahre danach war ihm beschieden, zu dieser Arbeit seiner Jugend zurückzukehren. Er hat sie, nunmehr unter dem Titel „Geschichte des Hellenismus" zusammengefaßt, nicht neugeschrieben, aber er hat sie fast in jedem Satze nachgeprüft und verbessert. Die schneidende Schärfe des Urtheils, wie sie die Geltendmachung neuer Auffassungen den älteren gegenüber bedingt, wurde gemildert, die kritischen Unterlagen wurden erheblich erweitert und durch sehr eingehende chronologische Forschungen ergänzt; die in jenen vier Jahrzehnten so überraschend gesteigerte Kunde des alten Orients, nicht minder die reichen Erträge der inzwischen aufgedeckten griechischen Inschriften dieser Periode wie die Ergebnisse der Münzfunde jener Lande sind auf das eingehendste im Texte wie in einer stattlichen Zahl von Beilagen verwerthet.

Zwischen der Geschichte Alexanders und der Geschichte der Diadochen liegt eine der eigenartigsten Schöpfungen Droysen's, seine Uebersetzung des Aristophanes. Diese lebensvollen, von dem unmittelbaren Hauche actueller Zustände, Ereignisse und Stimmungen durchwehten Bilder des attischen Treibens, die derbe Keckheit ihres Humors, die Dreistigkeit der Karrikatur übten nicht minderen Reiz auf ihn als die hohen prophetischen Worte des Aeschylos. Selbst heiterer Anlage und Natur, nicht ohne witzige, neckische Ader, auch derberem Scherze nicht abgeneigt, poetischer gestimmt in jenen Jahren als in späterer Zeit, wurde er durch die Gegenwärtigkeit dieser Vergangenheit zum Versuche der Nachbildung gereizt. Zunächst wollte er dem Kreise seiner Freunde beweisen, daß eine verständnißvolle Nachdichtung möglich sei. Diese Versuche und Proben führten weiter; zum Verständniß des Dichters gehörte nicht allein Verständniß des Wesens und der Tendenzen der attischen Komödie, Sinn für Humor und Tact für das Gebahren der Komik; auch genaue Kunde der attischen Institutionen, der poetischen und literarischen Situationen, der Personen, deren Spiegel- und Zerrbild Aristophanes zeichnet. Droysen war unermüdlich, sie von allen Seiten her zusammenzutragen. Wohl ist die Freiheit und Kühnheit seiner Nachdichtung angefochten worden. Man kann in der That darüber streiten, ob Droysen im Eifer durch die Ueber-

Digitized by Google

setzung denselben Eindruck, den der Dichter beabsichtigt hat zu geben, sich nicht hier und da zu weit vom Originale entfernt hat, man mag es tadeln, griechische Dialecte, die der Dichter seinem Publikum vorführt, durch deutsche Dialecte, die eine gewisse Analogie zeigen, wiederzugeben, — man wird weder die poetische Kraft der Parabasen noch die glücklichen Treffer im Dialog Droysen abstreiten, man wird nicht leugnen können, daß Droysen's Uebersetzung den Aristophanes den Deutschen gegeben hat, wie uns durch Voß' Uebersetzung die homerischen Gesänge erschlossen worden sind. Der Preis einer meisterhaften, wenn nicht genialen Nachdichtung ist dieser Arbeit zuzuerkennen. Der erste Band der Uebersetzung ist 1835, der zweite und dritte sind in den beiden folgenden Jahren erschienen. Auch dieses Werk hat Droysen in zweiter, dritter und vierter Revision unter Benutzung aller zur Seite gehenden Forschungen vervollkommnen können.

Noch bevor Aristophanes' Komödien erschienen, war im Frühling des Jahres 1835 Droysen zum außerordentlichen Professor für alte Geschichte und klassische Philologie an der Universität Berlin ernannt worden. Jedoch bemerkt das Ernennungsdecret ausdrücklich, daß „ihm weder jetzt ein Gehalt bewilligt werden noch ein solches auch nur in entfernte Aussicht gestellt werden könne." Demnach mußte die Lehrthätigkeit am grauen Kloster beibehalten, die überaus angestrengte Arbeitskraft weiter gespannt werden. Es handelte sich um zwanzig Lehrstunden am Gymnasium mit den dazu nöthigen Vorbereitungen und Correcturen, um zehn Vortragsstunden an der Universität und den für diese erforderlichen Ausarbeitungen, daneben wollten Aristophanes und der Hellenismus gefördert sein. Mitten in diesem Lernen und Lehren, Forschen und Schaffen gründete Droysen sein Haus. Die in stattlicher und zugleich anmuthvoller Schönheit erblühte Tochter des Buchhändlers Mentheim hatte sein Herz gewonnen; sein Lehrergehalt am Gymnasium war auf 800 Thaler gestiegen, den Mehrbedarf des jungen Hauses sollten das Honorar der Vorlesungen, das Honorar jener Publikationen decken. Im Mai des Jahres 1836 führte er seine Braut heim. Zwei Jahre darauf wurde ihm ein Sohn, im Juli 1839 eine Tochter geboren. Seine Frau war ohne eigenes Vermögen, den Zuhörern mußten die Honorare großen Theils gestundet werden, der Ertrag des Aristophanes, des ersten Bandes der Diadochen blieb hinter den Erwartungen zurück; leichtere literarische Arbeiten mußten neben allen anderen Leistungen zu Hülfe genommen werden. Die hingebende Liebe seiner jungen Frau, die Freuden des glücklich erblühenden Hauses hielten ihn reichlich schadlos. Und neben diesen führte ein Kreis von Freunden, dem er den lebendigsten Impuls

Digitized by Google

gab, auch ihm die vielſeitigſte Anregung zu. Lengerich, Moritz Veit, Eduard Bendemann, Felix Mendelsſohn ſtanden in demſelben voran. Mit der Poeſie verkehrte Droyſen nicht nur als Ueberſetzer; den poetiſchen Verſuchen Moritz Veit's war er nicht fremd, für mehrere Lieder Mendelsſohn's „ohne Worte" hat er, vom Komponiſten ſelbſt gebeten, ſeinen Tönen die Zunge zu löſen, recht glückliche Verſe gefunden; und nicht nur fröhlich ſtimmenden Familienereigniſſen, auch ernſter Gemüthsbewegung wußte er poetiſchen Ausdruck zu geben. Seinem feinen muſikaliſchen Ohr, ſeinem ſinnigen Verſtändniß für die Muſik gaben die Kompoſitionen ſeines jungen Freundes Nahrung; die Muſikabende und Aufführungen im Hauſe Mendelsſohn gewährten ihm, nach ſchwerem Tagewerk, ſo edle und gehaltvolle Erquickung, wie Droyſen ſie auch in den Stunden des Ausruhens bedurfte, um Erholung zu finden. An Bach, den Mendelsſohn eben in dieſen Jahren wieder an's Licht brachte, an Beethoven's Symphonieen, an Mozart's Opern und Schubert's Liedern hatte er unerſchöpfliche Freude. Den Formen der Plaſtik und Architektur, den Leiſtungen des Malers brachte Droyſen ein gutes Auge und feines Gefühl entgegen. Seine eigene Begabung für die Zeichnung mit Stift und Kreide war nicht gering, auch in Farben hat er ſich nicht ohne Glück copirend verſucht. Eduard Bendemann's aufſtrebendes Talent, deſſen ernſtes Trachten nach großem und würdigen Ausdruck war Droyſen bemüht auf Gegenſtände der preußiſchen Geſchichte und des Zeitalters der Reformation zu lenken. Bendemann's hochgeſpannter, von Cornelius beeinflußter Idealismus konnte dieſen Weg nicht nehmen. Als ihm danach die Ausſchmückung der Feſträume des Dresdener Schloſſes übertragen wurde, unterſtützte ihn Droyſen in der Auswahl der Vorwürfe für dieſe großen Compoſitionen, namentlich derer, welche die Sagen und den Himmel der Griechen zu veranſchaulichen beſtimmt waren, in lehrreichſter Weiſe. Zu den dieſe Wandgemälde wiedergebenden Radirungen hat Droyſen Erläuterungen geſchrieben: lichtvolle und feinſinnige Andeutungen über das Weſen der Kunſt und der Künſte, über den geiſtigen Culturgehalt der griechiſchen Mythologie.

So voll und reich dies Leben war, ſo gewaltig abſorbirte es alle Kräfte; Droyſen fühlte, daß er dieſen Anſtrengungen nicht lange mehr gewachſen ſein würde, er begann ernſtlich zu ſorgen, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen unter dem Nachlaſſen ſeiner Spannkraft leiden könnten, daß ſeine Geſundheit nicht vorhalten würde. Wenn er ſich nur von der Schule zu befreien, der Univerſität und der Geſchichte ausſchließlich zu leben in die Lage käme — das war ſein heißeſter Wunſch. Da traf im Herbſt 1839 von Kiel her die Aufforderung ein, die ordentliche Profeſſur der Geſchichte daſelbſt gegen ein Gehalt von 1200 Thalern zu übernehmen. Die Er-

Digitized by Google

füllung war da und doch zögerte Droysen, den rettenden Ausweg zu betreten. Er fühlte sich so fest mit Preußen verwachsen; es fiel ihm sehr schwer, sich loszureißen. Dem Minister Altenstein verhehlte er diese Stimmung nicht: er verlange keine ordentliche Professur wie die dort gebotene, er sei zufrieden und bleibe gern, wenn er nicht länger genöthigt sei, sich aufzureiben, wenn ihm das Aequivalent seines Lehrergehalts am Kloster gewährt werde, um sich in Zukunft der Universität und seinen wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich widmen zu können. Der Minister sprach „sein aufrichtiges Bedauern aus, auf Droysen's verdienstliche Wirksamkeit an der Berliner Universität verzichten zu müssen, da er eine Besoldung, welche Droysen zur Niederlegung seiner Lehrstelle am Berliner Gymnasium in den Stand setze, weder jetzt gewähren, noch in nahe und sichere Aussicht nehmen könne". Auf eine erneute Vorstellung Droysens, wie hart es ihm sei, Preußen den Rücken zu kehren, erwiderte der Minister, das Höchste, was er in diesem Augenblick zu seinen Gunsten zu bewirken hoffen dürfe, sei der Antrag beim Könige auf die Gewährung einer Besoldung aus allgemeinen Fonds von 300 Thalern jährlich (12. Nov.). Droysen mußte ziehen. Er erhielt unter dem 17. März 1840 seine Entlassung „unter dankbarer Anerkennung seiner bisherigen gewissenhaften und erfolgreichen Dienstführung".

Es war ein neuer Boden den Droysen mit sorgenfreier Brust betrat; das Gefühl, ungehemmt den Studien und den Studirenden sich widmen zu können, die frische Luft, die ihn anwehte, erquickte und erhob ihn. Offenen Sinnes und rückhaltlosen Vertrauens trat er in den Kreis seiner neuen Kollegen. Mit nicht wenigen derselben wie Justus Olshausen, Jahn, Madai, Dorner, Falk, Hegewisch, Ravit, Waitz, der 1842 nach Kiel gerufen wurde, verbanden ihn bald nahe Beziehungen, Allen war er durch entgegenkommende Freundlichkeit lieb und werth, keine Dissonanz hat sein Verhältniß zu den Lehrern der Hochschule unterbrochen oder getrübt. Droysens Aufgabe war, die Geschichte in ihrem ganzen Umfange vorzutragen. Hatte er in Berlin die Geschichte Alexanders, die Geschichte der Diadochen, alte Geschichte und alte Geographie, über Aristophanes, die attische Komödie, die attischen Redner, die Dramatik der Griechen gelesen, in Kiel ging er sofort im zweiten Semester (Winter 1840/41) auf das Mittelalter, dann auf die neue und neueste Geschichte über; die deutsche Geschichte und die Geschichte der Freiheitskriege folgten; neben diesen Hauptcollegien behielten dramatische und prosaische Literatur der Griechen, die attischen Redner ihren Platz. Dem neuen Felde seiner Studien (das Mittelalter durfte er nach Waitz Berufung diesem überüberlassen) verdankt die Geschichte der Freiheitskriege, die er im Jahre

Digitized by Google

1846 erscheinen ließ, den Ursprung. Es ist auch hier der große Zusammenhang der historischen Strömungen und Wandelungen, die Abfolge der Tendenzen, welche das Völkerleben beherrschen, denen Droysen nachgegangen ist, die er in ihrem Wesen und Kern zu verstehen versucht und vermocht hat. Mit jugendlichem Feuer, in raschen kräftigen Zügen entwirft er das Bild der Umgestaltungen, die Staatsleben und Staatensystem seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Wiener Congreß hin erfahren haben. Er zuerst erfaßte die Bewegung, die sich damals gegen die absolute Monarchie wie gegen die Aristokratie, auch die anglikanische Aristokratie, gegen die Irrationalitäten des historisch Gewordenen erhob, als ein allgemeine, durchgreifende wenn auch in verschiedenen Formen auftretende. Die gleiche Tendenz der fürstlichen Reformen im Sinn des Gemeinwohls, in der besonnenen Art des Friedericianismus wie in der doctrinären des josephinischen Imperialismus, und deren Coincidenz mit den von unten herauf drängenden Strömungen wußte er zuerst nachzuweisen und auf die beide vorbereitende Geistesarbeit zurückzuführen. Wie zutreffend gelang ihm, den Quell der Bewegung zu erkennen, und, ungeblendet von jeder Absicht, von dem richtig erfaßten Kern aus deren Berechtigung, deren Ziele klar zu stellen und zu begrenzen. Der Staat, der dem Volke verloren gegangen ist, soll wieder des Volkes werden, die Mitarbeit am Staate soll dem Volke wieder zu Theil werden. Den Begriff des Staats faßt Droysen als die sittliche Gemeinschaft seiner Glieder, der diese sich hinzugeben haben, um sich gestärkt aus ihr zurückzuempfangen; die Verwirklichung dieser Staatsordnung ist das wahre Ziel der Freiheitskriege. Weit ab von landläufiger Theorie und doktrinärer Schablone sieht er in der Umwandlung Preußens durch die Reformen Steins die Grundlagen der positiven Gestaltung, die dem Staatsleben zu Theil werden muß, sieht er in dem Vorkampfe des in dieser Form erneuten Preußens gegen Frankreichs Obmacht, in dem Siege des regenerirten Friedericianismus über den Napoleonismus zugleich den Kristallisationspunkt der nationalen Einigung Deutschlands, der die Bewegung der Freiheitskriege nicht minder als der sittlichen Ordnung des Staats auf nationaler Grundlage zustrebt. Unter den Ersten hat Droysen seinem Volke diesen Weg gezeigt. Wie viel seitdem die von Droysen so heiß ersehnte Oeffnung der deutschen Archive in den Einzelheiten dieses Werkes zu berichtigen gestattet, die Grundzüge, die leitenden Gedanken desselben stehen noch heute vollkommen aufrecht.

In der festen preußischen Tradition des Vaterhauses aufgewachsen, von den Wellenschlägen der Erhebung gegen Frankreich in frühen Jahren berührt, war Droysen mit seiner Verpflanzung nach Kiel auch ein Deut-



Digitized by Google

scher geworden. Bei voller Anerkennung der Leistungen des preußischen Beamtenthums hatte er niemals Hehl gehabt, daß es den zurückgehaltenen Antheil des Volkes an der Lösung der Staatsaufgaben nicht zu übertragen noch zu ersetzen vermöge. Die Täuschung der Hoffnungen auf freieren Raum für diesen, die mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erwacht waren, empfand er schmerzlich. In Kiel sah er sich in eine andere, in eine national deutsche Aufgabe versetzt, in die der Vertheidigung der Herzogthümer gegen Dänemark. Lebhaft empfand er die Bedeutung dieser Lande und den Werth seiner Bevölkerung für Deutschland; er fühlte sich gedrungen in deren eben beginnenden Freiheitskrieg einzutreten; seinen Lehren hatte er die That schon vorausgeschickt. Die Herzogthümer befanden sich seit 1460 mit Dänemark in Personalunion; nach dem Verlust Norwegens hatte man dänischer Seits begonnen, dies staatsrechtliche Verhältniß auf administrativem Wege zu verwischen, um sich für jene Einbuße an Staatsmacht an den Herzogthümern zu entschädigen; das dänische Volk begann, die Herzogthümer als dänische Provinzen zu betrachten. Die Herzogthümer besannen sich auf ihr gutes Recht, von Kiel aus wurde den Verdunkelungen desselben in schlagenden Ausführungen entgegengetreten. Es waren die dänischen Stände, die das Zeichen zum Ausbruch des offenen Kampfes gaben. Zu Roeskild im Jahre 1844 versammelt, beschlossen sie mit 65 gegen Eine dissentirende Stimme, den Antrag an den König: „mittelst feierlicher Erklärung feststellen zu wollen, daß das eigentliche Dänemark mit Schleswig-Holstein und Lauenburg ein einziges ungetheiltes Reich bilde und untheilbar nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbt werde." Im Königsgesetz von 1660 hatten die dänischen Stände den Königen Dänemarks für jetzt und die Zukunft die absolute Souveränität übertragen und zugleich bestimmt, daß für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes Friedrichs III. die Krone auf die weibliche Nachkommenschaft übergehen solle. In den deutschen Herzogthümern konnte nach deutschem Fürstenrecht und der besonderen Successionsordnung für beide Herzogthümer nur der Mannesstamm erben.

Dem Beschlusse der Roeskilder Stände antwortete ein Schrei der Entrüstung in den Herzogthümern. Droysen gab diesem Zorn in einer mannhaft gefaßten Adresse Ausdruck, welche zunächst in Kiel, dann weiter und weiter mit Unterschriften bedeckt wurde. Die Provinzialstände sowohl die Schleswigs als die Holsteins begegneten dem Roeskilder Antrage indem sie entgegengesetzte Anträge an den König richteten. Die Krone hatte sich so lange König Friedrich VI. lebte außerhalb des Kampfes gehalten, weder für die dänischen noch die deutschen Lande Partei genommen; mit dem

Digitized by Google

Regierungsantritt Chriſtian VIII. ſetzte auch hier eine Wendung ein, ſeine Abſichten traten allmählich deutlicher hervor, den Beſtand des Geſammtſtaates und die cognatiſche Erbfolge zu ſichern. Eine Kommiſſion von Sachverſtändigen, die er berief, gab ihr Gutachten in dieſem Sinne in dem „Kommiſſionsbedenken“ ab; auf Grund deſſelben erklärte König Chriſtian dann in dem offenen Briefe vom 8. Juli 1846: für Schleswig gelte die Erbfolge des lex regia von 1660; im Uebrigen ſolle die Selbſtändigkeit Schleswigs, ſollten die den Herzogthümern ſonſt zuſtändigen Rechte nicht geſchmälert werden. Die Bevölkerung der Herzogthümer wahrte das gemeinſame Erbrecht, ihre unauflösliche Verbindung mittelſt der Erklärung von Neumünſter; die Agnaten proteſtirten; der Bundestag erklärte, deren Rechte ſchützen zu wollen; neun Profeſſoren von Kiel, Droyſen unter ihnen, übernahmen die wiſſenſchaftliche Widerlegung des Kommiſſionsbedenkens — weſentliche Stücke derſelben gehören Droyſens Feder —, veröffentlichten dieſe trotz Königlichen Verbots unter dem Titel „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig“. Mit den Uebrigen hatte ſich Droyſen in den hierauf erfolgenden Verweis zu theilen. Die durch wiederholte Landestheilungen zwiſchen der königlichen und der älteren Gottorf'ſchen Linie verdunkelten Rechtsverhältniſſe der Herzogthümer vollends klar zu ſtellen, unternahm Droyſen mit einem jüngeren Mitarbeiter, der ſich zuvor in ſeinen hiſtoriſchen Uebungen hervorgethan hatte, dem nunmehrigen Advokaten Karl Samwer. Das Ergebniß der gemeinſamen Arbeit, in welcher Droyſen die hiſtoriſchen, Samwer die ſtaatsrechtlichen Ausführungen angehören, war das alle einſchlagenden Beziehungen und Fragen in unwiderlegbarer Begründung umfaſſende Werk: „Aktenmäßige Geſchichte der däniſchen Politik“, welche im Jahre 1850 ans Licht trat.

Schwerwiegende Ereigniſſe hatten inzwiſchen die Kriſis raſcher herbeigeführt, als irgend zu erwarten geweſen war. König Chriſtian endete am 20. Januar 1848. Sein Nachfolger Friedrich VII. eröffnete ſeine Regierung mit dem Patent vom 28. Januar, nach welchem Dänemark mit den Herzogthümern durch eine conſtitutionelle Verfaſſung zum Einheitsſtaate verbunden wurde. Die conſtitutionellen Rechte und Freiheiten wurden den Herzogthümern als Preis für den Verzicht auf ihre alten Rechte geboten. Droyſen gab der Empfindung und Geſinnung der Herzogthümer auf der Stelle, ſchon am 5. Februar 1848, in den nachdrücklichſten und beredteſten Worten Ausdruck. Seine Flugſchrift „Die gemeinſame Verfaſſung für Schleswig-Holſtein und Dänemark“, iſt ein feierlicher Proteſt, der mit dem Satze ſchließt: die Herzogthümer dürfen Dänemark nicht für Deutſchland eintauſchen, deſſen eine große Zukunft wartet. In ergreifender und zugleich ſchlichter, in männlich offener und zu-



Digitized by Google

gleich gehaltener Sprache, frei von Pathos und Rhetorik, ernst und eindringlich, warmen deutschen Gefühls und doch ohne verletzendes Wort gegen den König und die Dänen ist dieser rasche Wurf Droysens ein Muster ernster politischer Kundgebung und Erörterung, das heute noch aufmerksam gelesen zu werden verdient. Die Dänen übernahmen das Weitere. Am 28. März zogen 15000 Kopenhagener von Orla Lehmann geführt vor das Schloß: die Herzogthümer seien in Aufruhr, der König möge sich ohne Verzug mit Männern umgeben, die das Vertrauen des Volks besäßen, d. h. mit solchen, welche mindestens die Einverleibung Schleswigs (für Holstein hatte man mit dem deutschen Bunde zu rechnen) um jeden Preis durchzuführen entschlossen seien. Dieser Revolution antworteten die Beamten aus den Herzogthümern in Kopenhagen mit Niederlegung ihrer Stellen, die Herzogthümer selbst mit Errichtung einer provisorischen Regierung, welche die Verwaltung im Namen des Königs-Herzogs führen werde, bis der König die Freiheit seiner Entschließungen wieder erlangt haben würde.

Der eifrige Verfechter der Landesrechte, Droysen, wurde von der provisorischen Regierung nach Frankfurt gesandt, den Bundestag zu ihrer Anerkennung zu bestimmen, als Vertreter des Herzogthums Holstein unter den Siebzehn seinen Platz zu nehmen, welche den siebzehn Stimmen des engeren Rathes des Bundes einiges Vertrauen des deutschen Volkes zuwenden sollten. Am 6. April 1848 war Droysen in Frankfurt a./M. Da die tumultuarische Versammlung des Vorparlaments den Bundestag nicht sprengte, die Republik nicht ausrief, war ihm auf der Stelle klar, daß Deutschland die Wege der französischen Revolution erspart bleiben würden, aber ebenso klar, daß von Frankfurt aus eine constituirende Wirkung schwerlich zu üben sein werde. Sein Programm stand fest: er sprach es gleich in diesen Tagen aus: „Preußen ist bereits Deutschland in der Skizze: seine neue Verfassung darf es nicht individuell abschließen, es muß sich Deutschland eingliedern, seine Eingliederung in Deutschland muß durch seine große und gesunde Machtorganisation, sein Heer und sein Finanzwesen den Rahmen für das Ganze bieten. Den Hohenzollern gebührt die Stelle, die seit den Hohenstaufen frei geblieben ist.“ Nach seiner Meinung sollten nicht die Siebzehn, die Bundesversammlung sollte den Entwurf der deutschen Verfassung feststellen, dieser dann dem deutschen Parlament vorgelegt, mit diesem vereinbart werden. Wie eifrig er in diesen Wochen der Vorbereitung für das Parlament, in den Tagen des Vorparlaments für die Regelung der Stellung Schleswig-Holsteins zu dem neuen Deutschland, für den Verfassungsentwurf der Siebzehn arbeitete, davon geben seine „Beiträge zur neuesten deutschen Geschichte“,

Digitized by Google

die er im Herbſte des Jahres 1849 veröffentlichte, gewichtiges Zeugniß. Mit gleicher Unermüdlichkeit und Unverdroſſenheit wirkte er während der geſammten Dauer der conſtituirenden Reichsverſammlung. Dem Verfaſſungsausſchuſſe, dem er mit Dahlmann, Waitz, Beſeler angehörte, lag nicht nur die Feſtſtellung der ſogenannten Grundrechte ob, für deren Formulirung Droyſen ſich in geringerem Maße intereſſirte, die weſentliche Aufgabe der Kommiſſion erblickte er darin: die richtige Formel für ein geſundes Verhältniß der Einzelſtaaten zur Centralgewalt zu finden, eine Aufgabe, die jetzt zum erſten Male ernſthaft ins Auge gefaßt und angegriffen werden mußte. Ihre Löſung iſt dem hiſtoriſchen Sinn, dem politiſchen und ſtaatsrechtlichen Takte Dahlmanns, Beſelers, Waitz und Droyſens in allen Grundzügen trotz partikulariſtiſchen wie radikalen Widerſpruchs in allen erheblichen Punkten glücklich gelungen. Protokollführer des Verfaſſungsausſchuſſes hat Droyſen nach dem Scheitern der Verſammlung, um eine ſo werthvolle und wegweiſende Vorarbeit für die künftige Geſtaltung Deutſchlands nicht untergehen zu laſſen, die Niederſchläge dieſer Berathungen des Verfaſſungsausſchuſſes, die Motivirung ſeiner Beſchlüſſe in den Protokollen drucken laſſen. Neben correkter Feſtſtellung der Grenzen zwiſchen Reichsgewalt und Staatsgewalt lag Droyſen die Regelung des Verhältniſſes des neu zu gründenden Bundesſtaates zu Oeſterreich vornehmlich am Herzen. Mit vollſtem Rechte ſah er hierin den Grundſtein für die Neugeſtaltung Deutſchlands. Schon am 6. April 1848 hatte er ausgeſprochen: entweder muß Oeſterreich zu dem alten Föderalismus zurückkehren, ſeine deutſchen Lande von den übrigen trennen oder auf Antheil an dem neuen Deutſchland verzichten. Unaufhörlich drang er darauf, dieſe Frage beſtimmt formulirt Oeſterreich vorzulegen. Endlich faßte der Verfaſſungsausſchuß die entſcheidenden Beſchlüſſe: „Kein Theil des deutſchen Reiches darf mit nichtdeutſchen Ländern zu Einem Staate vereinigt ſein. Hat ein deutſches Land mit einem nichtdeutſchen Lande daſſelbe Staatsoberhaupt, ſo iſt das Verhältniß zwiſchen beiden Ländern nach den Grundſätzen der reinen Perſonalunion zu ordnen.“

Droyſen war kein Parlamentsredner. Es widerſtrebte ihm, die Accente zu brauchen, die auf eine erregte Menge wirken, und ſein empfindlich geartetes Gemüth war den Gewaltſtößen leidenſchaftlicher Debatten kaum gewachſen. Um ſo unermüdlicher wirkte er in den Ausſchüſſen, im Kreiſe ſeiner Partei, des rechten Centrums, im perſönlichen Verkehr mit Mitgliedern aller Parteien: jeden Standpunkt vermochte er zu verſtehen, auf jeden in gewandteſter Weiſe einzugehen, um überall Verſtändniß für die entſcheidenden Fragen und Aufgaben zu wecken. Unter

Digitized by Google

der schmählichen Mißachtung, die die Mehrheit der Versammlung bis in die Herbsttage des Jahres 48 Preußen gegenüber an den Tag legte, hat er mehr als irgend ein Anderer gelitten, die Krisen, welche die Bewegung in Deutschland durchlief, welche die Versammlung zu bestehen hatte, zogen ihn in fieberhafte Mitleidenschaft und ließen ihn nur den spärlichsten Schlaf finden. Aber sein klarer Verstand, sein heller Blick, seine sichere Empfindung für die praktischen Möglichkeiten blieben unbeirrt. Niemals war er auch nur einen Augenblick, auch in den schwersten Alternativen, wie in der Frage über Annahme oder Ablehnung des einseitig von Preußen zu Malmoe geschlossenen Waffenstillstandes, zweifelhaft, auf welche Seite er zu treten habe, auf welcher der reale Schwerpunkt liege. Beim Herannahen der Entscheidung der Oberhauptsfrage quälte ihn vor Anderen die Ungewißheit über die Aufnahme, welche die Entscheidung für Preußen in Berlin finden würde: er verdoppelte seine Thätigkeit persönlicher Bearbeitung der Mitglieder, er eilte selbst nach Berlin, das Terrain hier zu sondiren. Nachdem die Ablehnung König Friedrich Wilhelms IV. erfolgt war, nachdem dann auch die Erklärung der 28 Mittel- und Kleinstaaten keine Aenderung dieser Haltung in Berlin herbeiführte, stimmte Droysen nachdrücklich für den Austritt des rechten Centrums: ohne Preußen gebe es kein Deutschland, auf revolutionärem Wege gegen Preußen vorzugehen oder dazu zu rathen könne keine andere Folge haben, als dessen Regierung vollends in Rußlands und Oesterreichs Arme zu treiben. Sehr entschieden erklärte er sich gegen die Zusammenkunft der erbkaiserlichen Partei in Gotha. Das Unberufene dieses Schrittes widerstrebte ihm. Preußen habe verschmäht, die Wege der Reichsversammlung zu betreten, auf seine Hand das Dreikönigsbündniß geschlossen, nun sei es an ihm seine Sache durchzuführen, auch der eifrigste Patriot sei nicht verpflichtet, unter jeder Bedingung zu fechten. Wenn Die, welche in Gotha zusammentraten, mit ihrer Erklärung Preußen auf dem Wege des Dreikönigsbündnisses fest zu halten gedachten: ihm schien dringender den Staatslenkern in Berlin zu zeigen, was für Preußen und die Monarchie auf dem Spiele stehe, wenn sie sich nicht zur That aufrafften. In einem Flugblatte „Preußen und das System des Großmächte" führte er, während die Republik in Baden gebot, Süd- und Mitteldeutschland gährten, mit scharfen Strichen aus: die deutsche Frage sei Machtfrage und zwar die Machtfrage für Preußen: die Beseitigung der Ohnmacht, die der westfälische Friede auf Deutschland gelegt, zu der der Wiener Congreß Deutschland verurtheilt, sei die Aufgabe, und deren Lösung zugleich Sicherung des monarchischen Prinzips.

Das Geschick der Herzogthümer nahm unmittelbar darauf seine ganze Sorge in Anspruch. Dem Ablaufe jenes Stillstandes von Malmoe waren

Digitized by Google

die Treffen von Eckernförde, Kolding und Fridericia, der Vormarſch der deutſchen Truppen bis nach Aarhus gefolgt; ein zweiter Waffenſtillſtand, unter engliſcher Vermittlung am 10. Juli 1849 zwiſchen Preußen und Dänemark geſchloſſen, beendete den erneuten Kampf; er ſtellte Nordſchleswig unter die gemeinſame Verwaltung Dänemarks, Preußens und Englands. Mit dem Stillſtande zugleich waren Präliminarien des Friedens gezeichnet worden, welche zwar die Unabhängigkeit Schleswigs von Dänemark, damit aber zugleich deſſen Trennung von Holſtein, den engeren Anſchluß Holſteins an Deutſchland feſtſtellten. In einem an den vormaligen Vertreter Holſteins am Bundestage, den Baron Pechlin, gerichteten Sendſchreiben (Herbſt 1849) wies Droyſen nach, daß dieſe Friedensbaſis für die Herzogthümer ſchlechthin unannehmbar, für Dänemark ſelbſt unvortheilhaft ſei, daß deren Durchführung die Ruhe Europa's früher oder ſpäter gefährden müſſe. Raſtlos arbeitete er weiter in der Preſſe, Preußen an die einmal übernommenen Pflichten zu erinnern, die öffentliche Meinung in Deutſchland über die Unausführbarkeit dieſer von England diktirten Friedensgrundlagen aufzuklären. Die Unterhandlungen, welche die Statthalterſchaft vor Ablauf des Waffenſtillſtandes direkt in Kopenhagen eröffnete, führten zu keinem Ergebniß. Als im März des nächſten Jahres die von Preußen berufene Vertretung des engeren deutſchen Bundes zu Erfurt zuſammenkam, ging Droyſen hierher, nicht auf ein Mandat hin — der Eintritt Holſteins in den engeren Bund war ja nicht vorgeſehen —, um ſich über die Ausſichten für Preußens Beſtändigkeit und Energie in der Durchführung des engeren Bundes zu vergewiſſern. Von Preußens Haltung in der Hauptfrage hing auch das Geſchick der Herzogthümer ab. Wie einſichtig, maßvoll und raſch die Verſammlung ihre Aufgabe löſte, für Preußens Entſchloſſenheit vermochte er geringen, in Wahrheit gar keinen Troſt nach Kiel heimzubringen. Die Herzogthümer waren Dänemark gegenüber auf ihre eigenen Kräfte angewieſen und eine unglückliche Wahl hatte den Theoretiker Williſen an die Spitze ihrer Armee geſtellt. Die Schlacht von Idſtedt ging verloren und Williſens ferneres Verhalten, ſein ausgeſprochener Wille, ſich auf Rendsburg und die Vertheidigung Holſteins zu beſchränken, ſchloſſen jede Hoffnung auf eine Wendung des Waffenglücks aus. Eine ſtarke ruſſiſche Flotte legte ſich vor die Kieler Bucht. Jeden Augenblick war das Einſchreiten der Großmächte, ihre Intervention zu Gunſten Dänemarks zu erwarten.

In dieſen trüben Tagen der Ablehnung der Kaiſerkrone, der Mattherzigkeit der Unionspolitik, der Preisgebung der Herzogthümer, ohnmächtiger Haltung Preußens, iſt Droyſen der tapfere Gedanke gekommen, Preußens Volk und Heer, vor Allem ſeine leitenden Männer an die alte Energie

Digitized by Google

zu erinnern, die den Staat vordem gegründet und aus den ſchwerſten Kataſtrophen wieder aufgerichtet; an einem leuchtenden Beiſpiel dienſtlicher wie patriotiſcher, mit jener Selbſtändigkeit, die allein zu retten vermag, verbundener Pflichttreue, wollte er die Kräfte zeigen, an welche Preußen von Neuem zu appelliren habe, um ſein altes Selbſt nicht zu verlieren. Gerade in den Tagen, als Preußen zu Olmütz das Gewehr vor Oeſterreich ſtreckte, die Unionsverfaſſung unter ſchwächlichem Vorbehalt, die Herzogthümer vollſtändig fallen ließ, vollendete Droyſen die Handſchrift zum erſten Bande ſeines York.

Es war ein muſtergiltiges Lebensbild, das Droyſen mit dieſem Werke ſchuf, ein Vorbild biographiſcher Darſtellung. In markiger Kraft treten die Charakterzüge des Helden hervor; die Zeichnung des Hintergrundes, von dem ſie ſich abheben, der Lagen, die die Aktion des Helden bedingen, iſt knapp und doch von ſcharfer Deutlichkeit. Der Realismus und die Wahrhaftigkeit der geſammten Darſtellung verſchmähen, dem Helden beizulegen, was ihm nicht zukommt, ſeine Züge zu verſchönern; indem dieſe vielmehr in ihrer ganzen Einſeitigkeit, Schärfe und Schroffheit heraustreten, kommt die Wucht und die Berechtigung der Motive, welche ſeine Entſchlüſſe beſtimmen, um ſo ausdrucksvoller zur Geltung.

Yorks Leben iſt mehr als eine ſchriftſtelleriſche Leiſtung. Die patriotiſche Abſicht, in der es entworfen und geſchrieben war, wurde erreicht. Die Triebkräfte, welche es beleben ſollte, hat es belebt. Die deutſche Armee empfand und empfindet noch heut dankbar, daß ihr in dem eiſernen Helden des Muthes, der Treue, des beſonnenſten, kaltblütigſten Wagens der Kern ihres Weſens, ihrer moraliſchen Kraft vergegenwärtigt worden iſt, und die bürgerlichen Kreiſe, denen langer Nichtgebrauch und halber Gebrauch der Waffen Vertrauen und Glauben an die Armee verdunkelt hatten, haben unter dem Eindrucke dieſes Buches begonnen, achtungsvoller von der Inſtitution zu denken, welche Preußens Fürſten zum Heile Deutſchlands geſchaffen haben.

Mit der Auslieferung der Herzogthümer an Dänemark war das Verbleiben eines ihrer eifrigſten Vorkämpfer an der Kieler Hochſchule unvereinbar. Dankbar begrüßte Droyſen den Ruf, der ihm Zuflucht und eine neue Stätte der Wirkſamkeit in Jena bot. Glückliche Jahre freien und freudigen Schaffens, die Zeit des jugendfriſchen nationalen Aufſchwungs hatte Droyſen in Kiel erlebt. Danach waren die Tage ſchmerzlichen Scheiterns, traurigen Unterliegens gekommen; auch ſeinem Hauſe waren hier helles Licht und tiefe Schatten beſchieden worden. Die ſchöne, ſinnige, edle Frau, die er in früher Jugendliebe erkoren, die er mit Innigkeit, mit dem Feuer ſeines männlichen Herzens umfaßte, an

Digitized by Google

deren Seite er volles Glück gefunden, war ihm entrissen worden. Zwei Jahre darauf (im Juli 1849) hatte er seinen Kindern die Pflege der Mutter, seinem verwaisten Herde eine Hausfrau wiedergegeben. Art und Sinn ihres Gatten auch in den feinsten Zügen zu verstehen, zuvorkommend zu errathen, seine volle Kraft seinen Forschungen und Arbeiten frei zu halten, den Knaben zu wehren und die Mädchen zu lehren, sich selbst in bescheidener Frauenweise zurückzuhalten nnd doch den lebhaftesten Antheil an den Studien des Mannes zu nehmen — darin hätte keine andere Frau Emma Michaelis, nunmehr Emma Droysen, übertreffen können.

In Jena richtete Droysen sein Augenmerk von vorn herein darauf, dem historischen Studium solidere Grundlagen zu schaffen. Bei dem größeren Kreise von Studirenden, der ihn hier umgab, hatte er Aussicht was er in Kiel begonnen, dauernd und mit Erfolg ins Werk zu richten: Vorbereitung und Einführung in die historische Forschung mittels regelmäßiger historischer Uebungen. Seinen Vorlesungen sollte dadurch kein Eintrag geschehen; Denen aber, welche tiefer einzudringen gedachten, der Weg geöffnet und gewiesen werden. Den Vorlesungen über alte, neuere und neueste Geschichte, — die neuere Geschichte umfaßte die Zeit von der Reformation bis zur Revolution — über die Geschichte des Revolutionszeitalters und die Geschichte von 1815 bis auf die Gegenwart — fügte er Collegien über Preußische Geschichte, über Encyclopaedie und Methodologie der historischen Wissenschaften hinzu.

In dem historischen Seminar, das er gründete, wurden Gegenstände der alten Geschichte von den homerischen Gedichten bis zum Aristophanes, bis zum Hermakopidenproceß und zum lamischen Kriege hin behandelt, Fragen aus der Geschichte des Mittelalters, insbesondere aber aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dann aus dem Zeitalter der Reformation bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein erörtert; aus der neueren Geschichte wurden die agrarischen Zustände Frankreichs vor dem Ausbruche der Revolution in eingehender und anregender Weise untersucht.

Wenn Droysens Beziehungen zu den Collegen in Jena nicht zu der Innigkeit und Wärme gediehen, die sie unter begünstigenden Verhältnissen so rasch in Kiel gewonnen hatten, die Universität Jena hat ihm einen höchst dankbaren Boden geboten und seine Arbeit hier hat gute Früchte getragen. Seine Vorlesungen wirkten anziehend über den Kreis der Studirenden hinaus; aus der stattlichen Zahl der Theilnehmer an seinem Seminar sind tüchtige Archivare und Historiker hervorgegangen. Hier in Jena hat Droysen mit dem Beginn seiner Vorlesungen über preußische Geschichte den Gedanken zu dem Werke gefaßt, das fortan, vom Jahre

Digitized by Google

1852 ab, seine vornehmste Lebensarbeit werden sollte, den Gedanken zu seiner Geschichte des preußischen Staats. Er entsprang derselben Quelle, welche der Biographie Yorks den Ursprung gegeben. Der preußische Staat schien seine Aufgabe vergessen zu haben. Diese dem preußischen Volke und dessen Leitern im Spiegel seiner Geschichte vorzuhalten, das war der Gedanke, der Droysen zur Uebernahme dieser riesenhaften Aufgabe getrieben hat. Der Tradition, in der er aufgewachsen war, das lebendige Preußenthum seines Herzens, die Ueberzeugung des politischen Mannes und die Ergebnisse seiner historischen Anschauung und Forschung hatten gleichmäßigen Antheil an diesem Entschluß. Er wußte wohl, daß dem Historiker seiner Begabung andere Vorwürfe zur Wahl standen, die mit unvergleichlich geringerem Kraftaufwande die Wissenschaft fördern und ihrem Verfasser Ehren eintragen mochten; er kannte keinen, dessen eindringliche Durchführung Preußen und Deutschland bessere Frucht tragen könne. Die Aufgabe war riesenhaft, denn nicht in der Weise eines raschen Ueberblicks unter Betonung der Hauptmomente, nicht als eine Tendenzschrift, in der der Zweck die Fassung und Färbung der Theile von vorn herein festgestellt hat, nicht durch Verwerthung und Zusammenfassung des geläufigen Materials, der vorhandenen Ergebnisse sollte sie gelöst werden — eine Entwickelung von sieben Jahrhunderten sollte sowohl in ihren Grundlagen als in ihrem Aufbau, in allen ihren Wandlungen und Umgestaltungen aus den Quellen erforscht und nach deren Zeugniß und nur nach diesem dargestellt werden. Nichts sollte in sie hineingetragen werden, aus ihren genuinen Urkunden sollte die Geschichte Preußens erstehen; die Standpunkte, die Tendenzen, welche die maßgebenden Personen beherrscht, die Strömungen welche sie getrieben, sollten durch ihre eigenen Thaten und Worte in ihren Motiven ans Licht treten. Nur das Eine stand Droysen von vorn herein fest: gelang es, die rastlose Arbeit zur Anschauung zu bringen, welche die Hohenzollern unter Wiederaufnahme der Tendenzen der Askanier vor und nach dem Zeitalter der Reformation gethan, so mußte der damit gegebene Eindruck überzeugen, daß dies Fürstenthum, daß der von ihm geschulte Theil des deutschen Volkes den Kern des deutschen Staats zu bilden bestimmt und gerüstet sei, daß hier und hier allein der Punkt gegeben sei, von dem aus das Landesfürstenthum sich zum Reichsfürstenthum zu erweitern und zu ergänzen habe. „Forschend die Geschichte Preußens zu verstehen" so hat er selbst seine Aufgabe formulirt. Er verbarg sich den kaum zu bewältigenden Umfang derselben nicht. Um die Lösung möglicher zu machen, beschloß er, sich auf die Geschichte der preußischen Politik d. h. auf die der Organisation des Staats und seiner Beziehungen nach Außen zu be-

Digitized by Google

schränken. Seine rastlose Arbeit erreichte, daß die beiden ersten Bände, die die Geschichte Brandenburgs bis zur Reformationszeit führen, 1855 und 1857 erscheinen konnten. Nach einer eingehenden Darstellung der Verfassung der Marken, der Bedeutung der Okkupationen östlich der Elbe, des Charakters dieser Koloniallande, welchen weiterhin die Schilderungen der analogen Verhältnisse Ostpreußens und Schlesiens folgen sollten, erhellt sofort, wie Droysen seine Aufgabe gefaßt hat; er führt den Leser mitten in die Kämpfe der Reichspolitik, in die Parteiung der großen Koncilien, in die Hussitenkriege und die von Osten her dem deutschen Reich drohenden Gefahren. Die Hohenzollern des fünfzehnten Jahrhunderts sind reichstreu, sie arbeiten für das Reich und für die Besserung seiner Verfassung. An dem Scheitern der Kirchenreform, der Reichsreformen, die die Kurfürsteneinigung und das Reichsregiment von 1427, die Kreisordnung von 1438 vergebens versuchten —, Kurfürst Friedrich I. hatte sich in loyalster und hingebendster Weise an diesen betheiligt —; an dem Zurückgreifen der Reichsstände von den Luxemburgern auf das österreichische Herzoghaus für die Kaiserwürde; an dem Scheitern der späteren auf das gleiche Ziel in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und in den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts gerichteten Reformversuche zeigt Droysen, daß auf dem Wege der Reichsverfassung Besserung der Reichsregierung, nationale Einigung nicht zu erreichen standen. In die Reformversuche des fünfzehnten Jahrhunderts ist Droysen so tief eingedrungen, daß seine Ergebnisse der deutschen Rechts- und Reichsgeschichte hier zu wesentlicher Förderung gereicht haben. Die Schilderung der Herstellung der Ordnung, welche die ersten Hohenzollern den tief zerrütteten Marken brachten, des verständigen auf die Sammlung von Machtmitteln bedachten Walten Albrechts Achilles, das Droysen zuerst aus archivalischen Quellen in das richtige Licht stellte, die Zeichnung der Stellung der Hohenzollern im fünfzehnten Jahrhundert, dem Reiche dienend und des Reiches Marken schützend, geben diese beiden Bänden Schwerpunkt und Abschluß.

Im Sommer 1859 nach Berlin berufen betrat Droysen die Stätte wieder, von welcher er sich vor zwanzig Jahren so schwer losgerissen, er betrat sie um so freudiger, als seine Berufung mit einer verheißungsvollen Wendung der preußischen Staatsleitung zusammenfiel und er nun den ächtesten Quellen der preußischen Geschichte nahe kam. In der vollen Kraft des Lebens, in ernsten und schweren politischen Kämpfen geschult, in Forschung und Lehre zur Vollreife seiner Gaben und seines Wissens gelangt, gedachte er hier auszuführen, was er in Jena begonnen. Die historischen Uebungen setzte er ununterbrochen fort, die alte Geschichte trat nunmehr in denselben in den Hintergrund: es waren Untersuchungen und Erörterungen aus der

Digitized by Google

Geſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts, an denen er in Berlin die Seminariſten zu ſchulen begann, ſtätig fortſchreitend ging er gründlich, ſehr allmählich zum ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert über, — die allgemeinen politiſchen Fragen blieben neben den ſpeciellen nicht unerörtert — vom ſiebzehnten endlich zum achtzehnten Jahrhundert; die Aufgaben des letzten Semeſters erreichen die Mitte deſſelben. Den Kreis ſeiner Vorleſungen, den er in Jena feſtgeſtellt, erweiterte er dahin, daß er die alte Geſchichte in zwei Vorleſungen zerlegte, in die des alten Orients und des klaſſiſchen Alterthums; daß er die neuere Geſchichte ebenfalls in zwei Theile ordnete: zuerſt wurde das Reformationsalter bis zum Schluß des dreißigjährigen Krieges vorgetragen, dem dann eine beſondere Vorleſung über die zwiſchen dem weſtfäliſchen Frieden und dem Ausbruch der Revolution liegende Periode folgte. Neben dieſen Vorträgen der großen Geſchichtsabſchnitte las er regelmäßig preußiſche Geſchichte, Methodologie und Encyclopaedie der Geſchichte, zuweilen Quellenkunde der neueren Geſchichte; in jedem Semeſter hielt er neben dem Seminar zwei Privatvorleſungen. Er erachtete, daß die Univerſitäten nicht ausſchließlich der Wiſſenſchaft zu dienen, daß ſie nicht minder dem Staate für deſſen Dienſt tüchtige Beamte und Lehrer zu bilden hätten, den Letzteren müßten die großen Zuſammenhänge, die bewegenden Kräfte der Geſchichte, die materiellen Bedingungen und Hemmungen der hiſtoriſchen Aktion vorgeführt werden, damit ſie dieſer ihrer Kunde dann entnehmen könnten, was dem Faſſungsvermögen der Schüler entſpreche.

Seine weitere Lebensarbeit hatte er ſich in der Fortführung der Geſchichte der preußiſchen Politik geſtellt. Die erſten Bände waren die Vorrede. Er hatte mit ihnen das Ergebniß gewonnen, daß alle Bemühungen der Hohenzollern um die Reform des Staats und der Kirche im fünfzehnten Jahrhundert vergeblich geblieben, daß auf dieſem Wege kein Heil zu finden war. Das ſechzehnte Jahrhundert durfte er raſcher durchſchreiten. Die Politik der Joachim ließ Brandenburg in der Vertretung des Evangeliums weit hinter dem ſächſiſchen, dem heſſiſchen, dem pfälziſchen Hauſe zurück. Gleichſam um ſich für dieſes Zurückſtehen ſchadlos zu halten, gab Droyſen die Bedeutung der großen Bewegung der Reformation in ſcharfen Umriſſen, die Geſtalt ihres gewaltigen Urhebers in markiger lebensvoller Charakteriſirung und betonte die glückliche Wendung lebhaft, welche Johann Sigismund endlich der Politik ſeines Hauſes dadurch giebt, daß er der Erſtarrung des orthodoxen Lutherthums gegenüber zum Calvinismus hinübertritt, daß er am Rhein und in Oſtpreußen Fuß faßt und der wachſenden Macht der Stände Einhalt thut. Die Geſchichte der Neugründung Brandenburgs, die Gründung der Staatsmacht Brandenburg-Preußen, d. h.

Digitized by Google

die Regierung des Großen Kurfürsten konnte Droysen nun hier in Berlin vollständig aus den Quellen, d. h. aus den Akten des geheimen Staatsarchivs, des Düsseldorfer und Königsberger Archivs bearbeiten. Die Geschichte der preußischen Politik unter dem Großen Kurfürsten ist unverständlich ohne die der europäischen Politik seiner Zeit. Die kaum zu bewältigende Aufgabe, aus der fast unübersehbaren Masse des breitesten Aktenmaterials selbst die volle Kunde der Situationen und Abwandlungen, die entscheidenden Motive herauszulösen, führte Droysen in den ersten fünf Jahren seines Berliner Aufenthaltes zum Ziele, und noch bevor er dies erreicht, hatte er zu bewirken gewußt, daß auf Veranlassung des Kronprinzen die bedeutsameren der Aktenstücke, die er schon durchmustert, dem Drucke übergeben wurden, um dies überreiche Material, das durch die bezüglichen Urkunden der Archive von Paris, Stockholm, im Haag und Wien vervollständigt werden sollte, der Forschung zugänglich und seinen Nachfolgern auf diese Weise die Arbeit leichter zu machen. Diese Publikation, welche er selbst mit Duncker und von Mörner, an dessen Stelle danach Paul Hassel und Holtze traten, leitete, gelangte bis zum Jahre 1884 zu zehn starken Bänden.

Unwiderlegbar konnte Droysen in der Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm einleuchtend machen, daß die deutsche Nation rettungslos dem Untergange, d. h. der Theilung zwischen Frankreich und Oesterreich, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Polen verfallen wäre ohne die Neugründung Brandenburg-Preußens, daß der Besiegelung des Unterganges des alten Reichs im Frieden zu Münster der Anfang des neuen Reichs auf dem Fuße gefolgt ist. Dieser Anfang, der erste Halt auf dem Wege des Verderbens war damit gewonnen, daß ein Staatsverband erstand, der das Evangelium in Deutschland aus eigner Kraft zu schützen vermochte, der dazu gelangte Schweden und Polen abzuweisen und zurückzuwerfen, Frankreich's Vordringen im Verein mit den Niederlanden und Oesterreich Halt zu gebieten. Diesem Gegensatze England zu gewinnen, darauf zielten die letzten Anstrengungen und Gedanken Friedrich Wilhelms.

Und in wie heißer Arbeit und mühseligster Ausdauer waren diese Erfolge im Reiche und gegen das Ausland erreicht, in wie schwerem Kampfe war die Begründung einer Armee und einer geordneten Finanz, einer Centralgewalt über die Territorien, die den jungen Staat bildeten, war die Parität der Confessionen der hartnäckigen Renitenz der Stände abgerungen worden!

Gestalt und Thaten des Nachfolgers des großen Kurfürsten gewannen Droysen kein lebhafteres Interesse ab. Was für Kunst und Wissenschaft unter dieser Regierung geschah, fiel nicht in seine Aufgabe. Das In-

Digitized by Google

triguenſpiel am Hofe widerte ihn an, der Dienſt für Oeſterreich um die Erwerbung der Krone war ſeinem preußiſchen Herzen kränkend. Nach Droyſen's Meinung wäre richtig geweſen, daß Preußen ſich damals von den weſtlichen Dingen möglichſt fern hielt, um im Nordoſten, im nordiſchen Kriege ſeine Stellung zu nehmen und ſeinen Vortheil zu ſuchen, wenn er auch nicht verkannte, daß der Widerſtand gegen Ludwig XIV. und die Univerſalmonarchie doch von nationaler Bedeutung war, daß die Feſtigkeit und Schulung, welche die preußiſche Armee in dieſem harten Kriege gewann, von erheblichem Gewinn für den Staat war. Mit vollerem Antheil des Herzens hat Droyſen die Geſchichte des Nachfolgers, die Geſchichte Friedrich Wilhelms I. den Quellen abgewonnen, aus den Nebeln der Ueberlieferung gelöſt. Er zuerſt iſt dem Gründer der preußiſchen Verwaltung gerecht geworden, dem Gründer der preußiſchen Zucht, der den ſtörrigen Adel in den Dienſt des Staats geſtellt, der die Ariſtokratie des Dienſtes zur führenden Klaſſe des Staats gemacht und durch ſein perſönliches Verhältniß zur Armee dieſer die unerſchütterliche Grundlage gegeben hat, auf der ſie heute noch ruht; der den Bauern ſchützte, für prompte Juſtiz ſorgte und ein Wirthſchaftsſyſtem erfand, in dem jedem Stande ſein Wirkungskreis für das Gemeinwohl zugewieſen wurde. Daß der geſunde Sinn, der einfache Verſtand, der dieſen König zu „ſeiner Verfaſſung“ führte, auch den Zielen und der Zurückhaltung ſeiner auswärtigen Politik — trotz mancher Täuſchung und manchen Mißgriffs — nicht fehlten, hat Droyſen zuerſt erwieſen; in dem vielbeſprochenen Verhältniß von Vater und Sohn das Licht und den Schatten gerechter vertheilt zu haben, iſt ebenfalls Droyſen's Verdienſt.

Die drei folgenden Bände, welche die Geſchichte der preußiſchen Politik vom Jahre 1740 bis zum Jahre 1748 führen, haben Anfechtung erfahren. Fand man bereits die Charakteriſtik der Regierung Friedrich Wilhelms I. zu breit, ſo wurde dieſer Tadel nun noch lauter. Weshalb alle Anſätze, die nicht zum Ziele führen, alle Wechſel der politiſchen Lage, alle Situationen, die ſich zur Kriſis zuzuſpitzen drohen, vorführen; wie kann der Verfaſſer — ſo ſcheine es doch faſt durchweg — der preußiſchen Politik immer Recht geben, ſie immer auf dem beſten Wege finden, den Gegner niemals; verträgt ſich ſolche Einſeitigkeit mit der Objectivität des hiſtoriſchen Urtheils, und darf denn das preußiſche Staatsarchiv allein Quelle und Unterlage ſein, bedürfen deſſen Acten nicht der Correctur und Ergänzung durch die gegneriſchen Archive? Droyſen hätte hierauf geantwortet: die Herſtellung der Geſchichte Preußens aus deſſen Staatsacten überſteigt ſchier Kraft und Lebensdauer eines Mannes — wie hätte ich auch noch die der Gegner erforſchen ſollen? Hätte ich dieſe aber auch be-

Digitized by Google

nutzen können — ich hätte mich deſſen enthalten. Ich ſchreibe die Geſchichte der preußiſchen, nicht der europäiſchen Politik und ſitze nicht auf dem höchſten Richterſtuhl. Meine Aufgabe iſt, die preußiſche Politik von dem Standpunkte derer aus zu zeigen, die ſie führten, deren Auffaſſung der Lagen und deren Motive kenntlich zu machen. Und wenn ich die Gefahren, die ſich zuſammenziehen und wieder zerſtreuen, die Anſtrengungen die nicht zum Ziele führten, nicht bei Seite lege, ſo geſchieht es, weil ich zu zeigen habe, wie unabläſſige Hinderniſſe von allen Seiten die preußiſche Politik umdrängten, wie zahlreich die Gegner waren, wie unermüdlich geſchäftig ihr Haß, wie ſtark und unverantwortlich ihre Mittel; — mit einem Worte die harte Arbeit, welche in Preußen geleiſtet worden, mit der geſammten Friktion, die ſie zu überwinden hatte, ſoll zu ihrem Rechte und ihrer Wirkung kommen; und wenn dieſer Anblick vielen nicht erhebend oder wenig pikant erſcheinen mag, wenigſtens denen darf er nicht erſpart bleiben, die ſich nach mir mit preußiſcher Geſchichte beſchäftigen.

Wenn man Droyſens Talent hiſtoriſcher Darſtellung in dieſen letzten Bänden der preußiſchen Politik nicht auf der Höhe finden will, ſo muß man erwägen, daß es hier vorerſt galt, Schätze zu ergraben, die Polirung derſelben mußte ausgeſetzt bleiben; und wenn er auf eindrucksvollere Charakteriſtik der Perſonen und Tendenzen verzichtet hat, ſo iſt es geſchehen, um ihren Werken und Thaten ſelbſt das Wort zu laſſen. Man hat ferner in dieſen Bänden leitende Ideen vermißt. Wer über eine ſolche Fülle von Geſichtspunkten, ſolchen Reichthum an zutreffenden Anſchauungen, über eine Beweglichkeit der Reflexion gebot, wie Droyſen ſie in ſeinem viel zu wenig beachteten Grundriß der Hiſtorik niedergelegt hat, dem konnten Ideen auch in der Darſtellung der preußiſchen Geſchichte nicht fehlen, wenn er für richtig hielt, ſolche in den Vordergrund zu ſtellen. Aber ſeine preußiſche Politik ſollte keine abgerundete hiſtoriſche Darſtellung ſein, ſie ſollte viel mehr Fundgrube als Kunſtwerk ſein. Ungeachtet dieſer dominirenden Tendenz laſſen die einleitenden Ueberblicke der Geſammtlagen, der Zuſtände des deutſchen Reichs, der Bewegungen der Reformation leitende Ideen keineswegs vermiſſen, noch weniger die Charakteriſtik der neuen Tendenzen, der geiſtigen Strömungen, der wirthſchaftlichen Bewegungen im Beginn der Regierung Friedrichs II. Andere haben wohl gemeint, daß die hiſtoriſche Kritik bei Droyſen nicht zu vollem Rechte gekommen ſei. Gewiß hat in Droyſen's erſten hiſtoriſchen Arbeiten der Trieb der Reproduction, der Geſtaltung überwogen. Aber in ſeiner Anlage war der Scharfſinn nicht weniger vertreten als die Phantaſie. Verwickelte Fragen reizten ihn eher, als daß er ihnen aus dem Wege gegangen wäre. Seine Unterſuchungen über den Proceß der Hermakopiden,

Digitized by Google

über die Zeit der Nemeen, die Quellen der Geschichte Alexanders, die Armee Alexanders, über das Münzwesen Athens und die Münzen des ersten Dionysios, seine maßgebende Abhandlung über die Strategen Athens, die zuerst die Bedeutung des Strategenamtes klar stellte, sind mit musterhafter Strenge und Sauberkeit geführt. Durchschlagender noch, ja hier und da bahnbrechend ist der Ertrag seiner kritischen Arbeiten für die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts: es genügt, an die Abhandlung zur Kritik Pufendorf's, über die Schlacht von Warschau, über das Testament des großen Kurfürsten, über das Stralendorf'sche Gutachten, über die Memoiren der Markgräfin von Baireuth und die Memoiren von Pöllnitz, über die Wiener Allianz von 1719, den Nymphenburger Vertrag von 1741 und die Schlacht von Chotusitz zu erinnern.

Droysen war zum Lehrer geboren und hatte von früh auf diesen Beruf geübt. Wie auf dem Katheder, so wirkte er ununterbrochen, mit und ohne Absicht anregend und fördernd im Verkehr mit der Jugend, im Verkehr mit den Seinen, im Freundeskreise. Nicht nur die Lebendigkeit und feste Bestimmtheit seiner Geistesart begünstigte seine pädagogische Arbeit. Seine straffe, elastische Haltung, die ihm bis in späte Jahre eigen blieb, seine Züge, welche die Spannung des Willens verriethen, wenn sie nicht durch ein freundliches, zuweilen schelmisches Lächeln sich belebten, sein eindringender Blick imponirte der Jugend und weckte zugleich ihre Sympathie. Sie empfand etwas von der sorglichen Liebe, die er für sie im Herzen trug, sie empfand, daß er ihren Sinn und Blick emporhob, daß nur solide Tüchtigkeit gewiß war, seine Anerkennung und sein Lob zu finden. Noch heut wissen seine vormaligen Schüler des grauen Klosters von diesen Eindrücken seiner Lehrstunden zu erzählen. Seine Vorträge im Colleg waren weder pedantisch steif noch auf rednerischen Erfolg gestellt. Es waren Mittheilungen des Eingeweihten an die Einzuweihenden, denen sachliche Accente Nachdruck gaben, deren Wirkung durch die Herrschaft des Lehrers über das Gebiet des Vortrags, durch den gehobenen Ernst der Ueberzeugung verstärkt wurde. In seinem Seminar war er freundlich beurtheilend bemüht, redliches Streben zu ermuthigen, die besondere Begabung zu erkennen und auf den ihr gemäßen Weg zu bringen, das Urtheil herauszulocken. Diese Samstag-Abende wirkten so anregend und erregend auf die Theilnehmer derselben, daß sie, nachdem die Diskussion meist von sechs bis zehn Uhr gewährt, noch stundenlang in der Nacht bei einander blieben, die Eindrücke, welche sie empfangen hatten, mit einander auszutauschen, die Winke und Andeutungen, die ihnen geworden, sich klar zu machen und zu verarbeiten. So freundlich und nachsichtig er bedacht war, schlummernde Kräfte zu wecken, so streng und scharf

Digitized by Google

konnte er in den Prüfungen sein, wo es ihm galt, die kommenden Generationen vor unsicher und falsch gerichteten Lehrern zu bewahren. Ueber hundert Semester hindurch hat Droysen mit nie erkaltendem Feuer seine Vorlesungen gehalten. Die letzten Ferien, die er erlebt hat, verwendete er auf die Vorbereitung zum nächsten Semester: die Reihe war an das Zeitalter der Reformation gekommen; die Angriffe, welche Janssen gegen Luther's Leben und Lehren gerichtet, die Karrikatur, die dieser gezeichnet, wollte er Strich für Strich widerlegen, die Differenz Luther's und Zwingli's über die Abendmahlslehre aus den Quellen erörtern.

Seit der Berufung nach Berlin hat Droysen an der Politik des Tages sich nicht mehr in eingehender Weise betheiligt, wie lebhaften Antheil er an der Wendung nahm, die mit der Regentschaft eintrat, wie gespannt und sorgenvoll er die Kämpfe um die Durchführung der Armeereorganisation, in seinen Augen eine für die Zukunft Preußens und Deutschlands entscheidende Frage, begleitete. Danach war ihm beschieden, nicht nur die Erfüllung dessen, wofür er in Kiel so eifrig gefochten, den Wiedergewinn Schleswig-Holsteins für Deutschland, sondern auch den Traum seiner Jugend, das Ziel der Arbeit seiner Mannesjahre, die Krönung seiner auf Preußen gerichteten Hoffnungen, die Wiedergeburt Deutschlands zu erleben. Mit welcher nie versiegenden Freude sah er den Schlußact seiner Geschichte der preußischen Politik sich vorweg vollziehen! In die Praxis eingegriffen hat Droysen nur noch in Fragen, die seine Stellung als akademischer Lehrer näher berührten, gesprochen hat er in solchen nur, wenn er amtlich veranlaßt war: nicht für das Publikum; nur für die Acten: über die Stellung der Gymnasien und Realschulen, die Zulassung der Schüler der letzteren zum akademischen Studium, die Wege der Vorbereitung für den Lehrerstand.

Die Behauptung, Droysen habe nach seiner Uebersiedelung nach Berlin einen Ministerposten erstrebt, beruht auf freier Erfindung und vollster Unkenntniß von Droysens Sinn und Charakter. Niemand trachtete weniger nach äußeren Ehren. Die Ernennung zum Historiographen des Hauses Brandenburg war ihm willkommen, weil sie die Anerkennung und Bezeichnung einer Thatsache aussprach. Die ihm gebotene Verleihung des Charakters eines geheimen Regierungsrathes lehnte er ab. Schlicht und genügsam in allen seinen Bedürfnissen, hielt er auch in seinem Hause, in seiner Umgebung auf Einfachheit und Bescheidenheit. Seine durchaus auf die Sache, auf strikte Pflichterfüllung gerichtete Art, die feste Zucht, in der er sein weiches und erregbares Gemüth hielt, die maßvolle Haltung, die seinen Zorn über Eitelkeit, Thorheit und Verlehrtheit nie anders als in ruhigen Worten merkbar werden ließ, hat den



Digitized by Google

wirksamsten Einfluß auf seine Umgebung und auf seine Schüler geübt und ihnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlassen.

Im August des Jahres 1881 wurde ihm nach langer, qualvoller Krankheit seine Frau entrissen. Mit ihr war die natürliche Fröhlichkeit seines Herzens dahin. Für die Vereinsamung des Hauses konnten ihm selbst die theils entfernten, theils durch die eigene Häuslichkeit gebundenen Kinder vollen Ersatz nicht bieten. Es fehlten seitdem die Momente des Aufathmens von der Arbeit, die, wie kurz er sie zu bemessen pflegte, ihm doch jedes Mal wurden, wenn er aus der Werkstatt in das Zimmer seiner Frau trat. Einsam war er dennoch nicht. Stattlich waren die Häuser beider Söhne, beider Töchter erblüht, sein Blick erquickte sich an dem Spiel der jüngeren, an dem Gedeihen der älteren Enkel. Er verstand ihre Art und Anlage und war ein sorgsamer Berather für ihre Erziehung. Seine Söhne waren vordem seine Zuhörer gewesen — jetzt sah er auch den ältesten Enkel unter diesen.

Es war ein Leben aus einem Stahl und aus einem Guß, das er geführt hat. Aus der festen Tradition des Vaterhauses und harter Jugend emporgewachsen, ist er den Gütern, die Motten und Rost nicht fressen, stets zugewendet geblieben. Wie er Staat und Geschichte als die Umbildung des natürlich Gegebenen durch die ethischen Kräfte des Menschen, die Phasen der Geschichte als sittliche Gestaltungen faßte und diese Auffassung siegreich gegen die Umdeutung, die Verflachung des ethischen Processes zum Fortschritt der nützlichen Erfindungen und des wachsenden Geldeinkommens der Mehrzahl, gegen Buckle und Genossen vertheidigte — in so fester ethischer Fassung hat er selbst sein Leben geführt. Von reger Empfindung und hellem Verstehen hat er mitgelebt, was die wissenschaftliche, die politische Bewegung dieses Jahrhunderts hervorgebracht, hat er sich selbst seinen reichlichen Theil der Mitarbeit daran zugemessen. Aber unbeirrt von persönlichen Interessen, von Erfolg oder Miserfolg ist er geschlossen seines Weges gegangen.

Mit der vierten Auflage seines ersten Werkes, mit der Sichtung und Besserung der Uebersetzung des Aeschylos beschäftigt, von seiner Vorlesung über das Reformationszeitalter erfüllt, hatte er unlängst die Geschichte der preußischen Politik bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges in der Handschrift geführt — die unter seiner Mitwirkung publicirte politische Correspondenz Friedrichs II. war bis zu demselben Punkt gebracht — als am 29. Mai die Reihe, den Vortrag in der Akademie zu halten, an ihn kam. Im Laufe des Winters war er einer Frage, die ihn schon früher beschäftigt nachgegangen. König Friedrich II. hatte im Januar 1753 „drei Briefe an das Publikum" als Carnevals-

Digitized by Google

scherz auch in den Berliner Zeitungen veröffentlichen lassen. Es kam darauf an, die unter der Maske des Scherzes versteckte Absicht dieser Publikation zu ermitteln. Obwohl Droysen sich an jenem Tage schwach und angegriffen fühlte, unterließ er nicht, die geistvolle und scharfsinnige Untersuchung, die er hierüber angestellt, selbst vorzutragen; er that es mit der ihm eigenen Lebendigkeit, mit gehaltenem nachdrücklichen Accent. Nach Ablauf der Pfingstferien riethen die Aerzte dringend ab, die Vorlesungen wieder aufzunehmen. Wie sein kranker Vater an den anstrengenden Sonntagen sich immer am wohlsten befand, so behauptete auch er, während des Vortrages sei ihm stets am besten zu Muth. Er wollte durchaus nicht weichen. Mit dem Könige, dessen Geschichte er schrieb, schien er zu meinen: es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich meine Pflicht thue. Endlich gab er nach: „für dieses Semester." Acht Tage darauf war er nicht mehr.

Seinen Ausgang hatte er seit Monaten und länger im Auge gehabt. Vertraute Mittheilungen und Rathschläge an die Seinen, der Ausdruck treuer Sorge und väterlicher Liebe für Kinder und Enkel, die Feierabendstimmung, die ihn in dem stillen, blühenden Garten seiner ältesten Tochter in den Pfingsttagen erfüllte, gaben davon Zeugniß. Der fromme Sinn des Vaterhauses hat ihn durch sein Leben geleitet, und das Gottvertrauen, in welchem er durch die schwersten Tage geschritten, hat nicht nur in seiner Vorschrift, daß der neunzigste Psalm bei seiner Bestattung gelesen werden solle, Ausdruck gefunden. In einem nach der Weise des Ambrosianischen Lobgesanges gedichteten Liede findet sich seine Zuversicht der Heimkehr in das Reich des Friedens und der Klarheit ausgesprochen, die Hoffnung, hier die Seinen wieder zu finden; er schließt mit den Worten:

Fleisch und Gebein
Senket in Grabesnacht ein;
Ich leb' in sonnigen Weiten!

Max Duncker.



Digitized by Google

# Ein Gesammtkatalog der deutschen Bibliotheken.

Kein Bibliothekskundiger wird sich der Ueberzeugung verschließen, daß es ein großer Vortheil wäre, wenn den Bibliothekskatalogen in Beziehung auf äußere Einrichtung mehr Einheitlichkeit innewohnte, als dieß seither der Fall ist. Dem widerspricht es nicht, daß das wissenschaftliche System, ich möchte sagen der innere Kern des Katalogs, davon nicht betroffen werde; sondern nur das eigentlich mechanische soll nicht mehr der Willkür jedes Einzelnen ausgesetzt sein, vielmehr eine gleichmäßige Behandlung dieses Theiles angestrebt werden, die zur Entlastnng des Bibliothekars sowohl als zur Erleichterung des Benutzers in gleicher Weise dienlich ist. Ich kann mich hierfür auf die Autorität E. Steffenhagens berufen, welcher in seiner Recension von Rullmanns Bibliothekseinrichtungskunde (Gen. Lztrtg. 1875 S. 104) sich folgendermaßen äußert: „Mit aller Entschiedenheit ist dem Verlangen entgegenzutreten, es möge per majora über ein allgemein verbindliches bibliographisches System Beschluß gefaßt werden. Gelänge es wirklich hierüber eine Einigung zu erzielen, so würde damit die wissenschaftliche Freiheit der Bibliothekare aufgehoben sein, ganz abgesehen davon, daß in Fragen der Ordnung auch das lokale Bedürfniß mitzusprechen hat. Unseres Erachtens genügt es, wenn jede Bibliothek nach wissenschaftlicher Aufstellung strebt; wie sie dieselbe ausführen will, ist ihre Sache. Nützlicher wäre es, in der Katalogisirung und Numerirung einheitliche Grundsätze zur Geltung zu bringen."

Daß dieß wirklich nützlicher ist, sollte von vorn herein klar sein und meines Erachtens ist gerade jetzt die Zeit gekommen, in der ohne allzu große Opfer die Ausführung ermöglicht wird. Fast an allen Bibliotheken wird mit Eifer an die Neubearbeitung der Kataloge Hand gelegt, leider, da über die Art und Weise keinerlei Vereinbarung getroffen ist, an jeder Bibliothek verschieden.

Nach dem bisherigen Modus ist vor Anfertigung des Kataloges das erste Erforderniß die Aufstellung eines strengüberlegten und durchgeführten

Digitized by Google

Systemes, nach welchem die einzelnen Wissenschaften geordnet werden. Es ist das eine der schwierigsten Aufgaben, der sich der Bibliothekar unterziehen muß, trotz der vielfachen Hülfsmittel, die bereits für dieses Gebiet vorliegen, weil eben ein allgemein gültiges System schlechterdings zu dem unmöglichen gehört. Wenn nun nach reiflichem Bedenken und ernster Arbeit der Plan fertig ist, nach welchem der Bau aufgeführt werden soll, so ist damit eine Richtschnur gegeben, von der ein Abweichen nach einer oder der andern Seite nicht mehr gestattet ist, ebensowenig als während des Baues eines Hauses ein Abgehen von den Rissen zu denken ist, ohne daß seine Proportionen verschoben würden. Das Festhalten an dem ursprünglichen Plane aber stellt sich für den Architekten ungleich leichter, als für den Bibliothekar, da der erstere mit unveränderlichem Materiale arbeitet, während das des letzteren bei der stetigen Ausdehnung der Wissenschaften in fortwährendem Flusse sich befindet.

An großen Bibliotheken, noch dazu, wenn sie nicht über ausreichende Kräfte gebieten, liegt die Beendigung der Katalogisierung in weiter Ferne. Sehen wir nun ganz davon ab, daß die Ansichten des Oberbibliothekars im Laufe der Zeit sich wesentlich modificiren können, auch davon, daß mit dem Wechsel der Oberleitung gar häufig ein Wechsel des Systemes verbunden ist, so fällt doch vor allen Dingen der Umstand gewaltig ins Gewicht, daß bei dem regen Arbeiten auf allen Gebieten des menschlichen Wissens neue Gesichtspunkte für den Zusammenhang der Wissenschaften gewonnen werden, die ihren Einfluß auf die Classificirung derselben unzweifelhaft geltend machen müssen. Wenn unter solchen Verhältnissen der Katalog zu Stande kommt, so kann er entweder, wenn keinerlei Rücksicht auf Neuerungen genommen ist, dem ursprünglichen Plane entsprechen, dann wird er schon bei seiner Geburt veraltet sein; oder aber er hat im Laufe der Zeit der Verhältnissen Rechnung getragen, sich den wissenschaftlichen Ergebnissen angepaßt, dann ist das wohldurchdachte System durchbrochen und eine völlige Wirrnis in den leitenden Grundsätzen die wahrscheinliche Folge. In beiden Fällen wird er dem Bibliothekar keine Freude machen können, wenn auch vielleicht die Benutzer des Kataloges die Mängel desselben nicht merken. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß die intimeren bibliothekarischen Arbeiten von dem größeren Publicum nicht nachgeprüft werden können, und daß beispielsweise der Außenstehende noch von der vollständigen Ordnung der Bibliothek überzeugt sein kann, wenn längst die gräßlichste Verwirrung herrscht. Auch kann den Bibliothekar die gute Meinung des Publicums nicht der Verpflichtung entheben, die Fehler, welche er entdeckt hat, zu beseitigen. Das ist aber bei so großen Werken, wie Kataloge es sind, nicht so leicht, und da alles Flickwerk

Digitized by Google

hierbei als Stückwerk in die Augen fällt, so wird schließlich zu dem einfachsten Mittel gegriffen und ein neuer Katalog ins Leben gerufen, dem es naturgemäß nicht anders ergehen kann, als seinem Vorläufer.

Die berührten Mißstände werden nun immer und überall sich zeigen, solange wir an der alten Gewohnheit festhalten, den Katalog zu schreiben; gänzlich vermieden werden sie durch die Vervielfältigung der Katalogzettel durch den Druck, wie sie schon bei verschiedenen Bibliotheken eingeführt ist, so an der Kasseler Stadtbibliothek durch deren Vorstand Dr. Uhlworm. Jeder Titel wird in einer größeren Anzahl von Exemplaren gedruckt, die für alle Arten von Katalogen ausreicht. Daß dazu nicht eine vollständige Titelcopie genommen wird, versteht sich von selbst, da für die Katalogszwecke eine solche durchaus überflüssig ist. Da genügt es, wenn das nothwendige aufgenommen wird, wodurch die Identität des Buches unzweifelhaft festgestellt wird; bibliographisch genau darf ein nutzbarer übersichtlicher Katalog nicht sein. Wenn neben dem alphabetischen Kataloge nur ein anderer noch erforderlich ist, so wäre der Vortheil schon unzweifelhaft. Das Entscheidende aber ist es, daß der Zahl der verschiedenen Kataloge keine Grenze gesetzt wird, daß durch den Druck Bedürfnisse nach allen Richtungen hin gedeckt werden können. Für die Anhänger des festgebundenen Kataloges wird allerdings ein Anstoß sein, daß der gedruckte seiner Natur nach ein Zettelkatalog sein muß. Doch giebt es für diesen Fall verschiedene praktische Befestigungsarten, die das Verschieben der Zettel unmöglich machen, so z. B. ein Gurt mit Schnalle der um das Zettelconvolut gelegt wird, ein Verfahren, das in der Marburger Universitätsbibliothek mit Erfolg angewandt wird. Für den Standortskatalog lassen sich auch die Zettel in Bände einkleben, wenigstens in den Bibliotheken, deren Neuanschaffungen in den einzelnen Fächern hinten angereiht werden. Einen derartigen Katalog könnte man auch dem größeren Publicum in die Hände geben, für dessen Zwecke er meistentheils ausreichend sein würde.

Wenn so die Drucklegung der Katalogzettel einerseits eine große Zeitersparniß für die Bibliotheksbeamten herbeiführt, andererseits als Mittel dient, die verschiedensten Fach- und Specialkataloge ohne erhebliche Mühe herzustellen, so wird durch sie aber vor allen Dingen eine Reform ermöglicht, die nicht der einzelnen Bibliothek, sondern dem gesammten Bibliothekwesen und der Wissenschaft zu Gute kommen soll.

Bei jeder größeren Bibliothek laufen unzählige Anfragen ein, ob diese oder jene Bücher vorhanden seien. H. v. Treitschke hat es in diesen Blättern geschildert (Bd. 53 I.) welche Mühe und Arbeit es dem Gelehrten macht, in den zahlreichen Bibliotheken Deutschlands nach einem bestimmten

Digitized by Google

Werk herumzufragen und herumzusuchen. Er hat deshalb die Aufstellung von Abschriften aller Kataloge in Berlin vorgeschlagen.

Dieser Gedanke, der, insofern er die Centralisation der Kataloge betont, zweifellos richtig ist, bedarf einer weiteren Ausgestaltung, ehe er practisch werden kann. Die Aufstellung der Kataloge womöglich sämmtlicher deutscher Bibliotheken würde nicht genügen, weil sie nur die Arbeit für die Gelehrten verringern, für die bibliothekarische Thätigkeit aber bloß den Einfluß üben würde, die ganze Arbeit von den einzelnen Anstalten auf eine einzige abzuwälzen; denn das zeitraubende Nachschlagen in vielen, wenn auch nicht sämmtlichen, Katalogen bliebe ja bestehen. Den Bibliotheken kann nur der Einheitskatalog zu Gute kommen, und dieser ist nicht möglich, so lange die Kataloge geschrieben werden. Ohne jede Schwierigkeit aber ist er herzustellen durch die Benutzung der gedruckten Katalogzettel aller Bibliotheken. Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage über den Druck der Kataloge.

Wenn die deutschen Bibliotheken denselben einführen, dann ist ein Gesammtkatalog aller in Deutschland vorhandenen Bücher gegeben dessen natürlicher Standort die Königliche Bibliothek in Berlin ist. Zu diesem Zwecke sind erklärlicherweise an allen Bibliotheken ganz gleiche Zettel nothwendig, und ebenso muß jeder Eintrag nach denselben Principien gemacht werden, deren genaue Feststellung eine der Hauptaufgaben einer dazu niederzusetzenden Commission sein muß. Von diesen Zetteln hat jede Bibliothek eine bestimmte Anzahl nach Berlin einzusenden, woselbst sie zu einem einzigen Alphabet verschmolzen werden. Eine Bibliotheksignatur ist auf jedem Zettel anzubringen, die sogleich die Herkunft desselben angiebt. An diese Centralstelle hat sich dann künftig jeder Gelehrte zu wenden, und er kann sicher sein, ohne Mühe seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Aber nicht bloß zur Erleichterung der Benutzung, zur Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen, würde der Gesammtkatalog beitragen, er würde ganz besonders zu Gute kommen einem Stiefkinde der Bibliothekwissenschaft, der Bibliographie. Bis jetzt ist es gar nicht möglich von irgend einem Gebiete eine vollständige bibliographische Darstellung zu schaffen. Der Bearbeiter derselben müßte in allen Bibliotheken die Kataloge von vorn bis hinten durchgehen, um zu einem derartigen Resultate zu gelangen. Wer wollte oder könnte sich solcher Mühe unterziehen? Ohne solche aber bleibt jede Bibliographie Stückwerk, das allerdings, so lange nichts besseres da ist, immer wünschenswerth ist. Ich erwähne nur die neueste Bibliographie, von der Lindes Nassauer Drucke, welche mit großem Fleiße und Hingebung gearbeitet, doch Lücken aufweist, zu deren Ausfüllung eine jede Bibliothek beitragen kann. Mit dem Gesammtkataloge

Digitized by Google

tritt die Bibliographie in ein neues Stadium, durch ihn kann sie absolute Vollständigkeit, soweit solche der menschlichen Arbeit gewährt ist, erreichen.

Außer dem alphabetischen Gesammtkataloge, dessen Herstellung die erste und nothwendigste Arbeit der Centralstelle ist, treten eine ganze Reihe von Aufgaben an dieselbe heran. Von ihr gehn die Vorarbeiten für die Bibliographien aus, die von den einzelnen Bibliotheken auszuführen sind. Die Katalogzettel, welche in vielfachen Exemplaren abgeliefert wurden, werden von der Centralleitung nach den mannigfaltigsten Gesichtspunkten geordnet, nach Druckern, Druckorten, Druckjahren ꝛc. Es entsteht dadurch eine große Anzahl von Abtheilungen, deren bibliographische Verarbeitung den einzelnen Bibliotheken, resp. einzelnen Beamten zugetheilt wird. So muß den Provinzialbibliotheken vor allem die Bibliographie sämmtlicher Drucke ihrer Provinz zufallen. In den ihnen zugewiesenen Katalogzetteln haben sie die sämmtlichen in Deutschland bekannten Drucke ihres Gebietes vereinigt, und aus den Bibliothekssignaturen auf den Zetteln erfahren sie den Aufenthalt der Bücher, die zum Zwecke der bibliographischen Darstellung am besten an Ort und Stelle benutzt werden.

Es springt in die Augen, von wie hoher Förderung ein solch einheitliches Zusammengehen der Bibliotheken für deren wissenschaftliche Verwerthung sein müßte. Ich gehe noch einen Schritt weiter und wage zu behaupten, daß damit erst ein wissenschaftliches Eindringen in die Geschichte des Bücherdrucks, eine Bibliologie, ermöglicht wird. Indem wir mit Leichtigkeit die sämmtlichen Drucke nach Druckjahren ordnen und vergleichen können, sind wir in den Stand gesetzt, den Gang der Entwickelung der Kunst, die Einwirkungen, denen sie von den verschiedenen Seiten her ausgesetzt war, genau zu beobachten und damit im großen culturgeschichtlich wichtige Fragen zu lösen, deren Klarstellung mit weniger umfangreichem Materiale nicht zu schaffen ist.

Zugleich aber findet der Gedanke einer Reichsbibliothek insofern seine modificierte Verwirklichung, als an einem Orte der gesammte Bücherschatz des deutschen Volkes überschaut werden kann. Der Nachtheil, daß bloß die Titel, nicht die Bücher selbst an einer Stelle vereinigt sind, wird mehr als aufgehoben, durch den Umstand, daß hier wirklich eine Vollständigkeit erzielt werden kann, die bei dem Plane der Reichsbibliothek völlig unerreichbar ist.

Zunächst allerdings wird die Umgestaltung des Katalogisierungswesens wohl nur in Preußen durchgeführt werden können. Dieselbe hängt innig zusammen mit einer Centralisierung des Bibliothekwesens über-

Digitized by Google

haupt, die mir im Interesse einer normalen Entwickelung der wissenschaftlichen Sammlungen erforderlich erscheint. Die Bibliotheken sind hierin den Archiven gleichzustellen, und wie diese durch ihre Centralisation ungemein gewonnen haben, so würde die Verwaltung der Bibliotheken nach denselben Grundsätzen unbedingt zu deren Gedeihen wesentlich beitragen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist jetzt die Zeit gekommen, welche den deutschen Bibliotheken die nöthigen Reformen gewähren kann. Möge man sie nicht ungenützt verstreichen lassen. Denn, um mit Treitschkes Schlußwort zu reden: „Je länger die Reform sich verzögert, um so schwieriger wird sie durchzuführen sein."

## Nachschrift.

Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist im Centralblatt für Bibliothekswesen ein Aufsatz des Breslauer Oberbibliothekars Dziatzko über denselben Gegenstand erschienen, der sich mit meinen Vorschlägen mehrfach berührt, in Einigem aber auch abweicht.

Dziatzkos Vorschlag ist der folgende. Die Berliner Bibliothek als Centralstelle fertigt nach ihrem Bestande und dem anderer Bibliotheken, die besonders reich sind in bestimmten Literaturgebieten, einen Sachkatalog an und schickt Fahnenabzüge an alle Bibliotheken, welche ihrerseits das bezeichnen, was sie haben und eventuell Nachträge machen. Der so vervollständigte Realkatalog wird nun gedruckt und an die verschiedenen Bibliotheksverwaltungen in verschiedenen Exemplaren, z. Th. bloß einseitig gedruckt zum Zerschneiden behufs Anlage besonderer Kataloge abgegeben, außerdem an Institute, Gelehrte ꝛc. im Ganzen oder getheilt verkauft. Die Bibliotheken haben jährliche Verzeichnisse der Neuanschaffungen einzusenden, aus welchen Nachtragskataloge hergestellt werden. Wenn die Nothwendigkeit eintritt, wird Neudruck und Umarbeitung der verschiedenen Abtheilungen vorgenommen.

Gegen diesen Plan möchte ich dreierlei einwenden.

1) Der so gewonnene Katalog wird unvollständig. Die Bibliotheken, denen die Fahnenabzüge zugehn, können dieselben nur mit ihren Katalogen vergleichen. Abgesehen davon nun, daß, wie Dziatzko selbst sagt, es sehr schwer ist mit Sicherheit die Existenz eines Buches leugnen oder feststellen zu können, hat auch jede Bibliothek einen Bestand an noch unkatalogisierten Schriften, welche nur dann Berücksichtigung finden können, wenn eine jede Bibliothek von vorn an nach den Werken neue Tieel anfertigt.

Digitized by Google

2. Die Idee dem Publikum einen Katalog in die Hand zu geben halte ich nicht für praktisch. Mit jedem neuen Jahre müßte der gelehrte Benutzer einen neuen Band zu seinen Zwecken nachschlagen und würde schließlich es doch am bequemsten und billigsten finden, die Bibliotheken zu fragen und ihnen die Mühe des Suchens zu lassen.

3. Glaube ich nicht, daß es gut angeht, einen gedruckten Realkatalog herzustellen. Durch ihn würde gerade der von vielen getheilten Ansicht Steffenhagens, der sich mit aller Entschiedenheit gegen ein allgemein verbindliches bibliographisches System verwahrt, entgegen getreten.

Schließlich ist meines Erachtens, wenn es wünschenswerth erschiene, einen Katalog in Buchform herauszugeben, die Herstellung von Stereotypplatten, wie sie der Amerikaner Jewett in seiner eingehenden Arbeit On the construction of Catalogues of libraries Washington 1853 empfiehlt, weit praktischer als jedesmaliger neuer Satz und Druck.

Kassel. Karl Kochendörffer.

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

## Die Stuttgarter Stichwahl.

Den 16. Juli.

Am 25. Juni fand in Stuttgart und in Württemberg überhaupt die erste politische Wahl seit dem Erlaß der Heidelberger Erklärung statt. Es handelte sich darum, an Stelle des schwer erkrankten Oberbürgermeisters Hack einen Abgeordneten zur zweiten Kammer zu wählen, und von Seiten der deutschen und der conservativen Partei wurde der zur ersteren gehörige Rechtsanwalt Dr. Oskar von Wächter, der Sohn des Romanisten, in Vorschlag gebracht. Die Volkspartei stellte ihm ihr Mitglied Rechtsanwalt Tafel entgegen, die Socialisten zogen als „Arbeiterpartei" für einen Wirth Bronnenmayer aus Göppingen in den Kampf, und das Ergebniß war, daß auf Wächter 3100, auf Tafel 2700, auf den Socialisten 1500 Stimmen fielen; außerdem fanden sich 330 Stimmzettel für Hölder, den Staatsminister des Innern, in der Urne vor — wovon wir noch sprechen — und es wurde somit eine Stichwahl nöthig. Da von gegen 20000 Wählern nur etwa 7600, also nicht viel über ein Drittel, abgestimmt hatten, so war in der That der endgiltige Ausfall schwer zu berechnen; die Socialisten gaben die Losung Wahlenthaltung aus, da keiner der beiden noch in Betracht kommenden Bewerber ihre Sympathieen habe, und so schienen eher die Aussichten Wächters günstiger zu sein. Die Stichwahl wurde am 10. Juli vorgenommen, und Tafel ging mit 4100 Stimmen als Sieger hervor; auf Wächter entfielen 3253. Im Ganzen hatten etwa 7350 Wähler von ihrem Stimmrecht Gebrauch gemacht: also nicht bloß nicht mehr als das erste Mal, sondern gegen 300 weniger: eine bei Stichwahlen, wo in der Regel „der letzte Mann und der letzte Hauch" aufgeboten zu werden pflegt, geradezu einzig dastehende Thatsache.

Die Volkspartei war natürlich sehr entzückt — sie gab sich wenigstens so — und feierte ihren Sieg in geräuschvoller Weise; es verstand sich von selbst, daß gesagt wurde: da habt ihr die Antwort der Residenz auf

Digitized by Google

das Heidelberger Programm. Das Volk hat sein Verdict gesprochen; es will nichts wissen von den Nationalliberalen, am allerwenigsten seitdem sie in Heidelberg „rechts abmarschirt" sind. Gerade dieser Umstand verleiht dem 10. Juli eine gewisse Bedeutung, und deshalb erscheint es uns angezeigt, in den Jahrbüchern von ihm zu reden, die ja der mit dem 23. März d. J. beginnenden politischen Bewegung, der Neuconsolidirung der nationalliberalen Partei, von Anfang an die verdiente Beachtung geschenkt haben.

Von vorn herein ist es ein Trugschluß — in den freilich alle Parteien gerne verfallen — wenn man eine einzelne Wahl zum Prüfstein für die allgemeine Stimmung machen will. Jede Wahl setzt sich aus einem allgemeinen und einem besonderen Motiv zusammen; das erste liegt in der Stellung der Wähler zu der ganzen politischen Lage, zu den Gesammtaufgaben der Volksvertretung; das zweite in dem Verhalten derselben zu den vorgeschlagenen Candidaten. Oft genug kann das zweite Motiv, das ja ohnehin der Masse faßbarer ist, stärker sein als das erste; die Antipathie gegen einen Candidaten kann die Wähler vermögen, sich sozusagen selber im Stich zu lassen und persönlichen Stimmungen die Grundsätze zu opfern.

Dieser Fall aber traf diesmal in Stuttgart zu, und alle anderen Auslegungen der Stichwahl sind falsch.

Oskar von Wächter ist ohne Frage ein Mann von bedeutenden Gaben, ein tüchtiger Jurist, des großen Vaters nicht unwerth, wie selbst die Gegner einräumten, auch als Schriftsteller nicht ohne Ruf, und in politischer Hinsicht ein erprobter Patriot, ein nationalgesinnter Mann durch und durch, der von 1872—1876 Stuttgart und früher einen Landbezirk in der Kammer vertreten hat. Aber eine eigentlich populäre, die Massen elektrisirende Persönlichkeit ist er nie gewesen, und vor allem schadete ihm eines: er zählt in religiöser Hinsicht zu den Pietisten, die zwar in Stuttgart zahlreich vertreten sind, gegen welche aber der lebenslustige Residenzler als gegen „finstere Mucker" doch eine starke Abneigung hat. Wächter betonte wohl mit der Energie des ehrlichen Mannes, daß er seine persönliche Ansicht niemand aufzwingen wolle, sondern für religiöse Duldung sei: er entkräftete damit die populären Antipathieen doch nicht. Gleichwohl würde er so gut wie früher trotzdem haben siegen können; aber es kamen andere Momente hinzu. Er hatte früher gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden gestimmt; folglich gingen die zahlreichen Wähler dieser Kategorie so gut wie ohne Ausnahme mit Tafel. Am Lutherfeste hatte er sich unzweideutig gegen die Ultramontanen ausgesprochen und Rom sehr scharf mitgenommen; deshalb forderte das

Digitized by Google

deutsche Volksblatt, das sich immer als conservativ-katholisch bezeichnet und unfehlbar überall den Radicalismus unter seine Fittige nimmt, alle Katholiken mindestens zur Wahlenthaltung auf; natürlich stimmten seine Getreuen doch, und zwar so entschieden für Tafel wie 1881 im 12. Wahlkreis für Karl Mayer: Katholiken und Juden zusammdn aber zählen über 3000 Wahlberechtigte in Stuttgart. Endlich hatte Wächter 1876 für das Reichseisenbahnproject gestimmt; folglich hatte er alle gegen sich, welche in der Verwirklichung dieses Projects das Ende der württembergischen Selbstständigkeit sehen, und daß er im Wahlkampf die „Landespartei", d. h. die bureaukratisch-conservative Fraction der Kammer, vor den Kopf stieß, entfremdete ihm die Stimmen auch dieser Richtung. Viel Hunde sind aber des schnellsten Hasen Tod, und da sein Gegner Tafel ein politischer homo novus war, also den kühnsten Hoffnungen des sanguinischen Herrn Omnes den jungfräulichsten Boden darbot, so ist sein Sieg erklärlich. Nun ist es ja vorauszusehen, daß ein oder das andere der Momente, welche gegen Wächter in die Wage gefallen sind, sich zu Ungunsten der meisten süddeutschen Nationalliberalen geltend machen werde, namentlich die Feindschaft der Particularisten und der Ultramontanen; dennoch ist die Stichwahl vom 10. Juli nichts weniger als die Probe darauf, wie sich die Wählerschaft Stuttgarts — vollends die Württembergs — zum Heidelberger Programm stellt. Dies ist um so weniger der Fall, als der linke Flügel der Deutschen Partei selbst — der freilich nur in Stuttgart existirt — obwohl er voll und ganz auf dem Boden jenes Programms steht, doch aus Abneigung gegen Wächter und aus Verzweiflung an seinem Sieg öffentlich zur Wahl Hölders aufforderte, welcher der Mann der Bürgerschaft sei, und trotz der Ablehnung des Ministers, die nicht entschiedener sein konnte, 330 Stimmen für ihn abgab. Noch deutlicher sprechen aber die Zahlen des 10. Juli selber. Obwohl Tafel sich politisch noch nicht bemerkbar gemacht, sich also auch in keiner Weise compromittirt hat, obwohl er in der Gemeindeverwaltung erprobt ist, obwohl ihm von Juden, Katholiken und Württembergern strengster Observanz ausgiebiger Zuzug geleistet wurde, während seinen Gegner viele der eignen Freunde im Stiche ließen: so brachte alles demokratische Trommelwirbeln für ihn doch nicht mehr als 4100, d. h. ein Viertel der Wähler an die Urne. Das ist doch wahrlich unzweideutig. Die Residenz hat sich nicht für die Demokratie ausgesprochen; sie hat nur den vorgeschlagenen Träger des Heidelberger Banners nicht schmackhaft gefunden. Ob man wie Tafel mit 20 Procent der Wähler „siegt" oder wie Wächter mit 16 Procent „besiegt" wird — das macht in Wahrheit einen Unterschied nicht aus; ein Minoritätsvertreter ist man so oder so. Klarheit über Stutt-

Digitized by Google

garts, über Württembergs politische Haltung werden erst die Wahlen zum Reichstag bringen: wir gehen ihnen ohne Bangen entgegen. Bei Philippi sehen wir uns wieder! h.

---

Berlin, den 30. Juli.

Die Stille in der inneren Politik würde vollständig sein, wenn nicht die Stiftung des neuen Vereins zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe die interessante Frage auf's Tapet gebracht hätte, wozu selbiger Verein eigentlich gestiftet worden. Bisher hat es noch Niemand herausbringen können. Die „Nation" greift ihn von links an und die „Grenzboten" von rechts. Die Mittelparteien aber haben ihn auch noch nicht als den ihrigen begrüßt. In abstracto wäre es am Ende nicht so schwer, ein Facit aus all' diesen Besprechungen und den greifbaren Daten zu ziehen und zu sagen, was der Verein will: nämlich Opposition gegen den Staatssocialismus ohne Bündniß mit der politischen Opposition. Mit einer solchen Definition ist aber noch nicht so viel gewonnen. Die Frage ist: in welcher Art wird der Verein diese Tendenz bethätigen und seine großen Mittel in Anwendung bringen? Hier sind bisher noch alle Ausleger, wenn sie Programm und Personen prüften, stecken geblieben und es bleibt auch nichts übrig, als die Praxis abzuwarten, um sie kennen zu lernen. Aber selbst jenes abstracte Programm hat doch auch schon eine gewisse Bedeutung und zwar eine sehr erfreuliche: das ist das Nicht-Zusammengehen mit der politischen Opposition. In Anbetracht der Rolle, welche bei den Wahlagitationen das Geld spielt, ist das ein bedeutsames Resultat und ein Resultat, welches wir offenbar der Fusion verdanken. Wie die erste Reaction gegen diese Neubildung sich in der wiedererwachenden Lebenskraft des Nationalliberalismus zeigte, so stellt der jüngstgegründete Verein einen zweiten Protest dar gegen jenen ihrer ganzen politischen Vergangenheit hohnsprechenden Schritt ehemaliger Nationalliberaler. Ja man kann diesen Gesichtspunkt wahrscheinlich noch erweitern und den Verein auffassen als einen Protest der Verquickung der Sach-Politik mit der Fractions-Politik überhaupt. Dieser Verein, der gewiß kein unbedingt Bismarck-freundlicher ist, würde also mit seiner Abwendung von der Fractions-Politik grade einem oft geäußerten Wunsch des Kanzlers entsprechen und könnte dadurch von großer Bedeutung für die Praxis unseres politischen Lebens werden.

Da der Verein aber der Betrachtung einen concreteren Stoff noch nicht bietet und auch im Uebrigen die active Politik ruht, so möge uns ein Aufsatz in der „Nation" die erwünschte Gelegenheit zu einer mehr theo-

Digitized by Google

retischen Untersuchung geben, die Vielem, was die nächste Zeit bringen wird, zur Unterlage dienen kann. Die „Nation“ vom 26. Juli bringt einen Artikel „Die Lösung der socialen Frage“ (von einem activen höheren Verwaltungsbeamten, wie die Redaction mit Stolz in einer Anmerkung bekannt macht), welchem man das Verdienst einer präcisen Gegenüberstellung der Bismarck'schen Ideen über Social-Reform und der „Manchester“-Ideen nicht absprechen kann. Eben deshalb eignet sich der Artikel vortrefflich auch von der anderen Seite beleuchtet zu werden und dieser Aufgabe wollen wir uns, immer ganz genau dem Gedankengange des Artikels folgend, unterziehen.

Der Verfasser beginnt damit, dagegen zu protestiren, daß die „Manchester“-Männer aus Herzlosigkeit sich der socialen Reform widersetzten. Hierin hat der Autor, Paganus wie er sich nennt, unzweifelhaft Recht. Außerordentlich viele ehrliche Deutsche widerstreben sicherlich aus keinem anderen Grunde, als aus theoretisch entgegengesetzter Ansicht. Eben deshalb halten wir es auch nicht für hoffnungslos, an der Theorie zu arbeiten, um Jene doch noch auf den richtigen Weg zu leiten. Setzten wir bloß Bosheit oder Interesse bei den Gegnern voraus, so würde ja jeder Versuch theoretischer Beweisführung von vornherein vergeblich und überflüssig sein.

Paganus beginnt also nach jener Verwahrung die sämmtlichen socialreformatorischen Maßregeln Revue passiren zu lassen, wobei er loyaler Weise die zur Zeit etwa noch bestehenden Unvollständigkeiten und technischen Schwierigkeiten außer Spiel läßt, um den Ideen selbst möglichst gerecht zu werden. So soll dann sich erst recht zeigen, daß sie verkehrt sind.

„Da ist zuerst das Krankenversicherungsgesetz. Dasselbe umfaßt jetzt nnr einen Theil der ärmeren Klasse; ich nehme aber einmal an, daß es möglich wäre, alle Unbemittelten unter dasselbe zu bringen. Was wäre dann erreicht? Ein sehr großer Theil der tüchtigsten Arbeiter gehört schon jetzt Krankenkassen an, sei es einer freiwillig gegründeten Fabrikkrankenkasse, sei es einer lokalen oder nationalen freien Hülfskasse. Für diese wird durch das Gesetz nichts geändert. Die Andern wurden, wenn sie erkrankten, bisher aus der Armenkasse unterstützt, zu welcher sie großentheils in gesunden Tagen beisteuerten, und auf deren Beihülfe in kranken Tagen sie deshalb nach einer weit verbreiteten Auffassung ein Anrecht zu haben glaubten; künftig werden sie aus der Gemeindekrankenkasse unterstützt. Glaubt man nun, der Unterstützte werde einen großen Unterschied machen, aus welcher öffentlichen Kasse seine Unterstützung fließt? Wer das annimmt, kennt diese Klasse von Menschen nicht; das Gemeinwesen

Digitized by Google

ist nach ihrer Auffassung in Nothfällen verpflichtet, für sie zu sorgen, und wie es das anfängt, kümmert sie wenig; höchstens werden sie murren, daß sie zu der Gemeindekrankenkasse beitragen müssen und trotzdem von ihren Beisteuern zur Armenkasse nicht frei werden. Diejenigen Arbeiter, die eine höhere, sittlichere Auffassung von der Sache haben, gehören meistens den Fabrik- oder freien Hülfskassen an und werden dies auch künftig thun. Vielleicht — es läßt sich das schwerlich schon jetzt übersehen — wird das Gesetz die von seinen Urhebern nicht gewollte günstige Wirkung haben, daß es eine größere Zahl von Arbeitern in die freien Hülfskassen hineintreibt. Dagegen wird eine andere nicht gewollte Folge höchst wahrscheinlich die sein, daß namentlich auf dem Lande eine Anzahl von Bummlern, denen der kleine Finger weh thut, künftig auf öffentliche Kosten werden ernährt werden. Bisher wurden solche Leute von den die Armenpflege übenden Gemeinden, denen ihre Verhältnisse und ihr Charakter genau bekannt waren, abgewiesen; künftig werden sie, da in nicht industriellen Bezirken die einzelnen Gemeinden keine eigene Gemeindekrankenkasse bilden können, sondern mit mehreren, vielleicht mit allen eines ganzen Kreises zu einer gemeinsamen Kasse vereinigt werden müssen, — mit dem leicht zu erlangenden ärztlichen Atteste in der Hand an diese Zentralkasse sich wenden und dort viel schwerer abgewiesen werden können."

Der offenbare Fehler in diesem Räsonnement ist das Gleichsetzen einer Versorgung durch die Krankenkasse und durch die Armenkasse. Der Autor sagt, es machen die Leute keinen Unterschied: nun wozu haben denn so viele der tüchtigeren Arbeiter sich eigene Krankenkassen, die ihnen ihr schwer verdientes Geld kosten, gegründet? Oder haben nur die Leute, die sich freiwillig eigene Krankenkassen gründen, Gefühl für den Unterschied? Sollte es nicht unter der ungeheuren Masse der Anderen auch noch sehr Viele geben, die diesen Unterschied sehr wohl empfinden, aber nicht im Stande sind, die vielen Schwierigkeiten, die immerhin die Gründung und Verwaltung einer Kasse macht, zu überwinden? Und worin besteht denn der Unterschied? Nun eben darin, daß jenes die Armenkasse ist, also auch wirklich nur Arme versorgt, d. h. Leute, die keine eigenen Ersparnisse und Besitzthümer zu verzehren haben, keineswegs solche, die noch Sparkassenbücher besitzen. Sollte es da wirklich so gleichgültig sein, ob ein Arbeiter sich sagt: spare ich mir etwas, so verzehrt es irgend eine Krankheit doch und es bleibt mir nichts; da spare ich lieber nicht, werde ich dann krank, so verpflegt mich die Armenkasse? — nach der Voraussetzung unseres Autors sogar ebenso gut wie die Krankenkasse? Ist das ein Unterschied für die gesammte wirthschaftlich-sociale Stellung unserer Arbeiter oder nicht?

Digitized by Google

Ob die neuen Krankenkassen sich dazu hergeben werden, Bummler zu verpflegen, darüber schlagen wir vor, einen Arbeiter zu befragen, der verpflichtet ist, Kassenbeiträge zu zahlen. Er wird vermuthlich sagen, die Aufsicht der Genossen untereinander sei eine so sichere, daß sie selbst für die Kreis-Gemeinde-Kassen ausreicht.

Ueber das Unfallversicherungsgesetz sagt Paganus, daß ein Theil der Arbeiter keinen Unfällen ausgesetzt und deshalb nicht dabei interessirt sei (soll darum auch für die andern kein Gesetz gemacht werden?) und ferner, daß die Lage der schon jetzt gegen alle Unfälle von ihren Herren versicherten Arbeiter, deren Zahl in raschem Wachsen begriffen gewesen, durch dasselbe keineswegs verbessert worden. Hierauf ist zu erwidern: erstens, daß auch nicht entfernt alle der Unfallgefahr ausgesetzten Arbeiter gegen alle Unfälle bisher versichert waren, noch auch irgend welche Aussicht war, daß das freiwillig geschehen werde. Zweitens, daß auch die Lage der bisher bereits versicherten Arbeiter erheblich verbessert worden ist sowohl durch das zuverlässigere, naturgemäß entgegenkommendere Entschädigungs-Verfahren als auch durch die andere rechtliche Construction der Entschädigung. Bisher hatte in nicht haftpflichtigen Fällen immer nur der Arbeitgeber einen Anspruch an die Versicherungsgesellschaft und es hing von ihm ab, ob und wie sehr er ihn geltend machen wollte, jetzt hat der Arbeiter sein Recht selber.

Ueber die Alters- und Invalidenversicherung meint Paganus: wer bezahlt die Kosten? Von den Arbeitern und Arbeitgebern werden sie theils nicht einziehbar, theils werden sie ihnen zu schwer sein; schießt aber der Staat zu, so ist es wieder nichts anderes wie Armenpflege. Einmal angenommen, der Staatszuschuß sei wirklich nicht anders zu construiren als unter der Kategorie der Armenpflege: einen Theil würden doch die Arbeiter selbst beitragen und hiermit erreichen, erstens, daß sie besser versorgt werden als jetzt und zweitens, daß was jetzt Almosen ist, Recht wird. Die Folgen zeigen sich auf der Stelle und zwar genau in der umgekehrten Weise, als es sich Paganus ausmalt. Dieser sagt: wird der Arbeiter auch noch sparen, wenn er eine Altersversorgung hat? Wir sagen: wie kann man vom Arbeiter heutzutage verlangen, daß er spart? Denn spart er, so muß er sich im Alter selbst ernähren, spart er nicht, sondern genießt sein Weniges, so wird er im Alter von Anderen versorgt. Kann es ein verderblicheres System der Altersversorgung — unsere heutige Armenpflege ist thatsächlich bereits eine Altersversorgung — geben? Gerade hier ist es am allernöthigsten, daß eine Aenderung eintritt und der gewaltsam niedergedrückte Spartrieb im Volke befreit werde.



Digitized by Google

Gegen das „Recht auf Arbeit" hat Paganus merkwürdiger Weise eigentlich keinen Einwand. Die Belastung der Steuerzahler, die er davon erwartet, können wir nicht als solchen rechnen, da er offenbar nur vergessen hat, sie durch die aufgehobene Last der Bettelei und der Vagabondage zu balanciren.

Nun kommt der Autor zu seinem eigenen Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Er besteht darin: Aufhebung aller Schutzzölle und aller Steuern auf nothwendige Lebensbedürfnisse.

Wir wollen ihm dieselbe Wohlthat zu Theil werden lassen, die er dem Reichskanzler hat angedeihen lassen, nämlich annehmen, daß diese Maßregel zunächst wirklich die von ihm präsumirten Folgen haben würde, d. h. Vermehrung der Arbeitsgelegenheit und also des Arbeitsverdienstes durch die Aufhebung der Schutzzölle und Herabgehen der Preise für gewöhnliche Lebensbedürfnisse durch die Aufhebung der Zölle und Steuern. Alle Bedenken gegen diese Annahme sollen schweigen, alle Beweise, daß durch die Schutzzölle zur Zeit in Deutschland die Arbeitsgelegenheit *vermehrt* werde, alle Theorien, daß die indirecten Steuern zum großen Theil von Handel und Industrie getragen werden und nicht auf den Consumenten abgewälzt, sollen falsch sein, Paganus durchaus mit seiner Ansicht Recht haben und die erlassenen Steuern anderweitig aufgebracht werden — was wäre dann erreicht? Sagen wir eine directe und indirecte Steigerung des durchschnittlichen täglichen Lohnes eines Arbeiters in Deutschland um 50 Pfennige. Diese Steigerung ist zwar sehr hoch, aber sie soll angenommen werden: es sind von dem jetzigen durchschnittlichen Arbeitslohn nicht weniger als 25—33⅓ pCt. Mehr ist gewiß nicht zu verlangen: nun, und was hätten wir erreicht? Würden wir damit wirklich die sociale Unzufriedenheit überwunden haben? Wie kommt es denn, daß die sociale Frage gerade am brennendsten ist da, wo die Arbeiter jetzt schon oft das Doppelte des durchschnittlichen Tagelohnes verdienen? Giebt es wirklich dem Menschen einen anderen socialen Status, wenn er seinen täglichen Verdienst ein Stück steigert?

Gerade diese Gegenüberstellung zeigt mit völliger Deutlichkeit, wo die wahre sociale Frage zu suchen ist. Sie ist keine „Magenfrage", wie unser Autor, ich muß hier sagen, beinah frevelhafter Weise Lassalle nachspricht und dahin auslegt: „es ist die Frage, wie es anzufangen ist, daß die großen Massen der unbemittelten activen Arbeiter besser als bisher leben können". Gewiß ist auch das ein erstrebenswerthes Ziel, aber es ist erschöpft mit sich selbst.

Aus dem Materialismus ist es geboren und mit dem Materialismus endet es. Nun aber wähle man: hier ein Arbeiter wie bisher, mit ver-

Digitized by Google

mehrtem Tagelohn und hinter sich die Arbeitslosigkeit und die Armenpflege; dort ein Arbeiter mit, mag es denn sein, geringerem Tagelohn, aber versichert gegen Krankheit, Unfall, Invalidität, Schwäche des Alters, Arbeitslosigkeit und das Alles nicht um das Leben besser zu genießen, sondern damit er eine Rüstung habe in dem Kampfe des Lebens, den der schwache Mensch ohne sie nicht bestehen kann und sich selbst erziehe zu dem freien, auf sich selber stehenden Manne, als welcher der Deutsche leben will. D.



Digitized by Google

# Notizen.

Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Von Dr. jur. M. v. d. Osten. Leipzig, Duncker & Humblot. 177 Seiten.

Das englische Arbeiterversicherungswesen. Geschichte seiner Entwickelung und Gesetzgebung von Dr. philos. Wilhelm Hasbach. Leipzig, Duncker & Humblot. 1883. 447 Seiten.

Die französische Revolution ging bei Auflösung der Zünfte (1791) soweit, auch jede freiwillige Vereinigung von Gewerbsgenossen zu verbieten und unter Strafe zu stellen. Seit 1808 durften sich professionelle Genossenschaften praeter legem bilden, wenn sie der Form wegen einige Nicht-Berufsgenossen aufnahmen. In dieser Weise haben sich allmählich vielerlei Hülfsvereine unter den Arbeitern gebildet, ohne jedoch zu rechter Blüthe und Bestand kommen zu können. Es kam vor, daß wenn ein Verein ein Capital aufgesammelt hatte, eine Anzahl theilungslustiger Mitglieder die Auflösung durchsetzten und auf diese Weise mehr nahmen, als sie je beigetragen hatten.

Die Revolution von 1848 brachte den Versuch staatlicher Organisation der Alters- und Krankenversorgung, wozu bereits unter dem Juli-Königthum einige Vorbereitungen getroffen waren. 1850 wurde ein Gesetz über eine Altersrentenkasse unter Staatsgarantie, ein zweites über die Hülfsvereine auf Gegenseitigkeit erlassen.

Der Beitritt zur Altersrentenkasse war facultativ und, um zum Beitritt anzulocken, der Zinsfuß so geordnet, daß der Staat, als Garant, zeitweilig erheblich zuzuschießen hatte. Die Einzahlungen wurden zur Staatsschulden-Tilgung verwendet und der Staat übernahm dafür die Zahlung der Altersrenten. Für die Höhe der Rente, die eine Person erwerben konnte, war eine Maximalgrenze festgesetzt, die mehrfach gewechselt hat. Stand nun der Zinsfuß, der der Rentenberechnung zu Grunde lag, höher als der allgemeine Zinsfuß, so strömten die Einzahlungen zu, freilich weniger von Arbeitern als von kleinen Rentnern. Schleunigst wurde der Zinsfuß herabgesetzt und damit verminderten sich sofort die Einzahlungen ganz außerordentlich. 1872 wurde der Zinsfuß wieder auf 5 Proc. erhöht und da nun seit 1875 der öffentliche Zinsfuß wieder tiefer steht, so begannen auch die Einzahlungen ein rapides Wachsen

Digitized by Google

zu zeigen. Alle kleine Rentiers benutzten die Gelegenheit von dem hohen Zinsfuß zu profitiren; die privaten Lebensversicherungsgesellschaften kauften ihre Versicherten (bis zu dem erlaubten Maximum) bei der Staatskasse ein und machten für sich den Gewinn der sich aus der Differenz der Tarife ergiebt. Seit 1883 wurde der Zinsfuß wieder auf 4½ Proc. herabgesetzt. Trotzdem schoß die Staatskasse noch fortwährend zu; der Verlust, den sie bisher erlitten, wird auf mehr als 70 Millionen berechnet, die also zum sehr großen Theil nicht dem eigentlichen Arbeiterstande, sondern dem Stande der kleinen Besitzer zu Gute gekommen sind. Endlich in diesem Jahr ist das Verhältniß der Altersrentenkasse zur Staatsschulden-Verwaltung gelöst und damit der Staatszuschuß beseitigt.

Das zweite Gesetz vom Jahre 1850 über die Hülfskassen stellte dieselben unter Staatsaufsicht und suchte ihre Bildung durch directe und indirecte Beneficien zu befördern. Diese Vereine bezwecken in erster Linie die Kranken-Unfalls- und Invaliditäts-Versicherung und geben außerdem anderweite vorübergehende Unterstützungen, vermitteln auch die Versicherung ihrer Mitglieder bei der großen Altersrentenkasse. Sie haben sich ganz gut entwickelt, soweit das auf Grund des Systems möglich ist. Osten berechnet, daß von den in der Industrie thätigen Personen 1876 etwa der fünfte, heute der vierte Theil einem solchen Verein angehört. Auf dem Lande existiren aber fast gar keine Hülfsvereine.

1868 wurde auch eine Staats-Lebens- und -Unfallversicherungskasse begründet, nach ähnlichen Principien wie die Altersrentenkasse, d. h. facultativer Beitritt mit staatlichen Beneficien, diese beiden Anstalten sind jedoch nur zu einer minimalen Thätigkeit gelangt.

Von den bisherigen Organisationen haben also nur die Hülfsvereine eine leidliche Ausbildung erreicht. An sie sollen sich auch die projectirten Weiterbildungen, die in zahlreichen Vorschlägen seit den letzten Jahren die französischen Politiker beschäftigten, anlehnen.

Das englische Arbeiterversicherungswesen charakterisirt Hasbach in seinem vortrefflichem Buche folgendermaßen. Seit mehreren Jahrhunderten existiren unter den englischen Arbeitern vielerlei kleine Hülfskassen (friendly societies) auf Gegenseitigkeit. Dieselben waren nicht im Stande der Verarmung der Massen vorzubeugen und das kolossale Anschwellen der Armensteuer veranlaßte deshalb Ende des vorigen Jahrhunderts die Gesetzgebung sich mit den Hülfskassen zu beschäftigen, um sie mehr in Flor zu bringen. Vom Jahre 1793 bis auf unsere Tage ist ein Gesetz nach dem anderen über diese Kassen theils beantragt, theils auch wirklich erlassen worden, ohne daß sie im Stande gewesen wären, die schweren Schäden, an welchen die Hülfskassen kranken, zu überwinden.

Das Erste, was man that, war sie aus dem Labyrinth des englischen Gerichtsverfahrens zu befreien; man gab ihnen die Möglichkeit Processe zu führen und zwar vor den Friedensrichtern ohne die großen Proceßkosten; man erließ ihnen ferner die Stempelgebühren und gab den Mitgliedern auch Vortheile im Niederlassungsrecht.

Digitized by Google

Um diese Vortheile zu erlangen, mußten die Vereine sich registriren lassen. Das Mißtrauen der englischen Arbeiterbevölkerung gegen die Regierung war jedoch so groß, daß viele Vereine in dieser Vorschrift eine Vorbereitung zur Confiscation ihres Vermögens sahen und sich deshalb lieber auflösten und die vorhandenen Gelder vertheilten. Viele andere ließen sich wenigstens nicht einschreiben.

Durch die Gründung der staatlich privilegirten Sparkassen (1817) erwuchs den Hülfskassen einerseits Concurrenz, indem diese Art der Versorgung vielfach als die bessere empfohlen wurde; andererseits nahmen die Hülfskassen an dem großen Benefiz der Sparkassen indirect Theil: die Sparkassengelder erhielten nämlich vom Staate einen den landesüblichen Zinsfuß nicht unerheblich übersteigenden Zinssatz und den Hülfskassen wurde gestattet ihre Gelder bei den Sparkassen anzulegen.

Der fressende Schade der Hülfskassen war und blieb aber die unordentliche Verwaltung. Die meisten Kassen brachen nach kürzerem oder längerem Bestehen zusammen, ohne ihre Verpflichtungen erfüllen zu können. Für den Prämiensatz fehlte es an allen soliden Grundsätzen und Tabellen. Ein Theil der Einnahmen pflegte bei den Versammlungen im Wirthshaus vertrunken zu werden. Die wenigsten Vereine hatten auch nur eine ordentliche Buchführung. Die Verwaltungskosten verschlangen einen ganz ungeheuren Procentsatz der Einnahmen. Fortwährend wurden die Kassen von betrügerischen Directoren und Kassirern bestohlen. Durch allerhand Kunstgriffe, sogar durch die Schiedsgerichte, wurden die Personen, die Ansprüche erworben hatten, aus den Vereinen entfernt und ihrer Rechte verlustig erklärt; ein andermal das angesammelte Vereinsvermögen unter die zur Zeit vorhandenen Mitglieder vertheilt.

Diesen Uebeln entgegenzuwirken verschärfte man allmählich mehr und mehr die Staatsaufsicht; es wurden eigene Beamten für dies Versicherungswesen angestellt, welche namentlich die Tabellen für die Prämiensätze zu prüfen hatten, trotzdem arbeitet bis auf den heutigen Tag die ungeheure Mehrzahl der Vereine mit einer Unterbilanz.

Die Leistung der Vereine geht daher nicht weit über die Anstalten hinaus, welche keiner Capitalansammlung bedürfen und mit vorübergehenden oder einmaligen Zahlungen zu erfüllen sind d. h. Krankenversicherung und Begräbnißkassen. Unfähig sind sie aber zur Bewerkstelligung der Alters-, Unfall-, Invaliditäts- und Relicten-Versicherung. Am verbreitetsten aber auch am schlechtesten und schwindelhaftesten sind die Begräbnißkassen. Die Stiftung und Verwaltung derselben wird von gewitzten Agenten geradezu als Geschäft betrieben und die ärmeren Arbeiter, die gerade hierfür eine traditionelle pietätvolle Neigung haben, aber zum größten Theil weder lesen noch schreiben können, werden von diesen Leuten, die sie geschickt zu beschwatzen wissen, auf die schamloseste Weise betrogen.

Bei anderen Hülfskassen spielen die Gastwirthe, in deren Localen die Versammlungen gehalten werden, eine ähnliche Rolle. Sie selbst stiften Vereine

Digitized by Google

und suchen durch niedrige Prämien zum Eintritte zu locken, was natürlich zuletzt nothwendig zum Zusammenbruch führt.

Bei den Vereinen, die Altersversorgung versprechen, wiederholt sich die Erscheinung, daß ältere Leute sie stiften und mit dem Grundsatz gleicher Prämienzahlung Jüngere zum Eintritt überreden. Die ersteren werden dann eine Reihe von Jahren von den letzteren erhalten und wenn diese selbst herankommen, macht der Verein Bankerott.

Bei den Begräbnißkassen ist endlich die gräßliche Erfahrung gemacht worden, daß Eltern ihre Kinder ermordeten, um das hohe Begräbnißgeld, womöglich aus mehreren Kassen zu erhalten. Das Parlament hat deshalb schon zeitweilig die Versicherung von Kindern unter 6 Jahren verboten, bei solchen Zahlungen eine besondere Bescheinigung natürlichen Todes verlangt und dergleichen. Neuerdings ist eine, freilich immer noch gefährlich hohe Maximalgrenze für die Versicherung von Kindern festgestellt.

1833 wurde eine staatliche Rentenversicherung eingeführt in Concurrenz mit den Hülfskassen und Privatversicherungsgesellschaften, welche, obgleich mehrfach umgebildet und erweitert, bisher sehr geringen Erfolg gehabt hat.

Bei Weitem am besten haben sich die über das ganze Land verbreiteten großen Arbeiter-Orden (odd fellows, foresters, Manchester union) bewährt, obgleich auch sie mit Unterbilanz arbeiten. Die Manchester Union hatte z. B. am 1. Januar 1871 eine Unterbilanz von 1 343 446 Pfd. Sterl. = rund 26 500 000 Mark. Leider spricht sich grade über die Orden Hasbach nicht eingehend genug aus. Der wichtigste Vorzug, den sie vor den kleinen Vereinen haben, ist, daß ihre großen Mittel es ihnen ermöglichen, sich eine tüchtige, intelligente Verwaltung zu verschaffen.

Die Gewerkvereine sind die Organisation der Arbeiter im Interessenkampfe von Arbeitgeber und Arbeitnehmer; sie dienen nur nebenher den verschiedenen Zwecken der Versicherung.

Die Versuche, welche umsichtige Politiker und Menschenfreunde (schon 1819 Courtenay) machten, durch energische Maßregeln Ordnung in das Hülfskassenwesen zu bringen, scheiterten jedesmal an dem Widerstande der Arbeiter selbst und dem individualistischen Doctrinarismus der Politiker. Letztere verkündigten jedes Mal mit Emphase, daß der Staat sich um die Angelegenheiten der Einzelnen nicht zu kümmern habe und die Ersteren wurden von den Interessenten an den bestehenden Mißbräuchen, den Wirthen, Collecteuren, Kassirern zu einem Petitionssturme aufgerufen, vor dem das Parlament zurückwich.

Erst in jüngster Zeit hat man einige energische Schritte weiter gethan auf dem Wege der Verschärfung der Staatsaufsicht, Uebertragung derselben von unfähigen Selbstverwaltungsbeamten (Friedensrichtern) auf Berufsbeamte und Verbot der gewöhnlichsten mißbräuchlichen Manipulationen.

Den Gesammt-Erfolg des bis jetzt bestehenden englischen Arbeiter-Versicherungswesens charakterisirt Hasbach dadurch, daß er den Bedarf an Armensteuern in den letzten Jahrzehnten vergleicht.

Digitized by Google

1834 betrug die Armensteuer 6 317 255 Pfd. Sterl.
1837 " " " 4 044 741 " "

1879 und 1880 etwa 8 000 000 Pfd. Sterl. = 160 Millionen Mark.

Das beweist freilich im Verhältniß zu dem gestiegen Reichthum des Landes eine Besserung, aber eine so geringe, daß von einer Lösung des socialen Problems garnicht die Rede sein kann.

Vergleichen wir diesen Gang der Dinge in England mit der Entwickelung in Frankreich, so zeigt sich ein überraschender Parallelismus: das Versicherungswesen entspringt in beiden Ländern der Initiative und dem Bedürfniß der Einzelnen; die so geschaffenen Organisationen sind sehr mangelhaft und es kommt eine Zeit, wo der Staat sie unter seinen Schutz nimmt. In England schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, in Frankreich erst gegen Mitte dieses Jahrhunderts. In beiden Ländern entwickelt sich dann eine Tendenz auf immer weitergehende Staatseinmischung. Man wird dies System charakterisiren dürfen als fakultative Versicherung mit Staatsunterstützung; Staatsunterstützung sowohl finanziell wie auch namentlich durch die technischen, administrativen und intellektuellen Kräfte des Staates. Er giebt Normen für die richtige Organisation, sorgt dafür daß die richtigen Tabellen und Prämiensätze zu Grunde gelegt werden und giebt endlich ganz besonders durch seine Aufsicht die Garantie und die Controlle für eine korrekte Verwaltung.

Der auffallendste Unterschied der beiden Länder ist nun die sehr viel größere Verbreitung der Arbeiterversicherung in England, dabei aber auch die sehr viel größeren Mißbräuche.

Der Grund ist wohl dieser: die Kassen sind in England viel älter; die Industrie, die solcher Kassen viel mehr bedarf als der Ackerbau, dort viel umfassender. Dazu aber das andere: die Mißbräuche und die schlechte Wirthschaft. In Frankreich stehen die Kassen seit dem Jahre 1850 unter einer strengen Staatsaufsicht, deshalb wird von Mißbräuchen nichts berichtet. England besitzt weder das zuverlässig geschulte Beamtenthum, noch war die öffentliche Meinung geneigt dasselbe zu schaffen und zuzulassen. Der Schwindel, welcher auf diese Weise dem Kassenwesen anhaftete, hat aber auf der anderen Seite sicherlich dazu beigetragen, dasselbe zu verbreiten. Unter der großen Zahl der Mitglieder englischer Kassen steckt auch die ganze Masse der von Agenten und Wirthen Eingefangenen und Betrogenen. Die Ueberlegenheit des englischen über das französische Kassenwesen ist also zum Theil eine scheinbare. Auch heute noch ist die Staatsaufsicht in England namentlich über alle nicht registrirten Kassen höchst ungenügend.

Was die finanzielle Unterstützung der Hülfskassen durch den Staat betrifft, so zeigt sich, daß sie in beiden Ländern (in Frankreich durch die Altersrentenkasse; in England durch die Sparkassen) bestanden hat, aber mit der Zeit wieder zurückgezogen wurde, wesentlich, und das ist sehr bemerkenswerth, weil sie nicht dem eigentlichen Arbeiterstand, sondern den kleinen Besitzern zu Gute kam.

Digitized by Google

In beiden Ländern haben die in freier Concurrenz vom Staat errichteten Versicherungsgelegenheiten bisher keinen erheblichen Wirkungskreis gewonnen.

In England scheinen nun zunächst größere Fortschritte und Weiterbildungen nicht bevorzustehen. In Frankreich soll auf dem Grunde des bisherigen Systems eine wirklich umfassende Neu-Organisation aufgebaut werden. Ob sich auf diesem Wege etwas Bedeutendes erreichen läßt, dürfte denn doch sehr fraglich erscheinen. Vereine, welche, obgleich ihnen die Bahn seit einem Menschenalter geöffnet, obgleich sie durch die Regierung auf jede Weise gefördert sind, doch erst den vierten Theil der städtischen Arbeiterbevölkerung, noch so gut wie Nichts von der ländlichen umfassen, dürften doch sich als das Fundament eines socialen Neubaus zu schwach erweisen. Für die obligatorische Versicherung haben sich in Frankreich erst ganz vereinzelte Stimmen erhoben. Das jetzige System aber, welches man beibehalten will — facultative Versicherung mit staatlichen Beneficien — hat, wie die Praxis schon gezeigt hat, zur nothwendigen Folge, daß das staatliche Beneficium gerade nicht den Bedürftigsten, sondern denen zu Gute kommt, die sich wenigstens financiell auch allein zu helfen im Stande wären.

Die allerniedrigsten Klassen der Arbeiter treten nicht freiwillig in Vereine, zu denen sie Beiträge zu leisten haben, mögen damit auch noch so große Vortheile verbunden sein. Das wird erst recht zu Tage treten, wenn die Vereine Zwecke erfüllen sollen, zu denen sie *großer* Beiträge bedürfen. Für eine Begräbniß- und Krankenkasse sind die Mittel bald aufgebracht, die wahre Probe bildet erst die Alters- und Relicten-Versorgung.

Der Verfasser des vorliegenden Werks über die französischen Verhältnisse sieht die Sachlage freilich mit sehr viel günstigeren Augen an. Er schließt mit den Worten: „Große organische Gesetzentwürfe sind demnach zu erwarten: in den letzten Jahren wurde die Reform der gewerblichen Schiedsgerichte, die Beschränkung der Kinderarbeit, der Schulzwang eingeführt; so eben ist das Gesetz über Bildung und Vereinigung der Gewerkvereine angenommen worden, welche den so wichtigen Theil der Arbeiterversicherung, die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit übernehmen und den Arbeitern in ihren gewerblichen Beziehungen den Rückhalt geben sollen, der ihnen noch fehlt. Wenn die gesetzgebenden Faktoren in Frankreich auch die übrigen Entwürfe durchführen, so wird der Rahmen für eine Vereinsbildung der Arbeiter gegeben sein, welche durch ihre corporative organische Structur die Garantie der Dauer und die Vervollkommnung in sich selbst trägt und nach der bisherigen aufsteigenden Entwickelung dazu bestimmt erscheint, eine neue fruchtbare gewerbliche Organisation auf moderner Basis herzustellen".

Wie die genannten Vereinsleistungen und die bisherigen legislatorischen Leistungen der französischen Republik zu so großen Hoffnungen ein Recht geben sollen, müssen wir gestehen, leuchtet uns durchaus nicht ein. Beschränkung der Kinderarbeit und Schulzwang sind zwar „eingeführt", d. h. dekretirt, aber wie weit sie praktisch geworden sind, und namentlich wer die Kosten des Schul-

Digitized by Google

zwanges tragen soll, darüber steht Aufklärung und Beschluß noch aus. Ein Gesetz über die Gewerkvereine ist freilich angenommen: wie Viele in dieselbe eintreten und was sie leisten werden, bleibt abzuwarten. So wenig diese legislatorischen Thaten der Vergangenheit, wie der Inhalt der zur Zeit diskutirten Entwürfe scheinen uns irgend welche Bürgschaft für eine große organische Social-Gesetzgebung in Frankreich zu bieten. D.

---

Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart. Eine Denkschrift des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Berlin, Wilhelm Hertz, (Besser'sche Buchhandlung). 1884. 19 Seiten.

Bei vielen Lesern der Jahrbücher wird der Begriff der „Inneren Mission" nicht grade großen Sympathien begegnen; man ist geneigt, das ganze Treiben derselben mit „Muckerei" zu identificiren. Wie dem auch sei, die vorliegende Denkschrift hat wenigstens mit diesen Seiten der „Inneren Mission" nicht das Geringste zu thun. Im Gegentheil, man muß speciell die Eigenschaft an ihr hervorheben, daß sie in dem besonderen Punkt, wo sich das, was landläufig als die kirchliche Anschauung von der Behandlung socialer Fragen gilt von der staatsbürgerlichen Anschauung unterscheidet, die Beschränktheit jener Anschauung völlig überwunden hat. Es ist die Bevorzugung des Begriffs „Almosen" als eine That freier christlicher Liebe im Gegensatz gegen die Zwangsorganisation des Staates. Der wirklich „muckerische" Standpunkt verwirft die letztere, um desto mehr Raum für das zum Himmel fördernde Almosen zu haben. Besonders gefährlich wird dieser Standpunkt durch den Vorschub, den er einer Klassenherrschaft leistet und die seine Beliebtheit in manchen aristokratischen Kreisen erklärt. Das „Almosen" läßt zwar materiell dem Armen zukommen, was ihm gebührt, erhält und stärkt aber, indem es von Jenem Dankbarkeit verlangt, das Herrschaftsrecht des Gebenden. Der Arme wird versorgt, man erwirbt sich ein Verdienst und die Herrschaft bleibt. Anders, wenn der Staat befiehlt: es soll so sein. Dann fällt nicht nur das individuelle Verdienst weg, sondern auch jedes Verhältniß von Ueber- und Unterordnung.

Die Bedeutung der vorliegenden Denkschrift liegt nun darin, daß sie diesen Gegensatz völlig überwunden hat. Eine wahrhaft gesunde sociale Ordnung kann nur bestehen, wo die beiden Pole, die freie Liebes- und Selbstthätigkeit von der einen, die organisirende Kraft des Gesetzes von der anderen Seite sich vereinigen, sich durchdringen und zusammenwirken. Dies Verhältniß ist in der vorliegenden Denkschrift mit einer Klarheit erkannt und mit einer Schärfe durchgeführt, und auf die einzelnen Fragen angewandt, die einen Denker ersten Ranges verräth. Man mag zur Kirche, zur inneren Mission und zur socialen Frage stehen, wie man will, man wird diesen Thesen vom rein theoretischen

Digitized by Google

Standpunkt aus die Anerkennung nicht versagen können und wenn die Thesen auch eine practische Thätigkeit der „Inneren Mission" in diesem Sinne inauguriren sollten, so werden sie einmal eine gewisse historische Bedeutung beanspruchen können. D.

---

Italiens Wehrkraft. Ein Blick auf die gegenwärtige militärische Machtentwicklung des Königreichs. Berlin 1884. E. S. Mittler und Sohn. 147 S.

In Deutschland und Oestreich sind der Volksvertretung die nöthigen Bewilligungen für die Armee immer nur mit einer gewissen Mühe zu entreißen. In Frankreich und Italien drängt umgekehrt die öffentliche Meinung stets auf die möglichste Vervollkommnung der nationalen Wehrkraft. Italien hat denn auch, wie die vorstehende Schrift nachweist, sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Während man sich früher eigentlich nicht über den Gedanken erhob, die Grenzen des Landes gegen eine Invasion zu vertheidigen, ist man jetzt dazu fortgeschritten, auch eine etwaige Offensive in's Auge zu fassen und die Armee für eine solche tüchtig zu machen. Das ist von dem höchsten Werth auch für uns, wenn wir Italien als unseren präsumptiven Bundesgenossen in einem zukünftigen Kriege betrachten.

Hinter dem, was Deutschland leistet, bleibt Italien freilich immer noch weit zurück. Die Friedenspräsenzstärke beträgt durchschnittlich nicht mehr als 185,000 Mann (excl. der Einjährig-Freiwilligen). Italien hat 29 Millionen Einwohner, müßte also bei 1 Proc. Heeresstärke, wie wir, 290,000 Mann unterhalten. Der Organisations-Unterschied besteht darin, daß nur ein Theil der Dienstfähigen 2—3 Jahre unter der Fahne bleibt, der Rest nach Art der französischen „zweiten Portion" milizartig behandelt wird.

Ein fernerer Mangel des italienischen Heerwesens liegt in der Configuration des Landes. Heute kommt unendlich viel auf die Schnelligkeit der Mobilmachung und der ersten Concentrirung an. Diese ist in Italien besonders erschwert. Man hat Alles, was in Süden steht, durch die langgestreckte Halbinsel zu befördern auf nur zwei Eisenbahnlinien, die beide an der Küste entlang gehend einer Unterbrechung durch feindliche Landungen ausgesetzt sind.

D.

---

Historische Vorträge. Von Carl von Noorden. Eingeleitet und Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Mit dem Portrait C. v. Noordens im Lichtdruck. Leipzig, Verlag von Dunker und Himblot. 6 M. 40 Pf.

Thema und Ausführung machen es wahrscheinlich, daß das große historische Werk Noordens, die bis zum Jahre 1710 durchgeführte „Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert" niemals einen sehr großen Leserkreis zu gewinnen oder gar Gemeingut der Gebildeten zu werden Aussicht hat. Ein Schatz für denjenigen, welchen Interesse und Eifer zu ihm hinführen,

Digitized by Google

bleibt es doch für jeden der Sache und dem Wunsche der eingehendesten Kenntniß eben dieser Zeit, Fernstehenden unnahbar. Da auch die akademische Wirksamkeit über den Kreis der Schüler, mögen sie derselben noch so dankbar und auf noch so großem Gewinn zurückblickend gedenken, nicht weit hinausreicht, so würde es schwer sein, die Bedeutung Noordens dem weiteren deutschen Volke nahe zu bringen, wenn nicht eine pietätvolle Hand seine „historischen Vorträgen" gesammelt und mit einem Lebensabriß des Verfassers eingeleitet dem öffentlichen Bücherschatze einverleibt hätte. Der deutschen Literatur ist damit eine wahre Bereicherung zu Theil geworden. Die Aufsätze über Frau von Maintenon, Friedrich Wilhelm I., Kirche und Staat zur Zeit Kaiser Ludwigs des Baiern schildern uns Personen und Erscheinungen der Geschichte, welche das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen und aus einer Fülle der Kenntniß, mit einem Reichthum der Farben, in einer Eleganz der Form vorgetragen werden, wie wir sie nur selten in Werken jeder Literatur vereinigt finden. Die Vereinigung der zehn Vorträge auf dem Hintergrunde des Maurenbrecher'schen Lebensbildes zeigt uns zugleich so schön die edle Persönlichkeit, die ideale Wirksamkeit des deutschen Gelehrten, daß das Buch ebenso in seiner Einheit, wie in seinen Einzeltheilen sich die Liebe wie die Bewunderung des Lesers erwirbt. D.

---

Das deutsche Einfuhrverbot amerikanischen Schweinefleisches. Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen. Dr. jur. et phil. Jena, Gustav Fischer. 84 S.

Diese vortrefflich geschriebene Broschüre bringt mehr als der Titel zu versprechen scheint. Die sanitäre Begründung des Einfuhrverbotes wird schlagend nachgewiesen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die amerikanischen Schweine sowohl in einem ganz exorbitannten Maße mit Trichinen behaftet sind, als daß auch vielfältig an der Schweine-Cholera oder sonst crepirte Thiere zur Schmalz-Bereitung verwendet werden. Außer Deutschland haben auch Frankreich, Spanien, Portugal, Oesterreich, Italien, Griechenland, Türkei das amerikanische Schweinefleisch von ihrem Markt ausgeschlossen beziehungsweise auf demselben stark beschränkt.

Der Verf. begnügt sich aber nicht mit dem Sanitäts-Standpunkt. Er weist nach, daß zur Zeit nicht einmal eine wirthschaftliche Benachtheiligung der deutschen Consumenten aus der Maßregel entsprungen ist, da die Preise für Schweine-Producte seit dem Einfuhrverbot nicht herauf- sondern herabgegangen sind und die deutsche Production gestiegen ist. Zur Zeit kostet das Schweinefleisch in Chicago mehr als in Hamburg. Von hier aus eröffnet sich ein weiterer Ausblick auf die Verhältnisse des deutsch-amerikanischen Verkehrs im Allgemeinen, der für die Zukunft Deutschland eine unerwartet günstige Prognose stellt.

Digitized by Google

Sollten sich in Betreff der Schweine-Production die Verhältnisse in Zukunft einmal wieder ändern, so stellt der Verf. fest, in welcher Weise und für welche Waaren an die Stelle des Verbotes eine genügende sanitäre Controlle eingerichtet werden könnte. D.

---

Deutsches Nationalbewußtsein im Lichte der Geschichte. Akademische Antrittsrede von Dr. Dietrich Schäfer, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Jena. Jena, Gustav Fischer. 1881.

Wann ist ein deutsches National-Bewußtsein entstanden? Wie hat es sich entwickelt, welche Wirkungen sind von ihm ausgegangen? Wie verhält es sich zum Reiche der Karolinger? Wie zu der Würde des Römischen Kaiserthums deutscher Nation? Welche Rolle spielte es, als nach dem Untergang der Hohenstaufen dieses Kaiserthum und mit ihm auch das deutsche Königthum zum Schatten geworden war? In welchem Verhältniß steht unser heutiges Nationalbewußtsein zu demjenigen des Mittelalters? So nahe alle diese Fragen liegen, so oft eine oder die andere aufgeworfen ist, so ist die Antwort doch an vielen Stellen noch Zweifeln unterworfen. Auch die vorliegende Abhandlung löst die Zweifel nicht alle; sie bildet aber sicherlich den vornehmsten Beitrag, der seit lange der Lösung des Problems zu Theil geworden ist. Mit wahrem Vergnügen liest man die ebenso umfassend angelegte, wie fein durchgeführte Betrachtung. Es ist einmal wieder ein nicht bloß gelehrter, sondern auch ein durchaus gebildeter Geist, der zu uns spricht. D.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Schelling-Str. 11.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die methodische Kriegführung Friedrichs des Großen.

Von

**Hans Delbrück.**

Unter dem obigen Titel veröffentlicht Major von Malachowski in den Grenzboten (Nr. 31) einen Artikel, der sich fast ausschließlich mit meiner Auffassung des Gegenstandes beschäftigt, mich aber zu der Erklärung (Grenzboten Nr. 32) nöthigte, daß ich die mir von Malachowski imputirten Ansichten als die meinigen nicht anzuerkennen vermöge. Was seine eigenen Ansichten sind, darüber ist gewiß jeder Schriftsteller selbst der competenteste Richter, und nachdem ich für den Nicht-Eingeweihten erklärt, daß das, was in dem Malachowskischen Aufsatz zu lesen, nicht meine Ansichten seien, wollte ich es eigentlich hiemit abgethan sein lassen. Wer sich näher für den Gegenstand interessirt, dem steht es ja frei, meine einschlägigen Arbeiten (Zeitschrift für Preußische Geschichte 15, 217 ff., 16, 27 ff., 391 ff., 408 ff., 18, 541 ff., Historische Zeitschrift 52, 155 ff., endlich meine Biographie Gneisenau's) einzusehen. Aber es ist mit Mißverständnissen ein eigenes Ding; auch davon bleibt gar zu leicht etwas hängen. Da die Streitfrage aus den historischen Fachorganen vor die allgemeine Leserwelt gebracht worden ist, so will ich versuchen, hier noch einmal, wenn auch nicht den Beweis für meine Ansicht zu führen, wozu ich der Masse des Materials bedürfte, aber doch meine Auffassung darzulegen, indem ich speciell die unrichtigen Vorstellungen Malachowski's zurückweise. Die Polemik bringt es mit sich, daß ich mich dabei im Wesentlichen an die Disposition meines Gegners halte.

Malachowski beginnt seinen Aufsatz mit der Erklärung, daß er den Ruf Friedrichs als eines der großen Feldherrn der Weltgeschichte gegen mich vertheidigen müsse. „Herr Dr. Delbrück*) wird sich vielleicht

*) Mein Gegner nennt mich stets „Herr Dr. Delbrück"; ich folge der schriftstellerischen Sitte, wenn ich von einem wissenschaftlichen Gegner spreche, den bloßen Namen zu nennen.



Digitized by Google

dagegen sträuben, sagt er, daß ich ihm die Absicht zuschreibe, den Ruhm des großen Friedrich zu schmälern." Aber es sei nun einmal so. Wirklich sträube ich mich nun dagegen; es wird sich sogar herausstellen, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist: Malachowski's Auffassung würde den großen König herabsetzen. Ich könnte also sagen: Malachowski hat die Absicht Friedrich an seinem Lorbeer zu pflücken. Ich will das aber nicht thun, sondern meinem Gegner einen ernsthaften Vorschlag machen. Sie wissen recht gut, Herr von Malachowski, daß meiner Untersuchung der Gedanke zu Grunde lag, Friedrich gegen den Verdacht eines Abfalls von sich selbst in seinen späteren Jahren zu vertheidigen, und daß ich der Meinung bin, Friedrich erscheine in meiner Auffassung noch größer als in der anderen. Sie sind Ihrerseits der Ansicht, daß Friedrich dabei verlieren würde, grade wie ich umgekehrt glaube, daß er bei Ihren Theorien verlieren würde. Nun will ich nicht wieder sagen, Ihre Absicht sei es, den Ruhm Friedrichs zu schmälern und Sie sagen es nicht von mir. Dann ist die Polemik gleich wesentlich vereinfacht. Es handelt sich ja zuletzt um Keins von Beiden, sondern nur um die Wahrheit — ob Friedrich dabei verlieren möchte oder nicht, und insofern kann überhaupt von einer „Absicht" nicht die Rede sein; aber ein gutes Preußenherz ist auf dem Punkte „Friedrich" schwach, und so wird uns denn immerhin das reine Wahrheitsstreben dadurch erleichtert, daß die „Absicht" ganz aus dem Spiel gelassen und höchstens gesagt wird „die Folge dieser Auffassung ist so und so". Danach werde ich wenigstens Ihnen gegenüber verfahren.

Damit der Leser übrigens auch erfahre, wie jener schwarze Verdacht in meinem Gegner entstanden ist, so will ich den betreffenden Passus hier wiederholen. Ich habe gesagt (Hist. Zeitschr. a. a. O. in einer Recension): „Es handelt sich um die historische Würdigung der Strategie Friedrichs des Großen. Seit der französischen Revolution und Napoleon haben, wie die politischen und die socialen Verhältnisse der europäischen Staaten, so auch die Taktik und die Strategie eine radikale Umwandelung erfahren Darüber ist alle Welt einig. Man ist auch einig, daß auf den drei ersten Gebieten, speciell in der Taktik Friedrich der Mann des 18. Jahrhunderts war; seine Größe besteht darin, daß er die Ideen seiner Epoche am vollkommensten ausbildete und repräsentirt. Die Streitfrage ist, ob dasselbe auch von seiner Strategie zu urtheilen ist, oder ob Friedrich, hier seiner Zeit vorauseilend, bereits die Grundsätze unseres Jahrhunderts, Napoleons anwandte. . . . . .

„Unsere älteren Militärs faßten Friedrich ganz richtig auf als den Virtuosen des 18. Jahrhunderts. Neuerdings aber hat man mehrfach die

Digitized by Google

andere Ansicht ausgesprochen und der Widerspruch, den Ref. dagegen erhob, wurde zurückgewiesen."

Es ist der Gebrauch des Worts „Virtuos" in diesen Sätzen, welches bei Malachowski Anstoß erregt hat. Er wendet dagegen ein: „Von einem Genius ersten Ranges, als welcher Friedrich bisher aufgefaßt worden ist, verlangen wir, daß er in seinen Grundanschauungen nicht in den Irrthümern und Vorurtheilen seiner Zeit befangen sei, daß er vielmehr das Wesen seiner Kunst im tiefsten Grunde erfassend über seiner Zeit stehe und daher ein Lehrer und Beispiel für alle Zeiten sei."

Hätte mein Gegner diesen Satz vorher einem Historiker gezeigt, so würde ihm dieser vermuthlich gerathen haben, den Satz umzukehren, etwa so: „Jeder Genius ist selbstverständlich auch in den Irrthümern und Vorurtheilen seiner Zeit befangen" — bei weiterem Ueberlegen aber würde er dann wohl dazu gekommen sein, den Satz ganz zu streichen, indem er sich erinnerte, daß es sich nach meiner Auffassung grade nicht um Irrthümer und Vorurtheile, sondern um eine Ansicht Friedrichs handelt, die von beiden Seiten, sowohl von mir als von meinem Gegner, als die richtige präsumirt wird. Es handelt sich nur darum, welche es war. Damit fällt denn auch die weitere Antithese Malachowski's von einem „Virtuosen in der Manier seiner Zeit" und dem „Künstler ersten Ranges" in sich zusammen. Schon wer meine obigen Sätze im Zusammenhange liest, sieht, daß ich das Wort nicht in dieser Antithese gebraucht, also auch mit dem Worte „Virtuose" Friedrichs Ruhm nicht habe schmälern wollen. Wie einfach würde Polemik sein, wenn die Streitenden sich zuallererst bemühten den wirklichen Sinn des von dem Gegner Gesagten zu erfassen!

Ehe ich in die Sache eintrete, muß ich noch ein zweites ähnliches Mißverständniß aufklären. Es handelt sich um den Gegensatz, daß Malachowski Militär ist, ich Historiker bin.

Malachowski sagt nun, ich habe erklärt (Hist. Zeitschr. a. a. O.), „daß grade Fachmänner ihres Verständnisses der modernen Kriegführung halber ein Verständniß der Kriegführung des vorigen Jahrhunderts nicht haben könnten". Es ist mir gar nicht eingefallen, das zu erklären. Am Schluß des Aufsatzes geht der Autor noch einen Schritt weiter und läßt mich sagen, der Militär könne die friedericianische Strategie nicht beurtheilen, „weil wir dieser Zeit noch zu nahe stehen". Das wäre allerdings baare Thorheit; ich habe es aber nicht nur nicht gesagt, sondern ich habe das grade Gegentheil gesagt, nämlich auseinandergesetzt, daß der Militär nicht ohne Weiteres als der Fachmann anzusehen sei, obgleich wir der Zeit Friedrichs noch so nahe stehen. Wen die Sache interessirt oder wer einmal ein recht schönes Beispiel vor Augen haben



Digitized by Google

will, wie weit Mißverständnisse gehen können, ohne daß ein Autor sich auch nur des geringsten wirklich mißverständlichen Ausdrucks bedient habe, für den setze ich die Stelle unverkürzt hierher, indem ich noch die Bitte hinzufüge, im Auge zu behalten, daß der Passus in der Abwehr und Selbstvertheidigung geschrieben wurde. Er lautet: „Zum Schluß möge es mir erlaubt sein, noch gegen eine beiläufige Wendung des Vf. [Major Cämmerer, in seiner übrigens von mir sehr anerkannten Schrift: ‚Friedrichs d. Gr. Feldzugsplan für das Jahr 1757‘] mich zu erklären. Er begründet einmal ein Urtheil mit der Wendung „wir Männer vom Fach“. Ohne Zweifel liegt der Grund der Differenz zwischen dem Verf. und seinen Gegnern zum Theil eben hierin, daß jene meist Militärs sind. Aber es ist ein Irrthum zu meinen, daß die Militärs deshalb in Fragen, wie die vorliegende, als die Fachmänner zu betrachten seien. Ist etwa ein Kunstreiter der Mann, der zu untersuchen hat, ob die Griechen bereits den Gebrauch der Steigbügel kannten? Wenden wir uns an einen Archäologen [Malachowski macht in seinem Eifer gegen die Historiker auch diesen Archäologen zu einem Historiker] oder an einen Maler, wenn es sich darum handelt, antike Vasenbilder zu erklären? Die Unklarheit in unserem Falle ist nur dadurch möglich, daß die Zeit Friedrichs der Gegenwart verhältnißmäßig nahe liegt und deshalb aus den Begriffen der Gegenwart heraus beurtheilt werden zu können scheint. In der That scheint es aber nur so, und die ganze unrichtige Auffassung meiner Gegner geht darauf zurück, daß sie ihren heutigen Begriff ohne weiteres auf das vorige Jahrhundert übertragen. Diese Gefahr ist ja für den „Fachmann“ im technischen Sinne fast unvermeidlich, wenn er sich nicht eine sehr gediegene historische Bildung verschafft. In unserem Falle ist das Verhältniß besonders deutlich: so lange die Militärs noch die praktische unmittelbare Anschauung vom Friedericianischen Kriegswesen hatten, haben sie es auch richtig aufgefaßt (wenn auch nicht immer alles richtig beurtheilt) — heute wird es ihnen schwer, sich von den Grundsätzen, die sie täglich üben, genügend zu emancipiren. Der wahre Fachmann für die Vergangenheit ist eben der Historiker, der sich auf dem einzelnen Gebiete, sei es nun Kriegswesen oder Handel oder Ackerbau oder Diplomatik oder Recht oder Theologie, die für seinen Zweck nöthigen technischen Kenntnisse erwerben muß. Das ist bei der Einfachheit seiner Grundsätze und der absoluten, krystallenen Klarheit, in der sie von Clausewitz entwickelt worden sind, grade nirgends leichter als im Kriegswesen.“

Ich constatire also noch einmal: es ist mir nicht eingefallen, den „Fachmännern im technischen Sinn“, seien es nun Militärs oder Theologen oder Künstler oder was sonst, wie Malachowski mir imputirt „Ne

Digitized by Google

sutor ultra crepidam" zuzurufen. Ich habe nur, wenn sie historische Untersuchungen machen wollen, auch eine gediegene, sogar eine sehr gediegene, historische Bildung verlangt.

Nunmehr zur Sache.

Die den Streit beherrschende Definition, ist, wie ich sie formulirt habe, folgende: die neueren Strategen (seit Napoleon) suchen die Entscheidung allein in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte durch die Schlacht, während die älteren auch dem durch Manöver gewonnenen Besitz von Land und Stellungen eigenen Werth zuschrieben. Malachowski erkennt diese Definition ausdrücklich als richtig an. Damit ist schon viel gewonnen. Aber, setzt mein Gegner hinzu, die Definition geht der Sache noch nicht auf den Grund, „man fragt sofort, wie die Strategie eigentlich zu dieser irrthümlichen Auffassung kam". Irrthümlich? Wieso irrthümlich? Das ist ja gerade die Frage, ob diese Auffassung irrthümlich oder ob sie nicht vielmehr die richtige war. Alle meine Beweise sind immer dahin gegangen darzuthun, daß die letztere Methode für das 18. Jahrhundert einzig und allein die berechtigte war. Diese meine ganze Beweisführung läßt Malachowski bei Seite. Ein Dutzend Aussprüche Friedrichs selber habe ich dafür angeführt*) — Malachowski citirt und widerlegt keinen einzigen. Die Geschichte aller Feldzüge des 17. und 18. Jahrhunderts, selbst zum Theil derjenige von 1757, beweist es: Malachowski wirft nicht einmal die Frage darnach auf.

Der Gegensatz liegt in den beiden Wörtern „allein" und „auch". Die moderne Strategie sagt (natürlich cum grano salis zu verstehen): „allein die Schlacht", die methodische Kriegführung sagt: „auch das Manöver". Letztere schließt keineswegs die Schlacht aus. Diesen ganz entscheidenden Punkt läßt Malachowski in seiner Argumentation allmählich verschwinden. Es kommt bei ihm so heraus, als ob ich Friedrich eine Kriegskunst vindicirt hätte, die allein auf das Manöver und vielleicht Klein-Gefechte ausgegangen wäre. Das ist allerdings sehr leicht durch

*) Ich will wenigstens den allerstärksten, fast überstarken Ausspruch Friedrichs in dieser Art wiederholen. In den im Herbst 1759 niedergeschriebenen Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. heißt es, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es giebt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn man weniger zu verlieren als zu gewinnen hat, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht verlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an."

Digitized by Google

einen bloßen Hinweis auf seine ungeheuren Schlachten zu widerlegen. Wo in aller Welt steht aber etwas in meiner Definition oder sonstigen Darstellung, das die Schlachten ausschließt? Das hat mit meiner Auffassung ungefähr ebensoviel Aehnlichkeit, wie oben meine Pseudo-Ansicht von den „Fachmännern" mit meiner wirklichen Ansicht. Nichts leichter als Einem auf diese Weise Absurditäten nachzuweisen.

Ich habe es von Anfang an betont, daß Friedrich niemals in den Fehler einiger Doctrinärs des 18. Jahrhunderts verfallen sei, Krieg könne ohne Blutvergießen geführt werden*); ich habe mich bemüht nachzuweisen, daß er Schlacht und Manöver angewandt hat und daß seine ungeheure Größe darin besteht, daß er und er allein in einer Zeit, welche auch das Manöver empfahl und erlaubte, wo es immer geboten war, die fürchterlich-bange Entscheidung der Schlacht anzurufen, vor diesem Entschluß nicht zurückschreckte. Ich habe ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Probe eine noch höhere ist, als sie den modernen Feldherrn auferlegt wird, welche keine Wahl mehr zu treffen haben, sondern ein für alle Mal wissen, daß es ohne die Schlacht eine Entscheidung im Kriege nicht giebt.

In die genetische Erklärung dieses fundamentalen Unterschiedes der heutigen und der damaligen Kriegskunst einzutreten würde mich hier zu weit führen. Ich muß dafür auf meine älteren Arbeiten verweisen. Kurz formulirt liegt es in den folgenden drei Eigenschaften des Friedericianischen Heeres, welche es von den modernen unterscheiden: es ist viel kleiner; es requirirt nicht; es tiraillirt nicht. Die erste Eigenschaft macht es ihm unmöglich sehr tief in das feindliche Land einzudringen; die zweite verbietet ihm sich von den Magazinen zu trennen; die dritte macht ihm viele Stellungen unangreifbar, die dem modernen Heer kein wesentliches Hinderniß mehr entgegensetzen.

Der Unterschied, der sich hieraus für den Gesammt-Charakter der Kriege beider Perioden, der Friedericianischen und der Napoleonischen ergiebt, ist uns allen geläufig. Damals jahrelange Dauer, seltene Gefechte, noch seltener Schlachten, monatelanges Einander-Gegenüberstehen der Heere, oft fast auf Kanonenschußweite, manövrirendes Hin- und Herziehen. Später und heute noch das Abbrennen des Kriegsfeuers in wenigen Monaten mit Schlacht auf Schlacht, Entscheidung auf Entschei-

*) Ich wiederhole bei dieser Gelegenheit die schon früher ausgesprochene Bitte, nicht etwa als die Summe meiner Auffassung den Satz zu citiren, Friedrich habe die Schlacht als ein Uebel angesehen, dem man sich nur im Nothfall unterziehen müsse. Das Citat könnte nicht unglücklicher gewählt sein. Der Ausspruch stammt zwar von Friedrich selbst, ist aber durchaus nur im Zusammenhange richtig zu verstehen. Er erhält seine nothwendige Ergänzung durch den anderen Satz, daß Friedrich nie in den Fehler verfallen ist, zu glauben, Krieg könne ohne Blutvergießen geführt werden.

Digitized by Google

dung. Nur ein Feldzug der älteren Periode, der von 1757 mit den Schlachten von Prag, Kollin, Breslau, Roßbach, Leuthen hat annähernd den Charakter der modernen Kriege.

Die anscheinende Ausnahmestellung dieses Feldzuges ist leicht zu erklären. In allen Kriegen giebt es Perioden höherer und geringerer Spannung. Es ist daher ganz natürlich, daß unter Friedrichs Feldzügen auch einer von der allerhöchsten Intensität ist. Daß trotzdem auch in diesem einen noch gewisse Unterschiede von den modernen Feldzügen sich finden, habe ich in einem meiner Aufsätze nachgewiesen. Immer aber ist dieser eine Feldzug, unter den zwölfen, die Friedrich gemacht hat, eben nur einer, für alle übrigen bleibt die augenfällige Verschiedenheit von den Napoleonischen und modernen Feldzügen und die Uebereinstimmung mit denen der anderen großen Feldherren der Periode. Schon diese Uebereinstimmung beweist, selbst wenn wir den sachlichen Nachweis nicht zu führen vermöchten, daß es sich unmöglich um ein bloßes Vorurtheil handeln kann. Sie alle, von Gustav Adolf an, die großen französischen Marschälle, Eugen, Marlborough und Friedrich beweisen es dadurch, daß sie das System, mit mehr oder weniger Genie befolgt — und endlich auch Einer dadurch, daß er es nicht befolgt hat und daran gescheitert ist: Karl XII. von Schweden. Wer ist nun der wahrhaft große Mann: Karl, der seinem Jahrhundert vorauseilte und in ihm einen Grundsatz unseres Jahrhunderts anwandte, der ihn und seinen Staat zu Grunde richtete; oder Friedrich, der sich erhielt, weil er der Virtuos seines Jahrhunderts war und blieb?

Die Genesis der irrthümlichen Auffassung bei Malachowski scheint diese. Er sagt sich (S. 212): die Natur des Kriegs ist die Anwendung der äußersten Gewalt; eine Kriegsmethode also, die auf die Anwendung der äußersten Gewalt (der Schlacht) bis auf einen gewissen Grad verzichtet, geräth in Widerspruch mit sich selbst, ist also verkehrt. Und nun schließt er weiter: unmöglich kann Friedrich eine verkehrte Auffassung von der Strategie gehabt haben, folglich hat er dem neuen Schlachtsystem huldigen müssen, und nun müssen sich auch seine Thaten und Aussprüche wohl oder übel in dies Schema fügen; was zuletzt garnicht hineinpassen will, wird als Ausnahme behandelt.

Der dialektische Fehler in diesem Räsonnement ist nicht schwer zu finden. Es ist richtig bis zu dem Satz: die methodische Kriegführung*)

*) Ich folge übrigens in der Anwendung des Ausdrucks „methodische Kriegführung" auf die Strategie Friedrichs nur meinem Gegner; ich selbst habe den Ausdruck bisher für die Ausartung des Friedericianischen Systems gebraucht, welche sich von dem Schlachtprincip immer weiter entfernte.

Digitized by Google

ist in Widerspruch mit sich selbst. Falsch aber ist die weitere Folgerung: also ist sie verkehrt. Aus dem einfachen Grunde, weil es garnichts auf der Welt giebt, was nicht auf irgend einem Punkt mit sich selbst in Widerspruch geriethe. Es ist eine allgemeine Eigenschaft der Erscheinungswelt, auch des Kriegs, auch nach einer anderen Richtung noch des modernen Krieges. Der Krieg ist die Anwendung der äußersten Gewalt: wenden wir dieselbe wirklich an? Morden wir die Gefangenen? Vergiften wir Brunnen? Tödten wir auch die bürgerliche Bevölkerung des feindlichen Landes? Alles das wären gewiß Kriegsmittel von der ungeheuersten Wirksamkeit, wenn wir sie anwenden wollten. Aus bestimmten Gründen geschieht es nicht. Wo der menschliche Geist auch thätig ist, immer ist es seine Aufgabe, solche Widersprüche zu vereinigen und zu überwinden. Das ist recht eigentlich die Natur des Geistes: er soll es fertig bringen, zugleich die äußerste Gewalt und die höchste Milde walten zu lassen. Im vorliegenden Fall ist es also richtig, daß es der Natur des Krieges widerspricht, nicht die Schlachtentscheidung anzurufen: dennoch haben viele Generationen, bestimmter historischer Verhältnisse wegen, sich mit einer Art des Krieges begnügen müssen, welche neben der Schlacht auch dem Manöver eine Stelle zuwies. Die Sache des Feldherrn war es in jedem Augenblick zu entscheiden, welches Mittel in Anwendung zu bringen sei.

Nun erkennt man auch, worin sich Friedrich von allen seinen Zeitgenossen unterscheidet. Nicht die Professoren-Erkenntniß eines theoretischen Satzes ist es*), sondern die Kühnheit, welche vor dem als richtig Erkannten nicht zurückbebt, und in jedem Augenblick bereit ist, einen Entschluß zu fassen, der über Sein und Nichtsein entscheiden kann. Deshalb diese Hülflosigkeit der österreichischen Generale ihm gegenüber, die den Entschluß nicht zu fassen vermochten, selbst wenn es ihnen von Wien befohlen wurde. Deshalb diese mit Grauen gepaarte Superklugheit, mit der Prinz Heinrich von dem „ewigen Bataillliren" seines Bruders sprach. Deshalb aber auch bei Friedrich nie eine Spur, daß er sich im *principiellen* Gegensatz zu seinen Zeitgenossen befinde; ausdrücklich schickt er

*) Sogar der Kaiser Franz spricht die vielgerühmte theoretische Erkenntniß mit einer ebenso anerkennenswerthen logischen Präcision, wie unglaublichen Orthographie aus z B. an Karl von Lothringen (31. Juli 57): „nous devon ne pas pance a la conquet de pei met seuleman NB NB a la destruquesion de son arme care ci on peut luy Ruine celle les pei nous viendron deux meme."
Arneth. III, 504 Anmerk. 282.

Es ist wohl nöthig eine Uebersetzung hinzuzufügen. Der Satz soll bedeuten: „nous devons ne pas penser à la conquête du pays, mais seulement NB NB à la déstruction de son armée; car si on peut lui ruiner celle, les pays nous viendront d'eux mêmes."

Digitized by Google

einer seiner Schriften den Satz voran, es seien darin dieselben Grundsätze, nach denen Turenne, Eugen und der Fürst von Anhalt verfahren; es sind auch dieselben Grundsätze, nach denen Prinz Heinrich, Laudon und sogar Daun verfuhren: nur daß diese sie ausführten mit der Kraft gewöhnlicher Sterblicher, Friedrich mit der Kraft des großen Mannes.

Merkwürdig, daß es mir, dem Gelehrten, gerade zufällt, die Größe Friedrichs in der specifisch kriegerischen Eigenschaft zu suchen, meine Gegner, meist Militärs, das entscheidende Gewicht auf eine theoretische Erkenntniß legen.

Die Doppelseitigkeit der Strategie Friedrichs, das Bewegen zwischen zwei Polen, der Schlacht und dem Manöver, bringt es naturgemäß mit sich, daß in den Thaten, wie in den Aussprüchen des Königs während seines langen Lebens bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt mehr vorherrscht. Man kann eine Art Schlangenlinie darin verfolgen, bestimmt sowohl durch Erfahrungen als auch durch die allmählich sich abwandelnden politisch-militärischen Verhältnisse. Der König beginnt seine Feldherrn-Laufbahn wohl einigermaßen bestimmt und auf das Gegentheil verwiesen durch den lahmen, schlachtenlosen polnischen Erbfolgekrieg, den er unter dem greisen Prinzen Eugen mitgemacht hatte. Er hat jedoch noch keine wirklich durchbildeten Ansichten, wie die bekannte eigenthümlich ungeschickte Einleitung der Schlacht bei Mollwitz darthut, wo die aufmarschirten Preußen friedlich abwarteten, bis die Oesterreicher auch mit ihrem Aufmarsch fertig waren. Den eigentlich theoretischen Höhepunkt in der Bevorzugung der Schlachtentscheidung bildet der Beginn des zweiten Schlesischen Krieges, das Jahr 1744, wo Friedrich tief in das feindliche Land eindringt, um die Entscheidung unmittelbar herauszufordern. Sofort aber folgt ein Rückschlag. Gerade in diesem Feldzug gelingt es Traun den tief nach Böhmen hineingedrungenen Preußenkönig durch bloße Manöver wieder aus dem österreichischen Gebiet zu entfernen. Der Rückzug löst das preußische Heer beinah auf. Hierauf bezieht es sich, wenn der König später Traun „seinen Lehrmeister in der Kriegskunst" genannt hat*). Friedrich ver-

*) In einem Brief an den Marschall von Sachsen (3. October 1746) äußert sich Friedrich hierüber folgendermaßen (Uebers. v. Zimmermann, Beiheft z. Milit. Wochenbl. 1882, Erstes Heft S. 53):

„So lange man in der ersten Jugendhitze seiner zu lebhaften und nicht durch die Erfahrung gezügelte Einbildungskraft folgt, opfert man glänzenden Thaten und Aufsehen erregenden, seltsamen Dingen alles. . . . .

In den ersten Jahren, nachdem ich den Befehl über mein Heer übernommen hatte, war ich für weit ausgreifende Unternehmungen (pointes); aber alle Begebenheiten, denen ich beiwohnte oder an denen ich selbst Antheil hatte, haben mich davon abgebracht. Diese weit ausgreifenden Unternehmungen sind Schuld am Verlust meines Feldzuges von 1744. . . . .

Digitized by Google

wirft von jetzt an das zu tiefe Eindringen in das feindliche Land grundsätzlich und sucht sich klar zu machen, wann denn eine Schlacht eigentlich geliefert werden müsse. Niemals spricht er den Satz aus, daß die Schlacht um der Schlacht willen gesucht werden, daß sie allein die Kriegführung bestimmen müsse. Im ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges (1757) treibt zuerst die Frische der Kraft, dann die verzweifelte Noth unaufhaltsam auf die Schlachtentscheidung. Deshalb die eigenthümliche, scheinbare Ausnahmestellung dieses einen Feldzuges. Von da an kommt Friedrich immer mehr von ihr zurück, die gewitzigten Gegner geben ihm auch keine Gelegenheit mehr, und endlich in der Einleitung zu seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges und im Militärischen Testament (1768) kommt er dazu, geradezu von Schlachten abzurathen und statt dessen eine Art Detachementskrieg zu empfehlen.

Die Stelle in der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges lautet in der Uebersetzung, nachdem der König die Methode Dauns als „die ohne Widerspruch gute" bezeichnet hat folgendermaßen: „— ein General würde Unrecht haben, wenn er darauf losgeht, den Feind in Gebirgsstellungen oder coupirtem Terrain anzugreifen. Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen zu diesem Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sicherere Vortheile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großen Gefahren auszusetzen. Häuft viele kleine Vortheile, ihre Summe bringt große zusammen. Uebrigens ist der Angriff eines gut vertheidigten Postens ein hartes Stück Arbeit; man kann leicht zurückgeworfen und geschlagen werden. Man siegt mit einem Opfer von fünfzehn- und zwanzigtausend Mann; das legt eine schwere Bresche in eine Armee. Die Rekruten, selbst angenommen ihr habt deren genug, ersetzen die Zahl aber nicht die Qualität der Soldaten, welche ihr verloren habt. Das Land entvölkert sich, indem es die Armee erneuert; die Truppen degeneriren, und wenn der Krieg lange währt, findet man sich endlich an der Spitze von schlecht exercirten, schlecht disciplinirten Bauern, mit denen ihr kaum wagt vor dem Feinde zu erscheinen. In einer bösen Situation mag man sich muthig von den Regeln emancipiren, die Nothwendigkeit allein kann uns zu verzweifelten Mitteln treiben, wie man den Kranken ein Brechmittel giebt, wenn kein anderes Heilmittel bleibt. Aber diesen Fall ausgenommen, muß man meiner Meinung nach mit mehr Schonung vorgehen und nur mit guter Berechnung agiren,

Aus einem Fabius kann immer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal im Stande ist, das Verfahren eines Fabius zu befolgen."

Digitized by Google

weil im Kriege der, der das Wenigste dem Zufall überläßt, der geschickteste ist."

Zum Vergleich setze ich folgenden Passus Malachowski's her: „.... Das Grundprincip dieser Kriegführung [der methodischen], welches kein anderes ist als die Abneigung gegen das Blutvergießen überhaupt, weil es das kostbare und schwer zu ersetzende Kriegsinstrument erheblich beschädigen könnte. . . . .

„Weil man keinen großen Einsatz machen will, darum beschränkt man sich in seinen Zielen, man strebt nicht dasjenige Ziel an, welches die größte Wirksamkeit haben würde, sondern dasjenige, welches gerade am billigsten zu erlangen ist. So sucht diese Kriegskunst, einen gelegentlich erhaschten Pfennig zum andern legend, allmählich zu einer Summe zu gelangen, welche der Gegner in diesem Pfennigspiel wiederzugewinnen schließlich keine Aussicht mehr hat. Die logische Devise dieser Strategie ist: strategische Offensive, taktische Defensive.

„Aus dieser Abneigung gegen die taktische Offensive, die man als sichere Thatsache auch beim Gegner voraussetzt, entspringt dann das wundersame und künstliche Manövriren, entspringen alle die „Jalousien", „Ombragen", „Diversionen" und wie die strategischen Vogelscheuchen alle heißen; es entspringt daraus das System, welches — nach des berühmtesten lebenden Strategen Wort — mehr das Terrain als den Feind berücksichtigend, alle Verbindungen decken will und daher alle Punkte besetzen muß.

„Das ist die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts. Und das soll auch die Weise König Friedrichs gewesen sein? Nun und nimmermehr!

„Ein einmaliges Durchlesen seiner „Instruktion an Meine Generals" genügt, um auf das klarste zu zeigen, daß die Kriegführung nach seiner Auffassung sich nicht nur dem Grade nach von der eben geschilderten unterschied, sondern daß sie dieser völlig entgegengesetzt war. Alle militärischen Schriften des Königs sind von dem Geiste der den Gegner vernichtenden Offensive erfüllt. Aber sie sollen hier als unbekannt oder ungeschrieben vorausgesetzt werden, nur die Ereignisse sollen reden."

Ob das einmalige Durchlesen der „Instruktion an Meine Generals" den Eindruck der Vergleichung der obigen Worte König Friedrichs mit denen Malachowski's wieder aufheben wird, erscheint mir zweifelhaft. So viel aber ist gewiß, daß Malachowski's mit der höchsten Verachtung behandelt, was König Friedrich empfiehlt und ebenso, daß sein zuletzt ausgesprochener Wunsch die Schriften des Königs „als unbekannt oder ungeschrieben vorauszusetzen" von ihm selbst wenigstens erfüllt worden ist.

Unter diesen Umständen darf ich mich eigentlich nicht beklagen, daß

Digitized by Google

Malachowski anscheinend auch einen guten Theil meiner einschlägigen Schriften als „unbekannt und ungeschrieben" vorausgesetzt hat. Wenn er mich aber auffordert, ihm „nicht vorzuenthalten, auf welche Weise der Kaiser Napoleon oder der Feldmarschall Moltke mit den gleichen Mitteln in Bezug auf das Kräfteverhältniß zum Feinde an der Stelle des Königs den siebenjährigen Krieg besser aufgefaßt und also ein rascheres und für Preußen glücklicheres Ende herbeigeführt haben würde" — so muß ich diese Aufforderung mit der Bitte erwidern, daß Herr von Malachowski, ehe er etwas gegen mich schreibt, das auch wirklich studire, was ich über den Gegenstand gesagt habe. Dann würde er nicht solche Aufforderungen an mich richten. Ich habe immer und immer wieder gesagt, daß das System Friedrichs für seine Zeit das einzig richtige war; Napoleon und Moltke würden also, wenn sie richtig handelten, auch ebenso gehandelt haben*).

Daß Malachowski's Charakterisirung der „methodischen Kriegführung" schief ist, ist nicht nur leicht zu erweisen, sondern zeigt auch abermals eine höchst auffallende Lücke in der Bekanntschaft unseres Gegners sogar mit der neuern Militär-Literatur. Er giebt, wie wir oben sahen, als „logische Devise", der von ihm verworfenen Strategie: strategische Offensive, taktische Defensive. Das ist ihm das völlig Verkehrte. Nun existirt eine Schrift „Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffe auf das Gefecht" aus dem Jahre 1865 (Beiheft zum Militärwochenblatt), welche nach Fircks, Leben Moltke's keinen geringeren als diesen zum Verfasser hat, auch in den Verlagsanzeigen der Mittler'schen Buchhandlung neuerdings mit Moltke's Namen angezeigt wird. Diese Schrift nun stellt, im Hinblick auf die verbesserten Schußwaffen, genau jene Formel auf: strategische Offensive, taktische Defensive. Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, weshalb dieser Grundsatz nachher in den großen Kriegen so wenig zur Anwendung gekommen ist, so viel ist klar: ein Grundsatz, den Moltke einmal direct aufgestellt hat, kann nicht von vorn herein unter allen Umständen falsch sein. Wir brauchen aber um so weniger darauf einzugehen, als jene Formel thatsächlich eben nicht die De-

*) Sogar in derselben Form, wie sie hier von Malachowski gestellt, habe ich die Frage schon beantwortet. Zeitschrift für preuß. Geschichte (Duplik gegen von der Goltz) 16, 413 heißt es, Napoleons Kriegführung würde [bei denselben Verhältnissen] „sofort einen ganz ähnlichen Charakter angenommen haben, wie diejenige Friedrichs". In dem Aufsatz über Bernhardi (Zeitschrift für preuß. Geschichte, Bd. 18) ist ein ganzer Abschnitt von Seite 552 bis 557 dem Nachweis gewidmet, „daß die Friedericianischen Grundsätze für die Zeit und die Verhältnisse wirklich die richtigen waren". Mein Gegner kennt diese Aufsätze; er nimmt ausdrücklich, indem er auf die früher geführte Polemik hinweist, Bezug auf sie; sie sind auch nach Band und Seite sorgfältig aufgezählt in der Recension, die ihn zu seinem Aufsatz veranlaßt hat — dennoch die höhnische Frage!

Digitized by Google

vise der methodischen Kriegführung ist. Man erkennt das, wenn man sich den Sinn überlegt, in dem Moltke seiner Zeit den Satz aufgestellt hat. Will er etwa durch das bloße Manöver etwas erreichen? Keineswegs, er will grade die strategische Offensive so weit fortsetzen, daß die Schlacht nothwendig wird. Das ist also mit jenem Satz vereinbar, und folglich kann er nicht die „logische Devise" der methodischen Kriegführung bilden: wären die Oesterreicher nur immer gradezu auf Berlin marschirt, dann wäre es mit der „Methodik" zu Ende gewesen; sie hätten ihre Schlacht gehabt, wie sie Napoleon und Moltke nicht gründlicher hätten ausfechten können. Hat man sich das einmal klar gemacht, daß der Satz „strategische Offensive, taktische Defensive" mit dem Vernichtungsprincip durch die Schlacht garnichts zu thun hat, es weder ein- noch ausschließt, so begreift man kaum, wie Malachowski, der in dem Fehlen des Vernichtungsprincips das Entscheidende sieht, dazu kommen konnte jenes als die „logische Devise" der Methodik aufzustellen.

Als Curiosum will ich hier einschieben, daß Malachowski auch eine Bleistifts-Randbemerkung in einem ungenannten Buche von Feldmarschall Moltke gegen mich ins Feld führt. Nun werden zwar, auch wenn die Stelle wirklich so zu verstehen ist, wissenschaftliche Streitfragen nicht durch Berufung auf militärische Autoritäten gelöst — aber, wenn denn, so habe ich doch auch wenigstens einen preußischen Feldmarschall auf meiner Seite, der noch in der Uebergangsperiode lebte und beide Systeme so zu sagen aus der eigenen Anschauung zu beurtheilen vermochte. Es ist der Feldmarschall von Boyen, der in seinen „Beiträgen zur Kenntniß Scharnhorst's" sagt: „Bei den Manöverkriegen, in denen künstliche Bewegungen die Schlacht zum Theil vermeiden oder sie nur unter vollständig günstigen Umstände herbeiführen solle (das System des großen Friedrich)" ... ꝛc. Boyen hatte also noch eine durchaus richtige Vorstellung von dem Verhältniß; erst seitdem die unmittelbare Ueberlieferung ausgestorben ist, sind die Praktiker eigentlich naturgemäß der Versuchung verfallen, den sie beherrschenden Begriff auf Friedrich zu übertragen.

Welches ist denn nun aber eigentlich Malachowski's eigene Auffassung von Friedrichs Strategie? Er charakterisirt Friedrichs Verfahren als „strategische Defensive auf der inneren Linie". Der König bereitet sich ein seinen Kräften entsprechendes Kriegstheater und kommt der Feind in seine Machtsphäre, so geht er ihm mit taktischer Offensive auf den Leib. Als Analogie wird Napoleons Verfahren im Herbstfeldzug 1813 und im Feldzuge 1814, sowie unser Winterfeldzug 1870/71 herangezogen. Man sieht sofort, daß bei diesem Vergleich das Wesentliche vergessen ist: das Wörtchen „allein". In diesem Worte beruht ja nach unserer von

Digitized by Google

Malachowski acceptirten Definition der Unterschied der beiden Systeme der Strategie. Napoleon 1813 und 1814 (bis auf das allerletzte Manöver, den Abmarsch nach Osten); die deutschen Heere im Winter 1870/71 waren ausschließlich darauf bedacht, den Feind sobald er sich zeige, anzugreifen und zu schlagen. Friedrich auch?

Ich nehme zwei Beispiele: ein That-Beispiel, den Feldzug von Olmütz 1758; und einen Ausspruch Friedrichs über die Schlacht bei Torgau. Das Beispiel von Olmütz ist doppelt werthvoll. Es ist aus einer Periode, wo die Kräfte Friedrichs noch nicht auf das äußerste Minimum reducirt waren, wo er sich sogar zu einer strategischen Offensive aufzuschwingen vermochte: hier müßte sich das unbedingte Schlage-Princip, wenn es vorhanden war, gewiß noch in voller Kraft zeigen. Nun — wie war der Verlauf des Feldzuges? Friedrich lieferte keine Schlacht, sondern trat, als er sah, daß ihm der Verlust des großen Transports die Fortsetzung der Belagerung verbot, den Rückzug an. Warum? Nach Bernhardi, dem bedeutendsten Vertheidiger der auch von Malachowski vertretenen Ansicht, um seine Bagage erst in Sicherheit zu bringen und sich einen besseren Rückzug zu sichern. Das sollte einmal Daun gesagt haben! Zu solchen Argumenten gelangt man, wenn man mit Gewalt die Thatsachen in eine falsche Theorie pressen will. Der Grund ist unendlich einfach: ein Sieg hätte unter den damaligen Umständen, ohne den Besitz von Olmütz nicht viel genützt, eine Niederlage wäre zum Pultawa für Friedrich geworden. Deshalb schlug er verständiger Weise damals keine Schlacht. Es ist das eins der allerfrappantesten Beispiele, daß damals das ausschließliche Schlage-Prinzip weder berechtigt war noch auch von Friedrich befolgt wurde. Es würde in der That um Friedrichs strategische Entschlossenheit übel bestellt sein, wenn das Gegentheil der Fall gewesen und er aus keinem anderen Grunde, als um seinen Rückzug und seine Bagage zu sichern abgezogen wäre. An anderen Stellen geräth Bernhardi mit seiner Theorie so sehr in die Enge, daß selbst die Bagage nicht mehr herhält und er „unbekannte" Gründe annimmt. Auch Malachowski erkennt (S. 218), daß Friedrich zuweilen die Gelegenheit zur Schlacht, nach seiner Theorie, sich habe entschlüpfen lassen, (er müßte eigentlich sagen „sehr oft"), weiß aber keine andere Entschuldigung dafür, als daß Napoleon eben auch Fehler gemacht habe.

In diesem ganzen Feldzuge gelangte Friedrich übrigens, um das hier noch anzufügen, nicht mehr zu einer eigentlichen rangierten Schlacht mit den Oesterreichern. Hochkirch ist nicht als eine solche anzusehen, und den Verlust, den Friedrich dort erlitt, macht er wieder wett — durch einen

Digitized by Google

Sieg? Nein durch ein Manöver, den geschickten, kühnen Marsch zum Entsatz von Neiße.

Nun zu dem anderen Beispiel, wo Friedrich zuletzt wirklich zur Schlacht, bei Torgau, gelangt. Liefert er diese Schlacht, weil er allein in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte in der Schlacht die Entscheidung sieht? Fragen wir ihn selbst. Er sagt in seiner Geschichte des Krieges, er habe sich entschlossen, das Geschick Preußens dem Loose einer Schlacht anzuvertrauen „si toutefois on ne pouvait parvenir par des manoeuvres à déposter le maréschal Daun de Torgau qu'il occupait". Ist das deutlich genug? Befolgte Friedrich die Strategie, welche auch auf den durch Manöver gewonnenen Terrainbesitz Werth legte oder nicht? Haben Napoleon oder Gneisenau oder Moltke jemals die Betrachtung angestellt; ich greife den Feind an, aber nur, wenn es mir nicht gelingt, ihn durch Manöver aus seiner Stellung zu entfernen?

Man fragt, wie findet Malachowski sich eigentlich mit so handgreiflichen, jede Seite des Siebenjährigen Krieges erfüllenden Thatsachen ab? Es scheint, daß immer Alles unter die „Ausnahme"-Rubrik gebracht wird. Bernhardi wenigstens fängt gleich damit an, einen Feldzug Friedrichs für normal, die elf anderen für Ausnahmen zu erklären. Schon das Zahlenverhältniß beweist die Unmöglichkeit dieser Gruppirung; die psychologischen und historischen Gründe habe ich in meinem Aufsatz über Bernhardi entwickelt. Trotzdem bietet diese „Ausnahme"-Theorie die beste Brücke der Verständigung. Man braucht nur zu sagen: das ganze 18. Jahrhundert bildet aus gewissen Gründen eine Ausnahme von der naturgemäßen Kriegführung. Friedrich, der ja seine Ansichten über Kriegführung nicht in abstracto, sondern im Hinblick auf die ihm vorliegenden Verhältnisse gebildet hat, hat daher auch exceptionelle Ansichten. Vor ihren schädlichen, schwächlichen Consequenzen hat ihn jedoch die Energie seiner kriegerischen Natur bewahrt.

Was die von Malachowski herangezogene historische Parallele betrifft, so müssen wir auch noch die andere Seite derselben etwas näher betrachten. Es wird sich zeigen, daß diesem Autor der innere Zusammenhang der Feldzüge Napoleons ebenso unbekannt ist, wie derjenigen Friedrichs*). Er vergleicht Friedrichs Stellung bei Bunzelwitz

*) Die ungenügende Bekanntschaft meines Gegners mit der neueren Literatur zeigt sich auch in der Art, wie er den Trachenberger Operationsplan erwähnt. Wenn er den wirklichen Trachenberger Operationsplan kennte, würde er ihn sicherlich nicht für „methodische Kriegführung" erklären; dieser (ohne Oesterreichs Mitwirkung aufgestellt) betonte noch in sehr energischer Weise die Offensive (toutes les armées coalisées prendront l'offensive et le camp de l'ennemi sera leur rendez-vous). Malachowski meint vermuthlich den Plan, welcher dem Herbstfeldzug 1813

Digitized by Google

mit Napoleons Stellungnahme bei Leipzig und charakterisirt sie: „Der Vertheidiger bekennt die Unmöglichkeit, die getrennten Gruppen der Gegner noch ferner auseinanderzuhalten, der Vortheil der inneren Linien ist, indem sich der Raum immer mehr verengt hat, schließlich zum Nachtheil der Umfassung auf dem Schlachtfelde umgeschlagen. Angreifen kann er nicht, wenn er nicht zerschellen will, weiter zurückgehen will er nicht, so stellt er sich zur Entscheidung, wie ein verwundeter Löwe."

Diese Charakteristik ist durchaus falsch. Der 16. Oktober war von Napoleon noch ganz ebenso angelegt, wie der bisherige Feldzug d. h. als Operiren auf der inneren Linie. Er war am Morgen des 16. Oktober im Begriff zum Angriff überzugehen um die böhmische Armee zu schlagen, ehe die andern mit ganzer Macht eingreifen konnten, als ihm der feindliche Angriff bereits entgegen kam. Hier ist also mit Bunzelwitz gar keine Analogie.

Auch der 18. Oktober aber bietet keine Analogie. Denn wenn wir auch über die Motive Napoleons nicht urkundenmäßig orientirt sind, so ist doch der Zusammenhang mit völlig genügender Sicherheit zu erkennen. Ganz richtig hat bereits Bernhardi diesen Schlachttag charakterisirt, als ein Rückzugsgefecht im kolossalsten Maßstabe. Napoleon hatte am 18. gar keinen positiven Plan mehr.

Eine Analogie mit Bunzelwitz wäre nur vorhanden, wenn Napoleon die Absicht gehabt hätte, die Stellung bei Leipzig wie Friedrich die bei Bunzelwitz zu behaupten. Daran hat er selbstverständlich nie gedacht. Da er — nach dem 16. — nicht mehr siegen konnte und auch am 17. der Versuch der Verhandlungen nicht reussirt war, blieb ihm nichts übrig als abzuziehen. Vielleicht mehr sein ungeheurer Trotz als taktisch-strategische Erwägungen haben ihn die Schlacht am 18. noch mit solcher Hartnäckigkeit durchfechten lassen. Bunzelwitz hingegen ist ein glänzendes Beispiel — vergleichbar mit dem Erfolge Trauns gegen Friedrich im Jahre 1744 — wie durch die bloße Einnahme einer geschickten Stellung (wozu freilich gehörte, daß ein Friedrich und sein Heer darin steckten) ein ungeheurer strategischer Erfolg erreicht werden konnte. Heutzutage und schon zu Napoleons Zeiten wäre ein solcher Erfolg nicht mehr möglich, weil die quantitativ und qualitativ ungeheuer gesteigerten

---

von Seiten der Verbündeten wirklich zu Grunde gelegt wurde, der aber auch kaum als „methodische Kriegführung" charakterisirt werden darf, da das Manövriren, welches er anempfahl, zuletzt doch auf das Schlagen abzielte. Richtig ist hingegen von Malachowski die Rolle, welche 1814 das Plateau von Langres spielte, auf Ideen methodischer Kriegführung zurückgeführt und auch von mir in meinem „Leben Gneisenau's" so dargestellt worden.

Digitized by Google

Kriegsmittel des Widerstandes jeder „Stellung" spotten. Sie wird entweder angegriffen oder man geht an ihr vorbei.

Malachowski vergleicht ferner Kunersdorf mit Laon: in der That ein sehr geeignetes Beispiel, aber nicht um den Parallelismus, sondern um die Verschiedenheit der Zeiten zu beweisen. „Der Vertheidiger ist bei einem seiner kurzen Offensivstöße zerschellt und der Krieg ist aus, wenn der Angreifer vorrückt." Nun? warum rückt denn der Angreifer in dem einen Falle nicht vor? Ehedem war man wohl geneigt, Alles auf die Unfähigkeit und Unentschlossenheit der verbündeten Generale zu schieben. Aus den Publicationen Arneths (Maria Theresia) haben wir jedoch die Gründe erfahren. Schon vor vielen Jahren habe ich in einer „Notiz" in eben diesen Jahrbüchern auf die Erklärung dieses Ereignisses als eine der interessantesten Mittheilungen in dem Arnethschen Buche hingewiesen. Auch Malachowski spricht von den zu erwartenden Publicationen aus den österreichischen Archiven, Arneths Buch aber scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Der von Arneth mitgetheilte Grund für den mangelhaften Erfolg der Schlacht von Kunersdorf ist, daß trotz des Sieges die Verbündeten sich zu schwach fühlten und nicht die genügende Verpflegung zur Hand hatten, um dem preußischen König, der doch noch immer über das Heer des Prinzen Heinrich verfügte, völlig den Garaus zu machen. Selbst Berlin besetzten sie nicht, in der Ueberzeugung, daß sie es doch nicht würden halten können. Ebenso diese Niederlage Friedrichs wie seine Siege zeigen immer von Neuem, daß selbst die gewaltigsten Schlachten bei der Kleinheit und Schwerfälligkeit der damaligen Heere nicht ausreichten, einem Krieg unter allen Umständen ein Ende zu machen. Diese geringe Wirkung der Schlachten macht die Kriege so unendlich lang, die Länge der Kriege zwingt zur Schonung des Kriegsinstruments, der Heere, und das Princip der Schonung führt, neben anderen Gründen, zur Anwendung des Manövers. Ganz anders bei den neueren Heeren, wo man einen Sieg auch bis zu Ende verfolgen und den Gegner so zu völliger Unterwerfung bringen kann.

Den Parallelismus der genannten Feldzüge von 1813, 1814 und 1870/71 mit denjenigen des Siebenjährigen Krieges hat also Malachowski richtig bezeichnet: es war in allen diesen Feldzügen gleichmäßig strategische Defensive auf der inneren Linie. Er hat aber nicht hervorgehoben den Unterschied und auf den kam es an: er besteht darin, daß in jenen Feldzügen ausschließlich das Gefecht, in diesem neben dem Gefecht auch das Manöver zur Anwendung kommt. Das ist nichts anderes, als es unsere Definition angegeben hat: die neuere Strategie, seit Napoleon, sucht die Entscheidung allein in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte durch



Digitized by Google

die Schlacht, während die ältere, auch diejenige Friedrichs, auch dem durch Manöver gewonnenen Besitz von Land und Stellungen einen eigenen Werth zuschrieb. Auch das letztere System war ein richtiges für seine Zeit.

Alle die Thatsachen, die ich angeführt, sind so weltbekannt, die Citate so schlagend, die Begriffe, um die es sich handelt, zuletzt so einfach, daß gewiß mancher Leser fragen wird, wie es möglich ist, daß darüber solche Differenzen existiren? Die Differenz ist in der That wohl geringer als sie scheint und wenn sie wenigstens scheinbar zu einer so großen geworden, so will ich gestehen, daß ich erkenne auch meinerseits mit daran Schuld zu sein. Man gestatte hier diese persönliche Mittheilung. Ich kam zu diesen Studien im Verfolg meiner Bearbeitung des Lebens Gneisenaus, in dem der Zusammenstoß der beiden verschiedenen Systeme eine so wesentliche Rolle spielt. Der Gegensatz und Charakter der beiden Principien der Strategie war mir aus den Quellen und älteren Militärschriftstellern geläufig; es war mir aber nicht genügend bekannt, daß in neuerer Zeit eine andere Auffassung von der Stellung Friedrichs des Großen aufgekommen sei. Als sie mir daher zuerst begegnete, stellte ich ihr, in der Meinung eigentlich etwas ganz Notorisches zu sagen, die ältere richtige Auffassung entgegen. Es geschah ganz beiläufig, in einer Recension, in einigen abgerissenen Bemerkungen, die natürlich nicht entfernt darauf ausgingen, erschöpfende Definitionen zu geben. Ich begreife es daher jetzt sehr wohl, daß diese Aeußerungen und die darauf folgende Polemik mehrfach mißverstanden wurden: sie waren nicht auf eine Auseinandersetzung mit einer so sehr abweichenden Anschauung berechnet und setzten Kenntnisse und Zwischenglieder in den Schlüssen voraus, wie ich sie Niemand, der nicht so in diesen Studien mitten inne stand wie ich selbst, zumuthen durfte. So entwickelte sich ein Gegensatz, schärfer als er in der Natur der Sache begründet war. Ich glaube jedoch in der That, daß in der präciseren Formulirung, die ich meiner Auffassung in meinen jüngsten Arbeiten und auch in diesem Aufsatz gegeben, der Boden für eine Verständigung oder wenigstens eine Annäherung geschaffen ist.

Ein gewisser Unterschied in der Behandlung wird immer bleiben: er ergiebt sich aus der Verschiedenheit des Ausgangspunktes, dem militärisch-kritischen und dem rein historischen. Sind aber beide Parteien auf dem richtigen Wege, so müssen sie auch endlich den Punkt finden, wo sie sich treffen.

Digitized by Google

# Studien über die Schwankungen des Volkswohlstandes im Deutschen Reiche.

Von

**Dr. E. Philippi**
in Tübingen.

## I.

Einem Wunsche der Redaktion entsprechend, sollen die im vorigen Jahrgange (Bd. LII, Heft 4) begonnenen Studien über die seit 1871 hervorgetretenen Veränderungen der Wohlstandsverhältnisse in Deutschland in zwangloser Folge ergänzt und weitergeführt werden.

Ohne sich über die Tragweite und Verläßlichkeit derartiger Untersuchungen, zumal wo dieselben sich nur über eine kurze Zeitspanne erstrecken und räumlich ein aus höchst verschiedenartigen Theilen bestehendes Ganzes zusammenfassen, verlockenden Täuschungen hinzugeben, wird man doch um so eher geneigt sein unser Vorhaben gutzuheißen, je einleuchtender es ist, daß eine solche Arbeit durch das stetige Anwachsen des zu Grunde liegenden Materials, sowie auch durch das Ausmerzen etwa früher begangener Fehler bei jeder Fortsetzung an Werth gewinnen muß*).

Eine förmliche Berechnung des deutschen Volksvermögens und Volkseinkommens liegt vorläufig nicht in unserer Absicht. Derartige Berechnungen oder Schätzungen sind nach der subjektiven, von den Einzelvermögen, resp. -Einkommen ausgehenden Methode von Soetbeer für Preußen und nach der objektiven, die einzelnen Güterkategorien zusammenfassenden Methode für Württemberg schon vor zwanzig Jahren von Rümelin und im Anschlusse hieran neuerdings von Schall ausgeführt worden**). Für

*) Für sachdienliche Mittheilungen, wie mir solche schon mehrfach von berufener Seite zugekommen, spreche ich bei dieser Gelegenheit meinen Dank aus.

**) Rümelins Untersuchung findet sich in dem vom K. statist. topograph. Bureau herausgegebenen Werke „Das Königreich Württemberg ꝛc." 1863 S. 654—676; Schalls Abhandlung in der neuen Ausgabe desselben Werkes (Stuttg. 1883). Auf



Digitized by Google

das ganze Reich eine solche Schätzung zu versuchen, scheint uns augenblicklich noch nicht angezeigt. Angesichts der Schwierigkeit, die absoluten Werthgrößen zu ermitteln, begnügen wir uns in vielen Fällen mit Verhältnißzahlen und Angaben über das Mehr und Minder. Sollte sich auch das deutsche Volkseinkommen, d. h. die Summe der im Deutschen Reiche jährlich neu erzeugten sachlichen Güter abzüglich des Elementaraufwandes für die Produktion, mit den uns zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln nicht direkt messen lassen, so ist es doch möglich, in übersichtlicher Weise die Vorgänge darzustellen, welche theils als Bedingungen, theils als Folgeerscheinungen mit den steigenden oder sinkenden Bewegungen in den Wohlstandsverhältnissen der Bevölkerung zusammenhängen. Auch wo wir, wie z. B. bei den Steuereinschätzungen die absoluten Zahlen anführen, legen wir denselben nur untergeordnete Bedeutung bei. Streitet man doch darüber, ob zu den Veranlagungszahlen der preußischen Klassen- und Einkommensteuer ein Zuschlag von 10, 25 oder 100 oder gar 300 Prozent zu machen sei. Dagegen ist man zu der Annahme berechtigt, daß sich die Verhältnißzahlen in weit engeren Fehlergrenzen bewegen; denn, bedingt durch mehr oder minder konstante Faktoren, müssen die Fehler ebenfalls eine gewisse Konstanz haben und dürfen, soweit dies anzunehmen ist, bei Vergleichung verschiedener Zeitpunkte vernachlässigt werden. Freilich sind die Ursachen der hier in Frage kommenden Erscheinungen höchst mannigfaltig und zusammengesetzt, so daß man sich bei jedem Schritte vor übereilten Schlüssen und Folgerungen hüten muß. Dafür bietet aber unsere Methode den Vortheil, daß wir die benutzten Maßstäbe wechselweiser Kontrole unterziehen und aus dem Parallelismus oder der Divergenz der gefundenen Zahlenreihen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf ihren symptomatischen Werth oder Unwerth zurückschließen können.

Was wir bezwecken ist also eine in geeigneten Zwischenräumen wiederholte Uebersicht über die wichtigsten mit den Veränderungen unseres nationalen Wohlstandes zusammenhängenden, statistisch erfaßbaren Erscheinungen. Wir theilen diese Erscheinungen nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse

---

Soetbeers Studien ist früher verwiesen worden (Preuß. Jahrb. Bd. LII, S. 316). Die preußischen Zahlen auf das Reich übertragen ergeben ein Volkseinkommen von nicht ganz 14 Milliarden M. Bei Zugrundelegung der württembergischen Schätzung von 1883 käme für das Deutsche Reich ein Volksvermögen von rund 207 Milliarden und ein Volkseinkommen von über 16 Milliarden heraus. Zieht man Schätzungen, welche in außerdeutschen Staaten veranstaltet wurden, zum Vergleich herbei, so gewinnt man einigen Grund zu der Vermuthung, daß gegenwärtig das deutsche Volkseinkommen in der That zwischen 14 und 16 Milliarden M. betrage und daß die Summe von 207 Milliarden M. für das Volksvermögen eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sei.

Digitized by Google

in konstituirende und symptomatische. Diese Bezeichnungen sollen jedoch keinen absoluten Gegensatz ausdrücken, sondern nur andeuten, daß in der genannten Hinsicht gewisse Erscheinungen als vorwiegend bedingende oder konstituirende, andere hingegen als vorwiegend bedingte, indicirende oder symptomatische aufgefaßt werden können.

Mit Erscheinungen der ersteren Art wird sich der gegenwärtige sowie der nächstfolgende Artikel beschäftigen und zwar in der Reihenfolge, welche dem Fortschritt vom Elementaren und Ursprünglichen zum Zusammengesetzten und Abgeleiteten entspricht. Dabei treten uns in mannigfaltiger Verbindung jene drei mächtigen Faktoren entgegen, welche die Entwicklung des Volkswohlstandes vorzugsweise bestimmen: Die Gunst des Bodens, die nationale Arbeit und die Impulse der Weltwirthschaft. Sofern das Zusammenwirken dieser Faktoren ein Vorherrschen des einen oder anderen erkennen läßt, giebt uns diese Unterscheidung einen Leitfaden an die Hand, dem wir — wenn auch mit einzelnen durch die Oekonomie der Darstellung gebotenen Abweichungen — bei der Betrachtung der „konstituirenden Erscheinungen" folgen können.

* * *

Unter allen Gebieten der Gütererzeugung ist — zumal auf einem schon völlig in Besitz genommenen und bebauten Boden — die Landwirthschaft, diese Grundlage aller Kultur- und Wohlstandsentwicklung, am meisten von der Gunst der Naturbedingungen und am wenigsten von der Willkür und dem Bedürfniß des Menschen abhängig. Obwohl ein allgemeiner wirthschaftlicher Aufschwung oder Niedergang sich auch im landwirthschaftlichen Betriebe spiegeln wird, so tritt doch hier die symptomatische Bedeutung durchaus hinter der konstituirenden zurück. Es entspricht daher dem oben Ausgeführten, wenn wir dem Einflusse dieses wichtigen Faktors auf die Entwicklung des deutschen Volkswohlstandes seit 1871 zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Fast gleichzeitig mit seiner politischen Neugestaltung hat Deutschland eine folgenreiche wirthschaftliche Umwandlung erfahren: es ist aus einem Getreide ausführenden ein Getreide einführendes Land geworden, oder — wenn man will — aus einem Ackerbaustaat ein Industriestaat. Die ungenügenden Ernten von 1871, 1872 und 1873 im Verein mit dem vermehrten Bedarf und der momentan gesteigerten Kauffähigkeit veranlaßten im Jahre 1873 bei hohen Getreidepreisen*) eine Mehreinfuhr (Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr) von nahe einer Million Tonnen

*) Durchschnittspreise im Preußischen Staate im Erntejahre 1873/74: Weizen 26,6 M., Roggen 21,2 M. pro 100 kg. Diese Preise wurden nur im Nothjahre 1867/68 übertroffen, wo Weizen 278, Roggen 214 Silbergroschen stand.

Digitized by Google

Cerealien, welche Zahl sich im folgenden Jahre noch um ein Drittel vergrößerte. Da 1874 der einheimische Ertrag, namentlich an Weizen sowie Kartoffeln ein sehr reichlicher war, so stand 1874/75 eine außerordentliche Menge mehlhaltiger Früchte zur Verfügung. Der Konsum von Weizen, Spelz (Dinkel) und Roggen erreichte in diesem Jahre das Maximum von ungefähr 280 kg auf den Kopf der deutschen Bevölkerung*). Diese Vermehrung des Verbrauchs um etwa 16 Prozent noch nach der Krise erscheint weniger befremdlich, wenn man in Rechnung zieht, daß gleichzeitig (von 1873/74 auf 1874/75) der Roggen- und Weizenpreis um 20—25 Prozent gefallen war, so daß die Bevölkerung, welche die gesteigerten Ansprüche nicht so rasch wieder herabzustimmen vermochte, diese doch mit einem geringeren Geldaufwande zu befriedigen vermochte. Im Kalenderjahre 1875 bewirkte jedoch die eingetretene Stockung im wirthschaftlichen Leben trotz mangelhafter Ernte eine Abnahme der Getreidebezüge vom Auslande und somit eine Verminderung des Konsums. Auch die Ernte von 1876 fiel ganz ungenügend aus. In Preußen war der Ertrag an Weizen nur 78, an Roggen sogar nur 73 Prozent einer Mittelernte**). Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges verschlimmerte noch die Lage, der Roggenpreis wurde wieder in die Höhe getrieben und der Konsum verminderte sich derart, daß er im Jahre 1876/77 noch hinter dem elfjährigen Durchschnitt 1872—82 (c. 221 kg der 3 oben genannten Getreidearten pro Kopf) zurückblieb. Nothgedrungen nahm jetzt die Einfuhr von Brotfrüchten wieder außerordentlich zu; sie belief sich — nach Abzug der Ausfuhr — in den beiden Jahren 1876 und 1877 auf zusammen 3,8 Millionen Tonnen, was einen Werth von mehr als 700 Millionen Mark darstellt. Trotz der reichen Ernte 1877/78 hielt sich die Einfuhr auf bedeutender Höhe, so daß 1877/78 nach A. Weinack an Weizen Spelz und Roggen über 12 Millionen Tonnen oder 275 kg auf den Kopf zum Verbrauch vorhanden waren.

Schon 1878 und noch mehr im Jahre 1879 rief die Spekulation mit Rücksicht auf den am 1. Januar 1880 in Kraft getretenen Kornzoll eine bedeutende Steigerung der Einfuhr hervor.

Die Ernte von 1878***) war die reichste des Quinquenniums 1878/82.

*) Die Verbrauchsmengen gehören zwar nicht zu den konstituirenden, sondern zu den symptomatischen Erscheinungen, werden aber des engen Zusammenhanges wegen hier gleich erwähnt. Hinsichtlich der Beurtheilung dieser Schätzungen vgl. die Anmerk. S. 220.

**) Nach dem Durchschnitt 1859—76 (Zeitschr. d. K. Preuß. Statist. Bur. Jahrg. 1878. Heft III und IV). Diese Schätzungen werden vielfach für zu hoch gehalten.

***) Mit diesem Jahre beginnen die nach gleichmäßigen Grundsätzen ausgeführten Erhebungen der Erntemengen für ganz Deutschland. Die oben gemachten Angaben beruhen auf Berechnungen, denen die preußischen Ernte-Ergebnisse zu Grunde liegen.

Digitized by Google

Allein an Weizen, Spelz und Roggen wurden fast 10 Millionen t geerntet, an Kartoffeln 23,6 Mill. t. Dagegen brachte das folgende Jahr wieder eine mangelhafte Ernte. Weizen, Spelz, Roggen, Gerste und Hafer ergaben zusammen nur 14¼ Millionen t gegen 17½ Millionen t im Vorjahre. Die Getreideeinfuhr war wie erwähnt in der ersten Hälfte des Erntejahres 1879/80 sehr bedeutend, da jedoch unmittelbar nach dem Inkrafttreten des Kornzolles die Einfuhr fast ganz stockte, so blieb das 1879/80 zur Verfügung stehende Quantum hinter dem des günstigeren Vorjahres erheblich zurück*). Die vorhandenen Bestände konnten nicht lange ausreichen, und so waren nach der durch Frost, Hagel und Ueberschwemmung beschädigten Ernte von 1880 wieder beträchtliche Einkäufe vom Auslande nöthig. Es wurden 1880/81 758 000 t Roggen zum größten Theil aus Rußland bezogen und davon nur 8000 an das Ausland abgegeben; bei Weizen betrug der Ueberschuß der Einfuhr 363 000, bei Gerste 251 000 t. Die Getreidepreise stiegen rasch auf eine seit 1873 und 1874 nicht erreichte Höhe und der Verbrauch von Brotfrüchten verminderte sich.

Für die Ungunst der beiden Vorjahre entschädigte einigermaßen die 1881er Ernte. Allerdings war die gesammte Getreidemenge noch um etwas kleiner als im Jahre 1880 und überdies hatte die Qualität durch die nasse Witterung im August und September beträchtliche Einbuße erlitten; aber die gute Roggenernte (fast 5½ Mill. Tonnen) und die außerordentlich ergiebige Kartoffelernte (25½ Mill. t) sowie der reiche Obstsegen ließen, wie das „Deutsche Wirthschaftsjahr 1881“**) hervorhebt, den Minderertrag an Weizen und Hafer und die mangelhafte Beschaffenheit der Korn- und Hülsenfrüchte verschmerzen.

Schwere anhaltende Sommerregen, welche auf einen warmen Frühling folgten, beeinträchtigten die 1882er Ernte. Das Getreide wuchs auf den Halmen aus oder wurde feucht eingefahren. Das Ergebniß war, bei reichem Strohertrag eine Körnermenge, wie sie seit 1878 nicht wieder

*) Es betrug an Weizen und Spelz, Roggen, Gerste, Hafer in Tonnen à 1000 kg

| | a) der Ertrag des Selbstbaus | b) die zum Verbrauch bleibende Menge |
|---|---|---|
| 1878/79 | 17 340 000 | 17 160 000 |
| 1879/80 | 14 620 000 | 13 520 000 |
| 1880/81 | 14 160 000 | 13 650 000 |
| 1881/82 | 13 790 000 | 13 230 000 |
| 1882/83 | 16 170 000 | 15 960 000 |

Die Mengen unter b sind etwas kleiner als diejenigen unter a, weil der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr weniger beträgt als das Aussaatquantum.

**) Den drei bis jetzt erschienenen Jahrgängen: 1880, 1881, 1882, dieser verdienstlichen von dem General-Sekretariat des deutschen Handelstages nach den Jahresberichten der Handelskammern verfaßten Uebersichten (Berlin, Mittler und Sohn) verdanken wir viel schätzbares Material, dessen Werth sich noch erhöhen wird, wenn erst eine Vergleichung für eine längere Reihe von Jahren möglich ist.

Digitized by Google

erzielt worden*), aber mangelhafte, bei Gerste geradezu schlechte Qualität. Die Kartoffeln waren in vielen Bezirken ganz mißrathen, ihre Menge — 18 Mill. t — ist die geringste des Jahrfünfts 1878—1882. Obst fehlte vollständig und der reiche Ertrag an Futterkräutern war durch die Nässe beschädigt. Große Bezüge vom Auslande waren nöthig, um das deutsche Getreide mit trockener ausländischer Frucht zu mischen. Trotz des großen Ernteertrages nahm daher die Einfuhr zu. Die Getreidezölle trugen im Jahre 1882 19 Mill. M. gegen 16½ Mill. im Vorjahre und 14½ Mill. im Jahre 1880. Die Ausfuhr hingegen ließ sich nicht in gleichem Maße steigern. So ergab sich ein Ueberschuß der Getreide-Einfuhr von über 1½ Mill. t im Erntejahr 1882/83**).

Die Getreidepreise, welche 1881 den Höhepunkt erreicht hatten, fielen schnell infolge der guten Ernteaussichten und des großen Angebotes des Auslandes, und diese absteigende Preisbewegung hat sich auch 1883 noch fortgesetzt***). Aus dem großen inländischen Ertrage und der hinzukom-

*) Zur Vergleichung mag folgende der offiziellen Reichsstatistik entnommene Uebersicht dienen. Der gesammte Ernteertrag der wichtigsten Getreidearten sowie Kartoffeln betrug im Deutschen Reich (ohne Lippe) in Tausend Tonnen oder Millionen Kilogramm:

| | Roggen | Weizen und Spelz | Gerste | Hafer | Kartoffeln |
|---|---|---|---|---|---|
| 1878 | 6 920 | 3 054 | 2 325 | 5 040 | 23 593 |
| 1879 | 5 562 | 2 739 | 2 057 | 4 264 | 18 905 |
| 1880 | 4 953 | 2 835 | 2 146 | 4 228 | 19 466 |
| 1881 | 5 448 | 2 508 | 2 076 | 3 760 | 25 491 |
| 1882 | 6 390 | 3 012 | 2 256 | 4 503 | 18 069 |
| Durchschn. 1878/82 | 5 355 | 2 830 | 2 172 | 4 363 | 21 105 |

**) Im Kalenderjahr 1882 betrug die Getreide-Mehreinfuhr fast 2 Millionen t. Weizen wurde gegen 7 Mill. Doppelzentner — meist aus Oesterreich-Ungarn und Rußland bezogen und dafür nicht ganz 1¼ Mill. Doppelzentner zur Hälfte in Körnern und zur Hälfte in Mehl an das Ausland — besonders England — abgegeben. Auch Roggen und Gerste mußten in ungewöhnlich großer Menge eingeführt werden. Ein Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr fand unter den Rohprodukten der Landwirthschaft nur bei Kartoffeln (im Werth von 12,4 Mill. M. und Hopfen 61,7 Mill. M.) statt. Doch hat infolge der durch die niedrigen Getreidepreise hervorgerufenen Besserung der Mühlenindustrie und Dank der am 1. Juli 1882 in Kraft getretenen Ausfuhr-Erleichterung für Mühlenfabrikate, der Mehlexport einen bedeutenden Aufschwung genommen, indem gegen ½ Million Doppelzentner Mehl im Werth von über 9 Mill. M. mehr aus- als eingeführt wurde. Im Ganzen betrug 1882 bei Getreide und Malz, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Mehlfabrikaten und gewöhnlichen Bäckerwaaren der Gesammtwerth der Einfuhr 388,5 Mill. M., derjenige der Ausfuhr 97,7 Mill. M. Im Vorjahre hatte sich die Einfuhr auf 372, die Ausfuhr auf 106 Mill. M. beziffert.

***) Die Durchschnittspreise im deutschen Großhandel berechnen sich nach der Stat. d. D. Reichs. Bd. LIX. S. XII. 63 wie folgt (in Mark pro 1000 kg):

| | 1879 | 1880 | 1881 | 1882 | 1883 |
|---|---|---|---|---|---|
| Weizen | 207,04 | 227,61 | 230,63 | 216,83 | 193,10 |
| Roggen | 145,20 | 195,16 | 203,68 | 162,95 | 150,95 |
| Gerste | 164,20 | 178,15 | 174,80 | 161,71 | 153,73 |
| Mais | 117,20 | 132,49 | 135,81 | 149,12 | 135,19 |
| Hafer | 135,18 | 150,63 | 156,52 | 145,39 | 134,18 |

Digitized by Google

menden bedeutenden Mehreinfuhr ergab sich 1882/83 eine zur Verfügung stehende Gesammt-Getreidemenge, welche diejenige der drei vorhergegangenen Jahre überstieg. Es hat jedoch auch in diesem Jahre ungeachtet der schlechten Kartoffelernte (die freilich durch den Ueberrest des Vorjahres ausgeglichen worden sein mag) der geschätzte Verbrauch an Brotgetreide auf den Kopf der deutschen Bevölkerung den zehnjährigen Durchschnitt 1872—1881 nicht erreicht und er bleibt hinter dem fünfjährigen Durchschnitt von 1373—1877 um fast 20 Prozent zurück.

Das Ergebniß der 1883er Ernte ist, wie der uns vorliegende „Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Dresden" bemerkt, als ein qualitativ befriedigendes, dagegen quantitativ unter dem Niveau einer Mittelernte stehendes zu bezeichnen. Wenn gleichwohl, bei fallenden Preisen, die Einfuhr Deutschlands keine ungewöhnlich große war (Roggen und Weizen 1 412 000 t, Ausfuhr incl. Mühlenlager 323 000 t), so erklärt sich dies aus den von der reichen Ernte des Vorjahres herrührenden überaus starken Lagern. Eine Berechnung der verfügbaren Gesammt-Menge liegt für das Erntejahr 1883/84 noch nicht vor.

Fassen wir zusammmen!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in dem Jahrzehnt 1872—1881 die mangelhaften und schlechten Ernten den Ausschlag gegeben haben. Reichliche Getreideerträge brachten nur die Jahre 1874, 1877 und 1878. In Preußen war der Durchschnittsertrag während des Jahrzehnts 1872 bis 1881 bei Roggen 80, bei Weizen sowie bei Kartoffeln 89 Prozent einer Mittelernte nach den Erdruschtabellen von 1859—1876. Nehmen wir für Deutschland auch nur einen durchschnittlichen Minderertrag der Nährfrüchte von 10 Prozent einer normalen Ernte an, so kommt dies für das Jahrzehnt 1872—1881 dem völligen Wegfall eines ganzen Jahresertrages gleich, wodurch — wenn wir nur die wichtigsten Getreidearten, Roggen, Weizen und Spelz, Gerste und Hafer sowie Kartoffeln in Betracht ziehen — das Nationalvermögen einen Verlust von 3,8 Milliarden Mark, oder etwa 80 M. auf den Kopf der gegenwärtigen Bevölkerung erlitten hätte — ein Schaden, der nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf die allgemeinen Wohlstandsverhältnisse sein konnte*).

*) Berücksichtigen wir nur das Getreide, so ergiebt sich im Durchschnitt 1872—81 ein jährlicher Minderertrag von 1,4 Mill. Tonnen im Werthe von 243 Mill. M. Nun betrug aber der Ueberschuß der Getreideeinfuhr im Jahresdurchschnitt des Decenniums 1872—81 1,33 Mill. t im Werthe von 231 Mill. M. Hieraus würde hervorgehen, daß in guten Jahren, wie man sie früher erlebt, die Getreideproduktion Deutschlands für den Bedarf seiner Bewohner noch ausreiche und daß nur die überwiegend ungünstigen Ernten des vergangenen Jahrzehnts die bedeutenden Getreidebezüge nöthig gemacht haben. Bei dieser Berechnung sind freilich die jedenfalls sehr erheblichen Veränderungen in der Bodenbenutzung insbesondere der vermehrte

Digitized by Google

In symptomatischer Hinsicht — um dies hier gleich beizufügen — ist bemerkenswerth, daß — die Zulässigkeit der auf die preußische Erntestatistik basirten Ertragsberechnungen für 1872—1877 vorausgesetzt*) — die Ergänzung der einheimischen Erträge durch Bezüge vom Auslande in der zweiten Hälfte des betrachteten Zeitraumes in weniger ausgiebiger Weise erfolgt ist als in der ersten Hälfte desselben. Vergleicht man die Verbrauchsmengen der einzelnen Jahre mit der Bewegung des Getreidepreises**), so wird man zu folgenden Annahmen geführt: In der guten Zeit bis 1874 hat die gesteigerte Konsumfähigkeit der Bevölkerung den hemmenden Einfluß der Preiserhöhung überwunden; 1874/75 wurde noch die verminderte Konsumfähigkeit durch einen vorübergehenden Preisrückgang ausgeglichen, von da an aber ist — mit Ausnahme des vorzüglichen Erntejahres 1877/78 — eine Einschränkung des Verbrauchs deutlich hervorgetreten. Von 1879 auf 1881 hat die bedeutende Preiserhöhung bei

---

Anbau von Rüben und anderen Handelsgewächsen und die hiedurch bedingte Einschränkung der Getreideproduktion nicht berücksichtigt. Auf der anderen Seite steht fest, daß die großen Ernten von 1878 und 1882 an den wichtigsten Brotfrüchten Roggen und Weizen einen Ertrag (9,5 bezw. 8,9 Mill. t) gaben, der größer war als die Gesammt-Menge (Selbstbau plus Mehreinfuhr) in den Erntejahren 1880/81 (8,4 Mill. t) und 1881/82 (8,5 Mill. t), mit welcher Menge die Bevölkerung in diesen beiden Jahren doch eben auch ausgekommen ist. Dennoch wird man an eine Rückkehr zur dauernden Selbstversorgung Deutschlands nicht im Ernst denken dürfen.

*) Diese geben allem Anschein nach — im Vergleich zu den Erhebungen der Reichsstatistik seit 1878 — zu hohe Ziffern, was bei Beurtheilung der in der nächsten Anmerkung mitgetheilten Verbrauchsmengen zu berücksichtigen ist. Auch ist daran zu erinnern, daß erst seit Einführung der Getreidezölle und genauerer Ausfuhr-Kontrole, also seit 1880, die Angaben über den Getreideverkehr mit dem Auslande zuverlässiger wurden. Endlich geht schon aus der mitgetheilten Berechnungsweise hervor, daß unter der Verbrauchsmenge stets nur die zum Verbrauch vorhandene Menge verstanden ist, welche kleiner oder größer sein kann als der wirkliche Konsum des Jahres, je nachdem dieser durch Rückstände der Vorjahre verstärkt wird oder selbst unverbrauchte Vorräthe zurückläßt. Trotz all dieser nachtheiligen Momente wird man jedoch den in Frage stehenden Zahlen die Bedeutung von Annäherungswerthen nicht ganz absprechen dürfen.

**) Aus dem einheimischen Ertrage an Weizen, Spelz und Roggen, zuzüglich der Einfuhr, abzüglich der Ausfuhr und des Aussaatquantums ergiebt sich auf den Kopf der Bevölkerung

| im Erntejahre | eine Verbrauchsmenge von | Bewegung des Roggenpreises, den Durchschnittspreis 1872/82 zu 100 gesetzt |
|---|---|---|
| 1872/73 | 242 kg | 101 |
| 1873/74 | 240 „ | 121 |
| 1874/75 | 280 „ | 97 |
| 1875/76 | 236 „ | 96 |
| 1876/77 | 219 „ | 106 |
| 1877/78 | 275 „ | 88 |
| 1878/79 | 229 „ | 80 |
| 1879/80 | 172 „ | 103 |
| 1880/81 | 167 „ | 115 |
| 1881/82 | 170 „ | 105 |
| 1882/83 | 202 „ | 90 |

Digitized by Google

fortdauernder unzulänglicher Konsumfähigkeit eine weitere Verminderung des Verbrauchs hervorgerufen; seit 1881 aber macht sich wieder — begünstigt durch das Sinken der Preise und wohl auch durch etwas gehobene Konsumfähigkeit — eine beträchtliche Zunahme des Verbrauchs an Brotfrüchten bemerkbar.

* * *

Der Ueberblick über die landwirthschaftliche Produktion Deutschlands würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch die nächst den Mühlenprodukten wichtigsten landwirthschaftlichen Fabrikate in Betracht ziehen wollten.

In der Rübenzucker-Gewinnung nimmt Deutschland die erste Stelle ein. Es werden nämlich nach Neumann-Spallart („Uebersichten der Weltwirthschaft") auf der Erde überhaupt 3 713 000 Tonnen Zucker produzirt, und zwar Rohrzucker: 1 846 000 t, Rübenzucker: 1 867 000 t. Von der Zuckerproduktion Europa's — 1880/81 gegen 1,8 Mill. t — fällt auf Deutschland mindestens der dritte Theil. Unsere Hauptkonkurrenten auf diesem Gebiete, Oesterreich-Ungarn und Frankreich, können mit Deutschland nicht gleichen Schritt halten. Nur die Hälfte des in Deutschland gewonnenen Zuckers sind wir selbst zu verbrauchen im Stande. Im Jahre 1882 hat Deutschland 344 400 t (rohen und raff.) Zucker im Werth von 154 393 000 M. an das Ausland abgegeben (Ueberschuß der Ausfuhr), d. i. 41 200 t mehr als im Vorjahre. Unser bester Abnehmer ist England, welches bei einer Einwohnerzahl von nur 35 ½ Millionen drei- bis viermal so viel Zucker wie Deutschland verbraucht und beispielsweise im Jahre 1882 über 240 000 t rohen und raff. Zucker aus Deutschland bezogen und nur 167 t dahin verkauft hat*).

Die Entwickelung der deutschen Zuckerindustrie ist eine staunenerregende. Im Kampagnejahr 1871/72 standen 311 Fabriken im Betriebe und die Menge des gewonnenen Rohzuckers betrug 186 442 t; im Jahre 1882/83 wurden in 358 Fabriken aus 8 747 154 t Rüben 835 165 t Rohzucker gewonnen. Die Produktion hat sich also in diesen zwölf Jahren mehr als vervierfacht. Die schlechtesten Rübenernten waren die von 1871 und 1874, den größten Ertrag lieferte die von 1882. Im Durchschnitt 1871—1882 wurden vom Hektar 27 100 kg Rüben geerntet. Natürlich finden die Unterschiede des Ernteausfalles in den Produktionsziffern ihren Ausdruck. Wenn man den Werth einer guten mittleren Produktion auf rund 360 Mill. M. veranschlagt, so beträgt der Ausfall durch eine schlechte Ernte bis zu 90 oder 100 Mill. M.

*) Der durch die deutschen Zollausschlüsse vermittelte Verkehr ist hiebei nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

Ob sich für den Ueberschuß der deutschen Produktion hinreichender Absatz findet, hängt in erster Linie von der Zuckerproduktion der Kolonien und dem Bedarfe Englands ab. Die letzten Jahre waren in dieser Hinsicht der deutschen Industrie günstig, doch beginnt auch auf diesem Gebiet Ueberproduktion und Ueberfüllung des Weltmarktes sich bemerkbar zu machen.

Eine ziemlich bedeutende Erweiterung hat die deutsche Spiritusproduktion erfahren. Die Vermehrung der Zahl der innerhalb des Reichssteuergebietes in Betrieb stehenden Brennereien in dem Zeitraum 1872—1882 von 8 456 auf 28 201 ist freilich indifferent, da sie nur durch den 1874 erfolgten Hinzutritt der zahlreichen kleinen Brennereien Elsaß-Lothringens bewirkt ist. Die Hauptsache ist, daß der Betrag der Steuerrückvergütungen für ausgeführten und zu technischen Zwecken verwendeten Branntwein seit 1874 um 78 Prozent zugenommen hat*). Im Brennjahr vom 1. October 1881 bis 30. September 1882 betrug der Export des deutschen Steuervereins — der Hauptabnehmer ist zur Zeit Spanien — 114 Mill. Liter. Im Kalenderjahre 1882 hat Deutschland für 47 Mill. M. Spiritus an das Ausland verkauft. Der Gewinn würde noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht die Preise in den letzten Jahren sehr herabgegangen wären.

Der Netto-Ertrag der Steuer ist im Wesentlichen derselbe geblieben. Ob der inländische Konsum ab- oder zugenommen hat, läßt sich bei dem eigenthümlichen System unserer Besteuerung nicht berechnen. Manches spricht dafür, daß er abgenommen hat.

Die Biergewinnung im deutschen Zollgebiet ist in den 11 Jahren 1872—1882/83 von 33,5 auf 39,3 Mill. Hektoliter (wovon 21,3 Mill. hl im Reichssteuergebiet) gestiegen. Diese letztere Menge wurde jedoch schon im Jahr 1875 erreicht, von da an bis 1880 hat die Produktion sowie der Verbrauch ab- und erst seit diesem Jahre wieder zugenommen. Der Ueberschuß der Ausfuhr ist in dem obigen (elfjährigen) Zeitraum von 24 auf 90 Mill. Liter gestiegen, was eine jährliche Mehreinnahme von 10 Mill. M. darstellt**).

Der Weinbau Deutschlands reicht für die eigene Versorgung bei

*) Die bedeutende Zunahme der Steuerrückvergütung seit 1880 kommt allerdings zum Theil auf Rechnung der durch Gesetz vom 19. Juli 1879 bewirkten Ausdehnung der Rückvergütung auf den zur Essigbereitung ꝛc. verwendeten Branntwein.

**) Muthmaßlicher Bierverbrauch (nach dem statist. Jahrb.). Auf den Kopf:

| | | |
|---|---|---|
| 1872 | 81,4 | Liter |
| 1875 | 93,3 | „ |
| 1879/80 | 82,9 | „ |
| 1882/83 | 85,0 | „ |
| 11jähriger Durchschnitt | 87,6 | „ |

Digitized by Google

weitem nicht aus*); es ist im internationalen Weinhandel — wie man sagt — „passiv". Die Ausfuhr beträgt nur etwa $^1/_4$ der Einfuhr und dieses Verhältniß hat sich infolge der schlechten Weinernten bei allmälig wieder zunehmendem Verbrauch in den letzten Jahren noch ungünstiger gestaltet. Im Jahre 1882 hat Deutschland für 40 494 Tonnen Wein**) 21 709 000 M. an das Ausland bezahlt.

Unter den Tabak erzeugenden Ländern können sich in Europa nur Oesterreich-Ungarn und Rußland mit Deutschland messen, im Tabak-Verbrauche steht es oben an mit 72 487 t, oder 1,7 kg auf den Kopf (nach dem 12jähr. Durchschnitt 1871/82)***).

Die Ernteergebnisse sind außerordentlich schwankend. In den ertragreichsten Jahren 1880 und 1881 wurde pro Hektar anderthalb mal so viel geerntet wie in dem ungünstigsten Jahre 1876. Der Gesammtertrag war†):

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1872/73 | 45 132 | Tonnen | im | Werth | von | 28 232 000 | M. |
| 1876/77 | 31 702 | „ | „ | „ | „ | 11 592 000 | „ |
| 1881/82 | 61 314 | „ | „ | „ | „ | 27 138 000 | „ |
| 1882/83 | 38 977 | „ | „ | „ | „ | 16 428 000 | „ |

Es kommen also in den Ernteerthen Unterschiede bis zu 16 oder 17 Mill. M. vor. Die Anbaufläche hat seit 1877 zugenommen und den Pflanzern fehlt der Absatz nicht, aber die Industrie leidet schon seit Jahren unter der Ueberproduktion der Fabrikate und der Verminderung des Konsums. Dazu kam noch 1880/81 die lähmende Besorgniß vor dem Monopol und nachher die Erhöhung der Steuer, welche namentlich von den kleineren Fabrikanten als eine drückende empfunden wird.

Zusammenfassend wird man sagen dürfen, daß die Erzeugung landwirthschaftlicher Fabrikate im allgemeinen erfreuliche Fortschritte gemacht hat — außerordentlich große die Zuckerproduktion, nicht unbedeutende die

*) Erntemenge im Deutschen Reiche (Statist. d. D. R. Bd. LIX. S. VII. 32):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1878 | 3 061 201 | Hektoliter | Wein |
| 1879 | 986 171 | „ | „ |
| 1880 | 523 560 | „ | „ |
| 1881 | 2 673 515 | „ | „ |
| 1882 | 1 596 854 | „ | „ |

**) Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr.

***) Als Produktionsmengen werden angegeben: für Rußland 71 900 t, Oesterr.-Ungarn 61 700 t, Frankreich 15 400 t; Ver. Staaten von Nordamerika 230 000 t, Cuba (1881) 12 500 t, Portorico 2 500 t. Im Verbrauch pro Kopf übertreffen uns die Holländer mit 2,8, die Belgier mit 2,5, die Schweizer mit 2,3 kg, während für Nordamerika der Konsum zu 155 000 t oder 3,1 kg auf den Kopf angegeben wird.

†) D. i. Ertrag in getrockneten Tabakblättern. Bei den Werthsummen ist die Steuer abgezogen.

Digitized by Google

Bier- und Branntweingewinnung, während beim Tabak und beim Wein die Erntemengen in so starken Sprüngen variirten, daß hier von einer stetigen Fortentwicklung der Produktion nicht die Rede sein kann.

* * *

Die Viehzucht in Deutschland hat zwar, was die Beschaffenheit der gehaltenen Thiere betrifft, merkliche Fortschritte gemacht, hinsichtlich des Umfanges aber kann ein Gleiches nur von einzelnen Zweigen behauptet werden.

Am 10. Januar 1883 wurden im Deutschen Reiche 3 522 316 Pferde gezählt gegen 3 352 281 am 10. Januar 1873. Die Zahl der Pferde hat somit um 5,07 Prozent zugenommen, also nicht in demselben Maße wie die Bevölkerung. Auf 1000 Einwohner kamen im Jahr 1873 82, bei der Zählung von 1883 aber nur 77 Pferde. In Hohenzollern, der bayrischen Pfalz, Württemberg und besonders Baden hat die Pferdezahl sich absolut vermindert; die größte Zunahme weisen auf Berlin (20 Prozent), Hamburg, Bremen, die Thüringischen Staaten und das Königreich Sachsen (9,6 Prozent).

Bei Rindvieh ist im Deutschen Reiche die Stückzahl von 15 776 702 auf 15 785 322 also nur um $^1/_2$ Promille gestiegen. Statt 384 im Jahr 1873, kommen nur noch 345 Stück auf 1000 Einwohner. In Bayern, Württemberg, Baden, Mecklenburg und einigen kleineren Staaten sowie in den Provinzen Westfalen, Hannover, Hohenzollern hat sich der Rindviehbestand vermindert Die bedeutendste Zunahme (9,63 Prozent) weist die Provinz Posen auf.

Eine erhebliche Ausdehnung hat die Schweinezucht erfahren. Die Stückzahl ist von 7 124 088 auf 9 205 791 mithin um 29 Prozent gestiegen, am meisten in Bremen (fast 87 Prozent), Sch. Lippe, Oldenburg, Westpreußen, Posen, Hannover, Westfalen. Eine Abnahme zeigt nur die Stadt Berlin.

Die Zahl der Ziegen hat um 330 000 oder fast 14 Prozent zugenommen, das numerische Verhältniß zur Bevölkerung ist ungefähr gleich geblieben.

Daß der Bestand an Schafen bedeutend abgenommen hat, wird man dem intensiveren Betriebe der Landwirthschaft und dem erleichterten Bezuge fremder Wolle zuschreiben dürfen. Die Stückzahl ist von 24 999 406 auf 19 185 362 oder um $23^1/_4$ Prozent zurückgegangen. Auf 1 Quadratkilometer kommen 35,5 Schafe gegen 46,2, auf 1000 Einwohner nur noch 419 Schafe gegen 609 im Jahre 1873. Besonders stark war der Rückgang in Schlesien, Brandenburg, Posen, Königreich Sachsen, Thüringen und Elsaß-Lothringen.

Digitized by Google

Trotz der verminderten Produktion ist die Ausfuhr von Schafen noch bedeutend. Sie betrug im Jahre 1882 1 371 000 Stück, die Einfuhr bloß 59 000 Stück. Bei Ochsen belief sich der Ueberschuß der Ausfuhr auf 45 000 Stück. Dagegen wurden Kühe, Jungvieh, Pferde und namentlich Schweine (Mehreinfuhr 744 000 Stück) in viel größerer Zahl ein- als ausgeführt und das Gleiche ist der Fall bei Fleisch, Schmalz und Eiern.

Ueber die Erträge der deutschen Fischerei und Jagd stehen uns keine zusammenfassenden Angaben zu Gebote, weshalb wir diese Erwerbszweige, ungeachtet ihrer Bedeutung für die Volksernährung und somit für den Volkswohlstand, hier übergehen müssen*).

Was die Entwicklung des Viehstandes im Deutschen Reich 1873—83 betrifft, so wird ein abschließendes Urtheil darüber erst möglich sein, wenn die amtliche Bearbeitung der Zählungs-Ergebnisse vom 10. Januar 1883 vorliegt. Wenn man den gesammten Viehbestand in der herkömmlichen Weise auf Haupt Großvieh reduzirt, so findet man für das ganze Reich pro 10. Januar 1883 rund 24 195 000 Stück gegen 23 967 000 am 10. Januar 1873. Der Zuwachs von 228 000 Stück Großvieh entspricht jedoch nicht der Zunahme der Bevölkerung; denn auf 100 Einwohner kamen Januar 1873 58,4, dagegen Januar 1883 nur noch 53,4 Haupt Großvieh. Der theilweise Rückgang des Viehstandes ist übrigens keine neue Erscheinung. In Preußen ist die Zahl der Pferde vom Dezember 1867 bis Januar 1873 um 77 000 kleiner geworden, der Rindviehbestand ist in dem Zeitraum 1864—67 gefallen, der Schafbestand hat sich seit 1864 bei jeder Zählung kleiner gezeigt**).

Der Pferdebestand war absolut am größten in Hohenzollern 1864, in Bayern 1863, in Württemberg 1865, in Baden 1867. Der Rindviehbestand war am größten in Bayern 1863, in Württemberg 1865, in Baden 1861 und 1873 (fast gleich: zwischen 621 000 und 622 000 Stück.

---

*) Der jährliche Konsum von Süßwasserfischen in Berlin wird auf zwei Mill. kg geschätzt. Im deutschen Zollgebiet betrug die Mehreinfuhr von gesalzenen Heringen 1882 874 000 Faß, die von sonstigen Fischereiprodukten 13 Mill. t. Der Jahresertrag der Lachsfischerei im deutschen Rhein beträgt nur noch 280 000 M. Vergl. „Deutsches Handelsblatt" 1882, Nr. 15 S. 151 fgd. Ueber den Niedergang der deutschen Seefischerei vergl. „Deutsches Handelsblatt" 1880, Nr. 29 S. 317 fgd.

**) Zunahme (+) oder Abnahme (—) des Rindvieh- und Schafbestandes im Königreich Preußen in Prozent des Standes je zu Anfang des betreffenden Zeitraums.

| | | Rindvieh | Schafe |
|---|---|---|---|
| Im Königreich nach dem Umfang vor 1866 . . | 1861—64 | + 8,5 | + 10,8 |
| | 1864—67 | — 1,8 | — 2,6 |
| Umfang von 1866 . . . | 1867—73 | + 7,7 | — 12,0 |
| heutiger Umfang . . . . | 1873—83 | + 1,1 | — 25,0 |

(die früheren Zählungsergebnisse: Stat. d. D. Reichs. Bd. VIII. S. IV. 72).

Digitized by Google

Der Schafbestand war am größten im Königreich Preußen 1864, in der Provinz Schlesien schon 1840 (3 024 987 Stück, jetzt nur noch 1 309 495), Bayern 1863, im Königreich Sachsen schon 1837, in welchem Jahre die Zahl der Schafe 685 491 betrug, gegen 149 037 im Jahre 1883! Aus allem geht hervor, daß die relative Verminderung der Viehhaltung durch Ursachen bedingt ist, welche schon vor 1871 — theilweise sogar in noch stärkerem Maße als jetzt — wirksam gewesen sein müssen.

Welcher Art mögen diese Ursachen sein?

Von einer fachmännischen Autorität hat der Verfasser auf eine Anfrage werthvolle Mittheilungen erhalten, welche bei der Beurtheilung der oben festgestellten Entwicklung des Viehstandes in Deutschland als Anhaltspunkte dienen können.

Die Abnahme der Pferde in Ländern oder Provinzen mit vorwiegenden kleinen und mittleren landwirthschaftlichen Betrieben schreibt unser Gewährsmann dem Umstande zu, daß in diesen Betrieben immer mehr Zugstiere verwendet werden, weil deren Arbeit wohlfeiler zu stehen kommt als die der Pferde. Dagegen ist die Zunahme der Pferde in den großen Städten (von den Militärpferden abgesehen) eine Folge der Bevölkerungszunahme und des vermehrten Straßenverkehrs.

Hinsichtlich der Rindviehzucht betont derselbe Gelehrte, daß es nicht bloß auf die Zahl der Thiere sondern namentlich auf das lebende körperliche Gewicht und die Gebrauchsfähigkeit ankomme. Er sagt: „Wenn sich auch in Baden, Bayern, Württemberg ꝛc. die Zahl der Rinder vermindert hat, so ist doch deren Gesammtwerth unzweifelhaft gestiegen."

Die bedeutende Erhöhung der Zahl der Schweine ist nach derselben Autorität als ein günstiges Zeichen zu betrachten. Es werden solcher Thiere mehr von kleinen Gewerbsleuten, Parzellenbesitzern, Taglöhnern u. s. w. gehalten. Man darf somit annehmen, daß die Fleischnahrung in den unteren Schichten der Bevölkerung zugenommen hat.

Als ein weniger günstiges Merkmal bezeichnet unser Sachverständiger die Zunahme der Ziegen um 14 Prozent. „Die Ziege ist das Nutzthier der armen Leute." Die im Verhältniß zur Einwohnerzahl gleich gebliebene Zahl der Ziegen läßt vermuthen, daß mit zunehmender Bevölkerung der Prozentsatz der Armen sich nicht vermindert hat.

„Daß der Bestand der Schafe abgenommen, hängt allerdings mit der intensiveren Bodenkultur zusammen. Ständige Weiden und unständige wie Brach- und Stoppelweiden vermindern sich immer mehr, damit auch die Ernährungsgelegenheit dieser Thiere. Wenn auf der anderen Seite die Rindviehzucht rationeller betrieben wird, so ist die Verminderung der Schafe als kein wirthschaftlicher Nachtheil zu betrachten.

Digitized by Google

„Alles zusammengenommen kann aus den Resultaten der Viehzählung im Jahr 1883 nicht geschlossen werden, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse zurückgegangen seien; die theilweise verminderte Zahl der Nutzthiere wird reichlich ersetzt durch deren Wertherhöhung, und es liegen somit keine besorgnißerregenden Thatsachen vor.“ —

Wir schließen mit diesen tröstlichen Worten eines hochgeschätzten Fachmannes, um uns in dem nächsten Artikel von den Erzeugnissen der belebten Natur zu den Schätzen der Erde und den Werken des menschlichen Gewerbfleißes zu wenden. Der Betrachtung des zweiten Hauptfaktors des Volkswohlstandes, der nationalen Arbeit auf den wichtigsten Gebieten der Industrie, wird sich sodann eine dritte Studie über den wirthschaftlichen Einfluß der internationalen Konstellationen, oder, mit dem früher gebrauchten Ausdruck, über die Impulse der Weltwirthschaft anschließen.



Digitized by Google

# Heinrich Laube

geb. 18. September 1806, gest. 1. August 1884.

---

Ueberblicken wir Laube's Leben im Großen und Ganzen, so springt uns ein auffallendes Mißverhältniß in die Augen. Seine litterarische Thätigkeit umfaßt ein halbes Jahrhundert und darüber, und von der ersten Jugend an bis an seinen Tod blieb er Gegenstand eines lebhaften Interesses: es ging ihm nicht wie manchen andern Schriftstellern, die ein hohes Alter erreichen und an die man sich erst wieder erinnert, wenn sie sterben: er blieb vielmehr in ununterbrochener Thätigkeit und so zu sagen auf der Bildfläche.

Er hat ferner wohl vielfach polemisirt und ist auch wiederholt scharf angegriffen; aber die sogenannte öffentliche Meinung blieb ihm im Ganzen fortdauernd günstig; wenn ihm manchmal der Erfolg mißlang, so wurde das bald wieder verwischt. Er hat einmal, bei der Herausgabe seines „Struensee" 1847, einen starken Ausfall gegen die Juden gewagt, und es ist keine Kleinigkeit, daß ihm das gar nicht nachgetragen wurde.

Vergleicht man nun mit diesem äußern Erfolg die Summe seiner litterarischen Leistungen, so will die Rechnung nicht stimmen. Er hat sehr viel geschrieben; alle seine Bücher und journalistischen Arbeiten noch einmal anzusehn, wäre eine Aufgabe, der sich auch der eifrigste Litteraturfreund kaum unterziehn möchte. Vieles darunter ist geistreich, interessant, mitunter auch belehrend; aber eigentlich glänzend kaum eins seiner Werke. Nur sehr wenig haftet noch im Gedächtniß des Volks, es ist ihm nie gelungen, die reine und kräftige Form zu finden, die den Leser des Tags zwingt und die Nachwelt besticht. Und betrachtet man ihn als den Schriftsteller für den Tag, so vermißt man auch da eine consequente Richtung, einen festen Glauben, der sich mit Gewalt Bahn macht. Obgleich er gar keinen Anstand nahm, das Publikum zu überraschen, zu reizen und zu ärgern, so war er doch von der wechselnden Stimmung eben dieses Publikums abhängiger als er glaubte.

Digitized by Google

Der wahre Grund, warum er so lange die Aufmerksamkeit beschäftigte, liegt in seiner Persönlichkeit. Er hatte die Welt gesehn und mehr interessante Menschen kennen gelernt, als irgend ein anderer Schriftsteller jener Periode; er hatte ein sehr vielseitiges Interesse, auch viel Kenntnisse, wenngleich nicht tief greifende, und wußte sich den Männern der verschiedensten Richtung verständlich zu machen. Nicht etwa, daß er ihnen schmeichelte: er hatte vielmehr ein kurzangebundenes Wesen und konnte recht derb sein; aber gerade das gefiel, weil es mit einem gewissen Bonhomme verbunden war. Hinter seinen anscheinenden Paradoxien trat oft ein recht gesunder Menschenverstand hervor. Er hatte nichts von einem Stubengelehrten, er war ein gewaltiger Jäger, man traf ihn in Leipzig auf der Straße meist von ein paar Jagdhunden begleitet und das Jagdgewehr im Arm. Er wandte seine Aufmerksamkeit auch auf das Costüm, und versuchte als Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt" wie auch persönlich eine neue nationale Mode aufzubringen, was ihm freilich nicht gelang. Und, was auch zur Sache gehörte: er machte ein angenehmes Haus. Seit seinem dreißigsten Jahre war er verheirathet, mit einer geistreichen und liebenswürdigen Frau, die er nur kurze Zeit überlebt hat: sie theilte alle seine Bestrebungen, nicht bloß die litterarischen; sie ging mit ihm auf die Jagd, ritt mit ihm aus, begleitete ihn nach Algier und wo er sonst hinreiste, machte mit vollendeter Anmuth die Wirthin in der Kaffeestunde, wo er vor dem Theater Besuch empfing; ja sie theilte sogar einmal, bald nach ihrer Verheirathung, ein neunmonatliches Gefängniß, in welches er wegen Theilnahme an einer Burschenschaft gesteckt wurde. Freilich war das Opfer nicht groß, denn die Strafzeit wurde dem damals schon sehr beliebten Schriftsteller in Muskau äußerst bequem gemacht.

Endlich aber erklärt sich die Aufmerksamkeit, die er erregte, durch seine Betheiligung an einigen merkwürdigen historischen Wendepunkten, die im Gedächtniß der Menschen hafteten, und denen, die darin verwickelt waren, eine Art Heiligenschein verliehen. Das erste dieser Ereignisse war das sogenannte „Junge Deutschland".

Am 11. September 1835 wies Wolfgang Menzel im „Morgenblatt" auf den verderblichen Einfluß der französisch gesinnten „staats- und kirchenfeindlichen Partei" hin, und machte außer Heine und Börne fünf Schriftsteller als Träger derselben namhaft: Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg und Kühne; und der Bundestag gab sich in der Sitzung vom 10. December dazu her, diese Schriftsteller, das „Junge Deutschland", als eine litterarische Schule zu brandmarken, „deren Bemühungen unverhohlen darauf gingen, in belletristischen für alle Klassen von Lesern zugänglichen



Digitized by Google

Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen, und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören." Es erging ein förmliches Verbot gegen die Schriften dieser Männer, sogar die noch ungeschriebenen.

Die öffentliche Meinung, durch die französische Julirevolution aufgeregt, war damals entschieden liberal und allen polizeilichen Maßregeln feindlich gesinnt. Menzel wurde Jahre hindurch mit den tollsten Schmähungen überhäuft, und den fünf von der Tyrannei Geächteten das Martyrium als Wechsel auf die Zukunft zu Gute geschrieben: da der hohe Bundestag sie für so gefährlich hielt, erwartete das Publikum von ihren weiteren Thaten das Ungewöhnlichste.

Menzels Auswahl war nicht sehr geschickt; Wienbarg und Kühne waren ganz unbedeutend, und er hätte noch viele andere Mitglieder des jungen Deutschlands verklagen können. In der That ergänzte er später sein Verzeichniß: die Richtung, die er anschuldigte, war im Wesentlichen damals die Richtung der deutschen Jugend, und entsprach in ihren Hauptzügen der Periode, die man als die „Sturm- und Drangzeit" bezeichnet, der Zeit von 1775—1785. Nur mit dem Unterschied, daß sich die letztere im Ganzen auf kleinere litterarische Kreise beschränkte, während das junge Deutschland seine Angelegenheiten auf dem Markt verhandelte. Wie sich nun diese neuen „Stürmer und Dränger" den öffentlichen Zuständen gegenüberstellten, davon giebt den besten Beleg Laube's Roman „das junge Europa", der 1833—1837 erschien, und in drei Theile zerfiel „die Poeten", „die Krieger" und „die Bürger".

Der Dichter hat eine Reihe geistreicher junger Männer zusammengestellt, die von den Ideen des Jahrhunderts erfaßt, doch den demokratischen Gewohnheiten der gewöhnlichen Liberalen nicht verfallen waren, die ihre gymnastischen Uebungen gleich den besten Turnern betrieben, zugleich aber in den aristokratischen Salons die Blüthe der Ritterlichkeit darstellten. Diese jungen Männer verfolgte er in eine Reihe bunter Schicksale, wie sie die damaligen Zeitumstände mit sich brachten. Sie betheiligten sich an den burschenschaftlichen Umtrieben, an der polnischen Insurrection, an der Auswanderung nach Nordamerika u. s. w. Das Ende war, daß sie sämmtlich, wenn auch auf verschiedene Art, von ihren Illusionen zurückkamen, und an den Ideen der Freiheit verzweifelten. Nach der Absicht des Dichters sollte die Schuld dieser Enttäuschung in den Ideen oder den Zeitumständen liegen, in Wahrheit aber lag sie im Charakter und in der ungesunden Lebensweise der dargestellten Persönlichkeiten, die mit frühreifen antecipirten Empfindungen ins Leben traten, im leicht erworbenem Dünkel sich über Gesetz und Tradition hinwegsetzten und auf Emotionen

Digitized by Google

ausgingen, denen sie keine innerliche Kraft und Stetigkeit des Gemüths entgegenzustellen hatten. Sie waren ohne wirklichen Inhalt, und konnten daher in ernsthaften Lebensconflicten jenen innern Halt nicht finden, welcher der Prüfstein des Charakters ist. Es sind im Grund die nämlichen Typen, welche später Gutzkow in den Rittern vom Geist charakterisirt; aber auch die nämlichen, welche Klinger 1776 in „Sturm und Drang" und seinen übrigen Stücken schildert, ja die noch mit größerer Macht in Schillers Räubern sich geltend zu machen suchen. Politisch gefährlich war keine dieser Generationen.

Aber die Gefahr lag auch nicht eigentlich in der Politik: viel stärker als durch die politischen Bestrebungen der Julirevolution wurde das junge Deutschland durch die socialen Ideen der St. Simonisten angeregt, die sie wohl zubereitet in den Romanen von George Sand und Balzac, so wie in Heine's Schriften überkamen. Laube hatte Heine's Poesie und Prosa verschlungen und vielfach mit ihm verkehrt; auch war er in der neu französischen Romantik wohl zu Hause.

In den „Reisenovellen", die er von 1834—1837 in sechs Bänden veröffentlichte, hört man überall Heine's Stil und Heine's Gesinnung heraus. Der Stil liegt uns jetzt so fern, daß er recht wohl in Erinnerung gebracht werden darf. Hier eine Stelle aus den „Reisenovellen":

„O Jupiter! warum logst du einst Unsterblichkeit, wenn du wirklich nichts weiter warst, als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte. Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen! wacht auf, reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünden stehlt! — — emancipirt nicht bloß die Juden, sondern die natürliche Kraft! vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde! O Jungfrau Maria, die du eben erst schlafen gegangen, die du keine Heirathspedantin warst und bist" u. s. w. — —

„Wahrscheinlich war ich trunken von Marias Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz unrecht haben. Aber besser bin ich doch, als sie die Leute gerne glauben machten, denn ich schreibe dergleichen nur, damit sie etwas Neues haben zur Verketzerung meiner Sippschaft." U. s. w.

Es ist das im Grunde nichts weiter als die Reaction gegen das ewige Tugendgerede der Burschenschaft, und daß es weiter nichts war, hat Laube durch sein späteres Leben hinlänglich bekundet. Aber ich erinnere mich, daß damals von einem übrigens geistvollen Lehrer uns Primanern diese „Reisenovellen" theilweise vorgelesen wurden, freilich nicht jene Stelle, die wir aber selbstverständlich aufsuchten. Als Bildungsmaterial für die Jugend waren die Schriften des jungen Deutschlands

Digitized by Google

wirklich nicht sehr geeignet, nicht bloß wegen ihrer Gesinnung, sondern hauptsächlich wegen ihres geziert burschikosen Stils. Jetzt wird es kaum möglich sein, von diesen „Reisenovellen" oder von ihrem Vorbild, Heine's „Reisebildern" und „Florentinischen Nächten" mehr als ein paar Seiten zu lesen.

Mit diesen beiden größeren Werken war Laube's jungdeutsche Periode vorüber. Er hat später noch verschiedene Romane und Novellen veröffentlicht, nach französischen Mustern und zum Theil auch aus der französischen Gesellschaft; einige darunter z. B. die „Gräfin Chateaubriand" sehr anmuthig erzählt, aber keine von hervorragender und bleibender Bedeutung. Von der Tendenz seiner Jugendschriften ist wenig darin zu spüren, nur durch den Stil wird man an die letzteren erinnert. Dagegen eröffnete sich ihm auf dem Theater eine neue bedeutende Wirksamkeit.

In unserer Litteraturgeschichte erfährt man wenig, was seit 1819, seit Kotzebue's Tod, auf dem wirklichen Theater vorging; es wird hauptsächlich nur von den Dichtungen von reicherer Intention berichtet, die aber bei dem Publikum nicht durchschlugen. Es ist auch kaum nöthig, diese Fabrikarbeiten wieder in Erinnerung zu bringen, obgleich sie mitunter recht talentvoll waren. Zwischen dem eigentlichen Theaterpublikum und dem Publikum, das sich am wirklichen geistigen Leben zu betheiligen suchte, war damals ein bedeutender Unterschied: die Einen nahmen von den Anderen kaum Notiz. wer sich in die Probleme der Hegel'schen Philosophie vertiefte, was hatte er in Töpfer'schen oder ähnlichen Lustspielen zu suchen! Die Masse der Theaterbesucher bestand aus den weniger Bildungsbedürftigen.

Das wurde anders mit dem Ende der dreißiger Jahre. Gutzkow kam auf den glücklichen Einfall, die Bühne für seine journalistischen Zwecke zu benutzen, den Idealismus, den er in sich fühlte, auf die Darstellung des bürgerlichen Lebens zu übertragen, und so einerseits die Bildungsbedürftigen ins Theater zu locken, andererseits das bisherige Theaterpublikum an höhere Ideen zu gewöhnen. Blieb auch keines seiner Stücke unangefochten, so erreichte er doch seinen Zweck: sie wurden sehr eifrig besprochen, und Gutzkow wurde, wie Rosenkranz sich ausdrückt, zum „Unvermeidlichen". Endlich im „Uriel Akosta" hatte er die große Mehrzahl des gebildeten und ungebildeten Publikums auf seiner Seite.

Laube eröffnete seine dramatische Thätigkeit 1841 mit dem „Monaldeschi"; es folgten rasch hinter einander „Rococo", „die Bernsteinhexe", „Gottsched und Gellert", „Struensee", bis auch er mit den „Karlsschülern" und „Prinz Friedrich" gleichzeitig mit „Uriel Akosta" nach vielfachem Tasten für sein Publikum den rechten Ton fand.

Digitized by Google

Im allgemeinen Urtheil galt Gutzkow damals von den Theaterdichtern als der bedeutendste, und es ist nicht zu leugnen, daß er in der Exposition und in der Ausführung einzelner bürgerlicher Scenen viel Kunst zeigt; gleichwohl gab ich schon damals Laube den Vorzug, und thue es noch heute. Nicht sowohl wegen seiner positiven Verdienste, als weil er die Fehler vermied, die fast jedes von Gutzkow's Stücken verunstalten.

Gutzkow besaß einen ungemeinen Scharfsinn im Auffinden der kleinen Motive, die das Handeln und Empfinden der Menschen bestimmen, und trieb diesen Scharfsinn bisweilen bis zum Cynismus. Zuweilen aber hatte er das Bedürfniß der Rührung, weicher, thränenvoller Gemüthswallungen. Endlich war er aufmerksam auf die Mittel, dem Publikum zu gefallen, ihm, so zu sagen, zum Munde zu reden.

Diese Motive verflocht er in seinen Dramen auf eine höchst seltsame Weise in einander: wo er naturgemäß mit einem recht scharfen allenfalls cynischen Urtheil hätte hervortreten sollen, sprach er sich in Rührung, und wo die Situation eine ernsthafte Betheiligung des Gemüths in Anspruch nahm, wurde sie durch eine altkluge Ironie verkümmert. Das Alles floß so durcheinander, daß Charakteristik und Stil gleichmäßig darunter litt, und daß es für die Kritik eine Pflicht wurde, gegen diese Geschmacksverirrung zu protestiren.

Laube wird von diesen Vorwürfen nicht getroffen: er war weder rührselig noch cynisch, sondern hielt sich in jener mittleren Temperatur des Gefühls, welches die eigentlichen Widersprüche ausschließt. Und dabei lief er doch, seiner früheren Bildung nach, eine große Gefahr. Er hatte sich mehr als billig den Einflüssen der neu-französischen Litteratur hingegeben, und nahm dieselbe auch als Theaterdichter zum Vorbild. Nun sind die sittlichen Begriffe der Franzosen qualitativ von den unsrigen verschieden, und es hätte daher leicht geschehen können, daß in eine deutsch gedachte Handlung französische Ehrbegriffe sich störend einschoben.

Laube hat diesen Abweg vermieden: seine Technik beruht ganz auf Scribe und dem ältern Dumas, zwei guten Vorbildern für die mittlere Gattung des Schauspiels und des Lustspiels, aber wo er nicht, wie im „Rococo", absichtlich französische Manieren parodirt, denkt und empfindet er als ehrlicher Deutscher. Von dem burschikosen Ton der „Reisenovellen" ist keine Rede mehr. Solche Stücke, wie „Gottsched und Gellert", in denen die bekannten Figuren uns lebendig und im Ganzen in richtiger Würdigung vor die Augen treten, konnten dem Publikum nur willkommen sein.

Dagegen ist er in den beiden Stücken, die mit dem meisten Beifall begrüßt wurden, in den „Karlsschülern" und „Prinz Friedrich" einem

Digitized by Google

andern Fehler verfallen: er schiebt dem Vorgang nachträgliche geschichtliche Reflexion unter. Wir wissen jetzt Alle, daß Friedrich Wilhelm's I. eiserner Despotismus für den Staat von den wohlthätigsten Folgen war, daß es nur einer solchen Natur gelingen konnte, die Zügellosigkeit der Zeit zu bändigen, und dies Wissen veranlaßt uns, einen Charakter, der uns sonst abstieße, mit Theilnahme und Achtung zu betrachten. Aber diese Reflexion des Verstandes hilft dem Dramatiker nichts: was wir vor uns sehen, beurtheilen wir nach dem natürlichen menschlichen Gefühl; und wenn der König ein kriegsgerichtliches Urtheil eigenmächtig umstößt und den Vertrauten seines Sohnes köpfen läßt, ja diesen Sohn selbst mit dem Tode bedroht, so erfüllt uns das mit Entsetzen, welches durch Nebenumstände kaum gemildert werden kann. Noch schlimmer ist es mit dem Verhalten des würtembergischen Selbstherrschers gegen den Dichter der „Räuber", obgleich hier der Conflikt keinen so blutigen Ausgang hatte. Es ist sehr möglich, daß Karl Eugen im guten Glauben handelte; daß er sich einbildete, seine Pflicht gebiete ihm, unruhige Köpfe wie Moser, Schubart, Huber, Schiller durch strenge Maßregeln zu erziehen und zu bessern; aber dieser gute Glaube macht seinen Charakter den Zuschauern vor der Bühne in keiner Weise annehmbarer. Laube hat der Ausführung seines Problems selbst geschadet, indem er Schiller's Flucht nur darum gelingen ließ, weil der Herzog im Erfolg der „Räuber" gewissermaßen ein Gottesurtheil erkannte. So etwas widersprach seinem Charakter durchaus, gleichviel ob wir ihn historisch oder dramatisch auffassen. Laube bedurfte eines versöhnenden Abschlusses, er wollte nach beiden Seiten hin gerecht sein, und fand dazu keinen andern Weg, als die Charaktere, die nicht brechen sollten, zu biegen.

Als Genrebilder betrachtet, haben übrigens beide Stücke große Vorzüge, und die populären Figuren haben sich auch auf der Bühne Geltung verschafft.

Das alte Problem, das schon in den Zeiten des französischen Classicismus beliebt war, Junius Brutus, der seine Söhne als Verräther des Vaterlandes hinrichten läßt, tauchte von neuem auf: Hebbel hat es in „Herzog Albrecht", Immermann in „Alexis" behandelt, und beide haben die Sühne ungefähr auf demselben Wege gesucht wie Laube, durch Ausspielung der Staatsraison.

Lebhafter als die übrigen Theaterdichter wandte Laube seine Aufmerksamkeit auf die äußere Einrichtung der Bühne. Schon in Leipzig, als die „Karlsschüler", „Uriel Akosta" und die „Valentine" aufgeführt wurden, bemühte er sich, Einfluß auf die Bühne zu gewinnen. Gutzkow war Dramaturg in Dresden geworden, Laube sah sich nach einer ähn-

Digitized by Google

lichen Stelle, womöglich in Preußen, um. Man glaubte damals, einen großen Aufschwung der dramatischen Kunst voraussetzen zu dürfen. Fast gleichzeitig mit Gutzkow und Laube war Hebbel aufgetreten, und bald darauf gewannen G. Freytag's Stücke entschiedenen Beifall. Jüngere Talente schlossen sich an, die Werke älterer Dichter wurden mit Sorgfalt einstudirt und vom Publikum mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Laube glaubte in der Reform des deutschen Theaters seinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben. Da wurden alle diese Bestrebungen durch die Revolution unterbrochen.

Es war nur eine Episode in Laube's Entwicklung, aber eine wichtige. Durch seine Betheiligung am jungen Deutschland war er der liberalen Jugend interessant geworden, und dies Interesse dauerte fort, als das junge Deutschland selbst längst aufgehört hatte. Nun gewann er Anerkennung bei einer andern Altersklasse. Er war der Erste vom jungen Deutschland, der sich offen und energisch sowohl gegen die Demokratie als gegen den Partikularismus aussprach, der sich im Frankfurter Parlament, wohin er seltsamer Weise von einem böhmischen Wahlkreise geschickt wurde, der Partei anschloß, die das Wohl der deutschen Nation in der engen Verbindung mit Preußen suchte. Die Partei bestand zum großen Theil aus Männern, die von dem jungen Deutschland nichts hatten wissen wollen; sie lernten jetzt Laube schätzen und achten. Diese achtundvierziger Zeit ist für den Ruf der dabei betheiligten Männer ebenso entscheidend gewesen, als die Bewegung in der Mitte der dreißiger Jahre. Wer 1848 der Linken angehörte, dem wurden später von den ehemaligen Parteigenossen alle Sünden vergeben, sein Name hatte nun einen historischen Halt gewonnen. Die sogenannten Gothaer wurden zwar von dieser Seite hart mitgenommen, aber auch sie hatten eine „öffentliche Meinung", und zwar aus den besten Kreisen der Gesellschaft, hinter sich; auch ihr Name wurde von dieser öffentlichen Meinung ein für alle Mal festgehalten. Die zwar nicht sehr tief eindringende, aber lebhaft und unterhaltend geschriebene Geschichte der Nationalversammlung von Laube wurde gleichsam das Familienbuch dieser Gesellschaft.

Es war für Laube nur eine Episode; er nahm sofort seine theatralischen Bestrebungen wieder auf. Seine Hoffnung, eine Anstellung in Preußen zu finden, ging nicht in Erfüllung; dagegen bot sich ihm Ende 1849 die glänzendere Stellung eines artistischen Direktors am Hofburgtheater zu Wien, anerkannt der ersten Kunstanstalt in Deutschland. Daß er in dankbarer Anerkennung dieser Bevorzugung die anziehenden Seiten des österreichischen Lebens mit größerem Antheil betrachtete als früher, und als gewandter Journalist in der Augsburger allgemeinen Zeitung

Digitized by Google

wärmer dafür eintrat als man von einem „Gothaer“ hätte erwarten sollen, lag in der natürlichen Biegsamkeit seines Geistes.

Von seiner Theaterleistung weiß ich wenig zu berichten. Daß er das französische Drama gleichsam zur Werkeltagskost des Burgtheaters machte, war von der allgemeinen Richtung seiner Bildung und seines Talents zu erwarten; er hat deshalb aber nicht versäumt, neuere wie ältere Werke anderer Art, von classischem Gehalt, für die Feiertagsstimmung einzurichten. Daß er nicht allen Anforderungen seiner dramatischen Collegen genügte, daß er namentlich sich gegen die übermäßig gesteigerten Anforderungen Hebbel's oft ablehnend verhielt, und dadurch dessen beständigen Groll erregte, wird jeder begreiflich finden, der einmal einen flüchtigen Blick in die theatralischen Zustände geworfen hat. Ein großes und bleibendes Verdienst ist die Pietät und das Verständniß, mit welchem er Grillparzer's fast ganz vergessene Dramen in Wien zur Aufführung brachte. Ich kann die unbedingte Bewunderung neuerer Kritiker für diesen Dichter nicht im vollen Umfang theilen, ich finde namentlich den Vergleich mit unserm H. v. Kleist sehr gewagt: aber er ist eine echt poetische Natur, und dem Publikum die sinnliche Anschauung eines echt poetischen Lebens zu verschaffen, ist dankenswerth, auch wenn man dabei künstlich etwas nachhelfen muß.

Von Laube's weiteren Schicksalen, von seinem Zerwürfniß mit der Kaiserlich-Königlichen Intendanz, seiner Direktion in Leipzig, seinem eigenen Unternehmen in Wien, habe ich nur flüchtige Kunde. Seine Unternehmungen sahen oft gewagt, ja mitunter abenteuerlich aus, und doch waltete dabei immer eine ruhige kluge Berechnung ob. Er hat, obgleich von der technischen Seite vielfach angefochten, in allen anständigen Kreisen den besten Ruf bewahrt, und er ist als wohlhabender Mann gestorben.

Es wäre ein verdienstliches Werk, wenn Einer, der ihm in den letzten Jahren nahe stand, sein Wirken und Schaffen im Detail verfolgen wollte; denn ich schließe mit dem Satz, mit dem ich begann: seine wahre Bedeutung liegt nicht in der Summe seiner litterarischen Werke, sondern in seiner Persönlichkeit.

Julian Schmidt.

Digitized by Google

# Shakespeare's Selbstbekenntnisse.

Von

Hermann Isaac.

## 1. Die Sonettfrage.

Wenn in dem Folgenden von Selbstbekenntnissen Shakespeare's die Rede sein soll, so bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß es sich nicht um eine neuentdeckte Quelle für das Leben des Dichters handelt. Der um und um durchwühlte Staub der englischen Bibliotheken hat gewiß fast alles hergegeben, was er von Lebenszeichen und Lebenszeugnissen des Dichters barg. Die Finsterniß, die auf seinem Leben ruht, kann von einzelnen Lichtstrahlen in Gestalt von bisher unbekannten Notizen seiner Zeitgenossen wohl noch durchbrochen, nie gehoben werden. Die Quelle, aus der wir schöpfen wollen, ist vielmehr eine altbekannte, in neuester Zeit mannigfach benutzte: es sind die Sonette.

Diese herrlichen Gedichte, in denen Shakespeare seinem Geistes- und Gemüthsleben ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt hat, dürfen wir jetzt, nach den zahlreichen Verdeutschungen der letzten beiden Jahrzehnte und besonders nach dem glänzenden Erfolge der Uebersetzung von Bodenstedt wohl als allen Gebildeten bekannt voraussetzen. Wir dürfen also nur erinnern an das Dunkel, das leider auch sie zum Nachtheil unseres poetischen Genießens und vielleicht gar zum persönlichen Schaden des Dichters umhüllt — nur daran erinnern, daß neben allgemein gehaltenen Sonetten von wunderbar tiefem Empfindungsgehalt solche stehen, die eine auffallende persönliche Mitleidenschaft des Dichters verrathen, die auf Ereignisse scheinbar peinlichster Natur anspielen, welche wir zwischen den Zeilen lesen, ahnen mögen, nie historisch werden feststellen können. Dieser geheimnißvolle Charakter vieler Gedichte, der uns mit dem Verständnisse den Genuß vermindert, giebt uns nicht nur die Berechtigung, sondern die Verpflichtnng, ihnen eine gewisse Deutung unterzulegen. Solche Deu-

Digitized by Google

tungsversuche bilden nun den Gegenstand der zu großem Umfange angewachsenen Sonett-Litteratur.

Ohne in das Detail dieser Bestrebungen eingehen zu wollen, müssen wir doch die Haupt-Tendenzen derselben klarlegen, um den Grad der Berechtigung des hier folgenden Versuches erkennen zu lassen. Der außerordentlich lebhafte, erregte Ton mancher Sonette legt die Annahme sehr nahe, daß der Dichter persönliche Lebenserfahrungen in ihnen behandele; und wenn auch gewichtige Stimmen sich gegen sie erhoben haben, so dürfen wir sie doch als die verbreitetste bezeichnen; die Litterarhistoriker und Aesthetiker hängen ihr mit wenigen Ausnahmen an, und die Dichter selbst, wohl die kompetentesten Beurtheiler dieser Frage, scheinen sich, soweit sie sich darüber äußern, ihr zuzuneigen: den Coleridge, Wordsworth, Victor Hugo, Jordan, Heyse steht nur der eine Bodenstedt gegenüber, der an dem autobiographischen Gehalt der Sonette zweifelt. Der Engländer Armitage Brown ging auf diesem Wege so weit, daß er in den zusammenhanglos durch einander gewürfelten Sonetten der Ausgabe von 1609 eine fortlaufende, zusammenhängende Schilderung der Freundschaft und Liebe des Dichters entdeckte; von den Deutschen folgte ihm Gervinus. Mit Leichtigkeit wies Delius die Unhaltbarkeit dieses ungeschickten und durch keine äußeren oder inneren Gründe berechtigten Deutungsversuches nach und suchte in Uebereinstimmung mit dem englischen Shakespeare-Forscher Dyce wahrscheinlich zu machen, daß die Sonette fingirte Situationen, die als solche die poetische Kraft Shakespeares reizten, behandeln. In der Mitte zwischen diesen extremen Deutungen, der Brown'schen, die alle Sonette in ihrer unauthentischen Reihenfolge für autobiographisches Material hält, und der Delius'schen, die keine persönlichen Erlebnisse in ihnen gelten läßt, steht die Auslegung Kreyßig's, der in den Sonetten zum Theil poetische Ergüsse ohne jede persönlichen Beziehungen, zum Theil Bekenntnisse wirklicher Herzenserlebnisse findet. Auch Gödeke schließt sich (im 3. Jahrgange (1877) der Rundschau) dieser Ansicht an, freilich mit wesentlichen Abweichungen in der Erklärung der einzelnen Sonette.

Nach der Natur der lyrischen Dichtung, welche einerseits eine subjektive Aeußerung eines einzelnen durch bestimmte Eindrücke erregten Dichterherzens ist, andererseits die ganze unendliche Empfindungswelt des Menschenherzens zum Objekt hat, sollte man nun meinen, daß die Reihe der Deutungs-Möglichkeiten mit jenen beiden extremen und dieser vermittelnden abgeschlossen wäre. Daß dem indessen nicht so ist, beweist ein im Jahre 1882 erschienenes Buch von Fritz Krauß: „Shakespeare's Selbstbekenntnisse".

Digitized by Google

Auch dieser Forscher erkennt mit Gödeke an, daß die leidenschaftliche Gluth vieler Sonette keine gemalte sein kann; daß Shakespeare als echter Lyriker schwerlich sich hingesetzt haben wird, „um gegenstandlose Situationen auszuklügeln, sich geistig damit, so gut es gehen wollte, zu identifiziren und mit gedrechselten Reden die Wärme des Gefühls zu ersetzen". Er glaubt, daß den mit Beziehungen von auffallender Realität erfüllten Sonetten wirkliche Erlebnisse zu Grunde liegen, aber —? nicht die Erlebnisse Shakespeare's selbst, sondern die Erlebnisse seiner Freunde. Für sie, für den Earl of Southampton und den Earl of Pembroke, im Interesse ihrer Liebesverhältnisse und — freilich nicht durchaus — zu ihrer Verherrlichung soll er den größeren Theil seiner Sonette gedichtet haben. Krauß ist indessen nicht original. Schon vor ihm hatte der Engländer Massey dasselbe schwanke Gebäude von unhaltbaren Hypothesen und unglaubwürdigen Erdichtungen auf dem Fundament der Sonette errichtet, einen phantasiereichen Roman an sie herangedichtet. Die Arbeit von Krauß kann trotz der Selbständigkeit seiner Forschungen ebenfalls nur auf eine gewisse poetische Bedeutung Anspruch machen. Seine Interpretation gehört dem Standpunkte des Glaubens an; vom Standpunkte der Wissenschaft können wir auch jetzt noch nur zwei Möglichkeiten der Sonett-Erklärung anerkennen: Entweder behandeln die Sonette sämmtlich Situationen, die nicht der Wirklichkeit, sondern einzig und allein der Phantasie des Dichters angehören (Delius); oder sie sind nur zu einem Theile auf allgemeine poetische Empfindungen, zu einem andern, und zwar dem größeren Theile auf persönliche Erlebnisse des Dichters zurückzuführen (Kreyßig).

## 2. Die autobiographische Deutung der Sonette.

Wenn wir uns der autobiographischen Erklärungsweise zuneigen, die den erhabenen Dichter, den edelsten Menschen in einem gewissen Grade moralisch zu belasten scheint, so ist es wohl Pflicht, die Gründe anzuführen, welche uns die Delius'sche Auslegung unannehmbar machen — Pflicht schon deshalb, um jeden Verdacht fern zu halten, als ob ein Etwas in des Auslegers Wesen, wie begeisterungslose Frivolität, wie unwürdige Freude an der Piquanterie bei der Wahl der Auslegung mitbestimmend gewirkt haben könnte. Dieser Vorwurf ist in der That gegen die Anhänger der autobiographischen Theorie erhoben worden. Da derselbe Männer mittreffen würde, wie Ulrici, Gervinus, Kreyßig, Freiherr von Friesen, so würde man sich jenes Verdachts wohl getrösten können. Wenn so unbedingte Verehrer, so tiefe Kenner des Dichters sich für die autobiographische Auffassung entschieden, so werden sie

Digitized by Google

sicher starke Gründe dafür in den Gedichten gefunden haben. Auch das Urtheil so hervorragender Lyriker, wie Wordsworth, Coleridge, Victor Hugo hätte die gegnerische Kritik vorsichtiger machen müssen: diese Männer wußten besser als alle Kritiker, daß der lyrische Dichter nicht für jede Produktion ein persönliches Erlebniß braucht, und fanden doch persönliche Erlebnisse in Shakspeare's Sonetten.

Daß wir gerade in den gravirenden Eifersuchts-Sonetten die allersubjektivste Lyrik vor uns haben, können wir zwar nicht historisch feststellen, es ergiebt sich aber aus dem Charakter dieser Gedichte. Es herrscht zunächst in ihnen jene eigenthümliche Verve, welche die aus dem augenblicklichen Drange mächtiger Gefühle hervorgegangenen Dichtungen vor jener ohne persönliche Erregung geschaffenen oder durch die Reflexion abgekühlten Lyrik voraus zu haben pflegen; jene Verve, die, sobald sie sich nicht in der Schilderung allgemeiner Gefühle, sondern im Anschluß an eine ganz bestimmte Situation zeigt, uns unmittelbar in den Stand setzt, zu erklären: dieser Stoff kann nicht bloß dichterisch vorgestellt, er muß erlebt sein. Diese persönliche Leidenschaftlichkeit konnte auch von den Anhängern der fiktiven Deutungsweise nicht bestritten werden, welche sie aus der hervorragend dramatischen Beanlagung des Dichters erklärten. Indessen ist das ein Nothbehelf. Wohl könnten wir glauben, daß Shakespeare in einigen Sonetten die Eifersucht geschildert hätte mit derselben packenden, erschütternden Anschaulichkeit, wie er in einem Sonette die edle Leidenschaft der Liebe, in einem anderen die niedere der Wollust malt. Aber die gesammten Liebes-Sonette sind gleichsam durchwuchert von einer lebendigen, vor unsere Augen aus dem Keime emporsprießenden und wachsenden Eifersucht, deren feine Schattirungen der jedesmaligen Phase des Liebesverhältnisses genau entsprechen. Sie erscheint zuerst, kaum wahrnehmbar, in beschönigendem Scherz über die Ausgelassenheit der Geliebten; dann in zartesten Zurechtweisungen; in den ernsten, wehmüthigen Bedenken eines in der Ferne gedichteten Sonetts; in Liebes-Betheuerungen trotz der gefährlichen Freiheiten, die sich die Geliebte nimmt; dann, als der Argwohn sich zur Ueberzeugung zu gestalten beginnt, lesen wir Bekenntnisse, erfüllt von Selbstironie, Schmerz und Verzweiflung; wir sehen den Dichter sich in demüthig-flehenden Beschwörungen an sie wenden, bis dann endlich die lange beherrschte entsetzliche Leidenschaft in furchtbaren Schmähungen, mit wahnsinniger Gewalt hervorbricht. Und diese Eifersucht, die zusehends aus einem leicht hinzüngelnden Flämmchen zum verzehrenden Brande wird, sollte in kaltblütiger Ueberlegung des poetischen Effekts ausgeklügelt worden sein? — Wie unmöglich das ist, können wenige Sonette zeigen:

Digitized by Google

96.

Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth,
Den als die Zier der Jugend Andere loben;
Doch Zier wie Fehler: Dir ſteht Alles gut,
Der Fehler wird durch Dich zum Schmuck erhoben.
Wie man am Finger einer Königin
Als werthvoll das geringſte Kleinod achtet,
Nimmt man als gut auch Deine Mängel hin,
Als Wahrheit wird Dein Irrthum ſelbſt betrachtet.
Wie viele Herden würd' ein Wolf zerſtören,
Könnt' er zu einem Lamm ſich umgeſtalten;
Wie viel Bewunderer könnteſt Du bethören,
Wollſt Du all deine Zaubermacht entfalten.
Doch thu es nicht, denn wie Du gänzlich mein
In Liebe biſt, ſoll es dein Ruf auch ſein!

57.

Dein Sklav bin ich und darum ſtets bereit
Zu Deinem Dienſt, was immer Du beliebſt:
Für mich iſt koſtbar keine andere Zeit
Als wenn Du mir zum Dienen Anlaß giebſt.
Ich ſchmäh' die Stunde nicht die endlos ſchleicht,
Verfolg' ich, Theure, ſie mit Ungeduld
Nach Dir; der Schmerz der Trennung wird mir leicht,
Haſt Du zum Abſchied mich gegrüßt mit Huld.
Nicht folg' ich eiferſüchtig Deiner Spur,
Erſpähend was Du thuſt, wohin Du eilſt.
Still überdenkt Dein armer Diener nur
Wie glücklich die ſein werden wo Du weilſt.
Lieb iſt ſo närriſch treu: was es auch ſei
Das Du beginnſt, ſie hat kein Arg dabei.

93.

So werd' ich leben, glaubend, Du ſeiſt treu,
Wie ein betrogner Eh'mann; dem Geſicht
Der Liebe traun, ob ſich's auch oft erneu',
Das Auge bei mir iſt, die Liebe nicht.
Denn da der Haß nie Deinem Auge naht,
Kann ich darin nicht Deinen Wandel leſen.
In manchem Antlitz ſpricht ſich der Verrath
Des Herzens aus durch mürriſch ſeltſam Weſen, —
Dir aber gab des Himmels Schöpferſegen,
Daß ſtets Dein Auge nur von Liebe ſtrahle,
Und — was auch Herz und Sinne mag bewegen —
Nur Huld und Anmuth auf der Stirn ſich male.
Es iſt wie Eva's Apfel Deine Jugend,
Gleicht Deinem Schein nicht Deine holde Tugend.

140.

Sei klug in Deiner Grauſamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld ſich wandelt,

Digitized by Google

Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt wie schlecht Du mich behandelt.
Sag' nur, daß Du mich liebst, ich will Dir's danken,
Werd' ich auch wirklich nicht von Dir geliebt —
Sei wie der Arzt, der hoffnungslosen Kranken,
Doch immer Hoffnung auf Genesung giebt.
Denn machst Du mich verzweifeln, werd' ich toll,
Und in der Tollheit könnt' ich Dich verklagen.
Die Welt ist so verdreht und ränkevoll,
Daß tolle Lügen tollem Ohr behagen.
Drum Dich und mich zu hüten, fest blick' mir
Ins Auge, geht Dein Herz auch durch mit Dir.

142.

. . . . . .

Daß Du mich so verdammst, verdien' ich das,
Wenn Du erwägst, wie Du es hast getrieben?
Soll Menschenmund mich richten, warum Deiner,
Der seinen Scharlachstaat entweiht durch Trug,
Untreu' besiegelt hat so oft wie meiner,
Des fremden Betts Einkünfte unterschlug?

152.

Daß mein Lieb' ein Eidbruch ist, das weißt Du;
Doch doppelt Eidbruch war Dein Schwur der Treue;
Du brachst Dein Bettgelöbniß, nun zerreiß'st Du
Nach neuer Lieb' in neuem Haß das neue.
Doch was verschlägt zweimal gebrochner Schwur?
Brach ich nicht zwanzig? Was ich Dir geschworen
War falscher Eid, um Dich zu täuschen nur;
Mein Treu und Glaube ging in Dir verloren.
Ich schwor auf Deines Herzens Wohlgesinntheit,
Auf Deine Lieb' und Treue bis ans Grab;
Dich zu beleuchten, schlug ich mich mit Blindheit,
Und was mein Auge sah, das schwor ich ab
Ich schwor, Du seiest schön! gottloser Eid:
Ein Schwur, durch solche garst'ge Lüg' entweiht!*)

Nach der Theorie der Fiktion soll Shakespeare in mehr als fünfzig Sonetten — darunter die obigen — den Verlauf einer ungesetzlichen Liebe zu einer wankelmüthigen Frau, die den Liebhaber hintergeht, objektiv, d. h. ohne selbst Liebhaber zu sein und ohne eine Geliebte von Fleisch und Blut vor Augen zu haben, dargestellt haben. Nun lese man die obigen sechs Sonette, die nur einen geringen Theil von dem in dem ganzen Cyklus enthaltenen autobiographischen Material repräsentiren, auf-

*) Die letzten beiden Sonette sind der Gildemeisterschen Uebersetzung entnommen, nicht weil sie hier schöner, sondern genauer übersetzt sind. Die übrigen Citate sind aus Bodenstedt.

Digitized by Google

merksam durch mit besonderer Beachtung der gesperrt gedruckten Stellen, und frage sich, ob sie an ein bloßes Phantom der Einbildungskraft gerichtet sein können — ob der Dichter um den Ruf der Geliebten besorgt gewesen wäre; ob er sich bemüht hätte, die eifersüchtigen Gedanken, welche ihm ihre Vernachlässigung erweckt, zu unterdrücken (57); ob er ihr gedroht haben würde, in der „Tollheit" seiner Eifersucht ihren Lebenswandel vor aller Welt zu schmähen; ob er sie eines doppelten Eidbruchs beschuldigt haben würde — wenn diese Geliebte garnicht existirt hätte. Wir meinen, solche Dinge können garnicht fingirt werden; als poetische Zuthaten, wie sie die schöpferische Phantasie zur wirksameren Darstellung ihrer Objekte erfindet, können sie nicht gelten, da sie als solche zwecklos sind; der Dichter hätte überhaupt nicht diese Gedanken und Wendungen in die Gedichte hineinbringen können, wenn sie nicht eben eine einfache Spiegelung thatsächlicher Verhältnisse wären. So ist das 140. Sonett in einem Delirium wirklicher Eifersucht geschrieben; so sind die substantiirten Schmähungen des 152. Sonetts nur erklärlich und entschuldbar, wenn wir annehmen, daß Zorn und Verzweiflung über eine wirklich erlittene Schmach den Dichter für einen Augenblick übermannten; die Möglichkeit der Fiktion ist bei diesem Sonette durchaus ausgeschlossen. Und schon einzelne Worte, wie die des 142.

Daß Du mich so verdammst, verdien' ich das?

und des 144.

Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe,
Und bin doch ganz für Dich, selbst gegen mich!

die den Inhalt eines kurz vorausgegangenen Disputs angeben, bilden Klippen, an denen die fiktive Theorie unrettbar scheitern muß.

Dazu sind in diesen Gedichten eine Reihe von Personalien enthalten, die für eine objektive Darstellung der Liebe und Eifersucht ganz werthlos und nur als eine Wiedergabe wirklicher Verhältnisse zu betrachten sind. Wie hätte wohl Shakespeare dazu kommen können, den Liebhaber wiederholt als Ehemann hinzustellen, wenn er es nicht selbst gewesen wäre? Was hätte ihn veranlassen können, die Geliebte ebenfalls als verheirathete Frau einzuführen, wenn sie es nicht thatsächlich gewesen wäre? Und die Schilderung ihrer Persönlichkeit ist so eingehend und deutlich, daß wir in ihr das Urbild einer Rosalina, einer Beatrix, einer Kleopatra mit Leichtigkeit erkennen. Vier Sonette behandeln ausschließlich ihr Aeußeres: Der Dichter sagt uns, daß sie keine von den blonden Modeschönheiten ist, sondern eine Brünette; er gesteht, daß andere nicht so günstig über ihr Aeußeres urtheilen, wie er, aber alles an ihr sei wenigstens echt. Ebenso sind ihre Charaktereigenschaften: ihre Koketterie, ihr Wankelmuth,



Digitized by Google

der eigenthümliche Zauber, den sie durch die Grazie und Gewandtheit, die freie Sicherheit ihres Wesens ihren Fehlern zum Trotze ausübt, das Thema einer Reihe von Sonetten. Wahrlich, vergleichen wir diese Frau mit der Laura Petrarca's, mit der Vittoria Colonna Michelangelo's, mit der Eleonore Tasso's, mit Surrey's Geraldine, Sidney's Stella und Spenser's Elisabeth, so erscheinen uns die letzteren als himmlische Ideale, Göttinnen, diese allein als ein echtes irdisches Weib mit allen Vorzügen und Fehlern ihres Geschlechts, ein Weib, dessen „Fuß immer nur auf die Erde tritt". Und nun steht es fest, daß alle jene Frauen, so verhimmelt sie werden, leibhaftige Gestalten gewesen sind; daß selbst die Heilige der „Vita nuova", die Geliebte des übersinnlichen Freiers Dante in allen Schwächen der Menschlichkeit auf Erden gewandelt ist, und das frische, blühende, üppige Weib der Sonette, das wir malen könnten, sollte ein Schemen gewesen sein? — Die auffallende Greifbarkeit ihres Bildes kann auch von den Anhängern der Fiktions-Theorie nicht bestritten werden, und Delius selbst hält es für wahrscheinlich, daß Shakespeare eine Frau von dem in seinen Sonetten geschilderten Aeußeren und Wesen gekannt haben möge, daß er aber darum doch nicht in dem dort entwickelten Verhältniß zu ihr gestanden zu haben braucht. — Nun, wenn der ehrenwerthe Vorkämpfer für diese Theorie sich genöthigt sieht, ein solches Zugeständniß zu machen, so haben wir kaum nöthig, uns nach weiteren Stützen für die autobiographische Deutung der Sonette umzusehen.

Einen Vorzug hat die fiktive vor der autobiographischen Auslegung voraus, und wir wollen nicht unterlassen, ihn anzuerkennen: sie läßt das Lebensbild des Dichters fleckenlos; und wir dürfen annehmen, daß dieser Vorzug als ein verehrungswürdiges Motiv bei der Aufstellung der Theorie mitgewirkt hat. Aber ist denn jener Flecken wirklich ein derartiger, daß er das ganze Bild verdunkeln, entstellen muß? müssen wir jenen englischen Kritikern Recht geben, die von dem Standpunkte der sittlichen Anschauungen des 19. Jahrhunderts auf ein Geschöpf längst vergangener Zeiten ihr moralisches Anathem herabschleudern?

Die englischen Kritiker vergessen bei ihrem Urtheil zweierlei. Zunächst handelt es sich garnicht um die Sache, die Handlung — die selbstverständlich, ob heute oder vor dreihundert Jahren, ob von dem unbedeutendsten Sterblichen oder dem größten Dichter begangen, verwerflich ist — es handelt sich um die Persönlichkeit, den Gesammt-Charakter Shakespeare's. Und was ist eine Handlung, noch dazu in jugendlichem Alter — denn die Sonette falle in die ersten 90ger Jahre — für die Gesammt-Persönlichkeit?

Digitized by Google

Sie vergessen ferner den für die Beurtheilung der einzelnen Handlung maßgebenden Charakter der Zeit und ihre Anschauungen.

Schon bei Goethe sehen wir mit Recht einen mildernden Umstand für das Anstößige gewisser Verhältnisse in dem sittlichen Standpunkte seiner Zeit, welcher der erforderliche Rigorismus nach dieser Seite des sozialen Lebens fehlte. Nun aber ist das 18. Jahrhundert ein sittenstrenges zu nennen im Vergleich zum Zeitalter der Renaissance, das bei aller glänzenden Geistesentfaltung ein moralisch verkommenes war, das, wo es Befriedigung der Sinnlichkeit galt, moralische Bedenken nicht kannte. Das Verhältniß der beiden Geschlechter war von sittlichen Normen erschreckend wenig eingeschränkt. Der merkwürdige Artikel des mittelalterlichen Codex amoris — „die Ehe ist kein richtiger Entschuldigungsgrund für die Enthaltsamkeit in der Liebe"*) — scheint noch in ziemlich ungeschwächter Kraft bestanden zu haben. Dem Durchforscher jener Zeit treten eine Unzahl ungesetzlicher Verhältnisse entgegen, die sich in aller Oeffentlichkeit und ohne irgend eine ersichtliche Schädigung der Ehre der Betreffenden abspielen; er erfährt, daß die Bastarde zusammen mit den legitimen Kindern erzogen werden, daß die Frauen zeitweise im Hause ihrer anerkannten Liebhaber leben und bei Festlichkeiten dort ebenso die Honneurs als Hausfrauen machen, wie bei ihrem Gemahl; er sieht den Ehebruch als ein äußerst beliebtes Lustspiel-Motiv verwerthet. Die Unterhaltungsschriften, die Dichtungen sind voll von unerhörten Anzüglichkeiten, die eine heutige Zunge nicht wiedergeben kann; die Zote wird nicht allein als Mittel zum Zwecke des Witzes oder wahrheitsgetreuer Lebensschilderung, wie bei Shakespeare**), sondern um ihrer selbst willen geliebt; und in Prosa und Versen erzählt man die eigenen, schmählichsten Erlebnisse auf dem Gebiete der sinnlichen Liebe mit einer anschaulichen Ausführlichkeit, mit einem naiven Cynismus, der nur zu deutlich zeigt, daß Autor und Leser in der Enthüllung dieser Handlungen keine Schande, in den Handlungen selbst nichts hervorragend Verwerfliches erblicken***). Uns heute Lebenden wird es gewiß schwer, uns in solche sittenlosen Zustände zurückzuversetzen. Dennoch müssen wir es zu thun versuchen, wenn wir an dem in den Shakespeare'schen Sonetten geschilderten Verhältnisse nicht ein zu strenges Gericht üben wollen. Behalten wir nur das eine Faktum im Auge, daß selbst so hervorragende Dichter und geistig bedeutende Männer,

*) Causa conjugii ab amore non est excusatio recta.

**) Solche obscönen Witzgefechte, wie das zwischen Parolles und Helena in „Ende gut, Alles gut", das wir als eine Abnormität aufzufassen geneigt sind, entsprachen durchaus dem damaligen Umgangston zwischen den beiden Geschlechtern.

***) Ein Beispiel dieser Art von Selbstentehrung ist uns Deutschen durch die Goethe'sche Uebersetzung der Selbstbiographie Benvennto Cellini's nahe gebracht worden.



Digitized by Google

wie Petrarca, Surrey, Sidney — von untergeordneten Autoren ganz zu schweigen — über die Unsittlichkeit*) ihres Verhältnisses auch nicht ein Wort des Selbstvorwurfes, der Reue äußeren; daß also eine derartige Empfindung in ihren Herzen garnicht aufkommt. Dann ergiebt sich das Resultat: Shakespeare steht allein unter seinen Zeitgenossen, als ein höher organisirtes sittliches Wesen in dem Bewußtsein von dem Unrecht, das er begeht, in der tiefen sittlichen Aufregung, in dem anhaltenden, schmerzlichen Ringen gegen den Dämon der Leidenschaft, in der bis zur Härte gehenden Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. In diesen Zügen, die den ausschließlich eigenthümlichen Charakter seiner Liebeslyrik ausmachen und in dem gewaltigen 129. Sonette zur konzentrirtesten Anschauung gelangen, finden wir sein wahres, höchster Verehrung und Liebe würdiges Selbst wieder.

### 3. Ordnung der Sonette.

Jeder, der den Shakespeare'schen Sonetten zum ersten Male näher tritt, befindet sich in Bezug auf Verständniß und Genuß in einer mißlichen Lage. Die überwiegende Mehrzahl der Freundschafts-Sonette sind zwar ohne Kommentar verständlich; die meisten Liebes- und Eifersuchts-Sonette hingegen spielen fortgesetzt, wie auf eine bestimmte Geliebte, auf einen bestimmten Freund, so auf bestimmte Veranlassungen, Ereignisse an, die indessen immer mehr oder weniger verschleiert sind. Wären diese Ereignisse isolirt, von einander unabhängig, so könnten wir je nach dem Grade der Deutlichkeit, mit der die Realität unter der poetischen Hülle hervortritt, die Sonette in verständliche und unverständliche scheiden. Das ist aber nicht der Fall. Jedem wird vielmehr auf den ersten Blick klar, daß es sich um eine fortlaufende Reihe von Ereignissen, um eine ganze Geschichte handelt. Die Schwierigkeit, diese Geschichte herauszulesen, wird besonders erhöht durch den Umstand, daß die Sonette in einem wirren Durcheinander der Nachwelt überliefert sind, sodaß es bei vielen Gedichten ohne eingehende philologische Untersuchung vollkommen unklar bleibt, ob sie sich an die Geliebte oder den Freund richten. Man bringe nun schließlich auch die trübe, unheimliche Atmosphäre mit in Anschlag, die gewisse Sonette über die ganze Sammlung zu verbreiten geeignet sind, und die natürliche Wirkung dieser Atmosphäre auf unser Urtheil — was können sie dann dem unkritischen Shakespeare-Freunde sein?

Fast noch schlimmer als dieser ästhetische General-Eindruck ist die Möglichkeit, daß man aus diesem wirren Knäuel je nach Stimmung oder

*) Petrarca's Laura war eine verheirathete Frau, und Surrey Ehemann, als er seine Geraldine besang.

Digitized by Google

Neigung Schlimmes und Schlimmstes herauslesen kann. Einem englischen Kritiker ist sogar der traurige Erfolg zu Theil geworden, aus den Sonetten den Charakter Shakespeare's als moralisch durchaus haltlos zu definiren. Ich glaube, daß der sonst bedeutende Mann*) nur auf dem Irrpfade der überlieferten Sonett-Ordnung zu einem so falschen Ziele hat gelangen können. Denn in der That — wo es sich, wie hier, um einen Cyklus von zusammenhängenden Gedichten handelt, empfängt jedes seine Bedeutung, seinen höheren oder geringeren moralischen Werth nicht bloß von seiner speciellen Individualität, sondern von dem Verhältniß, in welches man es zu den übrigen Gliedern des Cyklus setzt, von seiner Stellung. Wenn z. B. in der Bodenstedt'schen Ordnung das oben citirte furchtbare Schmäh-Sonett (152) andern offenbar an dieselbe Frau gerichteten vorausgeht, welche ihren Preis begeistert singen, und diesen dann wieder solche, welche das tiefste Mißtrauen, die akuteste Eifersucht erzeugt hat, auf dem Fuße folgen: so ist der Eindruck, den wir bei dieser Reihenfolge der Sonette von dem Verhältnisse des Dichters empfangen, ein absolut widerwärtiger.

Gerade für den autobiographischen Ausleger wird es daher zu einer unabweisbaren Pflicht, eine Reihenfolge der Sonette herauszufinden, welche nicht nur diesen aus der zufälligen Unordnung der Ueberlieferung entspringenden Eindruck beseitigt, sondern auch die wirkliche chronologische Folge, welche ja, wenn anders die autobiographische Deutung richtig ist, das eigentlich Entscheidende bildet, nach Möglichkeit wiederherstellt.

## 4. Wer war der Freund der Sonette?

Da die Freundschafts-Sonette die zeitlich erste Leistung Shakespeare's auf dem Gebiete der Lyrik sind, so drängt sich uns zunächst die Frage auf: Wer war der Freund?

Die Beantwortung der Frage ist in gewissem Sinne müßig. Denn vom ästhetischen Gesichtspunkte, der poetischen Produkten gegenüber immer im Vordergrunde stehen muß, kann uns die Person des Freundes ganz gleichgültig sein. Die Shakespeare'sche Freundschafts-Lyrik, die Erhabenheit ihrer Gedanken, die Tiefe und Zartheit ihrer Empfindungen, die wundervolle Vollendung ihrer Form, gewinnt und verliert nichts durch die Feststellung der Persönlichkeit des Freundes. Und wäre er der Niederste der Sterblichen gewesen, die Freundschafts-Sonette Shakespeare's bleiben das herrlichste Erzeugniß der Renaissance-Lyrik, das auch von späteren schwerlich übertroffen worden ist. — Vom historischen Stand-

*) Kenny, Life and Genius of Sh. London 1864.

Digitized by Google

punkte aus wäre es freilich werthvoll, den Gegenstand so vieler Liebe und Sorge, die Quelle so großen Glückes in dem Leben des Dichters ausfindig zu machen; leider aber sind unsere Forschungen nach dieser Seite hin bisher ganz erfolglos gewesen. Etwas, das einer historischen Beglaubigung gleichkäme, giebt es für das reale Fundament der Sonette überhaupt nicht. So kann es sich denn auch in Betreff des Freundes, wie leider bei den meisten Daten der Shakespeare-Biographie, nur um eine Hypothese von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit handeln.

Zunächst ergiebt sich aus den Sonetten soviel als zweifellos, daß der Freund eine hochgestellte Persönlichkeit war; die Sonette 26 und 111 und andere spielen deutlich auf den Standesunterschied zwischen ihm und dem Dichter an. Man ist zuerst auf den Earl of Southampton verfallen, weil er der einzige bekannte unter den Großen Englands ist, dem Shakespeare eigene Schöpfungen gewidmet hat. Da nun aber jeder Dichter jener Zeit seine Erzeugnisse einem hochgestellten Herrn, einer edlen Dame dedicirte, um denselben durch hohe Protektion Anerkennung zu verschaffen, so kann man aus dieser Thatsache ebenso wenig auf eine intime Freundschaft zwischen Shakespeare und seinem Patrone schließen, wie in den tausend anderen, gleichen Fällen.

Krauß hat zwar einen weiteren Beweis für die Shakespeare-Southampton-Freundschaft zu finden geglaubt in der Aehnlichkeit der Widmung zur „Lucretia" mit dem 26. Sonett, das man allerdings sehr wohl als Widmung auffassen kann. Und in der That, wenn diese Aehnlichkeit vorhanden ist, so würde sie der Southampton-Hypothese eine, wenn auch schwache, Stütze sein können.

Nun lautet aber die Widmung zur „Lucretia":

Seiner Hochgeboren
dem Herrn Henry Wriothesly,
Grafen von Southampton und Baron von Tichfield.

„Die Liebe, welche ich Eurer Lordschaft weihe, ist ohne Ende: wovon diese Schrift ohne Anfang nur ein überflüssiger Theil ist. Die Gewähr, welche ich von Euer Hochgeboren Gewogenheit habe, nicht der Werth meiner kunstlosen Zeilen, sichert ihr (der Schrift) eine freundliche Aufnahme. Was ich geschaffen, ist Euer; was ich schaffen werde, ist Euer, als ein Theil alles dessen, das ich Euch geweiht habe. Wäre mein Werth größer, so würde ich einen größeren Beweis meiner Hochachtung geben; indessen ist sie, wie sie ist, Eurer Lordschaft geweiht, der ich langes Leben wünsche, noch verlängert durch alles Glück.

Eurer Lordschaft unterthänigster
W. S."

Digitized by Google

Das Sonett:

Herr meiner Liebe, der zur Treue Du
Mich Dir verpflichtet, daß ich ganz Dein eigen,
Dir send' ich die geschriebne Botschaft zu,
Um meine Treu', nicht meinen Witz zu zeigen.
So große Treue, daß mein schlichter Geist
Zu schwach ist, sie mit Worten auszudrücken;
Doch hoff' ich, daß Du so viel Huld mir weihst
Zu kleiden ihre Blöße und zu schmücken —
Bis das Gestirn, das meine Tage lenkt,
Auf mich herabblickt mit huldvollem Strahl
Und meiner nackten Liebe Kleidung schenkt
Mich werth zu zeigen Deiner süßen Wahl.
Denn werd' ich laut mich rühmen ich sei Dein,
Doch bis dahin vor Dir verborgen sein.

(Der Sinn des letzten Verses ist nach dem Text: „bis dahin werde ich mich nicht in Deiner Gesellschaft vor den Menschen sehen lassen".)

In diesen beiden Widmungen ist nur diejenige Aehnlichkeit zu erkennen, welche alle Widmungen mit einander haben müssen, da eben der Gedankenkreis, in dem sie sich bewegen können, sehr beschränkt ist. Dagegen ist der Unterschied beträchtlich zwischen der streng formellen*), geschraubten Prosa-Widmung, wie man sie an eine hochstehende Persönlichkeit zu richten pflegte, und dem hingebenden, liebevollen Tone besonders im letzten Theile des Sonetts: „Bis jetzt", sagt Shakespeare, „ist die Liebe, die ich dir weihe, eine Bettlerliebe, die sich vor den Menschen nicht beweisen darf; bin ich aber einst groß und geachtet in den Augen der Welt, dann will ich begeistert laut meine Liebe zu dir bekennen." Dieser Schluß erinnert nicht entfernt an die Widmung der „Lucretia", wohl aber an das 72. Sonett; hier fordert Shakespeare den Freund auf, ihn zu vergessen, sobald das Sterbeglöcklein, das seinen Tod verkündet, verhallt ist — seine Liebe zu dem Dichter könnte ihm bei den Menschen vielleicht Spott einbringen:

Denn was ich schuf, ist klein, beschämt mich bloß,
Und lieben darfst Du nur, was wahrhaft groß.

Wenn also die beiden Widmungen überhaupt Beweiskraft haben, so beweisen sie ziemlich deutlich, daß der Freund der Sonette ein anderer ist als der Patron des Dichters der „Lucretia".

Was überhaupt — ganz abgesehen von einzelnen Schrift-Auslegungen, bei denen ein pharisäisches Verfahren im Interesse der eigenen, vorhergefaßten Ansicht nur zu menschlich ist — was überhaupt den

*) Das Wort „Liebe" fällt nicht ins Gewicht. „Love" wird in jener Zeit auf die verschiedensten, mehr oder minder intimen Verhältnisse angewendet. Es heißt „Freundschaft", selbst „Freund".

Digitized by Google

Glauben an Southampton als den Freund der Sonette für den Verehrer Shakespeare's im höchsten Grade erschwert, sind Stellen wie die eben citirte, die sich fast in jedem Freundschafts-Gedichte finden, und in denen nicht bloß die Körperschönheit, sondern der Seelenadel, die Geisteshoheit des Freundes in echter Begeisterung gepriesen werden. Wollen wir diese Stellen auf Southampton beziehen, so müssen wir zugleich bekennen, daß Shakespeare sich einer Uebertreibung schuldig gemacht habe, die nur aus einer unbegreiflichen Verblendung zu erklären ist. Denn nach allem, was wir von Southampton wissen, ist er keineswegs ein passendes Objekt für solche Weihegesänge gewesen. Wir wissen, daß er nicht besonders schön war, und zu den geistig hervorragenden Persönlichkeiten des Elisabethischen Hofes gehörte er sicher nicht. Der Freund der Sonette hat ein für weibliche Schönheit sehr empfängliches Herz; auch von einer solchen Seite in dem Wesen Southampton's wird uns nichts berichtet.

Man hat ferner den Freund finden wollen in dem Earl of Pembroke, der von den Herausgebern der ersten Folio-Ausgabe von Shakespeare's Dramen ein Gönner des Dichters genannt wird. Diese Hypothese ist ganz unhaltbar; denn die Mehrzahl der Freundschafts-Sonette gehören ihrem poetischen Stile nach in dieselbe Zeit, in der „Venus und Adonis", „Lucretia" und die ersten Dramen entstanden sind, d. h. an das Ende der Achtziger oder den Anfang der Neunziger, und Pembroke kam erst in den letzten Jahren des Jahrhunderts als Jüngling an den Hof Elisabeths.

Wenn wir uns eine Person in Fleisch und Blut unter dem Freunde der Sonette vorstellen wollen — und er kann nicht, wie uns eine Anzahl von unzweifelhaft autobiographischen Gedichten zeigen wird, allein in der Phantasie des Dichters gelebt haben — so muß es ein Mensch sein ähnlich demjenigen, den Ophelia in seiner ganzen Größe und Schönheit erkennt, als sie ihn verloren hat:

> Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
> Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
> Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
> Das Merkziel der Betrachter!

Southampton mag dem Fortinbras gleichen, dem Hamlet gleicht an Elisabeth's Hofe ein anderer und nur einer — Robert Essex.

Historische Anhaltepunkte giebt es für eine Freundschaft Shakespeare's mit Essex ebenso wenig, wie hinsichtlich der beiden oben genannten Männer. Dagegen läßt sich das Interesse, das Shakespeare an dem Grafen und seiner Familie genommen hat, in vier seiner Dramen, deren Abfassungszeit an weit aus einander liegende Punkte seiner dichterischen

Digitized by Google

Laufbahn fällt, nachweisen. Den „Sommernachtstraum" verfaßte Shakespeare, wie Elze*) sehr wahrscheinlich macht, zur Hochzeit des Grafen im Frühjahr 1590; es findet sich darin eine Stelle, die eine ziemlich deutliche Anspielung auf das Verhältniß, in dem Leicester, der zweite Gemahl seiner Mutter, zu dieser und Elisabeth stand, enthält, und wir dürfen hinzufügen, daß die Stellen, welche an die jugendlichen Sonette anklingen, in diesem Stücke zahlreich und bedeutsam sind.

Noch deutlicher treten uns die Beziehungen auf die Essex-Familie im Hamlet**) entgegen. Die Abweichungen von der Hamlet-Sage bei Saxo Grammaticus und Belforest, welche Shakespeare sich im Gange der Fabel des Stückes erlaubte — die meuchlerische Ermordung des alten Hamlet durch Gift anstatt des offenen Schwertkampfes der Sage, die Verführung der Königin durch den Mörder vor der That und die vollständige Ahnungslosigkeit, mit der sie dem Verbrecher gegenübersteht, entsprechen durchaus Vorgängen, welche nach dem damals allgemein verbreiteten Glauben den Tod des älteren (Walter) Essex herbeigeführt hatten. Nach dieser keineswegs unwahrscheinlichen Annahme stand Lady Essex schon bei Lebzeiten ihres Gemahls mit Leicester in einem sträflichen Verhältniß, und dieser ließ den Grafen in Irland vergiften, um in den unangefochtenen Besitz seines Weibes zu kommen. Ferner ist es auffallend, daß in den beiden Redaktionen dieses Stückes die Charakteristik der Hauptfiguren eine verschiedene ist: der alte Hamlet und die Königin stehen in der ersten Redaktion (vor 1600) den betreffenden Figuren der Sage sehr nahe, nur an die Stelle des reckenhaften Fengo ist der feige Claudius getreten; in der zweiten, wohl erst nach der Hinrichtung des jungen Essex (1601) vollendeten Redaktion entsprechen diese Figuren vollkommen jenen historischen Charakteren, und besonders im Claudius erkennen wir ein bis ins Feinste ausgeführtes Porträt des schurkischen Höflings Leicester. Gewiß ist, daß Hamlet nicht Essex ist; aber nicht minder zweifellos ist es, daß Shakespeare für jene ideale Jünglingsgestalt eine Reihe charakteristischer Züge aus dem Bilde des Gelehrten, des Dichters, des Helden Essex entlehnte. Die schöne, durchgeistigt-ritterliche Erscheinung, die feine, ungezwungene Reserve des Auftretens, die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die Neigung zum Nachdenken, die Essex häufig in der munterſten Gesellschaft stumm macht, die klassische Ruhe und Klarheit in der Behandlung geistiger Fragen***), die Schärfe des Verstandes, die harmlose Güte, die

*) In seiner Abhandlung zum Sommernachtstraum. (3. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.)

**) S. meinen Aufsatz „Hamlets Familie" im 16. Jahrbuch der Sh.-Gesellsch. (1881).

***) Wenn wir den Brief des Grafen an seinen jungen Freund Rutland (1595) lesen,

Digitized by Google

gegen sich und andere gleich strenge Wahrhaftigkeit, all diese Eigenschaften sind Hamlet und Essex gemeinsam. Der zeitgenössische Geschichtschreiber Camden sagt von Essex: „Er war sicher nicht zum Höfling geschaffen, denn Liebe und Haß stand ihm immer an der Stirn geschrieben; er konnte seine Gefühle nicht verbergen." Auch Hamlet's Unglück ist die verhängnißvolle Neigung, alle Menschen nach ihrem Verdienste zu behandeln, und die gänzliche Unfähigkeit zur Heuchelei, die ihn in geraden Gegensatz zu dem Sagen-Hamlet bringt. An ihrer Wahrheitsliebe verbunden mit einer noblen, ritterlichen Gesinnung, die sie unfähig macht, den nichtswürdigen Ränken ihrer Feinde wirksam entgegenzuarbeiten, gehen beide zu Grunde. Dieser Zusammenhang des historischen mit dem poetischen Helden findet eine Art von geschichtlicher Beglaubigung in den Briefen des Grafen, in denen eine Reihe Hamlet'scher Gedanken ausgesprochen werden.

In dem Prologe zum 5. Akt von „Heinrich V." weist Shakespeare direkt auf den von April bis November 1599 in Irland im Kampfe gegen die Rebellen befindlichen Feldherrn der Elisabeth hin:

Nun aber schaut,
In des Gedankens emsig'er Schmied' und Werkstatt
Wie London ausgießt seine Bürgerschaft!
Der Mayor und ganze Rath im besten Schmuck,
Den Senatoren gleich im alten Rom,
Ein Schwarm Plebejer hinterdrein, ziehn aus,
Und holen ihren Sieger Cäsar ein.
Sowie — ein kleiner Bild, doch liebevoll —
Wenn jetzt der Feldherr unsrer gnäd'gen Fürstin,
Wie bald geschehen mag, aus Irland käme,
Den Aufruhr bringend auf sein Schwert gespießt:
Wie viele zögen aus der sichern Stadt
Zum Willkomm!

Die vierte Beziehung auf Essex findet sich in einem der letzten Werke Shakespeare's, in „Heinrich VIII."; hier haben die Worte, welche Buckingham auf dem Wege zur Hinrichtung spricht, eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit der Rede des Grafen auf dem Schaffot*).

Wenn wir die begeisterten Freundschafts-Dithyramben Shakespeare's lesen, die wir mit „Venus und Adonis" als das „erste Kind seiner Erfindung" ansehen dürfen, so ist es unmöglich, einen entsprechenden Adressaten unter der Hofgesellschaft der letzten achtziger und ersten neunziger Jahre zu finden, außer Essex. Der Freund der Sonette ist ein

der ihm ein Wegweiser auf seinen Reisen sein soll, glauben wir Hamlet zu den Schauspielern oder zu seinem Freunde Horatio sprechen zu hören.

*) S. Massey, Shakespeare's Sonnets. (S. 487.)

Digitized by Google

junger Mann von zarter, mädchenhafter Schönheit — wird er doch mit Adonis, ja mit Helena verglichen — er ist wahr, von Herzen sanft, er kann mitfühlen und verzeihen, er ist von edler Gesinnung, von hochstrebendem Geist, er ist hochgestellt, vielumworben, vielumsungen — „er ist Er", der „Einzige", der nur den einen Fehler hat, daß er von weiblicher Schönheit zu leicht gewonnen wird.

Betrachten wir das Bild des Mannes Essex, den wir aus seinen heldenhaften Thaten kennen, so werden wir seltsam berührt: wir erwarten, ein soldatisch entschlossenes, männlich schönes Antlitz zu sehen, und wir erblicken auf stattlichem Körper ein leicht geneigtes, von langen Locken umwalltes Haupt, mit sinnenden, tiefen Augen, mit zierlicher, sanft gebogener Nase und einer seltsam weichen Mundpartie, die der spärlich wachsende Bart à la Henri IV. nicht im stande ist zu verhüllen — wahrlich ein Dichter mehr, als ein Held! Denken wir uns dieses Antlitz zehn Jahre jünger, mit frischem Roth auf den Wangen, mit leicht sprießendem Flaum, so haben wir den mädchenhaft schönen Jüngling, die Master-Mistreß, den Adonis Shakespeare's vor uns.

Robert Essex war ein Liebling der Götter, in der Jugend ein Wunderkind, im Jünglings- und ersten Mannesalter auf einer Lebenshöhe, die nur wenige als die Frucht eines langen, mühevollen Ringens erreichen. Im Alter von neun Jahren spricht er Lateinisch und Französisch so gut wie Englisch, mit zehn bezieht er die Universität Cambridge und verläßt sie 1581 als ein vierzehnjähriger Master of Arts. Nach mehreren Jahren ländlich zurückgezogenen Lebens gelingt es den Bemühungen seiner Mutter, die tiefinnere Abneigung, die er gegen seinen Stiefvater Leicester hegt, zu besiegen und ihn an den Hof zu ziehen. Das traurige Schicksal seines allgemein hochverehrten Vaters, der Zauber seiner eignen Jugend, seiner Herzens- und Geistesgaben machen den Siebzehnjährigen zum Liebling der Königin und des Volkes. Im Jahre 1585 zieht er als Reitergeneral mit Leicester nach den Niederlanden und kämpft tapfer bei Zutphen an der Seite seines edlen Freundes, des ritterlichen Sängers Sidney. Zurückgekehrt säumt er nicht, zu dem Helden- den Dichter-Lorbeer zu fügen*). Die Königin fesselt ihn an ihre Person, indem sie ihn zum Nachfolger seines Stiefvaters in dem hohen Posten eines Master of the Horse macht; die alte Frau ist närrisch verliebt in den herrlichen Jüngling, oft behält sie ihn bei sich, „ein oder das andere Spiel mit ihm spielend, bis die Vögel ihren Morgengesang anstimmen". Und wäre Leicester nicht bei Zeiten gestorben, so wäre ihm wohl das Schicksal zu

*) 1588 gilt er für den besten Dichter in Hofkreisen.

Digitized by Google

Theil geworden, von dem Sohne des Mannes, dem er das Weib, vielleicht das Leben geraubt hatte, aus dem Herzen seiner Königin verdrängt zu werden.

Um diese Zeit, wo der junge Graf eine unbegrenzte, allseitige — und man darf sagen — berechtigte Liebe und Bewunderung genoß, muß Shakespeare ihn kennen gelernt haben. Das ist als eine historische Thatsache zu betrachten. Mit großer Uebereinstimmung giebt man 1586/87 als das Jahr seiner Uebersiedelung nach London an; im Jahre 1589 finden wir ihn als Actieninhaber bei der Blackfriars-Gesellschaft, in der er also wohl schon einige Zeit früher als Schauspieler und Dichter thätig war. Diese Gesellschaft aber, die vornehmste in London, stand im Dienste Leicester's, sie spielte bei Hofe. Und als weitere historische Thatsache dürfen wir bezeichnen, daß das frische, begeisterungsfähige Herz unseres Dichters die allgemeine Begeisterung für die jugendliche Zierde des alternden Hofes getheilt haben muß. Wenn wir in diesem von der Natur so reich ausgestatteten Jünglinge den Freund der Sonette sehen, wird uns Manches in der Freundschafts-Lyrik Shakespeare's erklärlich, liebenswerth, das uns jedem andern Adressaten gegenüber als übertrieben, unwahr, abstoßend erscheinen müßte: dann ist die rückhaltlose Bewunderung der äußeren und inneren Vorzüge des Freundes echt, frei von Lobhudelei; das Glück, der Stolz, der Trost, den ihm der geheime Schatz dieser Freundschaft gewährt, ist nicht mehr Mangel an Selbstgefühl bei dem gesellschaftlich Tieferstehenden; des Dichters Unfähigkeit zum Zorne, als er sich von diesem Freunde verrathen wähnt, ist begründet in der Betäubung eines grenzenlosen Schmerzes. Jedes Wort des Dichters gewinnt an Tiefe, Wahrheit, Schönheit, wenn wir in dem Freunde nicht bloß einen vom Glücke hochgestellten, sondern einen großen Menschen sehen.

Aber auch bei dieser Voraussetzung bleibt ein Rest in den Freundschafts-Sonetten, der für die moderne Anschauung schwer verständlich ist: es ist jener Enthusiasmus, jene Zärtlichkeit, der wir sonst nur in der Liebes-Lyrik zu begegnen gewohnt sind. Was uns indessen bei Platen mit Recht befremden darf, auch wenn wir die Schlußfolgerungen, welche Heine aus dem Tone seiner Freundschafts-Sonette zog, verächtlich finden, ist in der Zeit Shakespeare's durchaus natürlich. Den höchsten Gedankengehalt der Renaissance bildete die neu erwachte, begeistert kultivirte Philosophie Plato's; besonders fanden seine Schriften über das Wesen der Liebe den größten Anklang. Aus den platonischen Akademien Italiens gingen eine Reihe von Werken über dasselbe Thema hervor, die, über das westliche Europa verbreitet, auch den des Griechischen unkundigen Dichtern

Digitized by Google

den Gedankenstoff zu ihrer Liebes- und Freundschafts-Lyrik zuführte. Daher der monotone, konventionelle Charakter derselben. Nach Plato (Symposion, Kap. 25—27) ist der Urgrund der Liebe das Verlangen nach Unsterblichkeit, die für das Sterbliche nur durch Zeugung, körperliche und ideelle, zu erreichen ist. Die Liebe ist „Streben nach Zeugung des Schönen sowohl in Bezug auf den Körper als auf die Seele". Die Liebe derjenigen, welche „durch Kinderzeugen sich Unsterblichkeit zu verschaffen" hoffen, die geschlechtliche, ist die niedere Gattung; die Liebe der Philosophen, der Dichter, Künstler, welche sich durch „Erzeugung von Weisheit und jeder anderen Tugend" unsterblich machen, die Freundschaft, steht viel höher als das eheliche Verhältniß. Die Körperschönheit, die für die Renaissance, wie für Plato, nicht bloß ein äußerer Schmuck, sondern die sichtbare Darstellung der Seelenschönheit ist, erweckt jene doppelte Art des Liebesverlangens, je nachdem sie sich an Frauen oder Jünglingen findet. Aus diesen Gedankenzügen entwickelte sich dann jene Bewunderung auch der männlichen Schönheit, jene Art des Freundschafts-Kultus, die wir heute als Sentimentalität, oder gar als sinnliche Verirrung aufzufassen leicht geneigt sind. Und doch sind die nüchternsten Naturen jener Zeit, sofern sie nur zu den Gebildeten zählen, von diesen Ideen ganz beherrscht: der verständige Montaigne, der kaltherzige Denker Bacon schreiben begeisterte Essays über die Freundschaft, und der gewiß nicht gefühlsselige Machiavelli feiert die Schönheit eines Jünglings in mühsamen Versen. Shakespeare's Freundschafts-Lyrik hat daher so wenig Auffallendes, daß wir uns vielmehr wundern müßten, wenn der jugendliche Dichter sich zu der in seiner Zeit so verbreiteten idealen Auffassung der Freundschaft nicht bekannt hätte. Als Darstellung der platonischen Liebestheorie betrachtet, verlieren seine Sonette alles Gravirende, das sie vom Standpunkte unserer Zeit, d. h. unhistorisch beurtheilt haben müßten. Denn nichts wäre verkehrter, als in der Verheißung der Unsterblichkeit eine bloße Schmeichelei, in der Hoffnung auf die eigene Unsterblichkeit eine — freilich sehr berechtigte — Eitelkeit des Dichters zu sehen, und die Aufforderung zur Fortpflanzung etwa als eine Anregung zum Sinnengenuß aufzufassen. In dem Gedankengehalt der jugendlichen Freundschafts-Sonette ist Shakespeare nicht original, wir finden ihn im Gemeinbesitz der Dichter seiner Zeit.

### 5. Jugendliche Freundschafts-Sonette.

Das Thema der ersten 17 sogenannten Prokreations-Sonette hat bereits vor ihm Sidney in seiner „Arcadia" behandelt, die zwar erst 1590 (vier Jahre nach dem Tode des Dichters) gedruckt, aber schon

Digitized by Google

vorher in den Hofkreisen handschriftlich verbreitet war. Die zum Theil wörtlichen Anklänge lassen keinen Zweifel darüber, daß die stoffliche Anregung von der „Arcadia" ausgegangen ist; und da in „Venus und Adonis" die Göttin genau dieselben Motive anwendet, um den widerstrebenden Jüngling zur Liebe zu überreden, so dürfen wir annehmen, daß jene Sonett-Reihe etwa gleichzeitig mit diesem epischen Gedichte, das Shakespeare selbst als Erstlings-Leistung bezeichnet, entstanden ist, also wahrscheinlich in den letzten achtziger Jahren. Wie herrliche Modulationen der Dichter dieser einen Melodie zu geben weiß, dafür mag das 12. Sonett zeugen:

Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt,
Und seh' den hellen Tag in Nacht verderben —
Seh' ich des Veilchens kurze Blüthenfrist
Und dunkle Locken, die sich silbern färben —
Erhabne Bäume, deren Blätter starben,
Die erst ein Schattendach der Herde waren —
Seh' ich des Sommers Grün in welken Farben
Weißbärtig wie im Sarg zur Tenne fahren,
Dann kommt mir Deine Schönheit in den Sinn,
Wie sie der Zeit Verwüstung soll bestehn,
So schnell wie andre aufblüht, welkt sie hin,
Muß vor sich selber fliehen und vergehn —
Und nichts bewahrt sie vor der Zeit Verheerung,
Als daß sie Trotz der Zeit beut durch Vermehrung.

Die beiden letzten Sonette dieser Reihe leiten zu der Gruppe über, in denen Shakespeare seinem Freunde die Unsterblichkeit verspricht. Es sind die Sonette 18, 19; 54, 55; 63; 64, 65.

In allen diesen Sonetten wird die Schönheit, das treue, liebevolle Herz des Freundes gepriesen, und deshalb gehört eine dritte Gruppe zu ihnen, in denen dieses Thema ausschließlich behandelt wird: 26, 20, 53; 59, 106; 22, 62; 67, 68; 105; 104, 108, 126, 37. Von diesen Sonetten ist das 20. besonders interessant, das eine Schilderung seiner Persönlichkeit enthält:

Du hast ein Frau'ngesicht, das die Natur
Dir selbst gemalt, Herr-Herrin meiner Liebe!
Ein mildes Frauenherz, doch ohne Spur
Von weibisch-laun'schem Wechsel seiner Triebe.
Ein hellres Aug' und minder falsch im Rollen,
Den Gegenstand vergoldend drauf es scheint.
Und Mann und Frau muß Dir Bewundrung zollen,
Der beider Macht und Zauber in sich eint.

Das 104. Sonett berichtet uns, daß die Liebe des Dichters nach dreijähriger Dauer noch ebenso frisch geblieben ist wie die Schönheit des Freundes.

Digitized by Google

Was diese 37 Sonette zu jugendlichen Produkten stempelt, ist nicht bloß die italianisirende Manier, die Shakespeare bereits in den ersten neunziger Jahren (in „Verlorene Liebesmüh'") verspottet, nicht bloß das Haschen nach Bildern, das Spielen mit Worten und Begriffen, die Neigung zur Antithese besonders im Schluß-Couplet. Es ist der frische Pulsschlag einer jugendlich-üppigen Dichterkraft, die, zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, unaufhaltsam aus dem vollen Herzen überwallt; es ist dieselbe unerschöpfliche Phantasie, wie wir sie, abgesehen von dem Gegenstande, in „Venus und Adonis" bewundern müssen. Man liest aus diesen Schöpfungen die Glückseligkeit heraus, die der Dichter empfunden haben muß, als er zuerst das Göttergeschenk in sich entdeckte, die Gabe, seine wogenden Gedanken und Empfindungen in schöne, vollklingende, müheloſe Verse zu bannen. Nur aus dieser echt jugendlichen Freude am Gebrauch seiner Kraft ist es zu erklären, daß der Dichter, nicht zufrieden, einen poetischen Gedanken einmal in mustergültiger Form dargestellt zu haben, immer neue Gesichtspunkte sucht und findet. Man lese die siebzehn Sonette, die alle den einen Gedanken, die Verheirathung des Freundes, zum Gegenstande haben, und staune über eine Fruchtbarkeit, die so mannigfaltige Variationen dieses Themas zu Stande bringen kann. Gewiß ist das Hauptinteresse des Dichters in allen diesen Gedichten auf den Freund konzentrirt; aber es zeigt sich darin ein stark hervortretendes Nebeninteresse an der Formgebung, das in erheiternder Weise in den Sonetten 59 und 67/68 zu Tage tritt. Sie führen mit gleichem Feuer zwei sich widersprechende Gedanken aus 59, daß es früher eine ähnliche Schönheit wie die des Freundes nicht gegeben; 67/68, daß so herrliche Jünglinge wohl in alter Zeit gelebt haben mögen, heute aber ausgestorben sind:

Ihn hat als Bild uns die Natur erlesen,
Das zeigt, wie ächte Schönheit einst gewesen.

Nehmen wir Essex als den Adressaten dieser Sonette an, so erhalten die stofflichen Entlehnungen aus der „Arcadia" eine tiefere Bedeutung. Denn gewiß war diese Dichtung seines Freundes und Waffengenossen Sidney damals eine Lieblings-Lektüre des jungen Grafen, wie aller Gebildeten jener Zeit. Und Essex, der, den poetischen Mahnungen Shakespeare's folgend, bald darauf (im Frühling des Jahres 1590) sich mit der Witwe seines Freundes vermählte, war ihr vielleicht schon damals zugethan. Auf ihn passen auch die persönlichen Anspielungen der ersten 17 Sonette, nach denen der Gegenstand derselben einen Vater hatte und eine Mutter hat. —

Digitized by Google

## 6. Poetische Nebenbuhler.

Es kommen nun eine Reihe von Sonetten, die auf eine Störung, wenn nicht Erkaltung des Freundschafts-Verhältnisses schließen lassen, die nicht durch die Schuld des Dichters, sondern durch die Bevorzugung poetischer Nebenbuhler seitens des Freundes veranlaßt ist. Daß diese Sonette den drei soeben geschilderten Gruppen zeitlich sehr nahe stehen, kann keinem Zweifel unterliegen; denn sie beziehen sich wiederholt auf jene Gedichte, in denen der Preis des Freundes gesungen wird, und setzen alle eine gewisse Dauer der Freundschaft voraus.

In den Sonetten 76, 103; 38; 32, 39 scheint etwas wie ein leichter Schatten über das Glück zu ziehen, das der Dichter in der Liebe seines Freundes findet; es ist als ob dieser den frischen Huldigungen eines rein und tief liebenden Herzens nicht mehr dieselbe Empfänglichkeit entgegenbrächte. Shakespeare entschuldigt sich gewissermaßen, daß er keinen neuen Ton für seine Lieder finden, daß er immer nur die Schönheit, Wahrheit, Güte des Freundes in seiner gewohnten, einfachen Weise singen könne. Am schönsten spricht sich diese leise Wehmuth im 76. Sonette aus:

Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich's wie die andern nicht,
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt, auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Von Dir allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend, was schon längst gegeben.
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang:
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang.

Kommt uns hier schon der Gedanke, daß andere Dichter Shakespeare aus der Gunst seines Freundes zu verdrängen suchen, so belehrt uns das 39. Sonett, daß eine Trennung in der That eingetreten ist:

O Trennung, unerträglich wärst Du, bliebe
Der süße Trost nicht Deiner Einsamkeit,
Den zärtlichen Gedanken unsrer Liebe,
Die anmuthvoll betrügen Gram und Zeit*).

*) Der zärtliche Ton darf uns nicht irre machen; der Anfang des Sonettes zeigt deutlich, daß es an den Freund und nicht an die Geliebte gerichtet ist.

Digitized by Google

Die Sonette 79; 80, 85, 86 lassen uns keinen Zweifel über das, was dieselbe veranlaßt hat.

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größerer Dichtergeist erhob
Auf seiner allgewaltigen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob!

So lang' ich Dich noch anrief ganz allein,
Trug mein Gesang auch Deiner Anmuth Zeichen
Ausschließlich; doch nun stellt Verfall sich ein
Und meine Muse muß vor andern weichen.
Ach, wohl verdient solch holder Gegenstand
Wie Du, daß beßre Sänger ihn erheben.

War es das stolze Segel seiner Dichtung ....
War es sein Geist, von Geistern aufgeschlossen
Zu überird'scher Kunst, der mich bezwang? —
Nein . . . . . .
Doch daß sein Lied durch Deinen Beifall stieg,
Das war's, was mich verstimmt', warum ich schwieg.

Aus diesen Versen geht unzweifelhaft hervor, daß dieser Nebenbuhler Shakespeare's keiner von den Dichterlingen ist, von denen andere Sonette handeln. Er hält ihn selbst für den Größeren; und wenn wir ihm nicht eine unwürdige Bescheidenheit zutrauen wollen, eine Bescheidenheit, die mit dem ruhigen, sicheren Urtheil über den Werth zeitgenössischer Dichter an anderen Stellen in Widerspruch stände, so werden auch wir annehmen müssen, daß jener Dichter im Beginn der neunziger Jahre einen verdienten und einen größeren Ruhm genoß als Shakespeare selbst. Man hat an Spenser, Marlow und Drayton gedacht, ohne jedoch einen Beweis für eine von diesen Annahmen beibringen zu können. Vielleicht ist das daher gekommen, daß man den Freund in der Person Southampton's sehen zu müssen geglaubt hat; denn es ist nichts von einem intimen Verhältniß eines jener Dichter zu Southampton bekannt, nichts von Gesängen, die jene zu seinem Preise verfaßt hätten. Drayton kann sicher nicht gemeint sein; sein Stern geht erst 1593 auf und Shakespeare hat in ihm gewiß nie einen überlegenen Rivalen gesehen. Dagegen steht es fest, daß Spenser mit dem jungen Essex auf Freundesfuß verkehrte, daß er dessen ganze Bewunderung genoß. Es steht ferner fest, daß Spenser mit der Veröffentlichung der drei ersten Bücher seiner „Feenkönigin" im Jahre 1590 Epoche machte und in England eine ähnliche Begeisterung erregte, wie Tasso's „Befreites Jerusalem" in Italien oder Klopstock's „Messias" in Deutschland. Und schließlich hat Spenser seiner Verehrung für den jungen Grafen in seinen Dichtungen offenkundigen Ausdruck ge-



Digitized by Google

geben. In dem letzten Abschnitt (Polyhymmia) seiner „Musenthränen", die während seines Aufenthaltes in London 1589—91 verfaßt sind, ist eine Stelle, die zweifellos auf seinen Gönner hinweist. Unter den Dedikations-Sonetten zu seiner „Feenkönigin" (1590) befindet sich eins an den Grafen Essex, worin es heißt: „Wenn meine Muse, die nur erst flattern gelernt hat, mit kühneren Schwingen wagen wird emporzusteigen zum höchsten Preise der Feenkönigin, dann soll sie ein ruhmreicheres Denkmal Deiner Heldenhaftigkeit errichten." Wie er also die Königin Elisabeth bekanntermaßen in der Feenkönigin „Gloriana" feiert, so will er in den späteren Gesängen auch den Helden Essex verherrlichen. Außerdem aber ist es zweifellos bei dem intimen Verhältniß, in dem die beiden Männer standen, daß Spenser Gedichte, wahrscheinlich Sonette an Essex gerichtet hat, die mit so vielen anderen seiner Dichtungen verloren gegangen sind.

Ist nun Spenser mit einiger Wahrscheinlichkeit als der größere Dichter festzustellen, so macht die Auffindung des geringeren Nebenbuhlers die größten Schwierigkeiten. Und doch ist ein solcher vorhanden, wie das Sonett 83 lehrt:

> Nie fand ich farblos Dich und darum nie
> Konnt' ich zu schminken Dich mich überwinden;
> Für übertünchtes Lob der Poesie
> Fand, oder glaubt' ich Dich zu groß zu finden.

Shakespeare kann sich unmöglich auf den eben noch so hoch gepriesenen Dichter beziehen, wenn er seinem Freunde den Vorwurf macht, daß er „Lob liebe, das sein Lobenswerthes nur entstellt" (84), und wenn er klagt, daß die Anderen die Töne, die jetzt den Freund entzücken, ihm abgelauscht haben (78). Es muß sich dann doch um Gedichte handeln, die den Shakespeare'schen Freundschafts-Sonetten sehr ähnlich — weil nachgeahmt — gewesen sein müssen. Wo aber sind diese Dichtungen?

Es giebt nun allerdings eine Dichtung jener Zeit, in der ein schöner Jüngling in ganz analoger Weise, nur mit einem viel größeren Aufwande von Zärtlichkeit gepriesen wird: „Der verliebte Schäfer" von Richard Barnfield. Aber dieses Gedicht ist erst 1594 erschienen, und als Shakespeare in den ersten Neunzigern diese Sonette schrieb, war der Verfasser desselben noch Student und nicht in London. Außerdem ist es ganz undenkbar, daß der viel jüngere Mann den Grafen Essex noch ums Jahr 1594 in solchen Tönen besungen haben sollte: Ist also kein älterer Dichter als der wahrscheinliche Nebenbuhler ausfindig zu machen, so müssen wir zugeben, daß die Essex-Hypothese hier eine schwache, anfechtbare Seite hat.

Digitized by Google

Im Jahre 1598 erschien ein episches Gedicht von Marlowe, fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers, das von dem Verleger einem Sir Thomas Walsingham (wie ich vermuthe, dem Bruder der Lady Essex) zugeeignet ist. Aus den Worten dieser Zueignung geht als unzweifelhaft hervor, daß Marlowe in der Familie der Walsinghams, zu der Essex durch seine Heirath ebenfalls gehörte, beliebt und angesehen war. Da zudem Essex und seine Schwester Lady Penelope Rich die anerkannt eifrigsten Förderer aller dichterischen Bestrebungen waren, so bedarf es kaum eines weiteren Beweises dafür, daß der erstere mit dem ersten bedeutenden Dramatiker jener Zeit in nähere Berührung gekommen sein muß. Nun zeigt aber jenes Gedicht, „Hero und Leander", in der augenfälligsten Weise, daß Marlowe zu denjenigen Poeten gehörte, welche sich mit Shakespeare's Federn zu schmücken liebten: eine ansehnliche Reihe von Gedanken und Bildern sind den jugendlichen Sonetten und „Venus und Adonis" unseres Dichters entlehnt. Wir werden die Geduld des Lesers mit der Anführung sämmtlicher Parallelen selbstverständlich nicht ermüden, wir wollen ihm nur beispielsweise mittheilen, daß Leander die Priesterin Hero zur Ehe zu überreden sucht mit denselben Argumenten, die sogar wiederholt in derselben poetischen Einkleidung auftreten, wie wir sie in den Prokreations-Sonetten Shakespeare's finden; daß die Schönheit Leanders in der nämlichen Weise geschildert wird, wie die Schönheit des Freundes der Sonette. Zur Probe mag wenigstens eine Stelle hier Platz finden, die offenbar dem oben citirten 20. Sonette entnommen ist: „Mancher schwor, Leander wäre ein Mädchen in Manneskleidung; denn in seiner Erscheinung war alles, was Männer begehren können, eine anmuthig lächelnde Wange, ein sprechendes Auge u. s. w. und die da wußten, daß er männlich war, riefen, Leander, zu verliebtem Spiel bist Du geschaffen; geliebt von allen, liebst Du selbst doch keine". — Shakespeare sagt: „Natur erschuf Dich zum Genuß der Frauen." —

Mit diesen auffallenden Uebereinstimmungen ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß Marlowe einer der beiden ungenannten Nebenbuhler war. Ob er nun den Grafen in der Figur des Leander allein verherrlicht, oder ihn noch in anderen, lyrischen Gedichten gepriesen habe, diese Frage ist nicht zu beantworten.

Die Sonette 78; 100, 101 sprechen deutlich von einer Versöhnung, die den kleinen Zwist zwischen den Freunden beendet. Der Inhalt des 101. Sonettes, das sich mit wörtlichen Anklängen auf das 83. Sonett bezieht, macht außerdem wahrscheinlich, daß die Entfremdung nicht ganz vorübergehender Art gewesen sein muß und die Versöhnung erst 1591, vielleicht noch später eingetreten ist.



Digitized by Google

## 7. Liebe.

Auch ein Theil der Liebes-Sonette muß zu einer sehr frühen Zeit entstanden sein. Das beweist — abgesehen von zahlreichen gedanklichen Uebereinstimmungen mit den frühesten Dramen — ihr Stil. Es giebt eine Reihe unter ihnen, die, ebenso wie „Venus und Adonis" und „Lucretia", eine entschiedene Vorliebe für die italienischen Formalien, für Antithesen, Wortspielerei und die Gedankenkünstelei der Concetti verrathen. Und es ist merkwürdig, daß gerade diejenigen Sonette, welche eine Liebeswerbung enthalten, also in den Beginn des Verhältnisses gehören, nach dieser Seite hin am meisten auffallen. Es sind die Sonette 135, 136; 153, 154; 23; 128; 145; 121. Die ersten beiden, eine Spielerei mit dem Worte „Will" in seinen verschiedenen Bedeutungen, das zugleich der abgekürzte Vornamen des Dichters ist, sind für unseren heutigen Geschmack ganz unverdaulich. Aus ihrer neckisch gehaltenen Werbung erfahren wir, daß die Angebetete eine vielbegehrte Dame, und für männliche Huldigungen höchst empfänglich ist — eine Célimène, der in der Person unseres Dichters glücklicherweise kein Alceste gegenüberstand. Von besonderer Zartheit und Anmuth ist das 145. Sonett, das sich auf eine verliebte Neckerei zu beziehen scheint:

> Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe,
> Haucht mir ins Ohr das Wort: ich hasse —

Die Zaghaftigkeit des unerhört Liebenden wird sehr schön geschildert im 23. Sonett. Das 121. ist seinen Beziehungen nach dunkel; da nach seinem Wortlaute aber offenbar die Liebe des Dichters zu bösen Nachreden Veranlassung gegeben hat, welche er entrüstet zurückweist, so scheint es ebenfalls in diese Phase des Verhältnisses zu gehören.

Bei dem folgenden Cyklus der Trennungslieder — 17 Sonette: 50, 51; 113, 114; 24, 46, 47; 27, 28, 43, 61; 44, 45; 48; 97, 98, 99 — verweilen wir gern einen Augenblick länger. Es sind merkwürdige Gedichte: sie tragen den Stempel ihres Ursprunges sammt und sonders an der Stirn, sind durch und durch italienisch nach Form und Gehalt, einige so sehr, daß sie ganz unverständlich bleiben, wenn man die aus den platonischen Dialogen entwickelten Liebestheorien der Renaissance nicht kennt*); sie behandeln Gedanken, die wir in den meisten Lyrikern jener Zeit wiederfinden. Und doch wirken die italienischen Formalien hier nicht so befremdend, abstoßend auf den modernen Leser; es ist ein Etwas in ihnen, wie in den „Stella"-Sonetten des in der italienischen Manier

*) z. B. 113, 114.

Digitized by Google

ganz versunkenen Sidney, das sie über die Produkte zeitgenössischer Dichter erhebt, und auch heute noch einen tiefen Eindruck hinterläßt. Lesen wir z. B. das 97. Sonett, das in einer sinngerechten Uebersetzung etwa so lauten würde:

> Wie gleich dem Winter war die Zeit der Ferne von Dir, der Maienluft des flücht'gen Jahrs! Wie fühlt' ich Frost, wie trübe Tage sah ich! Decembers graue Oede weit und breit! Und doch, die Trennungszeit war Sommerzeit, dann kam der schwangre Herbst, geschwellt von üpp'gem Nachwuchs: nach seines Gatten Tod ein Witwenschoß, trug er des Frühlings Liebeslast. Doch diese Segensfülle schien mir nichts als Waisenhoffnung, vaterlose Frucht; bei Dir nur ist des Sommers Lust, und bist Du fort, sind selbst die Vöglein stumm, und singen sie, ist's solche Trauerweise, die bleich die Blätter macht, schauernd in Winterfurcht.

Dieses Gedicht mit seiner überladenen Bilderpracht konnte in Europa nur zur Zeit der Renaissance verfaßt werden und doch wird jeder Kenner des Originals in ihm eines der schönsten Liebesgedichte aller Zeiten bewundern. In dieser Bilderfülle waltet nicht, wie so häufig in den Produkten des italianisirenden Stiles, eine spielende Phantasie, die sich daran ergötzt die entferntesten und heterogensten Dinge zum Vergleich heranzuziehen: ein Bild wie das andere ist vielmehr poetisch gerechtfertigt, aus der ganzen Fülle strebt jedes für sich, die Stimmung des Dichters zum energischen Ausdruck zu bringen. Es entsteht so eine gewaltig konzentrirte Poesie, die in der streng geschlossenen Form des englischen Sonettes*) eine Kraft entwickelt, wie sie eine freiere, weitere Form nie zuwege bringen könnte. Fragen wir nach den Quellen dieser Kraft, so ist sie zu finden in der frischen Naturempfindung, der verzehrenden Sehnsucht, der unendlichen Liebesfähigkeit eines großen, in wirklicher Leidenschaft glühenden Dichterherzens. Von einem gemalten Feuer kann hier ebenso wenig die Rede sein, wie bei den römischen Elegien Goethe's. Die Trennungslieder erwecken in uns dieselbe Stimmung wie die Tragödie „Romeo und Julia"; eine Kraft hat beide erzeugt, die Gewalt einer sehnsuchtskranken, selbstquälerischen, Trost und Beruhigung verschmähenden Liebe. Und wenn wir nun außerdem die Gedanken dieser Sonette in der Tragödie wiederkehren sehen, so werden wir kaum zweifeln können, daß beide etwa zu derselben Zeit entstanden sein müssen — vielleicht gereift von der Gluth des italienischen Himmels.

Es ist in der That von mehreren Shakespeare-Forschern wahrscheinlich gemacht worden, daß der Dichter, dem allgemeinen Zuge seiner Zeit fol-

*) Das englische Sonett der Renaissance, das aus 3 inhaltlich abgeschlossenen Quatrains mit epigrammatischem Schluß-Couplet besteht (ab ab | cd cd | ef ef | gg), hat den romanisch-weichlichen Charakter ganz abgelegt. Welcher großartigen Wirkungen es fähig ist, zeigen die Sonette 29. 64. 66. 75. 116. 129.

Digitized by Google

gend, in jenem Lande einen längeren Aufenthalt genommen habe. Und die neueste und eingehendste Untersuchung über diesen Gegenstand*) weist an einzelnen in Italien spielenden Stücken nicht nur die Bekanntschaft des Dichters mit den politischen und sozialen Verhältnissen des Landes, sondern seine genaue Kenntniß der Lokalität des nordöstlichen Theiles, speziell Venedigs und merkwürdiger privater Vorgänge dieser Stadt nach. Wenn nun auch der Verfasser selbst nicht glaubt, eine italienische Reise Shakespeare's zwingend bewiesen zu haben, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß der Dichter sich eine solche auffallende Detail-Kenntniß durch eigene Anschauung als durch Hörensagen erworben habe. Die Sonette 97. 98 lassen auf eine einjährige Abwesenheit Shakespeare's schließen. Mag es nun auch auf den ersten Blick wunderbar erscheinen, daß keines der Sonette auf einen Aufenthalt in Italien direkt hinweist, so wissen wir doch bestimmt, daß die Veröffentlichung der Sammlung nicht auf Veranlassung des Dichters geschah, daß also nur diejenigen Sonette abgedruckt werden konnten, die sich im Besitze seines Freundes befunden hatten.

Eins der schönsten Sonette dieser Reihe ist das 61., das hier seine Stelle finden mag, weil es besonders charakteristisch ist für die Art der Empfindungen, welche das Gedenken an die ferne Geliebte im Herzen des Dichters erregt.

Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer,
Der Schlaf von meinen müden Augen weichen?
Ist es Dein Wunsch, zu stören meinen Schlummer,
Derweil mich Schatten höhnen, die Dir gleichen?
Ist es Dein Geist, den Du aus weiter Ferne
Mir sendest, daß er spähend mich versucht
Und meine Schuld und Thorheit kennen lerne
Zum Ziel und Inhalt Deiner Eifersucht?
O nein! So groß ist Deine Liebe nicht!
Treu läßt mich meine eigne Liebe wachen:
Sie ist's, die Nächtens meinen Schlummer bricht,
Um Deinethalb den Wächter stets zu machen:
Weit von Dir lieg' ich um Dich wachend da —
Du wachst wo anders, Andern viel zu nah.

Fragen wir nach der Zeit, in welcher diese Gedichte entstanden sein müssen, so erhellt auf den ersten Blick, daß sie den bisher behandelten Sonett-Reihen außerordentlich nahe stehen. Einige von ihnen sind im strengsten italienischen Concetti-Stile verfaßt, so z. B. das 24., das eine

*) „Italienische Skizzen zu Shakespeare" von Th. Elze. Jahrbücher der Shakespeare-Gesellschaft 13. 14. 15.

Digitized by Google

poetische Spielerei über das „Bild der abwesenden Geliebten" ist, wie wir sie bei zahlreichen anderen zeitgenössischen Dichtern wiederfinden:

Mein Aug' ist Maler worden, und es bannt
Auf meines Herzens Grund Dein Konterfei;
Der Rahmen ist mein Leib, der es umspannt ꝛc.
(Gildemeister.)

In den Sonetten 46 und 47, welche die Fortsetzung des 24. enthalten, streiten sich Auge und Herz um den Besitz des Bildes — eine Art Liebes-Disputation, wie sie vor einer der italienischen Akademien zum Austrage gebracht werden mochte. Man erkennt daraus, daß des Dichters poetischer Sinn noch immer von dem flitterhaften Glanze einer ebenso zierlichen wie gegenstandlosen Dialektik geblendet wird. Müßten wir schon auf Grund dieser stilistischen Erscheinungen der Reise und den sie auf bezüglichen Gedichten ein sehr frühes Datum setzen, so wird ein solches durch die Wiederkehr zahlreicher Gedanken und Bilder dieser Sonette in „Venus und Adonis", „Romeo und Julia", „den beiden Veronesern" und im „Sommernachtstraum" mit ziemlicher Sicherheit herausgestellt. Die Reise muß in den Jahren 1590/91 stattgefunden haben und schiebt sich vielleicht zwischen die Störungen des Freundschafts-Verhältnisses, verursacht durch einen größeren und einen geringeren Dichter-Rivalen, ein. —

„Liebeslust und -leid" dürfen wir den folgenden Cyklus von Sonetten nennen (75; 131, 132; 127; 21, 130; 56; 94, 69, 70, 95, 96; 36; 57, 58, 149; 91—93; 49, 87; 151). Es war nicht bloß das Verhängniß dieser Liebe, sondern es liegt in der Natur jeder derartigen Leidenschaft, daß die Freuden, die sie gewähren kann, nicht bloß aufgewogen, sondern fast erstickt werden von den Leiden, die sie nothwendig begleiten. So zeigen uns diese Sonette das Herz des Dichters von den widerstreitendsten Gefühlen aufgewühlt, die höchste Seligkeit erstirbt in quälenden Selbstanklagen, dem begeistertsten Preise folgen zarte, aber eindringliche, schmerzliche Mahnungen, das rückhaltloseste, freudigste Vertrauen wechselt mit Zweifeln, leisem Argwohn, schlecht verhehltem Verdacht. Es ist das „liebe leid", wie es uns Gotfried von Straßburg in „Tristan und Isolde" so erschütternd und empörend zugleich geschildert hat: keine ungemischte Freude, kein ruhiges Glück — ein schmerzvoll zerstörender, unabwendbar ewiger Kampf.

Es ist unmöglich, aus diesen Gedichten eine Auswahl zu treffen: sie sind alle gleich schön, wahr und ergreifend, und es verlohnt wirklich einmal der Mühe, die Abneigung vor lyrischen Produkten, die heute unseren Geschmack beherrscht, zu überwinden und eins nach dem anderen zu lesen. Nur ein Sonett von allen — vielleicht das schönste Liebesgedicht der

Digitized by Google

Renaissance-Lyrik, ein würdiges Pendant zu dem Goethe'schen „Freudvoll und leidvoll" — mag zur Charakteristik aller übrigen hier angeführt werden (75):

Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken,
Wie Wolken die den Boden labend netzen;
Um Deine Ruh' ist in mir Kampf und Schwanken
Wie zwischen Geizigen und ihren Schätzen*).
Jetzt jubl' ich im Bewußtsein, daß Du mein,
Dann fürcht' ich, daß die Welt Dich mir entrückt;
Bald wär' ich lieber ganz mit Dir allein,
Bald wünsch' ich, jeder säh' was mich entzückt.
Bald weilt mein Aug', gesättigt Dich betrachtend
Und bald um einen Blick von Dir verschmachtend,
Denn Nichts ist meine Lust und mein Begehren
Als was Du mir, Geliebte, kannst gewähren.
So bin ich, Höll' und Himmel wechselnd täglich,
Bald überglücklich, bald elend unsäglich.

Jedem, der diesen Cyklus im Zusammenhange mit dem vorigen liest, muß die Verschiedenheit des Tones auffallen, die sich in ihnen geltend macht. Dort wird echte, tiefe Empfindung in ein schillerndes, schmucküberladenes italienisches Gewand gekleidet, das sie fast verbirgt; hier erscheint sie in ihrer natürlichen, unverhüllten Schönheit, die aus der einfachen, knapp angemessenen Form nur um so bezaubernder hervortritt. Aus dem Stile allein könnte man schließen, daß ein Wechsel in der Kunstanschauung des Dichters stattgefunden hat, auch wenn er sich nicht dazu bekennte. Aber zum Ueberflusse spricht er es selbst aus, er schwört ab, was er früher angebetet hat. Zum Beweise mögen zwei Sonette aus jenem und diesem Cyklus dienen, die dasselbe Thema haben — Preis der Schönheit der Geliebten:

Das Veilchen, [Frühlings Erstling**)], schalt ich so:
„Sprich, süßer Dieb, wo Du die Düfte stahlst?
Vom Odem meiner Liebsten. Prahlst Du froh
Mit weichen Purpurwangen? Ei, Du malst
Aus [ihren**)] Adern sie, nur allzu roh."
Die Lilie schalt ich wegen Deiner Hand;
Den Majoran, weil er Dein Haar Dir stahl;
Der Rosenflor furchtsam auf Dornen stand,
Theils roth vor Scham und theils vor Schrecken fahl;

*) Eine bedenkliche Uebersetzung einer dunkeln, vielleicht verderbten Stelle. Auch die Verse 9. 10 sind der Verbesserung fähig.

**) Gildemeister übersetzt „forward violet" mit „naseweise Veilchen"; „forward" heißt hier „frühreif, früh erblüht". Er glaubt ferner, daß das Sonett an den Freund gerichtet sei, was offenbar undenkbar ist; ich habe demgemäß seine Uebersetzung abgeändert.

Digitized by Google

Und eine, weder roth noch weiß, stahl beides
Und fügte Deinen Odem noch zum Raub;
Doch fraß zum Lohn den Prachtschmuck ihres Kleides
Ein rächerischer Wurm zu Asch' und Staub.
Mehr Blumen sah ich, doch sie hatten immer
Dir Duft gestohlen oder Farbenschimmer. (99.)
(Gildemeister.)

Wenn Shakespeare hier über die sämmtlichen Ansprüche, welche die Geliebte auf die ästhetische Bewunderung des anderen Geschlechtes besitzt, Buch führt, und die einzelnen Körpertheile mit Blumen vergleicht, so folgt er ganz dem Geschmack seiner Zeit, die an so kostbaren Vergleichen ein kindisches Vergnügen fand. Auch dieses Sonett muß bei seiner handschriftlichen Verbreitung die höchste Bewunderung erregt haben; denn ein damals sehr angesehener Versifex, Constable, hat ihm die Ehre angethan, es mit einigen Form-Vergröberungen — abzuschreiben. Indessen auch auf diesem Gebiete schüttelt der freie, schöpferische Geist unseres Dichters sehr bald die unwürdigen Fesseln einer verrotteten Konvenienz ab; denn nicht zwei Jahre kann der Zwischenraum betragen zwischen dem eben citirten und einem anderen Sonette, in dem er jene unnatürliche Mischung von Naivetät und Künstelei, wie sie in der Kunstanschauung und Kunstausübung der italienischen Lyriker zu Tage tritt, aufs schärfste verurtheilt:

Ich bin nicht wie die Muse, die nur immer
Gemalte Schönheit zum Gesange drängt,
Die selbst den Himmel braucht zu Putz und Schimmer
Und jedes Schön' an ihre Schöne hängt,
Zusammenjochend prunkende Vergleiche,
Mond, Sonn' und Erd' und Schätz' im Meeressand,
Die Erstlinge des Mai und alles Reiche,
Was Himmels Luft mit weitem Rund umspannt.
O laßt mich schreiben wie ich lieb', in Wahrheit,
Und glaubt mir dann, mein Liebchen ist so schön
Wie je ein Erdenkind, doch nicht an Klarheit
Den goldnen Kerzen gleich in Himmelshöhn. . . . (21.)
(Gildemeister.)

Diese Wendung auf lyrischem Gebiete erinnert ohne weiteres an eine dramatische Leistung, deren Tendenz die Verspottung des euphuistischen Modetones in Vers und Prosa ist, an „Verlorene Liebesmühe". Jenes Sonett und einige ihm ähnliche wenden sich gegen die Geschmacklosigkeiten der lyrischen, dieses Drama gegen die Absurditäten der gesellschaftlichen Konvenienz; die Richtung aber, die sie angreifen, ist die nämliche. Was nun diesen Sonett-Cyklus mit der dramatisirten Satire noch auffallender verknüpft, ist der Umstand, daß beide die nämliche Heldin haben. Wenn wir uns an die oben geschilderten Charakter-Eigenschaften

Digitized by Google

der Sonett-Dame erinnern wollen, so werden wir finden, daß Rosaline in „Verlorene Liebesmühe" weiter nichts als die dramatische Ausgestaltung derselben ist und ihr nur in einem einzigen Zuge nicht gleicht. Rosaline ist nicht launig, wankelmüthig, nicht zu wahrer Liebe unfähig wie die Geliebte Shakespeare's, sondern vielmehr eine in Kopf und Herz kerngesunde, groß angelegte Frauennatur. Sie ist ja die Vertreterin der sittlichen Tendenz des Dichters, und nicht die verächtlichen Künste einer routinirten Kokette sind es, die in ihrem Verhalten Biron gegenüber zu Tage treten, sondern ein wohlüberlegter Plan, ein erstrebenswerthes Ziel: nachdem sie ihn auf seinem eigenen Gebiete, dem der Witzhascherei, der schillernden, inhaltlosen Geistreichigkeit geschlagen, soll die ihm auferlegte empfindliche Buße ihn zu der Erkenntniß bringen, wie nichtig, wie unwürdig eines Mannes eine derartige Verschwendung der geistigen Kraft ist gegenüber dem bitteren Ernste, den zahlreichen Leiden dieses Lebens. Nichtsdestoweniger ist die Art, in der beide Frauen ihren Liebhabern entgegentreten, äußerlich dieselbe: beide quälen sie. Rosaline ruft:

O, der Biron*) soll, eh wir reisen, schnaufen!
Acht Tag' in meinen Diensten müßt' er stehn:
Wie sollt' er wedeln, apportiren, flehn,
Schildwache stehn, ein Augendiener sein,
Den üpp'gen Witz nutzlosen Versen weihn,
Und alles thun, was ich zur Pflicht ihm mache,
Und stolz drauf sein, wenn ich ihn stolz verlache!

Mit diesen Worten vergleiche man das oben angeführte 57. Sonett, das die Richtigkeit unserer Behauptung bestätigt.

Es ist in der That alles von der Sonett-Dame in die Figur der Rosaline übergegangen, selbst die äußere Erscheinung; ein Sonett, in welchem Shakespeare die brünette Schönheit seine Geliebten preist, findet sich fast wörtlich in dem Drama wieder:

Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume**),
Und war's auch schön, ward's doch nicht so genannt —
Jetzt rühmt man's als der Schönheit wahre Blume
Und blond wird ganz und gar seitdem verkannt.
Denn seit die Kunst mit der Natur sich mißt
Und Häßliches mit Flitterstaat verschönt***),
Bleibt reine Schönheit namenlos, vergißt
Man ihren Dienst, lebt sie entweiht, verhöhnt.

*) „Birôhn" zu sprechen.

**) Im Texte: in the old age in alter, in früherer Zeit.

***) Eine Anspielung auf die Sitte dieser und mancher anderen Zeit, dem Mangel natürlicher Schönheit durch den Gebrauch der Schminke und falscher Haare — damals blonder — abzuhelfen.

Digitized by Google

Drum hat mein Mädchen [Haare] schwarz wie Raben,
Als ob sie Trauer über Andre trügen
Die sich durch fremden Schmuck verunziert haben,
Durch falschen Aufputz die Natur betrügen.
Doch solchen Zauber schließt dies Trauern ein,
Daß jeder sagt, so müsse Schönheit sein. (127.)
Drum will ich schwören, schwarz sei schön allein,
Und was nicht seine Farbe trägt, gemein. (132.)

Die Worte, in denen Biron in seiner Begeisterung für Rosaline dem herrschenden Geschmacke Hohn spricht, sind eine Paraphrase dieses Sonetts:

Ist niemand hier, der Eid' abnimmt? kein Buch?
Damit ich schwöre, Schönheit sei nicht schön,
Die nicht von ihren Augen lernt zu sehn,
Und schwarz wie sie, nur das sei schön genug ....
Wenn meiner Dame Haupt in Schwarz sich schmückt,
So trauert es, weil Schmink' und Lügenhaar
Mit falschem Schein verliebte Tröpf' entzückt;
Schwarz wurde schön, als sie geboren war.
Sie dreht die Mode um; denn weil wir sehen,
Daß Farbe der Natur für Schminke gilt,
So malt das Roth, dem Schimpfe zu entgehen,
Sich dunkel an nach ihrem Ebenbild.

Wenn wir nun außerdem noch eine Reihe auffallender Wiederholungen aus diesem Sonett-Cyklus in „Verlorene Liebesmüh'" und den „Beide Veroneser" wiederfinden, so werden wir kaum zweifeln können, daß diese Sonette und die Komödie in eine Zeit gehören d. h. in das Jahr 1591/92.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Das Königreich Serbien nach seinen Industrie- und Verkehrsverhältnissen.

## Serbien's Gewerbethätigkeit.

Eine Industrie im buchstäblichen Sinne des Wortes giebt es in Serbien nicht. Ungeachtet der zahlreichen Bodenprodukte und der Triebkraft, die das Wasser dem Menschen dienstbar macht, ist auf diesem Gebiet noch alles zu beschaffen. Der Serbe ist einmal zu bedürfnißlos, andererseits fehlt es ihm an Arbeits- und Unternehmungslust, um sich einer gewerblichen Thätigkeit zu widmen; alle derartigen Etablissements, die im Lande vorhanden, sind in den Händen von Ausländern. Dagegen ist die Hausindustrie bis zu einem gewissen Grade entwickelt, und zwar namentlich in Bezug auf die Herstellung von Stoffen und Kleidern, mit denen sich die Bauern durch ihrer Hände Arbeit selbst versehen. Auch die Arbeit des Tischlers und des Zimmermanns wird von den Bewohnern jedes Hauses selbst versehen, und das Böttchergewerbe wird sogar mit einer gewissen Virtuosität von den Laien betrieben, wie dies bei der ergiebigen Produktion an Wein, mit der Serbien bedacht ist, leicht zu erklären. Auch Anfänge von Holzbildhauerei sind in neuerer Zeit an verschiedenen Stellen hervorgetreten, indeß die Fabrikation von Ackerbau und landwirthlichen Geräthen und Maschinen noch auf sehr niedriger Stufe steht. Die Regierung hat neuerdings eine größere Summe angewiesen, die zum Bau einer Fabrik für landwirthschaftliche Maschinerien bestimmt ist. Auch die Töpferei arbeitet noch nach untergeordneten Mustern und Methoden. Haltbarkeit wie Aussehen der Waare lassen noch sehr zu wünschen übrig. Das im Gebrauch befindliche Geschirr ist grün, braun oder schwarz glasirt, und in der Form sehr einfach und ursprünglich. Mit besonderer Vorliebe wird von den Serben die Kupfer- und Messerschmidtwaarenfabrikation, sowie die Seilerei betrieben.

Die Wollenindustrie hat namentlich in den gebirgigen Landestheilen wo die Schafzucht einen Erwerbszweig der Bevölkerung bildet, Ausbreitung gefunden. Die gesammte Wollproduktion wird auf $1^1/_2$ Millionen Kilo

Digitized by Google

geschätzt. In das Ausland gelangen von Erzeugnissen des manuellen Gewerbfleißes der Serben, Goldstickereien, Decken und Leinengespinnste. Einige dieser Geschäftszweige werden mit Anwendung von Maschinen und unter Zuhülfenahme von ausländischen Arbeitern betrieben. Die Regierung ermuntert solche Bestrebungen, und hilft ihnen in der Hoffnung und mit dem Wunsch, daß die Fremden die Lehrmeister für die einheimische Landesbevölkerung werden möchten.

Um der Bevölkerung den Impuls zu einer größeren Regsamkeit auf gewerblichem Gebiet zu geben, und in ihr den Sinn für die Beschäftigung mit dem Handwerk, sowie größere Unternehmungslust anzueignen, gewährt ein vor 10 Jahren erlassenes Gesetz den Gesellschaften, oder Privaten gewisse Bevorzugungen und Erleichterungen, bei der Begründung von industriellen Anlagen. Inhaltlich dieses Gesetzes kann jeder der nachweist, daß er in der Lage ist, ein gemeinnütziges Unternehmen in das Leben zu rufen, ein Betriebsmonopol auf 15 Jahre erhalten. Für die Maschinen und das Geräth, sowie das zum Bau und zur Einrichtung erforderliche Material nebst Zubehör, genießt er Steuerfreiheit, wenn diese Gegenstände vom Auslande her eingeführt werden müssen.

Auch die Herstellung und die Fabrikation von Gegenständen der Kunstfertigkeit, kann, in so weit sie serbischen Origine's ist, vom Ausgangszoll, wenn ein solcher auf ihnen lastet, für einen Zeitraum von 10 Jahren befreit werden.

Der Staat überläßt, wenn es ihm angemessen erscheint, Grundstücke oder Waldparcellen zum Betriebe eines landwirthschaftlichen oder gewerblichen Etablissements auf 15 Jahr unter der Bedingung, daß das Schlagen des Holzes streng nach den gesetzlichen Vorschriften erfolgt, und daß der Concessionair für die Wiederbewaldung Sorge trägt.

Nach den neueren Verträgen Serbien's mit den einzelnen Mächten kann jeder Ausländer Eigenthümer am Staatsgrundbesitz werden. Selbstverständlich hat er sich der serbischen Jurisdiction dabei unterzuordnen. Unter den Concessionairen dieser Art giebt es einige ungarische Consortien, eine englisch-amerikanische Gesellschaft, eine russische Gesellschaft und mehrere angesehene serbische Gewerbtreibende und Landwirthe.

Zu den Erzeugnissen der gewerblichen Thätigkeit des Landes, welche sich auch außerhalb Serbiens eine gewisse Kundschaft erworben haben, gehören die im Departement Nisch angefertigten Kleiderstoffe, Tischdecken und Möbelstoffe, die sich besonders bei Zimmereinrichtungen im türkischen Geschmack gut und gefällig verwenden lassen. Ein kleiner Mittelpunkt regen industriellen Treibens ist die Stadt Pirot, dessen rührige Bevölkerung einen großen Theil Rumelien's mit zierlichen Töpferwaaren und

Digitized by Google

Teppichen versorgt. Die Piroter Teppiche, die in der Türkei sehr beliebt sind, sind eine Specialität serbischen Gewerbfleißes; sie werden von Bäuerinnen meist mit selbst gesponnener Wolle gewebt, und zeichnen sich durch eine eigenartige, oft glückliche Combination von Formen und farbenreichen Zeichnungen auf rothem Grund aus. Das Farbenspiel des dem Teppich aufgeprägten Musters, verleiht demselben ein originelles Ansehn, das nicht ohne Geschmack ist, und einen guten Theil des Werthes des Fabrikates darstellt. Auch ist das Gewebe von guter Qualität. Man bezahlt in Pirot die kleinsten Teppiche mit 9 Mark; die größeren werden nach dem Muster und der Webearbeit taxirt. Die Teppiche mittlerer Größe eignen sich zu Portièren, Fenstervorhängen ꝛc. Die bei weitem wichtigsten Artikel der Industrie, die auch im Ausland ein sicheres Absatzgebiet gefunden haben, sind die Pflaumen und der Wein. Die besten Kunden für die ersteren sind Deutschland, Oestreich-Ungarn und Amerika. Die größten Quantitäten gehen über Budapesth nach Deutschland und den Ostseeprovinzen, der Rest wandert über Triest nach Amerika, ein kleiner Theil auch nach Steyermark. Die Amerikaner machen aber nur dann ihre Einkäufe auf dem serbischen Markt, wenn die französische Pflaume geringerer Qualität im Preise höher steht. Der Pflaumenhandel Serbiens befindet sich also in einer gewissen Abhängigkeit von der Pflaumenernte in Frankreich„ und von den Marktpreisen, die daselbst für Pflaumen gezahlt werden; es kommt ihm aber zu statten, daß die feine französische Prünelle nicht in Amerika bezogen wird, weil sie den Amerikanern zu theuer ist. In Jahren einer guten Ernte erreicht der Pflaumenexport Serbien's das Quantum von etwas über 20 Millionen Kilo. Auch Böhmen ist mit seinen Pflaumen schon als siegreicher Concurrent Serbien gegenüber getreten, und hat die Preise für die Waare sehr gedrückt. Im Jahre 1881, das eine ganz besonders ergiebige Ernte lieferte, wurden nach Oestreich-Ungarn 350,000 Kilo versandt; mehr als 12 Millionen Kilo überschritten die östreichischen Grenzen; davon hatten 130,000 Kilo Bestimmung nach Amerika — $5^1/_2$ Millionen Kilo gingen nach Deutschland, der Rest ward über Triest und Görtz nach England und Amerika verschifft. Im Jahre 1882 stellte sich die Ausfuhr auf 19 Millionen Oka*) getrockneter Pflaumen.

Die Weinproduktion Serbien's hat seit einigen Jahren einen großen Aufschwung genommen. In Folge der Verheerungen, welche die Phylloxera in Frankreich angerichtet, ist die Nachfrage nach den Weinen Serbien's auf dem Weltmarkt eine von Jahr zu Jahr steigende gewesen,

*) Eine Oka-Kilo 1,557.

Digitized by Google

und sind die Negotiner Sorten am meisten verlangt worden. Im Jahre 1880 waren die Franzosen die eifrigsten Käufer, zugleich benutzten sie die Gelegenheit, um gute Rathschläge und nützliche Winke für eine sorgfältigere Behandlung des Weinstocks zu geben, und auf rationellere Methoden in der Fabrikation hinzuweisen. Die Versendung nach Frankreich geschieht mittelst der Donaudampfer bis Galatz, von dort aus auf den Schiffen der Messagerie maritime nach Marseille und Cette. Die nach Deutschland und der Schweiz bestimmten Transporte gehen auf der Donau bis Passau und von da per Bahn weiter. Im Jahr 1881 wurden etwa 60—80,000 Hektoliter exportirt; das Jahr 1882 lieferte eine ebenso einträgliche als gute Ernte, man konnte dies aus den starken Versendungen erkennen, die am Schluß der ersten Hälfte des Jahres effectuirt waren und die im Ganzen nahe an 40,000 Hektoliter betrugen. Die Nebenkosten wie Transport, Ausgangszölle u. s. w. fügen per Eimer noch einen Zuschlag von 2 Mark hinzu. —

Die serbischen Wein-Producenten rechnen darauf, daß sich mit Eröffnung der Linien Belgrad—Nisch—Pirot und Nisch-Branja die Weinausfuhr bedeutend steigern wird. Für die Flasche guten Negotiner zahlt man in Belgrad $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mark.

## Der Innen- und der Importhandel Serbien's.

Serbien hat keine eigentlichen Häfen, sondern nur Landeplätze, an welchen die Schiffe der Donauschifffahrt anlegen. Die am meisten in Betracht kommenden Landeplätze sind an der Save Belgrad, Zabrech-Obrènovatz und Chabatz; an der Donau: Semendria, Kladovo, Doubrovitza, Pojarevatz, Radouievatz. Hier finden auch die großen Jahrmärkte und Messen statt, welche dem Vertrieb der Waaren, und der Vermittlung zwischen Groß- und Kleinhandel so förderlich sind. Semendria ist der Ausgangspunkt der Produkte des Moravathales, sowie der Städte Nisch und Branja; über Radouievatz nehmen die Bodenerzeugnisse aus den Departements von Negotine und Zaitschar ihren Weg. In Zabrech haben die aus den Bezirken von Valievo, Ovjitza und Tchatchak ihren Sammelpunkt, und Chabatz ist das Debouchee für die Drina und das östliche Bosnien. Von den im Lande gefertigten Erzeugnissen sind außer Wolle noch Thierfelle und Faßdauben Gegenstände des Innenhandels. Am meisten begehrt sind Faßdauben für Wein-Barrils, wie sie im Handel mit Bordeauxwein vorkommen von 15—22 Millimeter Länge, und 14—17 Centimeter Breite, auch solche für Quantitäten von 600—bis 650 Liter, auch Dauben für Oxhoftfässer aus geschmeidigem und widerstandsfähigem Holze geschnitten, sind ein Artikel, dessen Ruf in Serbien, Ungarn, und

Digitized by Google

den angrenzenden Weinländern weit verbreitet ist. — Die Preise dafür sind großen Schwankungen unterworfen, und regeln sich nach der Nachfrage. Dauben zahlen einen Ausgangszoll von einer Mark per Cubikmeter.

Fast alle größeren Städte des Königreiches haben sich in neuerer Zeit in ihren commerciellen Beziehungen zum Auslande von Belgrad emancipirt, und sind in directen Verkehr mit den Nachbarländern und ihren Hauptplätzen getreten. Die Bezugsgebiete, welche sich die Serben gewählt, sind gegenwärtig Wien für viele Manufacturwaaren, Budapesth für Eisen und Fensterglas, Schlesien für ordinäre Leinengespinnste, Böhmen und Mähren für geringere und bessere Tuchsorten, Triest für Colonialwaaren, Deutschland für Kurzwaaren und Eisenfabrikate. Die Stadt Belgrad steht außerdem in direkten Handelsbeziehungen zu England und der Schweiz. Große Schwierigkeiten bereitet noch immer der Waarentransport aus den an der Donau oder an der Eisenbahnlinie Belgrad—Nisch gelegenen Plätzen nach dem Inneren des Landes, der mittelst Ochsengespann geschieht. Die Fracht betrug bisher per 100 Oka (128 Kilo) durchschnittlich 8 Mark. Die Dauer der Reise ist ganz von der Beschaffenheit der Wege abhängig und variirt zwischen 8 und 10 Tagen. Diese auf dem Verkehr lastende Fessel wird mit Eröffnung der Bahnstrecke Belgrad—Nisch beseitigt werden. Bequemere und leichtere Verbindung hat Nisch seit längerer Zeit schon nach Süden hin. Hier vermittelt die Eisenbahnlinie Salonichi-Uskûb die Verbindung zwischen dem Binnenlande und der Meeresküste. Die Güterfracht von Salonichi nach Uskûb beträgt im Durchschnitt Mark 13,6 pro Tonne, der Transport zu Wagen von dort in das Binnenland 8 Mark per 100 Kilo.

Zu den wichtigsten Importartikeln des serbischen Marktes gehört das Eisen. Oestreichisch Schlesien ist der Lieferant für Roheisen; Iserlohn und Remscheid senden façonnirte Artikel wie Schlösser, Scharniere und Werkzeugtheile. Den Bedarf an Eisen und Weißblech, an Zinn und Zink deckt England durch directen Import. Glas und Glaswaare kommt zum größeren Theil aus Böhmen, Fensterglas auch aus Wien, Cöln und Frankfurt a. M.; auch Belgien importirt die Erzeugnisse seiner Glasindustrie auf die Märkte Serbien's, dieselben kommen aber meist unter andren Etiketten in den Handel, da sie von Zwischenhändlern aufgekauft, und für Waaren anderer Provenienz ausgegeben werden. Feuerwaffen und Patronen liefern Deutschland, England und Belgien; mit Ausrüstung der Armee mit Mausergewehren, die nach dem System Koka adoptirt sind, ist die Fabrik der Gebrüder Mauser in Oberndorf (Würtemberg) betraut, die dazu gehörige Munition liefert die Patronenfabrik von Ander-

Digitized by Google

lecht. Den Import von Pulver hat ausschließlich die Fabrik von Rottweil —Hamburg in Händen; zu Belgrad wie Semendria sind Succursale derselben eingerichtet. —

Schmucksachen senden Wiener, Mannheimer und Pariser Häuser nach Belgrad, auch die Diamantenfabrik in Antwerpen hat nach dort Kundschaft. Kerzen liefert Wien, Streichhölzer Souchits in Böhmen, brasilianischer Caffee wird aus Hamburg, Mannheim und Triest bezogen, und zwar vorzugsweise in zwei verschiedenen Sorten, Rio und Bahia. Die Zufuhr an Reis ist meist in der Hand von deutschen Häusern, welche die Waare in Antwerpen ankaufen und sie per Schiff und Bahn nach Belgrad transportiren. Mit Zucker wird Serbien von den Fabriken Böhmens und Mährens versorgt, und kann man den Verbrauch an dieser Waare auf 6½ Millionen Kilo pro Jahr annehmen.

## Der Außen- und der Transithandel.

Der Außen- sowie der Transithandel Serbien's ist bis zur neueren Zeit eng an Umstände geknüpft gewesen, die einem gedeihlichen Aufschwung und einer ungehinderten Entfaltung desselben, im Sinne des heutigen Welt- und Waarenverkehrs nicht günstig waren. Auf allen Seiten von Ländern eingeschlossen, welche entweder im Besitz reich gegliederter Stromsysteme mit vielen schiffbaren Wasserläufen, oder die vom Meere bespült werden, fehlte es ihm, zumal bei seiner geringen Wegsamkeit, sowohl an Kaufkraft als an Absatzfähigkeit und hat es ebensowohl mit natürlichen wie mit wirthschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Erst jetzt, wo das Land am Vorabend der Eröffnung durchgehender Eisenbahnlinien steht, und ihm auf der einen Seite der Zugang zum Meere, auf der andern der unmittelbare Anschluß an das Schienennetz Mittel-Europa's in Aussicht steht, wird sich in seinem commerciellen Leben allmählig eine Umgestaltung vollziehen, die den Bann der Abgeschlossenheit, unter dem das Königreich zu leiden gehabt, mit der Zeit lösen und es aus den Fesseln einer längst veralteten unproduktiven Güter- und Produktenverwerthung befreien muß.

Im Jahre 1879, d. h. nach Abschluß einer Periode, während welcher Kriege, Aufstände und innere Erschütterungen das Land stark mitgenommen und erschöpft hatten, hob sich die allgemeine Handelsbewegung Serbiens bis zur Höhe von ca. 69 Millionen Mark. Mit dem Jahr 1880 zeigte sich eine größere Gesammteinfuhr der Artikel, welche aus Oestreich direct oder im Transit durch dasselbe nach Serbien gingen. Es ließ sich diese Zunahme dadurch erklären, daß sich das Land mehr von den Nachwehen des Krieges erholte, sowie dadurch, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung



Digitized by Google

an Artikeln, wie sie dem westeuropäischen Leben unentbehrlich, wuchsen. Für die späteren Jahre geben die statistischen Dokumente Oestreich's in dieser Richtung ein lichtvolles und bemerkenswerthes Material, aus welchem zu ersehen, daß die Gesammtbewegung des Handels im Jahre 1880, sich auf 72 Millionen Mark bewerthete. Sie verzeichnen ferner nachstehende Ergebnisse des Waarenhandels:

| | | 1879. | 1880. | 1881. |
|---|---|---|---|---|
| Gesammteinfuhr . . . . | Kilo | 29,975,905. | 37,759,798. | 53,372,330. |
| Einfuhr aus Oestreich-Ungarn | „ | 22,678,415. | 27,613,305. | 34,804,805. |
| Transit durch Oestreich . . | „ | 7,297,490. | 10,146,493. | 18,566,525. |

Durch diese Ziffern wird die constante Zunahme des fremden Importes augenscheinlich; ebenso zeigt sich diese im Sinken des Unterschiedes zwischen dem Transit resp. der Einfuhr fremder und der Einfuhr östreichischer Waaren. Diejenigen Artikel des Transits durch Oestreich, bei denen sich eine namhafte Vermehrung zeigt, sind in der Hauptsache dieselben, welche auch bei der Einfuhr östreichisch-ungarischer Provenienzen ein Anwachsen erkennen lassen, wie dies der erhöhten Einfuhrziffer im allgemeinen entspricht. Das Verhältniß dieser Zunahme des Transits, verglichen mit der Zunahme der östreichischen Provenienzen, ist aber für den Transit günstiger, beweist also, daß die Einfuhr fremder Provenienz den Import Oestreich's immer mehr verdrängt. Die Artikel, bei welchen der fremde Import zum Nachtheil des östreichischen zugenommen sind: Colonialwaaren, Spirituosen, Eßwaaren, Leinengarne, Wollwaaren, Waaren aus Bast, Binsen, Rohr, Holz und Leinwaaren, Eisen, Stahl, andere Metallwaaren, Kochsalz. Dazu kommen noch diejenigen Artikel, welche seit jeher den östreichischen Import überwiegen wie z. B. Caffee, Reis, Oel, Baumwollengarne, Petroleum u. s. w. —

Wird der direkte Import aus Rumänien, der Türkei und Bulgarien hinzugeschlagen, der nicht unbedeutend ist, da von der untern Donau und zu Land in die östlichen Kreise Serbiens Kolonialwaaren, Salz, gesalzene Fische und viele andere Artikel importirt werden, ohne Oesterreichs Grenzen zu berühren, so sinkt die Verhältnißzahl der österreichisch-ungarischen Provenienzen noch mehr, und wird durch den nicht bedeutenden Import aus Bosnien nicht viel alterirt. Ebenso wenig ändert an diesem Verhältniß der Umstand, daß in der Ziffer der Durchfuhr auch jene Waarenmengen enthalten sind, welche aus Serbien über die österreichischen Zollgrenzen wieder nach Serbien eintraten.

Aus den betreffenden statistischen Angaben ist ferner zu ersehen, wie groß die Antheile der Länder sind, welche an den Import nach Serbien im Durchfuhrswege durch Oesterreich-Ungarn partizipirten. Deutschland

Digitized by Google

erscheint dabei am meisten betheiligt, wenn auch auf deutsche Rechnung alle jene Waaren gesetzt sind, welche aus der Schweiz, Frankreich, Belgien und England durch Deutschland über die österreichisch-ungarischen Grenzen ein- und austreten. Nach Deutschland kommt England, und nach diesem dürfte von den übrigen Ländern die Schweiz hauptsächlich mit Manufakturwaaren die meiste Beachtung verdienen, obwohl auch Belgien alles aufbietet, um seinen Erzeugnissen hier Absatz zu verschaffen.

Es ist im Allgemeinen wenig bekannt, wie gedeihlich sich in letzter Zeit die deutsch-serbischen Beziehungen entwickelt und gestaltet haben, und welch günstige Position für Deutschland nach dieser Seite hin, bereits gewonnen worden ist. Bei der Vorlage des Handelsvertrages mit Serbien hat die deutsche Reichsregierung im Durchschnitt der Jahre 1871 bis 1878 die Einfuhr Serbiens auf 32, seine Ausfuhr auf 29 Millionen Mark jährlich bewerthet, woran Deutschland mit 1, bezüglich 3,1 Millionen Mark betheiligt gewesen sein soll. Diesen Zahlen ist indeß deshalb keine absolute Glaubwürdigkeit zu schenken, da nach Serbien viele deutsche Waaren unter österreichischer Vermittelung und Flagge gehen. Nach einer österreichischen Statistik hatte der Waarenverkehr zwischen Deutschland und Serbien folgenden Umfang:

| Export von Deutschland nach Serbien: | | Export von Serbien nach Deutschland: | |
|---|---|---|---|
| 1880 | 33,010 Meter Ztr. | 1880 | 163,000 Meter Ztr. |
| 1881 | 124,049 „ „ | 1881 | 170,474 „ „ |
| 1882 | 113,590 „ „ | 1882 | 255,030 „ „ |

Der deutsche Handel hat in den letzten 10 Jahren um mehr als 200 Prozent in Serbien zugenommen, namentlich sind es deutsche Eisenwaaren, die das Fabrikat anderer Länder dort vom Markt verdrängten. Ferner werden Kolonialprodukte, welche in früheren Jahren aus Wien resp. Triest bezogen wurden, so besonders Kaffe, heut in beträchtlichen Mengen aus Hamburg direkt nach den Donauplätzen Serbiens gebracht und dort franko und zu niedrigeren Preisen angeboten, als dies bei der aus Oesterreich stammenden Waare der Fall ist. Außerdem konkurriren deutsche Baumwollengewebe, bairische Korb- und Flechtwaaren, deutsche Konserven, deutsche Stärke und Silberwaaren, sowie Gummi- und Kautschuk-Erzeugnisse u. s. w. mit Erfolg gegen österreichische und ungarische Produkte.

Im Jahre 1883 hat die Ausfuhr Deutschlands nach Serbien eine außerordentliche Steigerung gezeigt, und zwar ganz besonders in Artikeln, die Oesterreich bisher lieferte. Es sind hierunter die Eisenprodukte der großen schlesischen Hüttenwerke zu verstehen, welche in Waarenwerth von



Digitized by Google

über 4 Millionen Mark für die serbischen Eisenbahnen geliefert wurden. Es sind diese Lieferungen erfolgt, trotz der besseren Qualität des österreichischen und ungarischen Roheisens und der feineren österreichischen Eisenwaaren, weil bei dem Import der Preis den Ausschlag giebt. Mehrfach hat sich auch die serbische Regierung mit Bestellungen nach Deutschland gewendet. Im Jahr 1882 übertrug sie der Mausergewehrfabrik in Oberndorf eine Lieferung im Werth von 4 Millionen Mark und 1883 machte sie größere Bestellungen an Militairbekleidungsstücken in Berlin. Der deutsche Export nach Serbien ist besonders dadurch gehoben worden, daß deutsche Industrielle persönlich nach dem Orient, nach der unteren Donau sich begaben, und nach Kenntnißnahme des Landes und der Kreditverhältnisse direkte Handelsverbindungen anknüpften. Auf Grund solcher ermuthigenden Erfolge sollte die deutsche Industrie bestrebt sein, ihren Markt daselbst immer mehr zu erweitern. Mit den deutschen Exportbestrebungen wird auch die Einfuhr von Serbien her zu begünstigen sein, wozu die Nahrungs- und Rohstoffe des Landes die Gelegenheit bieten. Es ist gerade gegenwärtig ein geeigneter Zeitpunkt, auf die Austauschfähigkeit der serbischen und der deutschen Naturerzeugnisse, resp. Industrieprodukte hinzuweisen, wo die Bahnlinie Belgrad-Nisch dem allgemeinen Betriebe übergeben wird, so daß nach dann hergestellter Linie Budapest-Nisch, direkte Sendungen aus dem Inneren Serbiens nach Deutschland ermöglicht werden. Einen wie großen Aufschwung dadurch die Schweineausfuhr Serbiens nehmen wird, läßt sich schon aus dem Umstand ermessen, daß der Transport aus dem Innern des Landes bis zur Donau, der bisweilen Wochen dauerte und für die Thiere mit Gewichtsverlust und Abmagerung verbunden war, nunmehr auf eine Reise von 10 bis 12 Stunden sich beschränken dürfte. Seit 1882 hat der Export Serbiens, obwohl noch keine officiellen statistischen Tabellen darüber vorliegen, in steigender Proportion die Erzeugnisse des Landes den auswärtigen Märkten zugeführt, und nach einer ungefähren Schätzung in dem genannten Jahr 40 Millionen Kilo Cerealien, 24 Millionen Kilo getrocknete Pflaumen, und etwas mehr als 4 Millionen Kilo Wein in den Außenhandel gebracht. Die Ausfuhr an Schweinen soll sich auf 280,000 Stück belaufen haben. Auch das Jahr 1883 hält sich mit seinen wirthschaftlichen Ergebnissen, so weit dieselben bis jetzt zu übersehen sind, auf dieser Höhe. Einen gewissen Maßstab dafür bietet ein Vergleich zwischen den beiden Budgetjahren, aus welchem hervorgeht, daß die Eingangszölle des letzten Semesters eine 36,000 Mark, und die Ausfuhrzölle eine 100,800 Mark höhere Einnahme als pro 1882 geliefert habe. Eine wesentliche Kräftigung und Stütze wird dem wirthschaftlichen Gedeihen

Digitized by Google

Serbiens, und der weiteren Ausbildung und Entfaltung der Factoren seines national-ökonomischen und handelspolitischen Lebens, die eben neu eröffnete Nationalbank geben. Mit dem Beginne der Thätigkeit des genannten Instituts ist dem Capital daselbst zum erstenmal die Aussicht auf eine produktive Entfaltung seiner Mittel eröffnet, da der Wechseldiskont im Sinne der westeuropäischen Handelswelt in dem Lande nur in gewissem Maße vorhanden, und den Anforderungen eines ausgebreiteten Außenhandels nicht genügte. Vermöge Einführung eines, für die serbischen Diskontverhältnisse billigen Zinsfußes ist die neu errichtete Bank in den Stand gesetzt, den Waaren- und Produktenaustausch mit andern Ländern aus den bis dahin ihm aufgelegten Fesseln zu befreien, indem sie die Kapitalbesitzer resp. Darleiher zwingt, ihren Darlehnszins ebenfalls herabzusetzen, oder ihr Geld anderweitig in Industrie und Handel zu verwerthen.

## Die Eisenbahnen.

Um sich aus der Abhängigkeit zu befreien, in welcher es sich wirthschaftlich befindet, betreibt Serbien lebhaft den Bau der Eisenbahnanschlüsse, die ihm den Weg zu der breiten Handelsbahn des Meeres eröffnen und ihm die Mittel gewähren sollen, in die großen Verkehrsbeziehungen zwischen Orient und Abendland, die mit der Vollendung der türkischen Bahnen dem Handel und Wandel zwischen zwei Welttheilen sich erschließen werden, ein wesentlich integrirendes und lebenskräftiges Bindeglied einzuschalten. Serbien ist das einzige Land Europa's, dem bis vor noch ganz kurzer Zeit ein regelrechter und regelmäßiger Eisenbahnverkehr fehlte. Trotz der Productivität seines Bodens, der Mannichfaltigkeit seiner Naturerzeugnisse und seiner Lage an einer der größten und belebtesten Wasserstraßen Europa's, blieb es mit seinen längst projektirten Schienenwegen im Rückstand, während seine Nachbarn und Conkurrenten die Ungarn und Rumänier ihre Bahnnetze nach allen Seiten hin erweiterten, und mit Hülfe der Lokomotive ihrem Absatz und Verkehrsgebiet eine nicht nur geographisch größere, sondern auch handelspolitisch und culturell wichtige Ausdehnung gaben.

Es ist hier nicht der Ort auf die historische Entwickelung des serbischen Eisenbahnwesens näher einzugehen und die langen und verwickelten Stadien zu schildern, die dasselbe zu durchlaufen hatte, bis es gelang die von verschiedenen Seiten der Durchführung des Werkes entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, bis es gelang den Bann zu heben der auf dem Lande gelastet, und dem es zuzuschreiben, daß die Balkanhalbinsel dem belebenden und befruchtenden Strome mitteleuropäischer

Digitized by Google

Cultur so lange verschlossen geblieben. Es darf wohl als ein culturgeschichtliches Unikum in unserer aufgeklärten und fortgeschrittenen Zeit angesehen werden, daß während Nordamerika seine Bahnen von Meer zu Meer durch Einöden und Wüsteneien legt, Mexiko in immer dichterem Netz von Schienensträngen durchzogen wird, mit europäischem Gelde die Landenge von Panama durchstochen wird, es noch nicht gelungen ist eine Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Constantinopel herzustellen. Man kann dies eben nur durch den Umstand erklären, daß das Interesse eines zur See so mächtigen und reichen Landes wie England darin engagirt ist, daß seiner Seeverbindung mit den Balkanstaaten nicht auf dem Landweg Conkurrenz gemacht wird.

Constantinopel ist bis jetzt ein Hauptentrepot für den Vertrieb englischer Waaren in der europäischen Türkei; bis nach Bosnien gehen über Mitrovitza englische Importartikel, ja bis Widdin herauf, scheint die Donau noch heut ein englischer Fluß zu sein, da englische Waaren dort überwiegen, und englische Schiffe das Getreide exportiren, Kohlen und Fabrikate aber importiren. Auch jetzt noch würden erhebliche Wandelungen sich hierin vollziehen müssen, sobald das orientalische mit dem occidentalen Eisenbahnnetz in Verbindung gebracht und Oesterreich wie Deutschland befähigt worden sind, neben England und Frankreich unter günstigeren Bedingungen auf den türkischen Märkten zu concurriren.

Der Bau der serbischen Bahnen wird wie schon gesagt sehr thätig betrieben. Die serbische Regierung, welcher die Grundeinlösung obliegt, hat alle Mittel angewendet um durch rasche Lieferung des Terrains, der Eisenbahngesellschaft die Möglichkeit zu geben die Arbeiten, die sich in Händen von bewährten Unternehmern befinden, auf der ganzen Strecke mit vollen Kräften zu entwickeln.

Der Zweck und die Aufgaben des serbischen Eisenbahnnetzes sind zweifacher Art.

Indem es einerseits die eigene Ausfuhr von Rohprodukten, die bisher nur auf eigenen Straßen auf der Donau und Save erfolgte erleichtert und erhöht, soll es andererseits den Verkehr zwischen dem Donaugebiet und dem Mittelländischen Meere auf dem kürzesten Wege herstellen. Der erstgenannte Zweck bedingt, daß die serbischen Bahnen die wichtigsten Handelsstätten des Landes wie Belgrad, Nisch, Semendria ꝛc. berühren, und das Morawathal die Lebensader Serbiens begleiten müssen; der zweite internationale Zweck verlangt, daß die serbischen Bahnen ihre Fortsetzung nach Salonichi, Constantinopel und anderen Hafenplätzen des Aegäischen Meeres finden. In Bezug auf die handels- und verkehrspolitische Bedeutung des serbischen Bahnnetzes ist außerdem hervorzuheben,

Digitized by Google

daß das Königreich dadurch in den Stand gesetzt wird seinen Reichthum an Naturprodukten zu steigern und dieselben einerseits über Buda-Pesth und Wien nach dem Norden und über Adrianopel und Mitrovitza ꝛc. nach dem Süden schneller und billiger zu befördern.

Abgesehen von dem Lokalverkehr, den es in das Leben zu rufen nicht verfehlen kann, dürften die Eisenbahnlinien Serbiens mit der Zeit an sich ziehen:

Einen Theil der Waaren- und Güterbewegung zwischen Belgrad und Constantinopel, die bis jetzt durch die Donauschifffahrtgesellschaft vermittelt wird. Einen Theil des Handelsverkehrs, der bis jetzt dem Triester Lloyd zufiel. Ferner, den von Wien und Ungarn kommenden Import nach dem inneren Serbien, und andererseits den aus den inneren Landestheilen hervorgehenden Export der nach Oesterreich, Ungarn und Rumänien bestimmt ist, endlich einen Theil des Transitverkehrs von Bulgarien, Ostrumelien und der Türkei, der mit jedem Tage zunimmt. Bezüglich der künftigen Rentabilität der Bahnlinie, kann man wohl als Maßstab den Ertrag zu Grunde legen, den die Strecke Mitrovitza—Salonichi, bis vor kurzer Zeit und ohne daß ein Anschluß an sie bestand, lieferte. Derselbe stellte sich auf etwa 14,000 Mark per Kilometer.

Der Anfang des geregelten Bahnbetriebes ist zunächst auf der Strecke Belgrad-Nisch gemacht; ihr wird voraussichtlich bald die Linie Nisch—Pirot, Nisch-Branja und Semendria-Velika Plana folgen. Das in späterer Zeit vom serbischen Staat selbst in Betrieb zu nehmende Eisenbahnnetz, soll dann wie verlautet, je nach den internen Bedürfnissen und mit Rücksicht auf weitere Anschlüsse an die Schienenwege der Nachbarländer, vervollständigt werden. Nach Eröffnung der Hauptlinie Belgrad-Pirot wird man dereinst von Belgrad nach Wien in 16 Stunden und nach Constantinopel in 29 Stunden gelangen können. Die Tour von London nach Belgrad wird alsdann in 46 Stunden, der Weg von London nach Constantinopel aber in 75 Stunden zurückgelegt werden, wobei die Stunde zu 40 Kilometer Fahrgeschwindigkeit angenommen ist.

## Schlußwort.

In den natürlichen Reichthum der Balkanländer gewährt Serbien als das nächstgelegene einen ersten vollen Einblick. Es ist eine durch die Natur und das Wesen der Sache bedingte Erscheinung, daß in demselben Maße in dem die Ueberzeugung von der Produktivität und Leistungsfähigkeit des Landes in weitere Kreise eindringt, auch die lange gebundene Kraft ihre Entfaltung sucht, und nach Lösung der schwierigen Aufgabe der wirthschaftlichen Organisation und Expansion drängt. Schwierig darf

Digitized by Google

die Aufgabe um so mehr genannt werden als das Königreich sich gegenwärtig noch in einer Zeit des Ueberganges und des Experimentirens befindet, in welcher es nicht an Strömungen fehlt, die den auf Kräftigung und Festigung des Gemeinwohles gerichteten Bestrebungen, feindselig gegenüberstehen.

Von dem gesunden Kern der Bevölkerung und von ihrem auf ehrliche Arbeit gerichteten Sinn läßt sich indeß hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit das jüngste der europäischen Königreiche die politischen Formen seiner Selbständigkeit wirthschaftlich ausgefüllt und sich so die festen Grundlagen seiner Lebensfähigkeit geschaffen haben wird.

In einer Zeit, in welcher wie gegenwärtig ein reger Zug nach kühnen Handelsunternehmungen und nach Gewinnung von festen Positionen in überseeischen Ländern und colonisatorischen Bestrebungen durch Deutschland geht, ist es geboten Handel, Industrie und Capital daran zu erinnern, daß es unsren Grenzen näher als jene überseeischen Länder liegende Arbeits- und Absatzgebiete giebt. Zu denselben zählt auch Serbien, vermöge der noch so wenig ausgebeuteten Schätze, mit denen es von der Natur bedacht worden ist. Bis vor kurzer Zeit Deutschland in wirthschaftlicher Beziehung fern stehend, hat es sich allmählig mit seiner Production und Consumtion als leistungsfähiger Käufer wie Verkäufer auf den Märkten des Occidents bewährt. Es ist daher eine wichtige Aufgabe der deutschen Politik, sowie des industriellen und commerciellen Unternehmungsgeistes, die jungen Staaten auf der Balkanhalbinsel und ihre Entwicklung fest im Auge zu behalten.

Deutschland ist, wie Dehn treffend sagt, der natürliche Freund der Staaten und Völker zwischen Orient und Occident und im Interesse seiner nationalen Wirthschaft, welche nichts anderes fordert als die Freiheit des Weges nach dem Orient, als das Erstehen möglichst kaufkräftiger, also möglichst wohlhabender Nationalwirthschaften bereit, über die ungestörte friedliche Erstarkung derselben in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht zu wachen. Weder die lediglich auf sich angewiesenen Magyaren und Rumänen, welche unter einander wie zu den nord- und südslavischen Völkerschaften im Gegensatz stehen, noch die Serben und Bulgaren als Hauptvertreter der Südslaven sind für sich allein nach außen mächtig und nach innen gekräftigt genug, um Störungen abzuwehren, ja selbst nur zu ertragen. Wohlwollend steht nun hinter ihnen in Mitteleuropa das deutsche Reich, gemeinsamer Interessen sich bewußt, und fördert alles, was die politische Unabhängigkeit und die wirthschaftliche Selbständigkeit jener zur Aneignung hoher Cultur befähigten Staaten sichert.

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

## Die englische Wahlreform.

Den 14. August 1884.

Es ist nicht leicht, sich nach den vereinzelten Zeitungs-Notizen, die zu uns herüberkommen, ein Bild zu machen von dem Verfassungskampf, der augenblicklich das englische Volk beschäftigt und im Innersten aufregt. Das regierende liberale Ministerium, heißt es, will den Census für die ländlichen Wähler herabsetzen; die Conservativen widersetzen sich in der Form, daß sie die Verbindung dieser Aenderung im Census mit einer Neu-Vertheilung der Wahlsitze fordern.

Weshalb gestehen die Liberalen diese Neu-Vertheilung nicht zu? Ist die Vermehrung der Zahl der ländlichen Wähler ihnen günstig, so müßte ja die Vermehrung der ländlichen Wahlsitze diesen Vortheil noch verstärken. Umgekehrt, fürchten die Conservativen die Vermehrung der ländlichen Wähler, weshalb wollen sie die Gefahr durch ihr Amendement noch vergrößern? Inwiefern kann überhaupt die Vermehrung der Zahl der ländlichen Wähler gerade den conservativen Interessen schädlich sein? Naturgemäß ist keine Gesellschaftsklasse abhängiger als die der ländlichen Arbeiter, die sich unter der unmittelbaren, halb patriarchalischen Aufsicht der Grundbesitzer befinden. Bei uns bildet im allgemeinen Wahlrecht die Masse der ländlichen Wähler den Hauptstock der conservativen Partei.

Die Erklärung muß ausgehen von dem fundamentalen Unterschied der deutschen Volksvertretung von der, man muß beinah sagen, sogenannten Volksvertretung in England. Die deutsche Volksvertretung ist wirklich das, was das Wort besagt, nämlich eine Vertretung des gesammten Volkes, aller erwachsenen Männer, welche zum Zweck der Wahl in etwa 400 Abtheilungen zerlegt sind. Diese Abtheilungen könnten täglich geändert werden, es würde damit nichts zerstört. Die Trennungslinien gehen beliebig mitten durch die politischen und communalen Einheiten hindurch.

Digitized by Google

Das englische Parlament besteht ganz im Gegensatz hierzu aus Vertretern der Communen, der Städte und der ländlichen Communalverbände. Ehedem waren in dieser Vertretung die Grafschaften, das Land sehr benachtheiligt gegen die Städte. Jene, welche bei weitem mehr Einwohner zählten, hatten nur 92 Vertreter (für England und Wales), die Städte 405. Thatsächlich wurde das nicht als eine Benachtheiligung der Landbevölkerung empfunden, da sehr viele der ganz kleinen Städte völlig unter dem Einfluß der Großgrundbesitzer standen. In den Parlamentsreformen (1832 und 1867), welche diesen „rotten boroughs" und damit ihren Patronen das Wahlrecht entzogen, ist statt dessen die Zahl der Grafschaftsvertreter vermehrt worden. Aber auch heut, wo die ländliche Bevölkerung immer noch die städtische um Einiges übertrifft (England hat 13½ Million ländliche, 12¼ Million städtische Einwohner, in Irland und Schottland ist das Verhältniß noch günstiger) — auch heut noch haben alle Grafschaften der drei Königreiche zusammen nur 283, Städte und Universitäten zusammen 364, in England und Wales allein die Grafschaften nur 187, die Städte 297 Vertreter.

Man sollte danach meinen, daß es eine stehende Forderung der Conservativen sei, deren Anhängerschaft vorwiegend die Landbevölkerung bildet*), die Wahlsitze gleichmäßiger zu vertheilen. Aber einerseits stehen immer noch eine Anzahl kleiner Städte, die damit ihr Wahlrecht verlieren würden, unter dem Einfluß von conservativen Großgrundbesitzern; andererseits widerspricht das Princip einer Vertheilung nach der Kopfzahl gar zu sehr den Grundsätzen des Conservatismus. In dem Augenblick, wo die Conservativen auf Grund der gleichen Einwohnerzahl gleiche Vertretung fordern würden, wäre die bisherige Auffassung, eine Vertretung der Communen, der gesonderten socialen und Interessen-Gruppen von Stadt und Land über Bord geworfen. Damit wäre auch jeder Grund eines verschiedenen Wahlcensus für Stadt und Land beseitigt und die Conservativen würden bei der jetzigen Forderung der Liberalen — gleiches Stimmrecht für Stadt und Land angelangt sein.

Man sieht also, diese Erweiterung des Wahlrechts hängt mit der Forderung der Neu-Vertheilung der Sitze nicht nur äußerlich sondern auch innerlich zusammen. Es ist kein bloßes Obstructions-Mittel, daß die Conservativen eines als die Bedingung des anderen setzen.

Warum gehen nun die Liberalen nicht ohne Weiteres auf die Forderung der Conservativen ein? Deshalb, weil obgleich innerlich durchaus

*) Namentlich im Königreich England In dem heutigen Unterhause haben die englischen Grafschaften 118 Conservative, 54 Liberale; in dem vorigen hatten die Conservativen 145, die Liberalen nur 27.

Digitized by Google

begründet, die Forderung der Conservativen sich doch thatsächlich als ein höchst wirksames Obstructions-Mittel erweist. Um nämlich die Neu-Vertheilung durchzuführen, müßte allen Städten bis zu 50,000 Einwohnern etwa, das Wahlrecht, welches sie jetzt besitzen, genommen werden. Von den 53 Städten unter 10,000 Einwohnern in England und Wales, die jetzt noch das Wahlrecht haben, ist zur Zeit etwa die Hälfte conservativ, die Hälfte liberal vertreten; von den 90 Städten mit 10000—40000 Einwohnern sind nur 25 Conservative gegen 65 Liberale gewählt worden. Tritt nun an alle diese liberalen Vertreter kleinerer Städte die Frage der Neu-Vertheilung heran, bei der sie ihren Committenten ihr bisher geübtes Recht absprechen müssen, so ist doch sehr die Frage, was das Resultat sein wird. Wenn sie die Neu-Vertheilung nicht völlig ablehnen, werden sie nach einem Modus suchen, der ihnen möglichst Viel übrig läßt, ohne daß die Anderen geneigt sein werden, ihnen gegen alle innere ratio dergleichen zuzugestehen. Mit einem Wort, es ist durch die conservative Forderung in die liberale Majorität eine Spaltung gebracht, welche die ganze Wahl-Reform zu Falle bringen kann.

Ist das der negative Grund, weshalb die Liberalen die Fragen des Wahlrechts und der Neu-Vertheilung sorgfältig auseinanderzuhalten suchen, so sind die positiven Gründe für diese Taktik fast noch stärker. Die Uebertragung des Haushalter-Stimmrechts auf die Grafschaft ist den Conservativen deshalb so zuwider, weil damit der specifische Charakter der Grafschafts-Vertreter als Vertreter der ländlichen Interessen aufgehoben wird. Bisher hatten das Grafschafts-Wahlrecht nur ländliche Besitzer und Pächter; das Haushalter-Wahlrecht würde auch massenhaften Bergleuten, Handwerkern und Fabrikarbeitern, die auf Dörfern wohnen, das Wahlrecht geben. Wenn also die gentry auch ihrer eigenen ländlichen Arbeiter sich sicher fühlt, so würde sie doch die erstgenannten Elemente nicht beherrschen können und dadurch eine, wenn auch nur kleinere Zahl der Grafschaften den Liberalen, vielleicht den Radikalen zufallen. Die Neu-Vertheilung, welche die Zahl der Grafschafts-Abgeordneten vermehrt, würde das vielleicht wieder ausgleichen; denn verlieren die Conservativen einige Grafschaften, so erhalten auch die anderen so viel mehr Vertreter. Ueberträgt man aber das Haushalter-Stimmrecht ohne Neu-Vertheilung auf die Grafschaften, so ist das für die Liberalen das allervortheilhafteste. Sie gewinnen momentan voraussichtlich eine Majorität, welche ihnen vielleicht auch gestattet, hinterher die Neu-Vertheilung und zwar ausschließlich in ihrem Sinne und Vortheil durchzuführen, das was wir „Wahlgeographie" machen, die Engländer nach einem amerikanischen Ausdruck „jerrymandern" nennen. Sie würden den ganz kleinen Städten das Wahlrecht, das sie

Digitized by Google

doch früher oder später verlieren müssen, nehmen und von den freigewordenen Stimmen so wenig wie möglich auf die doch immer noch conservativen Grafschaften, die Masse aber auf die ganz großen Städte übertragen, die ebenfalls zur Zeit sehr benachtheiligt sind*).

Es kommt also für die Conservativen, wenn die Wahlreform denn einmal unvermeidlich wird, Alles darauf an, sie entweder selbst durchzuführen oder den Liberalen wenigstens die Möglichkeit des „Jerrymanderns" abzuschneiden.

Welches auch der Ausgang des Kampfes sein möge, es ist klar von welcher ungeheueren Bedeutung er für die Zukunft Englands ist. Es handelt sich um den fast letzten Rest des alt-englischen Parlamentarismus. Das Haushalter-Wahlrecht unterscheidet sich nur wenig vom allgemeinen Wahlrecht; nur die allerabhängigsten, flottirenden Elemente sind dadurch ausgeschlossen. Zwei Millionen neuer Wähler werden durch die Ausdehnung dieses Wahlrechts auf die Landbevölkerung creirt; in Irland wird, wie eine conservative Zeitschrift bemerkt hat, kein Haushaltungs- sondern ein Hütten-Wahlrecht geschaffen. Ganz ebenso wichtig aber ist die zweite, von jener auf die Dauer untrennbare Aenderung, die Vertheilung der Wahlsitze nach der Kopfzahl. Es ist immer noch ein großer Unterschied, ob selbst bei ganz gleichem Census, eine große Commune, oder ob eine beliebige Summe von Wählern wählt. Besonders deutlich tritt das in Amerika zu Tage, wo man nebeneinander die beiden Vertretungen hat: das nach der Kopfzahl gewählte Repräsentanten-Haus und den die einzelnen Staaten vertretenden Senat. Obgleich ebenfalls nach demokratischem System gewählt, ist die letztere Körperschaft doch die viel angesehenere. Die Senatoren vertreten eben nicht bloß 100,000 Stimmen, sondern ein Gemeinwesen mit eigenthümlicher Geschichte, Sitten, Anschauungen und Stolz. Es ist ein ganz anderer Zusammenhang zwischen Wählern und Gewählten, eine ganz andere Art Mandat. England würde mit der vollen Durchführung der neuen Reform ziemlich bei der Verfassungsform Frankreichs angelangt sein. Die Monarchie und das Oberhaus würden nicht mehr die Macht haben, dem demokratisirten, von jeder inneren Hemmung entbundenen Unterhaus die Wage zu halten. Wunderbar genug, daß grade die Conservativen nothgedrungen diesen allem Conservatismus so sehr widersprechenden letzten Schritt fordern müssen.

Die Verfassungsform, welche so entsteht, würde durch den Widerspruch, in den sie mit der socialen Gliederung des englischen Volks geräth,

*) Die 53 obengenannten ganz kleinen Städte, die 53 Abgeordnete entsenden, haben zusammen nur 377,000 Einwohner. Etwa 50 der größten Städte mit 5¾ Mill. Einwohner haben nur 73 Abgeordnete.

Digitized by Google

für dieses Volk noch gefährlicher sein, als für das französische oder amerikanische. In Frankreich correspondirt das allgemeine Wahlrecht mit einem sehr großen Stande ganz kleiner Besitzer; das giebt dort selbst diesem Wahlrecht ein gewisses erhaltendes, conservatives Element. In England gehören $^4/_5$ des gesammten Grund und Bodens etwa 7000 Eigenthümern in gebundenem Besitz. Wenn nun auf der einen Seite dieses Besitz-Verhältniß dem ehedem regierenden Stande immer noch einen großen Einfluß bei den Wahlen sichert, so ist doch die Gefahr doppelt groß, sobald einmal in einer Zeit der Erregung die Massen sich von der Vormundschaft des Besitzes emancipiren. Ein von großen Massen kleiner Bauern, wie in Frankreich, gewähltes Parlament ist gewiß immer noch weniger gefährlich, als ein von Pächtern und Tagelöhnern gewähltes, sobald diese einmal in einen Gegensatz zu den Eigenthümern gerathen sind.

Hierzu kommt nun die viel geringere nationale und kirchliche Geschlossenheit der Bevölkerung des vereinigten Königreichs in Vergleich mit derjenigen Frankreichs. Das letztere ist frei von dem für England so ungeheuer gefährlichen Element der religiös und national in ausgesprochener Feindschaft zu dem Gesammtstaat stehenden Irländer.

Wie wird ein aus so widerspruchsvollen Elementen erwachsenes rein demokratisches Parlament der Aufgabe Herr werden, das ungeheuerste Colonialreich der Erde zu regieren und nach allen Seiten zu vertheidigen? Der stärkste Gegensatz vielleicht von allen: eine von Besitzlosen gewählte Versammlung, welche die Herrschaft über ein Indien auszuüben berufen ist! Selbst wenn die Staatsform des modernen demokratischen Parlamentarismus sich in Frankreich bewähren sollte, in England würde ihrer Leistungsfähigkeit eine noch viel schwerere Probe bevorstehen.

D.

Digitized by Google

# Notizen.

Dr. Ludwig Jolly, Professor in Tübingen: Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Tübingen 1884. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Eine Uebersicht über die jüngste Entwickelung der französischen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Volksschulwesens fehlte bisher in der deutschen und, soweit uns bekannt, auch in der französischen Litteratur. Herr Jolly hat sich darum ein Verdienst dadurch erworben, daß er uns in der vorliegenden Abhandlung ein Bild von dieser Entwickelung entrollt hat, wenn dasselbe auch nicht in allen Beziehungen gelungen ist. Doch sind die Schwierigkeiten nicht gering, mit denen ein Deutscher zu kämpfen hat, der sich ein zuverlässiges Bild von dem gegenwärtigen französischen Unterrichtswesen machen will, ohne durch die eigene Anschauung unterstützt zu sein. Es ist darum verzeihlich, wenn ein solches Bild an einigen Stellen unvollständig ausgeführt ist, an anderen in unrichtiger Perspektive erscheint.

Die Abhandlung von Herrn Jolly zerfällt in fünf Abschnitte, deren wichtigster IV. sich mit dem Gesetz über den Schulzwang, vom Jahre 1882 beschäftigt. Abschnitt I giebt eine kurze Uebersicht über die Geschichte des französischen Volksschulwesens. Abschnitt II behandelt die Schulbautengesetze und das Gesetz über den oberen Unterrichtsrath und die Akademieräthe. Kurz erwähnt werden das Dekret über die höheren Primärschulen und das Gesetz über die Handwerkerlehrlingsschulen. Abschnitt III spricht von dem Paul Bert'schen Bericht über den Entwurf eines neuen Unterrichtsgesetzes, von dem Gesetze über die Lehrerprüfungszeugnisse, und dem über die Unentgeltlichkeit der Primärschulen. Abschnitt V giebt eine Kritik der genannten Gesetze und Dekrete und einen Ausblick auf die noch geplanten weiteren Unterrichtsgesetze, den wir etwas ausführlicher gewünscht hätten. Am Schluß ist eine Uebersetzung des Gesetzes über den Schulzwang angefügt. So umfassend schon nach diesen kurzen Andeutungen die französische Gesetzgebung auf dem Gebiete des Volksschulwesens unter der dritten Republik gewesen zu sein scheint, so ist sie doch mit den von Herrn Jolly besprochenen Gesetzen und Dekreten noch lange nicht erschöpft. Von der Neuorganisation des Seminarwesens und des Kleinkinderschulwesens, von der Organisation der Behörden, von dem wichtigen Gesetze über die Ruhegehälter der Primärschulinspectoren, der

Digitized by Google

an Lehrer- und Lehrerinnenseminarien, an Gemeinde- und Kleinkinderschulen angestellten Lehrpersonen, von dem für die finanzielle Verwaltung der Volksschulen wichtigen Einnahmegesetz für das Etatsjahr 1877, von dem Gesetz über den Turnunterricht, durch welches derselbe in allen Volksschulen obligatorisch wurde, und v. a. m. wird in der vorliegenden Abhandlung gar nicht Erwähnung gethan.

Die schwierige Materie der Unterhaltung der Schulen durch die Gemeinden ist weder mit völliger Klarheit, noch fehlerfrei dargestellt. Die Angaben über die allmählige Vermehrung der Schulzuschläge, sowie über die Verpflichtungen des Staates zur Subvention der Gemeinden, und über die Schulbautengesetzgebung sind theils lückenhaft, theils nicht frei von Irrthümern.

Die Argumentationen, welche Paul Bert in der Deputirtenkammer für die Abschaffung des Religionsunterrichts in den Volksschulen vorgetragen hat, werden von Herrn Jolly sehr ausführlich dargelegt, ohne jedoch die gebührende Zurückweisung zu erfahren, obwohl auch Herr Jolly wie aus Abschnitt V hervorgeht, sie nicht vollständig billigt. Ueberhaupt scheint es mir, als ob Herr Jolly namentlich durch die Lektüre der Schriften und Reden von Paul Bert sich ein viel zu günstiges Urtheil über die jüngste französische Schulgesetzgebung gebildet hat. Der rastlosen Arbeit der französischen Unterrichtsminister und der Kammern für die Neugestaltung und Verbesserung des Volksschulwesens soll Anerkennung nicht versagt werden, aber es sind dabei so viele schwere Fehler begangen worden, daß man an einer wirklichen Verbesserung des Volksschulwesens doch recht stark zweifeln muß. Man hat sich die Kirchen und ihre Diener zu Feinden und die Schullehrer nicht zu Freunden gemacht. Durch die aberwitzige Bekämpfung der christlichen Religion, durch die Einführung des abgeschmackten Unterrichts in der Moral und der Bürgerlehre, durch die Ueberhäufung der Volksschule mit den mannichfachsten Lehrgegenständen, mit der Volkswirthschaftslehre, den Anwendungen der Naturgeschichte, der Physik und der Mathematik auf die Landwirthschaft, die Industrie und die Hygiene, mit dem Handfertigkeitsunterricht u. dergl. mehr hat man die Erfolge der Volksschule völlig in Frage gestellt. Uebrigens ist Gewohnheit und Herkommen stärker als alle unvernünftigen Gesetze, und wir glauben nicht daran, daß in einer beträchtlichen Zahl von französischen Volksschulen wirklich statt der Religion Moral, Volkswirthschaftslehre und Staatsrecht gelehrt wird. Die geistlichen Lehrer und Lehrerinnen entfernt man auch nicht so leicht, wie Herr Jolly zu meinen scheint, da er die französische Regierung tadelt, weil sie nicht lieber, statt den Religionsunterricht aufzuheben, die kirchlichen Lehrorden aufgehoben hat. Mit dem Federstrich, der den kirchlichen Lehrorden ihre Schulthätigkeit untersagt hätte, hätten sich gegen 50 000 Klassen schließen müssen; und das wäre gewiß die beste Beleuchtung des lebhaften Interesses der Kammern für die allgemeine Volksbildung gewesen. Ersatz wäre nicht zu schaffen gewesen. So verlockend ist die Stellung der französischen Volksschullehrer noch nicht, daß sich Tausende auf einmal dem schweren Berufe des Lehrers widmen würden, obgleich ein Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung seinen Lesern erst kürzlich

Digitized by Google

(Nr. 186, Sonntag d. 6. Juli 1884) das Ammenmährchen aufgetischt hat, daß „jetzt vielfach Lehrer des Elsasses desertiren, weil sie im alten Vaterlande besser bezahlt werden". Es liegt ein großer Fehler der französischen Regierung darin, daß sie das Gesetz über die Lehrergehälter bisher noch stets vertagt hat, bis sie sich in einer so trostlosen Finanzlage befindet, daß die Lehrer vermuthlich noch lange werden warten müssen, ehe man ihnen die gegebenen Versprechungen erfüllt. Vielleicht ist aber auch unterdessen in Frankreich die Reaction hereingebrochen, und schwemmt mit den schönen Hoffnungen der armen Lehrer, welche die dritte Republik bis jetzt noch nicht erfüllt hat, einen guten Theil der ganzen jüngsten Schulgesetzgebung mit fort. Tritt dieser Fall einmal ein, so wird man bedauern können, daß der Haß der Sieger dann auch viel des Guten und Segensreichen, was die letzten Jahre der französischen Volksschule gebracht haben, mitvernichten wird. Die Vorgänge, die wir jetzt in Belgien mitansehen, sollten Frankreich eine Warnung sein. Das Sprichwort „Allzu scharf macht schartig" bewährt sich noch immer.

Arnold Sachse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Schelling-Str. 11.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

# Cavour und der Friede von Villafranca.

C. Cavour. Lettere edite ed inedite, raccolte ed illustrate da L. Chiala. Vol. Terzo. Torino, Roux e Favale. 1884.

Die Umwälzung, welche in den Jahren 1859 bis 1861 zur Bildung des Königreichs Italien geführt hat, ist im Großen und im Einzelnen so hell und durchsichtig, wie nicht leicht eine andere geschichtliche Wandlung. Kein Schleier ist ungelüftet, kein Geheimniß zurückgeblieben. Als mithandelnd hat das ganze Volk sich gefühlt, und so ist nachher durch allgemeinen Wetteifer dafür gesorgt worden, daß jedes Verdienst ans Licht gezogen würde und auch nicht der kleinste Beitrag im Verborgenen bliebe. Staatsschriften und Privatbriefe, Denkwürdigkeiten, Lebensabrisse flossen überreich herbei, um das Bild jener Bewegung immer mehr zu vervollständigen. Auch von den Briefen Cavours ist ein sehr großer Theil schon früher veröffentlicht worden. Man ist überrascht, in der jetzt von L. Chiala veranstalten Sammlung gleichwohl eine Fülle von neuen Aufklärungen zu finden. Sie lassen insbesondere bei den kritischen Punkten schärfer in den Widerstreit der Interessen blicken aus denen die Ereignisse sich entwickelt haben.

Doch nicht auf dem Zuwachs an neuen Bausteinen beruht der Hauptwerth dieser Sammlung: er liegt vielmehr darin, daß sie den richtigen Maßstab für die Verhältnisse des Baus an die Hand giebt. Indem wir die Begebenheiten jener Zeit an der Hand der vertrauten Aeußerungen des leitenden Staatsmanns vor uns vorüberziehen lassen, erscheint jedes an seiner Stelle und in seinem Werthe. Wir befinden uns im Mittelpunkte, von dem aus die großen Wege wie die kreuzenden Seitenwege übersichtlich sich erkennen lassen. Jene Jahre sind die Heldenzeit der Italiener, doch der eigentliche Held ist Cavour, der die diplomatischen Fäden wie diejenigen der Volksbewegung in der Hand hält. Mit dictatorischer Gewalt steuert er den Staat durch die größten Fährlichkeiten. Er hat das stolze Bewußtsein, daß er allein die unternommene Sache



Digitized by Google

hinausführen kann und er fühlt in jedem Augenblick die ungeheure Verantwortung die auf ihm liegt. Nicht immer hat er unparteiisch anerkannt, was seine Mitstreiter an ihrer Stelle bedeuteten, er ertrug es nicht Andere an der Gewalt zu sehen, aber er durfte sich mit Recht sagen, daß er allein im Vollbesitz der Mittel war, die jedesmalige Lage nach allen Seiten zu beurtheilen und aus dieser Erkenntniß heraus zu handeln.

Sein Werk macht den Eindruck der vollendetsten Planmäßigkeit, und doch hat er nie nach einem unabänderlichen Plane gehandelt. Die anderen Patrioten hatten alle ihr Programm, dessen Verwirklichung sie anstrebten: Cavour allein besaß ein solches nicht. Ihn beseelte seit den Jugendtagen eine mächtige Leidenschaft: sein Vaterland frei zu machen von der Fremdherrschaft und von der Priesterherrschaft. Dieses Ziel steht unverrückt vor seiner Seele, doch um es zu erreichen, nimmt er jede Lösung an, die damit vereinbar ist, und seine Hilfsmittel nimmt er jetzt aus den alten Ueberlieferungen der sardinischen Staatskunst, jetzt aus den liberalen Forderungen des Jahrhunderts, aus dem Gegenspiel der europäischen Mächte, wie aus dem nationalen Einheitsdrang der gebildeten Klassen seines Volkes. Man kann in den Briefen verfolgen, wie er schrittweise, und wieder sprungweise, sich den Gedanken der Einheitspartei nähert, zuletzt sie ausführt.

Der nachfolgenden Betrachtung erscheint die Einigung Italiens als ein mit unerbittlicher Logik zu Ende geführtes Werk, mit Nothwendigkeit folgt aus dem Einen das Andere: es konnte gar nicht anders kommen, als daß aus dem Krimkrieg der Krieg in Oberitalien, aus dem Frieden von Villafranca die Befreiung der Herzogthümer, der Anschluß Toscanas, der Sturz der Bourbonen, zuletzt des Kirchenstaats folgte. Wir wissen, wie sehr die nationale Einheit der Italiener geschichtlich vorbereitet war, so daß die Erfüllung uns als etwas erscheint, das zu seiner Stunde nicht ausbleiben konnte. Geläufig ist uns die Denkweise, daß, sobald nur erst der Anstoß gegeben ist, die Dinge „ins Rollen kommen", so lange bis der natürliche Ruhepunkt erreicht ist. Also Verkettung von Ursache und Wirkung — ein Werk der Nothwendigkeit. In Cavours Briefen tritt uns die andere Seite desselben entgegen. Nemlich der Antheil, den menschlicher Wille und Kraftaufwand, persönliche Absicht und Berechnung, die Tugenden der sittlichen Hingebung daran haben. Wir lernen die ungemeinen Schwierigkeiten kennen, die immer wieder zu überwinden sind, die Hemmnisse, Stockungen, Krisen, und wieder die plötzlichen Wendungen, die überraschenden Zwischenfälle. Alles das drückt sich in der Seele des führenden Mannes ab und hinterläßt tiefe Spuren daselbst. Er ist jetzt voll zuversichtlichen Wagemuths, jetzt sieht er sich gehemmt, durchkreuzt, er

Digitized by Google

zürnt, tobt, er sieht keinen Ausweg mehr, er hat Augenblicke, da er die Sache verloren giebt. Schon im April 1859 klagt er an Lamarmora über seine zerrütteten Nerven. Er hat seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, und alles was geschieht, ist zuerst Arbeit und Entschluß in seinem Inneren. Er weiß, daß er verloren ist, wenn das Unternehmen scheitert. Und darum darf er auch sein eigener Richter sein über die Wahl seiner Mittel. Als im Februar dieses entscheidenden Jahres Buoncompagni in Florenz ihn warnt, ihm seine Bedenken vorhält, schreibt Cavour zurück: „Ich gestehe aufrichtig, daß ich etwas weniger bedenklich bin als Sie und (in politischen Dingen) ein etwas weiteres Gewissen habe als das Ihrige. Immerhin erkenne ich an, daß, wenn ich frei bin, das Heil meiner Seele auf das Spiel zu setzen um das Vaterland zu retten, ich nicht ebenso die Seelen meiner Freunde mit mir auf den Weg der Verdammniß ziehen darf." Wer es liebt dem ewigen Geheimniß nachzusinnen, wie die Geschichte der Völker aus Freiheit und Nothwendigkeit sich zusammenwebt, aus der Macht der Umstände und der Willensthat des Genius, dem werden Cavours Briefe ein Studium von unvergleichlichem Reize sein.

## 1.

Der tragische Augenblick im Leben Cavours ist der Friede von Villafranca.

Zu Anfang des Jahres 1859 war endlich erreicht, was seit dem Krimkrieg sein ganzes Dichten und Trachten war: der Kaiser Napoleon ist gewonnen, der Bündnißvertrag unterzeichnet, die Einigkeit der Italiener läßt das Beste hoffen. „Wenn wir den jetzigen Zeitpunkt versäumen, Gott weiß wann die Gelegenheit von Neuem kommen wird, die nationale Idee zu verwirklichen. Ich verberge mir nicht, daß das Unternehmen verwegen und voll Klippen ist. Aber wann ist jemals ein Volk erlöst worden ohne Opfer und ohne Gefahren?" In der That erweisen sich die diplomatischen Schwierigkeiten größer als in Plombières vorausgesehen wurde, und schon damals tritt ein Moment ein, wo Cavour wie vernichtet die Hoffnung sinken läßt. Mitte April zwingt ihn der Kaiser, den mit England vereinbarten Entwaffnungsvorschlag anzunehmen. Die Freunde treffen ihn in einer Aufregung, daß sie für seinen Verstand fürchten, er will in den Po springen, sich eine Kugel durch den Kopf jagen*). Doch einige Tage später ist auch dieses Hinderniß glücklich beseitigt, Dank dem Uebermuth der k. k. Staatskanzlei. Alles ist gewonnen, als Oesterreich selbst sich formell ins Unrecht setzt. Der Krieg bricht aus.

*) Chialas Darstellung wird hier durch H. Reuchlin ergänzt, der sich auf einen mündlichen Bericht Castellis stützt. (Geschichte Italiens, III, S. 316.)



Digitized by Google

Es fallen die ersten Schläge in der Lombardei. Auf Magenta folgt Solferino. Da taucht ein plötzlicher Argwohn in seiner Seele auf: wenn jetzt ein „Halbfriede von wenig Werth“ geschlossen würde! Er verscheucht ihn wieder, die Zusage des Kaisers ist zu bestimmt und bindend. Am 8. Juli meldet der Pariser Moniteur, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei. Noch tröstet sich Cavour mit dem Gedanken, daß es sich nur um eine militärische Waffenruhe handle, auch dann noch, als er folgenden Tages die Bestätigung der Nachricht aus dem sardinischen Hauptquartier erhält. Doch ein kurzes Telegramm Lamarmoras vom gleichen Tage beunruhigt ihn, schnell entschlossen reist er am Abend von seinem Sekretär Nigra begleitet nach dem Hauptquartier in Monzambano ab. Am 10. in der Frühe trifft er in Desenzano ein und hier erfährt er die zerschmetternde Nachricht, daß der Präliminarfriede aufgesetzt ist und anderen Tages der Kaiser Napoleon und der Kaiser von Oesterreich sich in Villafranca treffen werden, um die letzte Verabredung zu treffen.

Cavour hatte auf einen langen Krieg gehofft. Die bisherigen Leistungen der sardinischen Armee entsprachen seinen Erwartungen nicht, im Verlauf des Krieges hoffte er von ihr bessere Proben der militärischen Tüchtigkeit. Er besorgte selbst die Geschäfte des Kriegsministeriums und bot Allem auf, die Wehrkraft schleunigst zu steigern, noch eben hatte er Lamarmora die dringlichsten Weisungen ertheilt. Auch darum wünschte er einen langen Krieg, wie der Graf Haussonville schreibt, „weil der Krieg bei längerer Dauer mehr ein nationaler wurde, das heißt den Charakter einer einfachen französischen Expedition verlor, um mehr und mehr ein italienischer Krieg zu werden“. Dieser moralische Gewinn war auf alle Fälle dahin, auch wenn er sich über den Inhalt des hinter dem Rücken Italiens abzuschließenden Friedens noch einer Täuschung hätte hingeben können. Es war genau so gekommen, wie Mazzini schon im Januar höhnisch vorausgesagt hatte, die Seinigen vom Anschluß an die Cavoursche Politik abhaltend: „Ihr begebt euch in einen Krieg, in dem die piemontesische Monarchie das Werkzeug ist, das französische Kaiserthum den Plan eingiebt. Ihr werdet in irgend einem Winkel der Lombardei im Felde stehen, wenn der Friede, der Venedig verräth, hinter eurem Rücken unterzeichnet werden wird.“

In Desenzano wurde mit Mühe ein Gefährt aufgetrieben, das Cavour und seinen Begleiter nach Monzambano brachte. In welchem Zustand er war, als er hier vor dem Gebäude des Hauptquartiers abstieg, das hat ein Augenzeuge, der Graf Arrivabene, beschrieben. „Sein Gesicht, gewöhnlich lachend und heiter, ließ hinreichend durchblicken, welcher Sturm in seinem Inneren tobte. Schweigend gieng er durch den Vor-

Digitized by Google

raum und erwiederte kaum die Grüße der mit gedrückten Mienen dastehenden Offiziere. Er fragte nach dem König und als er hörte, daß dieser in seiner Privatwohnung in der Villa Melchiorri sich befinde, fuhr er mit Nigra sofort dahin ab und blieb beim König, bis dieser ins kaiserliche Hauptquartier abreiste. Am anderen Tage gegen Mittag fuhr er abermals nach der Villa Melchiorri. Er wußte, daß das „große Opfer" jetzt vollbracht war. Der Generalstabschef General Della Rocca suchte ihn zu beruhigen, allein vergebens. Sein Zustand erregte Theilnahme bei allen Umstehenden. Sein Gesicht war glühend roth, und sein Benehmen, sonst so einfach und natürlich, verrieth mit den heftigen Geberden, denen er sich überließ, die furchtbare Aufregung, die ihm jede Gewalt über sich raubte. Jeden Augenblick riß er sich den Hut vom Kopfe mit der krampfhaften Bewegung eines Verzweifelten. Die Unterredung mit dem König, der seine Erbitterung bezähmt und sich in das Unvermeidliche gefügt hatte, dauerte zwei Stunden und war überaus stürmisch. Gleich die ersten Worte Cavours waren nichts weniger als respectvoll für den Kaiser der Franzosen. Er rieth dem König, die Friedensbedingungen kurzab zurückzuweisen und seine Truppen aus der Lombardei zu ziehen, der Kaiser solle sehen, wie er sich aus seiner mißlichen Lage herausfinde. Die Interessen Italiens, rief er, seien verrathen, die königliche Würde aufs schimpflichste verletzt. Er rieth sogar zur Abdankung. Victor Emanuel bewahrte während der ganzen Unterredung eine seltene Ruhe und Kaltblütigkeit. Mit allen denkbaren Mitteln versuchte er das empörte Gemüth seines Ministers zu beschwichtigen, der vor Schmerz den Verstand verloren zu haben schien. Alles war vergeblich. Die Wuth, welche sich Cavours bemächtigt hatte, machte sich in so unehrerbietigen Ausdrücken Luft, daß der König zuletzt sich genöthigt sah ihm den Rücken zu kehren. Als Cavour wieder auf dem Platz von Monzambano erschien, war seine Erregung noch dieselbe. An die Wand einer kleinen Apotheke gelehnt, wechselte er heftige Worte mit dem Grafen Nigra, Minister des königl. Hauses, und mit seinem Sekretär. Zornige Ausrufe brachen in Absätzen aus seinen knirschenden Lippen hervor und wüthende Blitze schossen unaufhörlich über sein sonngebräuntes Gesicht — ein merkwürdiges, schreckliches Schauspiel!"

Am 12. hatte er dann ein stürmisches Gespräch mit dem Prinzen Napoleon, der Zutritt zum Kaiser wurde ihm verwehrt. Ihn im jetzigen Augenblick zu sprechen, ließ ihm dieser sagen, wäre nutzlos. „Der Graf wird mir Vorwürfe machen wollen, ich habe ihm Vorwürfe zu machen, und es hat keinen Zweck, denn Alles ist jetzt zu Ende. In Mailand will ich ihn gerne sehen, unter der Bedingung, daß er mir nicht von dem

Digitized by Google

Vergangenen redet." Gegen Lamarmora entschuldigte der Kaiser den Zustand Cavours: „Ich weiß, er ist wüthend, und ich begreife, daß es ihm eine Qual ist, seine politischen Pläne zerschlagen zu sehen. Aber in dieser Welt kann man nicht immer haben was man begehrt. Der Gedanke der völligen Unabhängigkeit Italiens war mir immer theuer, aber um seine Durchführung zu versuchen, konnte ich nicht wagen größere Interessen auf das Spiel zu setzen. Ich bin überzeugt, daß bei der gegenwärtigen Organisation seiner Heeresmacht Frankreich nicht im Stande ist, einen doppelten Krieg am Rhein und an der Etsch zu führen." Als Cavour hörte, daß der Kaiser und der Prinz Napoleon in Monzambano erwartet wurden — sie hatten eine Einladung Victor Emanuels angenommen — beeilte er seine Rückreise nach Turin, wo er sofort seine Entlassung einreichte. „Ich sah ihn" schreibt Artom, „bei seiner Rückkehr von Villafranca, blaß, in drei Tagen um mehrere Jahre gealtert." Wer ihn in den nächsten Tagen sah, hörte von ihm die wüthendsten Ausfälle gegen den Kaiser. Noch am 17. Juli schrieb Lafarina: „der Graf Cavour ist in so tiefen Schmerz versenkt, daß er Mitleid erregt".

Cavour flucht diesem Frieden, den er als einen persönlichen Schimpf empfindet; — „dieser verfluchte Frieden, der mich in den Bann der Diplomatie thut" —; einige Monate später, und er wird Villafranca segnen.

So verzweifelt er sich geberdet, an Unterwerfung denkt er doch keinen Augenblick. Wie es weiter gehen soll, das ist ihm völlig dunkel, er hat keinen Plan, nur das sagt er sich bestimmt, und schon im ersten Sturm der Leidenschaft: das darf nicht das Ende sein. Bevor er das Ministerium verläßt, schickt er nach Modena, Bologna, Florenz die kurze Weisung: auszuhalten, den Widerstand gegen diplomatischen Druck wie gegen bewaffnete Angriffe zu organisiren. „Wenn Toscana den nationalen Geist, den es zeigt, aufrecht hält, so kann noch Alles gerettet werden." Aeußerungen tiefster Niedergeschlagenheit und ungestümen Trotzes wechseln rasch in diesen stürmischen Tagen. Als am 15. Juli, am zweiten Tage nach seinem Rücktritt, Pietri mit Kossuth bei ihm eintraten, empfieng er Ersteren mit den heftigsten Ausfällen gegen den Kaiser. „In der Politik muß man oft transigiren, in Fragen der Zeit oder in der Wahl der Mittel, zuweilen selbst in den Grundsätzen. Aber es giebt einen Punkt, in dem ein Mann von Herz nie transigirt. Das ist die Ehre. Ihr Kaiser hat mich entehrt, ja, mein Herr, entehrt, er hat mich entehrt. Er hat sein Versprechen nicht gehalten und ich bin entehrt vor meinem König." Und dann später zu Kossuth gewendet: „Ich sage Ihnen und sage es vor diesem Herrn, und vor diesem Herrn reden ist gerade als wenn ich vor

Digitized by Google

seinem Kaiser redete: Dieser Friede wird nicht vollzogen! Dieser Vertrag wird nicht ausgeführt! Ich nehme an der einen Hand Solaro della Margherita, an der anderen Mazzini, wenn es sein muß. Ich werde Verschwörer. Ich werde Revolutionär. Aber dieser Vertrag wird nicht ausgeführt. Nein, tausendmal nein! Niemals, niemals!" An demselben Tage trafen der Kaiser und der König von Mailand in Turin ein. Da das neue Ministerium noch nicht gebildet war, mußte Cavour mit seinen Collegen zum Empfang auf dem Bahnhof sich begeben. Der Kaiser, als er ihn sah, reichte ihm die Hand, ohne ein Wort zu sprechen. An dem Hofmahl nahm Cavour nicht Theil. Am Abend wurde er zum Kaiser gerufen. Die Unterredung zwischen dem Sieger und dem Besiegten von Villafranca war frostig, gemessen. Doch versprach der Kaiser, die Sache Modenas, Toscanas und der Romagna vor dem künftigen Congreß zu verfechten, und Cavour schrieb an Lamarmora: „Wenn wir die Restaurationen verhindern, ist viel gewonnen." Das Nächste war, daß die vertriebenen Dynastien nicht mit Gewalt wieder eingesetzt wurden. Dazu bedurfte es aber des guten Willens Napoleons. Und von diesem Gesichtspunkt erschien Cavours Rücktritt nicht mehr ein persönlicher Protest, sondern eine Staatsnothwendigkeit. Schon in einem Briefe vom 24. Juli drückt er selbst wieder seine unerschütterliche Zuversicht in den endlichen Sieg der nationalen Sache aus, aber zugleich die Einsicht, daß sein Verschwinden von der Scene günstig den Gang der Dinge in Mittelitalien beeinflussen werde. „Machen Sie aus mir", schreibt er an Villamarina in Paris, „ein Sühnopfer, um die Freundschaft der Französischen Regierung wiederzugewinnen. Sie ist uns unentbehrlich, damit nicht in Zürich das Opfer von Villafranca vollbracht werde."

Seine alte Zuflucht, „das Hospital der politischen Blessirten", wie er die Schweiz in einem Brief an die Gräfin Circourt nennt, that auch diesmal das Beste, den Verwundeten zu heilen. Nachdem das Ministerium Lamarmora — Rattazzi gebildet war, ging er erst nach Chamouny, um „am Fuß des Montblanc in Mitten der Wunder der Natur die Erbärmlichkeiten der von Menschen geführten Geschäfte zu vergessen", und dann zu den Verwandten am Genfer See. Wieder sind es die Aufzeichnungen Wilhelm de la Rives, welche für diese merkwürdigste Epoche in Cavours Leben den werthvollsten Aufschluß geben. Der Vetter schildert ihn, wie er in Presinges ankam, noch immer aufs heftigste erbittert, unruhig, zerstreut, die zerstörten Plane, die Combinationen der verlorenen Schlacht in seinem Kopfe wälzend, wie aber seine elastische Natur ihn doch bald von der nutzlosen Versenkung in die Vergangenheit abzog und die unfruchtbaren Träumereien neuen Hoffnungen, einer neuen Politik, einem

Digitized by Google

neuen Feldzugsplan Platz machten. „Nicht rückwärts", sagte er, „muß man blicken, sondern vorwärts. Der Weg, den wir verfolgten, ist abgeschnitten, gut! schlagen wir einen anderen ein. Wir werden zehn Jahre brauchen, um das zu vollenden, was in wenigen Monaten hätte gemacht werden können. Was können wir dafür? Uebrigens hat England noch nichts für Italien gethan. Jetzt ist die Reihe an ihm. Ich werde mich mit Neapel beschäftigen. Man wird mich anklagen, ich sei ein Revolutionär, aber vor Allem muß man marschiren, und wir werden marschiren." Bei kaltblütiger Betrachtung des Friedens von Villafranca wurde ihm klar, daß gerade durch diese unbefriedigende Lösung nothwendig ein Mehr verlangt wurde. Nicht zur Entsagung, zu verdoppelter Energie forderte dieser Vertrag auf. Napoleon selbst konnte sich den Folgen seiner bisherigen Politik nicht entziehen; das Blut von Magenta und Solferino war vergeblich geflossen, wenn den Italienern nicht zuletzt die Unabhängigkeit und Einheit daraus erwuchs. Gerade der vorzeitige Abbruch führte zur Erweiterung des Programms. Der Friede von Villafranca hat Cavour zum Unitarier gemacht.

Die Logik in dieser Entwicklung ist unverkennbar. Cavour hatte die völlige Unabhängigkeit der Halbinsel angestrebt. Er konnte darum einen Frieden nicht annehmen, der Venedig in der Hand einer fremden Macht ließ und Oesterreich den Sitz in einem italienischen Bunde einräumte. Um dem Friedensschluß zum Trotz gleichwohl die nationale Unabhängigkeit zu erringen, mußte jetzt der Hebel tiefer angesetzt, mußten die Wege der Diplomatie verlassen, mußte ganz Italien aufgerufen werden. Nur bedurfte es wiederum der feinsten Staatskunst, diese Bewegung so zu lenken, daß sie sich die Anerkennung der Diplomatie erzwingen konnte. Der Weg, der jetzt einzuschlagen war, — dies sind wieder Worte Wilhelm de la Rives — war ein ganz anderer als die große breite Straße, die bis hierher geführt hatte. Es handelte sich nicht mehr um offene, stolze Wege, kühne Herausforderungen, Handlungen voll Glanz, vielmehr um heimliche Pfade, verborgene Schliche, unterirdische Handlungen. Das vormals hellglänzende Ziel schien mehr als einmal verschleiert durch die Menge der Interessen, die dessen Erreichung hinderten. Eine andere Politik mußte jetzt eingeweiht werden, verwickelt, zuweilen langsam bis zum scheinbaren Stillstand, dann wieder verwegen, ganz Europa trotzend, lavirend zwischen tausend Klippen, eine undefinirbare Politik, deren Sinn aber Cavour anzeigte, als er wenige Tage vor seiner Rückkehr nach Turin mitten im Gespräch einmal ausrief: „Wohlan, sie werden mich zwingen, den Rest meines Lebens ein Verschwörer zu sein." Und mit wunderbarem Instinct hat ganz Italien diese neue Politik ver-

Digitized by Google

ſtanden, in der es ſich in der That ſtärker erwies als auf dem Schlachtfeld. „Mir ſcheint“, ſchrieb Maſſari im September an Minghetti, „das ganze italieniſche Volk iſt heute Machiavelli geworden.“

## 2.

Als Cavour nach Turin zurückkehrte, Ende Auguſt, fand er bereits, wie er an Auguſt de la Rive zurückſchreibt, die Lage merklich gebeſſert, Dank der feſten Haltung Mittelitaliens und den Wirkungen des Syſtems der Nichteinmiſchung. Er ſelbſt hielt ſich zurück, es ſchien ihm geboten vorläufig „vom politiſchen Horizont zu verſchwinden.“ Aber es war ihm Bedürfniß, „mitzuthun, um die Staatsbarke vorwärts zu bringen, nicht als Pilot, doch als einfacher Matroſe.“ Die Freunde begehrten, auch die Miniſter hörten ſeinen Rath. Er war wieder voll Zuverſicht und ganz erfüllte ihn die alte Leidenſchaft. „Ich habe nicht auf die Politik Verzicht gethan“, ſchreibt er an Caſtelli, „ich würde darauf verzichten, wenn Italien frei wäre; dann wäre meine Aufgabe erfüllt; aber ſo lange die Oeſterreicher auf dieſer Seite der Alpen ſtehen, iſt es eine heilige Pflicht für mich, den Reſt meines Lebens und meiner Kräfte an die Verwirklichung der Hoffnungen zu ſetzen, welche ich meinen Mitbürgern einzuflößen beſtrebt war.“

Die große Frage war, was mit den mittelitalieniſchen Staaten zu geſchehen habe, wo die gewählten Verſammlungen ſo eben einſtimmig die Vereinigung mit Piemont beſchloſſen hatten. Daß der ſofortige Anſchluß nicht möglich war, darin war Alles einverſtanden, auch Cavour. Er hielt es nicht für räthlich, in dieſer Weiſe dem Willen des Kaiſers zu trotzen, der ſich beſtimmt gegen Annexionen jenſeits des Appennins ausgeſprochen hatte. Dagegen rieth er ein vorläufiges Auskunftsmittel an, nämlich den Prinzen Carignan zum Regenten der Staaten Mittelitaliens ernennen zu laſſen, während das Miniſterium auch dieſen Schritt für zu verwegen hielt und überhaupt jede Entſcheidung bis zum Abſchluß des Züricher Friedens hinausſchieben wollte. Die Miniſter waren überzeugt, daß wohl die Annexion der Herzogthümer und der Legationen, nicht aber die Annexion Toscanas durchzuführen ſei. Sie hofften zugleich, die Abtretung Savoyens, die entſprechend den Vereinbarungen von Plombières im Bündnißvertrag vom 18. Januar vorgeſehen war, abwenden zu können, wenn die italieniſche Frage ganz intakt vor den europäiſchen Congreß käme. Wirklich ſchien der Kaiſer nach Villafranca dieſen Anſpruch aufgegeben zu haben. Walewski hatte auf eine Anfrage Villamarinas ohne Umſchweife erklärt, die kaiſerliche Regierung denke nicht an die Annexion jener Alpenthäler. Das Miniſterium ſandte hierauf entſprechende Weiſungen nach

Digitized by Google

Savoyen und veranstaltete sogar eine Loyalitätsreise der königlichen Prinzen nach dem „klassischen Lande der Königstreue." Allein schon im September erfuhr man durch Villamarina, daß der Kaiser auf Savoyen keineswegs verzichtet habe, vielmehr als Gegengewicht gegen die Bildung eines großen norditalienischen Königreichs den Besitz der „natürlichen Grenzen" für Frankreich als unerläßlich betrachte. Eben darauf baute jetzt Cavour seinen Plan. Er war entschlossen, wenn der Kaiser auf seinen Anspruch auf Savoyen und Nizza zurückkäme, ihn zufrieden zu stellen um den Preis der Annexion Mittelitaliens. Es war nach seiner Meinung der einzige Weg vorwärts zu kommen. Der Kaiser selbst zeigte sich unschlüssig. „Man muß den Kaiser zu errathen verstehen", äußerte Farini an den Minister Dabormida, und Azeglio klagte: „Das Schlimme ist, daß man sich auf die Worte des Kaisers nicht verlassen kann und Niemand klug daraus wird, was er will." Als aber Napoleon am 11. October in Bordeaux jene Anrede an den Kardinal-Erzbischof Donnet hielt und darin die Zurückziehung der französischen Truppen aus Rom ankündigte, bestärkte dies Cavour in seiner Zuversicht, er glaubte darin eine entschiedene Wendung des Kaisers zu Gunsten Italiens zu erblicken. Und schon jetzt rief er jubelnd aus: „Ich verzeihe dem Kaiser den Frieden von Villafranca, er hat Italien einen größeren Dienst erwiesen als mit dem Sieg von Solferino".

Von jetzt an war Cavour der Stillstand unerträglich, den seiner Ansicht nach die Unfähigkeit des Ministeriums verschuldete, und welcher bald auch höchst ungünstig auf die Lage im Inneren zurückwirkte. Unter der Herrschaft der Mittelmäßigkeit schossen verderbliche Tendenzen auf, in Mittelitalien zankte sich Garibaldi mit Farini und Fanti, die öffentliche Meinung verlor den sicheren Curs, ungestüm wurde der Ruf nach Cavour laut. Dieser selbst war ungeduldig, wie er in den letzten Monaten von Azeglios Ministerpräsidentschaft ungeduldig gewesen war. Selbst die Stellvertretung des Prinzen Carignan durch Buoncompagni war Rattazzi und Dabormida Anfangs zu bedenklich vorgekommen. Cavour zieh die Minister der Aengstlichkeit und kläglichen Schwankens. „Ich weiß nicht", schrieb er an Lafarina, „ob ihre Unfähigkeit oder ihre Furcht größer ist". Er hätte offen mit ihnen gebrochen, wenn er nicht das der gemeinsamen Sache schädliche Aergerniß hätte vermeiden wollen. Gegen Rattazzi, den Minister des Innern, war er darum besonders aufgebracht, weil dieser inzwischen mit unvergleichlicher Dreistigkeit ein demokratisches Parteiregiment einzurichten begann. Männer der Linken, heftige Gegner Cavours, wie Valerio und Depretis, machte er zu Provinzialgouverneuren.

Digitized by Google

Als es sich um die Wahl eines Gesandten für den europäischen Congreß handelte, konnte freilich Cavour schlechterdings nicht umgangen werden, und dieser ließ sich auch schließlich bereit finden. So sehr es ihm widerstrebte, Weisungen von diesen Ministern entgegenzunehmen, — seitdem er günstigen Wind verspürte, unterdrückte er jedes Bedenken in der Aussicht, irgendwie wieder in die Geschäfte einzugreifen. Doch der König, damals von zweifelhaften Rathgebern bedient, zögerte diese Wahl gutzuheißen. Er hatte Cavour die Scene von Mombanzano nicht vergessen. Er fragte unter der Hand in Paris an, ob die Wahl Cavours dem Kaiser genehm sei. Dieser erklärte, er werde Cavour mit Vergnügen auf dem Congresse sehen. Von London wurde diese Wahl geradezu gefordert. Doch eben in diesem Augenblick begann die um Rattazzi geschaarte Linke einen neuen erbitterten Krieg gegen Cavour. Es waren wieder die alten Gegner, welche die Rückkehr des Grafen zur Gewalt zu verhindern suchten. Die Einigkeit der Parteien, mit welcher der Krieg begonnen wurde, war bei der eingetretenen Stockung längst in die Brüche gegangen. Rattazzi selbst hat später für seine Person die Mitschuld an diesen Vorgängen in Abrede gestellt; gewiß ist, daß er seine Anhänger nicht abschütteln konnte oder wollte. Vielmehr schaarte er auch denjenigen Theil der Linken wieder um sich, von dem er sich bei dem berühmten Connubio im Jahre 1852 getrennt hatte. Während die Freunde Cavours dessen Wiedereintritt in das Ministerium begehrten zum Zweck einer rascheren Lösung der italienischen Frage, wünschten die Rattazzianer das Verbleiben ihres Parteihauptes im Interesse einer liberaleren Politik im Inneren. Die Linke wußte dem Grafen Cavour, derweil er Italien um ein gutes Stück vorwärts gebracht hatte, eine Menge Unterlassungssünden vorzurücken. Er hatte, so wurde in einem Artikel des Diritto geklagt, die Finanznöthe nicht gebessert, hatte kein neues Gesetzbuch gegeben, die Freiheit des Unterrichts nicht eingeführt, die religiöse Frage aufgeworfen aber nicht gelöst, keine freisinnige Verwaltungsreform durchgeführt, die Interessen des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe nicht wahrgenommen, und auch der Vorwurf fehlte nicht, daß er ein rein persönliches Regiment geführt habe. „Einer der schweren Irrthümer des Grafen Cavour war der, eine rein persönliche Regierung einzurichten. Umgeben von lauter Mittelmäßigkeiten, nur den wenigen Schmeichlern Gehör schenkend, die ihn beständig umgaben, nur auf die eigenen Kräfte vertrauend, war er selbst die ganze Regierung.“ Das Alles sollte unter Rattazzi anders werden, der „die einsichtigen Kräfte aller Parteien“ zu gebrauchen versprach und Leute wie Valerio und Brofferio, die persönlichen Feinde Cavours, zu einer Inspectionsreise nach Mittelitalien verwendete, die denn

Digitized by Google

auch höchst merkwürdige Berichte zurückbrachten: die Lenker Mittelitaliens, also die Ricasoli, Farini, Cipriani u. s. w. seien theils laue, theils unliberale, theils unzuverlässige Männer, die weder für Geld noch für Waffen sorgten, die Furcht vor dem „Volke“ haben, die man zum Teufel schicken müsse, um ganz Mittelitalien aufzurufen, daß es sich wie ein Mann erhebe unter der von Garibaldi ausgegebenen Losung: Eine Million Soldaten und eine Million Gewehre! In dieser Zeit hatten Leute wie Brofferio und Guerrazzi selbst Zutritt im Palast und wurden dort ausgezeichnet. Natürlich schürten sie die andauernde Verstimmung des Königs gegen Cavour, und wenn nicht offen, so doch insgeheim suchten sie auch dessen Ernennung zum Bevollmächtigten für den Congreß zu hintertreiben, wohl wissend, daß mit dieser Stellung Cavour sofort sich wieder zum Herrn der Lage machen würde. Man konnte nicht läugnen, daß Cavour bei weitem der bedeutendste Name war, den man für den Congreß hatte, und zu bestimmt sprach sich für ihn die öffentliche Meinung aus, aber man hoffte mindestens das zu erreichen, daß die Reise nach Paris nicht für ihn die Staffel zur Rückkehr an die Gewalt würde. Selbst französische Federn wurden mit dem Moriz- und Lazarus-Orden erkauft, welche Cavour wegen seiner schroffen Haltung nach Villafranca als unmöglich darstellten und dafür Rattazzi als den unübertrefflichen Mann der Lage in den Himmel erhoben. Mit den liberi comizi aber wurde der Versuch gemacht, eine neue parlamentarische Mehrheit zu schaffen, die nicht Cavour, sondern Rattazzi als Haupt anerkennen sollte. Doch damit war der Bogen überspannt. Die Anhänger Cavours, welche gleichfalls in die Falle gelockt werden sollten, zogen sich rechtzeitig zurück, damit war diese Intrigue gescheitert und gleichzeitig wurde endlich, am 22. December, Victor Emanuel zum Entschluß gebracht Cavour zum Congreßbevollmächtigten zu ernennen. „Ich habe angenommen“, schrieb Cavour an Farini, „weil meine Weigerung nothwendig einen für Italien verhängnißvollen Gegensatz proklamiren mußte; aber mit der Annahme glaube ich das größte Opfer gebracht zu haben, das ein Staatsmann seinem Lande bringen kann, nicht allein sofern ich mich dazu hergebe, grausame Beleidigungen schweigend zu ertragen, sondern indem ich einen Auftrag annahm von einer Regierung, die weder Achtung noch Vertrauen einflößt.“ Einen letzten Versuch machten die Gegner Cavours, indem sie Garibaldi gegen ihn ausspielten, und an die Spitze der in die nazione armata umgetauften liberi comizi stellten. Aber auch dieses Unternehmen endigte mit einem kläglichen Fiasko. „Die unwürdige Comödie“, schrieb Azeglio an Torelli, „welche Garibaldi, Brofferio, Rattazzi und Compagnie aufführten ist beendigt unter dem Pfeifen des Gianduja und unter dem Grunzen der Diplomatie.“

Digitized by Google

Aus dem unerquicklichen Wirrwarr der inneren Lage vollends herauszukommen, half die neue Wendung, welche die Congreßangelegenheit genommen hatte. An demselben 22. December, an welchem Cavour zum König berufen und zum Congreßbevollmächtigten ernannt wurde, erschien in Paris die Schrift: „Der Papst und der Congreß", welche die Wirkung und nach Chialas Angabe den Zweck hatte, den Congreß zu vereiteln. Nach langem Schwanken war der Kaiser zu dem Entschluß gekommen, die Annexionen der Staaten Mittelitaliens zuzulassen, noch immer mit Ausnahme von Toscana, damit die Bestimmung des Bündnißvertrags vom 18. Januar wieder in Kraft trete, welche den Anschluß Savoyens an Frankreich stipulirte, falls das Reich Victor Emanuels zu einer Größe 10—12 Millionen gebracht würde. Ihn von den Verbindlichkeiten gegen den Kaiser von Oesterreich zu lösen, war England ausersehen, mit welchem gleichzeitig durch die Wendung gegen Rom und die Wendung zum Freihandel ein näheres Verhältniß gesucht wurde. Noch bevor der neue Handelsvertrag zwischen Frankreich und England zum Abschluß kam, hatte es Lord Russell übernommen, Oesterreich vom Widerstand gegen die Annexionen zurückzubringen und damit das „zarte Gewissen" des Kaisers Napoleon zu beschwichtigen. Der Brief des Kaisers an den Papst vom 31. December drückte das Siegel auf die mit der Broschüre eingeleitete Politik. Dem Papst war in diesem Briefe ohne Umschweife der Verzicht auf die abgefallenen Provinzen angesonnen, und Cavour hat später einmal in der Kammer geäußert: „Mit diesem Brief hat der Kaiser der Franzosen meines Erachtens keinen geringeren Anspruch auf die Dankbarkeit der Italiener erworben, als mit der Niederwerfung der Oesterreicher auf den Höhen von Solferino. Denn mit diesem Briefe machte er dem Reich der Priester ein Ende, das für Italien vielleicht ebenso schädlich ist als die Herrschaft Oesterreichs." Am 4. Januar des neuen Jahres folgte die Ersetzung Walewskis durch Thouvenel. Damit war der Weg geebnet, um durch Abkommen mit England, ohne Congreß, die Angelegenheiten Italiens zu ordnen. Gleichzeitig mit der Verständigung über die Handelspolitik ist die Verständigung über das Schicksal der mittelitalienischen Staaten erfolgt. Nur der Annexion Savoyens — und Nizzas, dessen Forderung jetzt bestimmter hinzutritt — setzte England noch Widerstand entgegen, ein Umstand der es Cavour ermöglichte, wenigstens den Preis für das schmerzliche Opfer noch höher zu setzen. Im jetzigen Augenblick war der grollende Cavour, ohne Verwendung, von den fremden Höfen gleichwohl als der einzige Mann von Autorität angesehen, für das Ministerium eine schwere Verlegenheit. Durch den offenkundigen Zwiespalt mit ihm war das Ansehen der Minister noch mehr erschüttert, sie beschlossen

Digitized by Google

ihn jetzt in außerordentlicher Sendung an die Höfe von Paris und London zu schicken, damit er den „gordischen Knoten" Mittelitaliens vollends löse. Cavour nahm auch diesen Auftrag nur sehr ungern an, er wollte nichts mit „so unfähigen Ministern" zu thun haben; selbst mit Lamarmora, dem unbedingt ergebenen Freund, hatte er völlig gebrochen. Dennoch erklärte er sich bereit, weil er wußte, daß der Kaiser und Lord J. Russell die Reise wünschten. Nur stellte er die Bedingung sofortiger Einberufung des Parlaments, Rattazzi hatte ein formelles constitutionelles Bedenken, das Cavour nicht gelten ließ, darüber kam es zum Bruch und die Minister erkannten die Unmöglichkeit, länger neben Cavour zu regieren; Einer derselben pflegte zu sagen, es sei schwer zu marschiren, wenn man ihn zum Freund habe, aber unmöglich, wenn man ihn zum Feind habe. Sie reichten dem König ihre Entlassung ein, am 16. Januar, und empfahlen Cavour als Nachfolger. Am folgenden Tag war dieser wieder an der Spitze der Geschäfte. General Dabormida, der an Cavour das Portefeuille des Auswärtigen übergab und wieder in sein Corpscommando zurücktrat, schrieb an Desambrois in Paris: „Ich war ungeduldig ihm Platz zu machen, indessen hat er sich noch ungeduldiger gezeigt als ich selbst. Ich glaubte, es wäre nicht unnütz gewesen, wenn er nach London und Paris gieng, bevor er sich wieder ans Steuerruder stellte. Es thut mir leid, daß er sich so viel Mühe gegeben hat, eine offene Thüre einzustoßen. Doch er hat das Recht ehrgeizig zu sein!"

So war nun auch im Inneren die Luft wieder gereinigt, wie sie es nach außen durch die veränderte Politik des Kaisers, die Allianz mit England und den Bruch mit Rom war. Wenige Tage vor seinem Wiedereintritt hatte Cavour in einem vertrauten Briefe an Wilhelm de la Rive sein zuversichtliches Vertrauen in die Zukunft ausgedrückt. Es war zugleich das erste ausgesprochen unitarische Bekenntniß aus seinem Munde. „Ich bin überzeugt, daß die Restaurationen nicht statthaben werden, daß die weltliche Gewalt des Papstes vernichtet ist und daß in einer nicht mehr sehr entfernten Zeit das unitarische Prinzip von den Alpen bis nach Sicilien triumphiren wird." Seit dem Verschwinden des Congresses waren die Hoffnungen der Italiener wieder hoch gestiegen, aber zugleich ihre Ungeduld. Diese beiden Kräfte, schrieb er an seinen Gesandten in Paris, treiben die Italiener jetzt unwiderstehlich zur Einheit; es handle sich nur mehr darum, sich über die Mittel zu verständigen. Und vom Glück die Seele geschwellt, richtete er an den Prinzen Napoleon in diesen Tagen die Worte: „Seit meiner letzten Begegnung mit E. H. welch große Ereignisse! Wie viele Keime, die im Vertrag von Villafranca enthalten waren, haben sich auf wunderbare Weise entwickelt! Der politische

Digitized by Google

Feldzug, der auf den Frieden von Villafranca folgte, ist ebenso glorreich für den Kaiser und zugleich vortheilhafter für Italien gewesen als der militärische der ihm vorhergieng. Die Haltung des Kaisers gegen Rom, die Antwort an den Erzbischof von Bordeaux, seine unsterbliche Broschüre, der Brief an den Papst begründen in meinen Augen einen größern Anspruch auf die Dankbarkeit der Italiener als die Siege von Magenta und Solferino. Wie oft habe ich in meiner Einsamkeit diese historischen Stücke wiedergelesen und dabei ausgerufen: Gesegnet sei der Friede von Villafranca!"

3.

Die Briefe Cavours, welche der dritte Band von Chiala's Sammlung bringt, reichen bis zum September 1860, bis zu dem Glückwunsch an Villamarina für das Gelingen der Revolution in Neapel: „Ich bin entzückt von der Wendung, welche die neapolitanischen Dinge genommen haben. Ich mache Ihnen mein Compliment." Die Annexionen Mittelitaliens, die Erledigung des Geschäfts mit Savoyen und Nizza, die Aufrollung beider Sicilien durch Garibaldi, der Beginn des Unternehmens gegen Umbrien und die Marken füllen diesen Zeitraum aus. Anscheinend vollzieht sich auch diese Folge von Ereignissen mit staunenswerther Präcision und Logik. In Wahrheit geht es keineswegs so glatt und keineswegs immer nach Cavours Willen und Wunsch. Bei aller Zuversicht, mit welcher er im Januar die Geschäfte wieder übernahm, täuschte er sich nicht darüber, daß sich das neue Ministerium „in einer sehr schwierigen Stellung" befand. Das Ziel stand ihm jetzt fest, doch die Mittel fordern in jedem Augenblick die Unerschöpflichkeit seines erfinderischen Geistes heraus. Auch jetzt sehen wir ihn bald entschlossen vorwärts gehen, bald behutsam zurückhalten; und mehr als einmal gesteht er, daß er rathlos sei und nicht mehr wisse, auf welchem Wege er zum Ziele hinauskomme. Schon der Anschluß Toscanas ist bei dem hartnäckigen Widerstreben des Kaisers Napoleon ein schweres Stück Arbeit. Cavour versucht es mit Vorstellungen, mit Schmeicheln und Drohen, und erst als er sieht, daß er dem bittern Entschlusse nicht ausweichen kann, Frankreich mit Savoyen und Nizza abzulohnen, fühlt er sich jeder weiteren Rücksicht enthoben und läßt dem Kaiser keine Wahl mehr als sich in das Unwiderrufliche zu fügen. Er hat den Abtretungsvertrag ohne vorherige Zustimmung der Kammer unterzeichnet, er nimmt denselben ganz auf seine persönliche Verantwortung, der König zürnt ihm, und er weiß auch, daß dieses Opfer, namentlich der Verlust Nizza's, gegen den er sich vergebens mit allen Kräften gewehrt, sein Ansehen in der Nation außerordentlich schwächen

Digitized by Google

wird. Dafür ist er dem Kaiser gegenüber frei geworden, er hat erreicht, daß auch für das Weitere der Einspruch des „Mitschuldigen" nicht mehr zu fürchten ist.

Die nächste Folge der Abtretung Nizza's war der Entschluß Garibaldi's, das durch die Diplomatie begonnene und verunstaltete Werk durch das Volk zu Ende zu führen: doch lange bevor das Unternehmen gegen Sicilien reifte, das erst Ende April zu Genua endgültig beschlossen wurde, hatte Cavour seine Blicke vorwärts nach Neapel gerichtet. Kaum war die mittelitalienische Frage erledigt, so drängte sich ihm die Nothwendigkeit dieses weiteren Schrittes auf, so unbequem ihm derselbe war. Schon am 30. März schrieb er an Villamarina, seinen Gesandten in Neapel: „offenbar bereiten sich im Süden Italiens Ereignisse von großer Tragweite vor", und erkundigte sich über die dortigen Verhältnisse: ob der Muratismus Aussichten habe, ob eine annexionistische Bewegung wie in Toscana möglich wäre, ob die Republikaner zahlreich und mächtig seien. „Sie begreifen, wie viel mir daran liegt, diese verschiedenen Elemente einer Lösung kennen zu lernen, der wir nicht fremd bleiben können. Sie wissen, daß ich keineswegs zu einer verfrühten Entwickelung der neapolitanischen Frage hindrängen will. Ich glaube im Gegentheil, es wäre uns von Vortheil, wenn der jetzige Stand der Dinge einige Jahre dauerte. Aber ich weiß aus guter Quelle, daß selbst England an der Aufrechthaltung des status quo verzweifelt, und ohne Zweifel in Voraussicht naher Ereignisse hat es seine Flotte in den Gewässern von Neapel Stand nehmen lassen. Ich glaube also, wir werden in Bälde genöthigt sein, einen Plan zu zeichnen, den ich die Zeit haben möchte reifen zu lassen." Er selbst hatte schon Mitte März mit entsprechenden Weisungen an die sardinische Flotte begonnen, welche dringender wurden als die Vorbereitungen zum Zuge Garibaldi's sich zeigen. Das Concept zu dem „Plane", den er gerne hätte reifen lassen, wird ihm freilich durch diese Expedition immer wieder verrückt. Bei dem Unternehmen auf Neapel hat er es nicht blos mit der europäischen Diplomatie zu thun, sondern mit dem ganz irrationalen Element einer freiwilligen Bewegung, die aus dem Widerspruch gegen seine Politik entstanden ist, und die nur mit der größten Geschicklichkeit und Geduld zu dem erwünschten Ausgang hinzulenken ist. Es ist von da an die Kunst des Grafen, die Expedition gewähren zu lassen, doch die Leitung möglichst in der Hand zu behalten, sie insgeheim zu unterstützen, doch so, daß er jederzeit im Stande ist, sie vor der Diplomatie zu verleugnen. Sobald Garibaldi sich eingeschifft hat, beginnt jenes zweideutige Spiel, um die Kräfte der Revolution zu benutzen, aber nicht Herr werden zu lassen, das man schon aus dem Tagebuch des

Digitized by Google

Admirals Persano kennt. Auch die Mithülfe schnöden Verraths in Heer und Flotte der Bourbonen wird nicht verschmäht. Cavour ist tiefer und bedenklicher in die Rolle des „Verschwörers“ gerathen, als er damals ahnen mochte, da er in der ersten Hitze nach Villafranca sich fortan zu einer Politik der Revolution und Verschwörung bekannte. Bezeichnend ist aber, daß er solche unregelmäßige Mittel, wenn er sie für den Gewinn Neapels für unvermeidlich hielt, innerhalb des constituirten Staats aufs strengste zurückwies. Als der Mazzinist Nicotera im Toscanischen ein Freiwilligenheer bilden wollte, das zum Einfall in den Kirchenstaat bestimmt war, erging an Ricasoli die scharfe Weisung: „Eine solche Unordnung darf um keinen Preis geduldet werden. Wenn wir angesichts solcher Ungeheuerlichkeiten unthätig zusehen wollten, so würden wir in der Achtung Europas sinken. Ich habe das Bewußtsein, alles Mögliche gethan zu haben um die italienische Bewegung zu fördern. Gewiß konnte ich nicht den Revolutionär auf Sicilien spielen und durfte es nicht thun. Aber da die Revolution unerläßlich ist zum Sturz der Bourbonen, so habe ich sie nicht nur machen lassen, sondern ich habe sie begünstigt. Aber wenn außerhalb der königlichen Staaten die Revolution nützlich war, im Innern wäre sie tödtlich. Wenn das Parlament, das in Kurzem zusammentritt, urtheilen wird, daß wir nicht die Energie und die Kühnheit gezeigt haben, welche die Zeiten verlangten, so werden wir gelassen unseren Platz Männern abtreten, die entschlossenere und in ihren Mitteln weniger wähleriſche Absichten vertreten. Diese werden an die Revolution appelliren können, ohne ihre Vergangenheit zu verrathen oder an ihrem Rufe einzubüßen. Aber so lange die Gewalt in unseren Händen ist, haben wir die ganz bestimmte Pflicht, zu verhindern, daß die Fahne der Revolution neben derjenigen des Königs und des Landes wehe. Die Zeiten sind stürmisch, wir sind von schweren Gefahren bedroht, im Innern und nach außen. Die geringste Handlung der Schwäche würde uns verderben.“

Daß er den Zug Garibaldi's unter der Hand unterstützt habe, das hat Cavour gegen Freund und Feind offen bekannt. Er schreibt einmal geradezu: „Ohne die von der Regierung auf jede Weise geleisteten Unterstützungen wäre der General Garibaldi nicht abgereist, wären die Fahrzeuge, welche Medici trugen, nicht gekauft worden, weder Medici noch Cosenz wären je nach Sicilien gelangt und die Expedition des Generals Garibaldi wäre unfruchtbar geblieben.“ Bevor die Frucht eingeheimst werden konnte, waren aber noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Die fremden Höfe sahen dem Sturz des Königreichs Neapel nicht gleichgültig zu, die russischen Sympathien waren jetzt gänzlich verscherzt, von England wurde mehr Garibaldi begünstigt als Cavour, und Garibaldi,



Digitized by Google

von seinen schlimmen Freunden aufgereizt, verweigerte die sofortige Annexion Siciliens. Unter diesen Umständen konnte Cavour nicht rasch zugreifen. Er mußte die audacia mit der prudenza mischen, ein Losungswort, das er in diesen Zeiten gerne gebraucht und den ungeduldigen Freunden einschärft. Unter diesen war aber keiner ungeduldiger als Bettino Ricasoli, und die Briefe, die er an den um Toscanas Anschluß so hochverdienten steifnackigen Florentiner richtete, um dessen Ungestüm zu bezähmen, gehören zu den interessantesten dieses Bandes. Am 20. Juni schreibt er ihm: „Sie rathen mir eine entschlossene Haltung anzunehmen und die Leitung der italienischen Bewegung in die Hand zu nehmen. Es wäre mir lieb, wenn Sie die Güte hätten, diesen Rath praktisch zu entwickeln. Glauben Sie, daß man sofort die Annexion Siciliens proklamiren soll und Neapel damit den Krieg erklären, den Protesten und fast Drohungen Rußlands und den entgegengesetzten Rathschlägen Frankreichs zum Trotz? Wenn aber die Annexion verfrüht ist, was meinen Sie, daß geschehen soll? Sie wissen, welches Gewicht ich auf Ihr Urtheil lege, und Sie können deshalb nicht an meiner Dankbarkeit zweifeln, wenn Sie die Güte hätten, mich Ihren ganzen Gedanken wissen zu lassen über die Art, wie das gefährdete Schiff des Staates geborgen werden kann." Ricasoli's Briefe sind nicht mitgetheilt. Am 29. Juni aber schreibt Cavour zurück: „Ich bin vollkommen einverstanden mit dem Schluß Ihres Briefes, worin Sie mir Ihr politisches System auseinandersetzen. So rasch als möglich für die Annexion Siciliens sorgen. Aber um das zu thun, braucht es die Mitwirkung Garibaldis, der keineswegs geneigt ist, einen Akt zu beschleunigen, der ihm die diktatorische Gewalt entreißt, und welcher erklärt, vorher müsse man Italien machen und nachher die Annexion. Angesichts eines solchen Programms können wir nichts thun als geschehen lassen und abwarten, bis die Gewalt der Dinge Garibaldi zwingt, Vernunft anzunehmen." Und wieder am 8. Juli: „Wir sind einverstanden über das Ziel und eigentlich auch über die Mittel. Ein Unterschied besteht blos in dem Anschein, den unsere Politik zu wahren hat. Es ist Sache des Colorits." Aber noch zwei Wochen später schreibt er dem Marchese Gualterio, daß ihn Ricasoli's Gemüthszustand geradezu beunruhige. „Garibaldi's Thaten haben ihn in die höchste Aufregung versetzt; er möchte, daß die Regierung den Dictator Siciliens an Kühnheit übertreffe, Bewegungen anstifte, Revolutionen organisire, mit einem Worte den Papst und den König von Neapel über den Haufen werfe und die Einheit Italiens ausrufe. Er schreibt und schreibt wieder, telegraphirt Tag und Nacht, um uns vorwärts zu treiben mit Rathschlägen, mit Warnungen, mit Vorwürfen, ja fast mit

Digitized by Google

Drohungen. Hoffentlich wird er sich beruhigen, sonst weiß ich nicht, wie wir uns verständigen könnten, denn wir sind entschlossen, kühn zu sein, ja verwegen, aber nicht unbesonnen oder verrückt. Die italienische Bewegung verfolgt einen bestimmten Lauf, sie beschleunigen wollen, heißt Gefahr laufen, sie gänzlich zu Grunde zu richten."

Die peinliche Lage, in die ihn der Zwist mit Garibaldi, das Verhältniß zum Hof von Neapel, das Andrängen der Diplomatie versetzt, preßt ihm am 1. Juli den Seufzer aus: „In meinem Leben bin ich nicht in einer größeren Verlegenheit gewesen." Und an die Freundin in Paris, die Gräfin Circourt schreibt er im folgenden Monat: „Wenn ich mich diesmal aus der Geschichte ziehe, so will ich mich vorsehen, daß man mich nicht wieder fassen soll. Ich bin wie der Matrose, der mitten in den sturmgepeitschten Wogen schwört und ein Gelübde thut, sich niemals wieder den Gefahren der See auszusetzen." Der Uebergang Garibaldi's auf das Festland (19. August) macht die Lage vollends gespannt. Cavour hatte anfangs denselben zu hintertreiben gesucht. Sein Plan war, daß eine freiwillige Annexionsbewegung der Neapolitaner den Thron umstürzen solle, womit das Eingreifen Garibaldi's auf dem Festlande abgewendet würde. Ende Juli überzeugt er sich freilich, daß Garibaldi nicht mehr aufzuhalten ist. „Ich sehe nicht", schreibt er an Persano, „wie man den Uebergang aufs Festland noch verhindern könnte. Es wäre besser gewesen, wenn die Neapolitaner selbst das Werk der Wiedergeburt gethan oder wenigstens begonnen hätten, allein da sie sich nicht rühren wollen oder können, mag man Garibaldi machen lassen. Das Unternehmen kann nicht halb vollendet bleiben". Nur um so eifriger aber dringt Cavour jetzt darauf, daß noch während des unaufhaltsamen Zuges Garibaldi's, bevor er die Hauptstadt erreicht, in dieser eine Erhebung zu Gunsten der Annexion veranstaltet werde. An Villamarina ergeht am 30. Juli die bestimmte Weisung: „Es ist im höchsten Grad wünschenswerth, daß die Befreiung Neapels nicht Garibaldi's Werk sei; geschähe dies, so würde das revolutionäre System den bisher von der konstitutionell-monarchischen Partei behaupteten Platz einnehmen. Gelangt der Dictator siegreich in die Hauptstadt des Reichs, so wird er hier die Revolution, die Anarchie einpflanzen, und das wird den schlimmsten Eindruck in Europa machen. Dazu kommt sein thörichter Plan nach Rom zu gehen, trotz und gegen den Willen Frankreichs. Das wäre der vollständige Ruin der italienischen Sache. Es ist folglich nothwendig, daß in Neapel eine nationale Bewegung stattfinde, bevor Garibaldi dort anlangt. Der Versuch ist gefährlich, aber es muß schlechterdings verhindert werden, daß die Revolution in Neapel überschäume."



Digitized by Google

Wie hat Cavour über Garibaldi geurtheilt? Natürlich nicht so einseitig wie dieser über Cavour. Oft ist er unmuthig oder besorgt über die Streiche, die ihm der unberechenbare Günstling des Volkes spielt. Aber nie verkennt er die eigenthümliche Größe desselben. Er weiß, was diese edle und ehrliche Natur für Italien werth ist. Der kriegerische Volksheld ist ihm ungleich sympathischer als seine staatsmännischen Rivalen oder gar seine parlamentarischen Gegner. Auch in den peinlichsten Lagen bleibt sein Urtheil gerecht und groß. Ja er hat Augenblicke, wo er die Aussöhnung zwischen Garibaldi und der Regierung mit dem Opfer seines Rücktritts zu erkaufen bereit ist. Nach der Verwirrung, die Garibaldi in Sicilien angerichtet, schreibt Cavour: „Garibaldi hat einen edlen Charakter, poetische Instinkte, aber er ist gleichzeitig eine unbezähmbare Natur, in welcher gewisse Eindrücke unverwischbare Spuren zurücklassen. Die Abtretung Nizza's hat ihn tief verletzt, er betrachtet sie bis auf einen gewissen Grad als eine persönliche Beleidigung, er wird sie uns niemals verzeihen. Seine Bitterkeit ist verschärft durch die Erinnerung an die Kämpfe, die er in Mittelitalien mit Fanti und Farini hatte, so daß ich glaube, daß er den Sturz des Ministeriums ebenso lebhaft begehrt als die Vertreibung der Deutschen. Der König hat über ihn einen gewissen Einfluß, doch zu unseren Gunsten könnte er denselben nicht geltend machen. Er würde ihn unnützer Weise verlieren, und das wäre ein großes Unglück; denn es können Umstände eintreten, wo dieser Einfluß unser einziger Rettungsanker ist. Könnte eine Ministerveränderung die Harmonie zwischen Garibaldi und Turin herstellen, so sollte man vielleicht daran denken, sie auszuführen." Und einige Wochen später: „Um Italien zu machen, darf man jetzt nicht Victor Emanuel und Garibaldi in Gegensatz bringen. Garibaldi hat eine große moralische Macht, er übt einen ungeheuren Zauber nicht allein in Italien, sondern ganz besonders in Europa aus. Wenn ich morgen mit Garibaldi in Kampf träte, so hätte ich wahrscheinlich für mich die Mehrheit der alten Diplomaten, aber die europäische öffentliche Meinung wäre gegen mich. Und die öffentliche Meinung hätte Recht, denn Garibaldi hat Italien die größten Dienste erwiesen, die ein Mann ihm leisten konnte. Er hat den Italienern Selbstvertrauen gegeben: er hat Europa bewiesen, daß die Italiener auf dem Schlachtfeld zu schlagen und auf dem Schlachtfeld zu sterben verstehen, um sich ein Vaterland zu erobern." Nur wenn Garibaldi einen Krieg mit Frankreich herbeiführen oder seinem monarchischen Programm untreu würde, müßte man ihn bekämpfen. „Bleibt er seiner Fahne treu, so muß man im Einverständniß mit ihm marschiren. Deswegen bleibt es aber doch

Digitized by Google

im höchsten Grade wünschenswerth, daß die Revolution in Neapel ohne ihn sich vollziehe."

Dies bleibt denn auch unausgesetzt das Augenmerk des Grafen. Als Garibaldi wirklich hinüber ist und seinen wunderbaren Marsch gegen die Hauptstadt ungehindert fortsetzt, werden Cavours Weisungen immer dringender, an Villamarina und an Persano schreibt er immer ungeduldiger, aber freilich auch immer unmuthiger, und zuletzt giebt er die Hoffnung auf. Die Neapolitaner sind schlechterdings zu keiner Erhebung zu bringen. „Die Regierung", heißt es an Persano am 24. August, „fängt an müde zu werden der Zögerungen und der Unmacht der Neapolitaner, für welche sie sich kompromittirt." Die Absicht war, die Revolution so einzurichten, daß sie vor Europa als spontane Willensthat erschien, (an Persono 9. August); dies ist nicht gelungen, und so bleibt nichts übrig als Garibaldi auch bis ans Ende zur Seite zu stehen und inzwischen nur zu sorgen, daß die militärische Beherrschung Neapels in Persanos Hände kommt. Noch am 27. August schreibt Cavour: „Wenn die Revolution sich nicht vor der Ankunft Garibaldi's vollzieht, wird die Lage für uns äußerst bedenklich. Aber deshalb werden wir uns nicht aus der Fassung bringen lassen." Zuletzt muß Cavour auch darauf verzichten, eine provisorische Regierung in Neapel nach seinem Sinne zu bilden; man muß Garibaldi auch darin gewähren lassen, abermals hoffend, daß zuletzt Vernunft und Vaterlandsliebe in ihm obsiegen werden Doch indem Cavour hier endgiltig verzichten muß, faßt er den Entschluß, gleichzeitig diesem Werk der Revolution ein königliches Unternehmen als Gegengewicht zur Seite zu stellen: in demselben Augenblick beschließt er, die von der Actionspartei schon seit dem vorigen Jahr vorbereitete und seitdem zurückgehaltene Bewegung in Umbrien und den Marken selbst in die Hand zu nehmen und als regelrechten Feldzug gegen die päpstliche Streitmacht durchzuführen. Rasch wird Napoleon, der eben in Savoyen verweilt, von diesem Entschluß verständigt: „Es ist zu spät, um zu verhindern, daß Garibaldi in Neapel ankomme und dort als Dictator proklamirt werde. Da man ihm in Neapel nicht zuvorkommen kann, muß man ihn anderwärts aufhalten: in Umbrien und den Marken." Der Kaiser ließ gewähren, schob aber die Verantwortung für den Schritt ganz der Regierung Victor Emanuels zu. Das berühmte „faites vite", das der Kaiser dem damals an ihn abgesandten Farini geantwortet haben soll, ist nach Reuchlin mythisch. Auch auf die Annexion Neapels bereitete Cavour jetzt den Kaiser vor. Man dürfe, ließ er ihm sagen, die Demagogie in Neapel nicht Herr werden lassen: sei die Annexion vollzogen, so werde er jeden Angriff auf Rom und auf Venedig zu verhindern suchen. Da Garibaldi

Digitized by Google

offen die Absicht ausgesprochen hatte, von Neapel nach Rom und nach Venedig vorzurücken, so hatte der Einfall in den Kirchenstaat den doppelten Zweck: der weltlichen Gewalt einen vernichtenden Schlag beizubringen und zugleich der Revolution einen Riegel vorzuschieben. Es schien der einzige Weg, um das vorgezeichnete Ziel: Italien zu bilden, ohne sich von der Revolution überholen zu lassen, (an Persano 27. August), auch nach dem siegreichen Einzug Garibaldi's in Neapel durchzuführen. Hier ist einer der kritischsten Punkte in dem ganzen Drama, und niemals ist Cavour's Meisterschaft größer gewesen. Die Verlegenheiten, in die ihn die Actionspartei gestürzt, verwandelte er mit einer Kühnheit und Sicherheit ohne Gleichen in eine Angriffswaffe gegen Rom. Indem er ins Herz Italiens vordrang, zeigte er sich vor Europa als Herr und Bändiger der Revolution. Er entwaffnete die Diplomatie, eben als er den entscheidenden Schritt zum nationalen Einheitsstaate that.

Cavour rühmte sich jetzt der „beharrlichen Ausdauer", mit welcher die leitende Staatskunst das Unternehmen zu diesem glücklichen Ausgang geführt. Er gedachte längst nicht mehr der Verzagtheit und leidenschaftlichen Bitterkeit, von der er nach Villafranca überwältigt worden war. Gerade der vorzeitige Abbruch des Krieges hatte sich in zweifacher Weise als ein „Segen" erwiesen. Wäre der napoleonische Krieg bis zur Befreiung Venetiens fortgesetzt worden, also bis zur Beseitigung der österreichischen Fremdherrschaft, so wäre damit ein Ziel erreicht gewesen, das ohne Zweifel einen längeren Ruhepunkt gebildet hätte. Indem die Oesterreicher am Mincio blieben, war ein Ruhepunkt nicht gefunden. Das Problem war ungelöst. Das Festungsviereck freilich trotzte jedem Ansturm, doch es waren schwächere Stellen sichtbar, zu denen eben jener Friede den Zugang offen gelassen hatte. Nun aber traten neue Kräfte ins Spiel, durch welche gerade das bewirkt wurde, was Cavour von einer längeren Dauer des Krieges erhofft hatte. An die Stelle des französischen Feldzugs trat eine nationale Bewegung, die das Volk der ganzen Halbinsel ergriff und die von dem Staatsmann der sardinischen Monarchie mit solcher Kunst geleitet wurde, daß dieser nationale Wille die Anerkennung Europas sich erzwang. Es ist — schreibt Guerzoni in seinem Leben Garibaldi's — Italien ebenso ergangen wie Cavour: es war wüthend und schrie auf vor Schmerz und Wuth, aber hernach sagte es sich im Herzen: Gesegnet sei der Friede von Villafranca!

Wilhelm Lang.

Digitized by Google

# Shakespeare's Selbstbekenntnisse.

Von

**Hermann Isaac.**

(Schluß.)

## 8. Eifersucht.

Da den Eifersuchts-Sonetten*) schon früher eine vorübergehende Beachtung geschenkt worden ist, so entspräche es am meisten meiner Neigung, in diesen unerfreulichen, abschreckenden Stoff hier nicht tiefer einzudringen, ihn ohne jeden Kommentar dem Nachdenken eines unbefangenen und poetisch verständnißvollen Lesers zu überlassen. Ich bin überzeugt, daß er in ihnen die naturgemäße Entwickelung, die fraglose Entfaltung derjenigen Empfindungen sehen wird, welche ihm im vorigen Cyklus im Keime, verhüllt und dem Dichter selbst fast unbewußt entgegengetreten sind; daß er hier Erfahrungen von verhängnißvollster Realität, diejenigen persönlichen Erlebnisse des Dichters finden wird, ohne welche er vielleicht nicht im Stande gewesen wäre, den das eigene und das andere Selbst zerstörenden Wahnsinn der Eifersucht in einem späteren Drama mit so überwältigender Naturwahrheit zu zeichnen — und ich bin überzeugt, daß ein solcher Leser den Dichter, ebenso wie den Helden jenes Dramas, mehr bedauern als anklagen wird.

Aber gerade weil diese Sonette unleugbar den Stempel der Realität an der Stirn tragen, weil sie vor allen anderen geeignet sind, die autobiographische Auslegung der lyrischen Gedichte Shakespeare's zu legitimiren, darum sind sie das Fundament geworden zu den schwersten Anklagen gegen den Charakter des Dichters von Seiten derjenigen Kommentatoren, die — sei es aus Uebereifer oder aus verständnißloser Pedanterie — jedem Worte dieser Sonette eine Handlung des Dichters entsprechen

*) 150; 141, 148, 138; 143, 88—90, 147, 139, 140, 142; 137, 152; 144, 133, 134. — 33—35, 40—42.—129.

Digitized by Google

ließen — und nicht weniger das Fundament zu den heftigsten Angriffen gegen die autobiographische Deutungsweise selbst. Lüften wir also den Schleier und schauen jenen Anschuldigungen ins Gesicht!

Seht her, so rufen jene Freunde des Dichters, vor denen er sich selbst leider nicht mehr schützen kann, hier ist das Bild von dem Menschen Shakespeare, das uns die Sonette geben: Er liebt ein Weib, das ihm untreu ist; er weiß um ihre Untreue, schmäht sie, wie sie es verdient und — fleht um ihre Liebe. — Er hat einen Freund, einen vergötterten Freund, der ihn mit jenem Weibe betrügt; er erfährt die ihm wiederfahrene Schmach, macht dem Freunde bittere Vorwürfe und morgen — verzeiht er ihm den schändlichen Verrath und bittet ihn um Entschuldigung, wenn er ihm einen Augenblick gezürnt. — Was für ein unausfüllbarer Abgrund zwischen dem sittlichen Standpunkte der Dramen und der Sonette, zwischen der sittlichen Theorie des Dichters und der sittlichen Praxis des Menschen. Der Dichter ragt mit dem Haupte in die Wolken, der Mensch watet im Schlamme der Erde!

Diesem Standpunkte des starren Zelotismus entgegengesetzt ist derjenige der Humanität, welcher sich folgendermaßen äußert: Berechtigt die Erhabenheit der sittlichen Anschauungen, welche Shakespeare's sämmtliche Dramen charakterisirt, zu der Schlußfolgerung, daß er niemals von einer verwerflichen Leidenschaft ergriffen und beherrscht worden sei? Ist es nicht vielmehr natürlich, daß er sich diesen hohen Standpunkt erkämpft habe durch schmerzliche Erfahrungen an seiner eigenen Hinfälligkeit? Wenn dem aber so ist, „wer wollte dann den ersten Stein gegen Shakespeare erheben, wenn es wahr wäre, daß ihm der unwürdige Gegenstand einer vorwurfsvollen Leidenschaft von seinem jungen Freunde abwendig gemacht worden und er dennoch um diesen Verlust habe klagen und seinem Freunde habe vergeben können?"

Dies ist die Auffassung des verstorbenen Freiherrn von Friesen. Sie läßt nicht mehr als die Möglichkeit bestehen, daß Shakespeare in einer gewissen Phase seiner Entwickelung einen bedenklichen Mangel an Selbstbewußtsein und sittlicher Energie verrathen habe; jene anderen Kritiker aber behaupten die Wirklichkeit. Woraus wollen sie eine solche Behauptung erweisen? Etwa aus den Sonetten? Allerdings: Shakespeare klagt die Geliebte und den Freund selbst wiederholt des Treubruches an. — Glänzender Beweis! Sind etwa alle Anklagen, die ein Eifersüchtiger in der Wuth seiner finstern Leidenschaft ausstößt, begründet? Ist etwa Desdemona eine Treulose, weil Othello sie als solche behandelt? — Und doch hat Othello wenigstens scheinbare Beweise ihrer Untreue in Händen; die Sonette erzählen uns nichts auch

Digitized by Google

nur von scheinbaren Beweisen. Wenn die Eifersucht bei dem Dichter in hellen Flammen ausbricht und ihn zu Schmähungen hinreißt, so beweist das nur, daß er für Momente unter der Herrschaft der Leidenschaft stand, nicht aber, daß seine Leidenschaft durch Thatsachen berechtigt war. — Das 138. Sonett macht den allerpeinlichsten Eindruck, besonders wenn man es isolirt liest. Wollte man aber daraus den Schluß ziehen, daß der Dichter in Gegenwart einer Geliebten, deren Untreue für ihn erwiesen war, wirklich den leichtgläubigen, ahnungslosen Jüngling *gespielt* habe, so wäre das nicht bloß ein Unrecht, sondern der sinnloseste Unverstand. Wenn man ein lyrisches Gedicht seinem ganzen Wortlaute nach als historische Urkunde behandelt, so zeigt man damit eine absolute Unkenntniß des Prozesses und der Bedeutung dichterischer Produktion, und sollte der poetischen Kritik besser fern bleiben. Das Sonett bietet uns allerdings ein werthvolles biographisches Faktum, das aber von jenen unwürdigen Konsequenzen weit abliegt: Die furchtbare *Selbstironie* desselben, in Verbindung gebracht mit einer Reihe ähnlicher Sonette, lehrt uns, daß die anfänglich den Dichter beglückende Liebe zu der unseligsten Leidenschaft wurde, die ihn zu Zeiten an Tugend und Treue, *an sich selbst verzweifeln ließ*. Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, gemischt aus potenzirter Liebe und potenzirtem Haß; der dauernde Kampf dieser Empfindungen ist ein so vernichtender, daß er den Menschen zu vernünftigem Handeln zeitweilig unfähig macht und, wie es Shakespeare selbst ausspricht, an die Grenzen des Wahnsinns treibt. — Wenn also wirklich jedem Worte der Sonette eine Handlung des Dichters entspräche, wenn er unter dem unerträglichen Andrange dieser Leidenschaft hin und wieder von dem im Ehren-Kodex vorgeschriebenen Wege abgewichen wäre, so hätte er eben im „Fieber" gehandelt, und absurd wäre es, wenn man aus solchen Handlungen Zweifel an der Gediegenheit seines Charakters ziehen wollte. Nun aber *läßt* sich ein solches Handeln keineswegs aus den Sonetten erkennen. Ein Sonett, in dem der Dichter die Falschheit der Geliebten schmäht, beweist nicht, daß sie falsch *ist*, sondern daß in dem Augenblicke der Abfassung das Gefühl des Hasses in seinem Herzen die Oberhand gewonnen hat, daß er sie für falsch *hält*. Wenn er sie in einem anderen Sonette bittet, ihm ihre Liebe zu bewahren, so berechtigt uns nichts zu der unwürdigen Annahme, daß der Dichter um die Liebe einer durchschauten Hetäre fleht. Das Sonett zeigt uns den Dichter nur in einer anderen Stimmung, in der die Liebe überwiegt, der Argwohn beruhigt ist, in der er sich wahrscheinlich klar macht, daß er nicht Gewißheit hat, sondern nur Verdacht hegt, ohne doch im Stande zu sein, diesen Verdacht gänzlich aus seinem Herzen zu verbannen. In dieser

Digitized by Google

nicht ausschließlich ruhigen, glücklichen, in dieser gemischten Stimmung sind die Sonette 143, 89, 139 entstanden. Will man nun dem Dichter einen Vorwurf machen, wenn er heute die Geliebte für schuldig, morgen für vielleicht doch nicht schuldig hält, so kann derselbe sich nur gegen seine Eifersucht richten. Denn das ist ja eben das Furchtbare in dieser Leidenschaft, daß der von ihr Besessene nicht weiß, ob er lieben darf oder hassen soll, daß er zwischen Liebe und Haß sinnlos hin und her getrieben wird. Hat der Unglückliche erst Gewißheit, so ist die Krise der Krankheit überwunden, die Heilung kann eintreten. Das aber wird jeder zugeben müssen, daß es hinsichtlich ihrer sittlichen Qualität himmelweit verschiedene Handlungen sind, ob man eine Frau um Liebe bittet, die man — vielleicht mit Unrecht — zeitweise der Untreue für fähig hält, oder eine erwiesenermaßen treulose. Das Letztere kann man wohl in die Sonette hineininterpretiren, aber nicht aus ihnen erweisen. Jedes Wort derselben kann von Othello gesprochen gedacht werden, wie sich in der That manche Gedanken in seinen Reden wiederholt finden — und die Eifersucht Othello's war grundlos.

Aus den sechs an die Adresse des Freundes gerichteten Sonetten (33—35, 40—42) ergiebt sich auch einzig und allein, daß Shakespeare ihn im Verdacht der Untreue hatte, nicht daß er Beweise davon in Händen hatte. Es sind Gedichte, die der Dichter allerdings in schwachen Stunden geschrieben hat, und besonders eins darunter hat ihm schweren Tadel eingebracht von Kritikern, deren poetisches Verständniß sich nur auf die Oberfläche der Wörter erstreckt, auf die Situation, die Umstände, unter denen ein Gedicht geschrieben, nicht mehr hinabreicht, die auch nicht die entfernteste Ahnung davon haben, daß ältere Dichter aus den Anschauungen ihrer Zeit und nicht der unserigen erklärt werden müssen. Es ist das Sonett, in dem Shakespeare sich über den Verlust der Geliebten an den Freund in spitzfindiger Weise zu trösten versucht: der Freund liebe die Geliebte um des Freundes (Shakespeare's) willen, die Geliebte erwidere die Liebe ebenfalls aus Liebe zu ihm; nun aber sei er und der Freund eins, also liebe die Geliebte ihn, den Dichter, doch nur allein. — Dieses Sonett ist zunächst nichts mehr und nichts weniger als die Fixirung einer augenblicklichen und vorübergehenden Stimmung, und nur der naivste Unverstand kann annehmen, daß der Dichter hier die Grundsätze seines Handelns entwickele, kann daraus folgern, daß er diese Art von Tripel-Alliance in praxi gut geheißen haben solle. Die Sache gewinnt ferner ein ganz anderes Ansehen, wenn wir die oben schon berührten platonischen Anschauungen kennen, unter deren Herrschaft jene Zeit und Shakespeare zu jener Periode seines Lebens stand; es ist ein platonischer

Digitized by Google

Gedanke, daß die Freundesliebe unendlich hoch über der Frauenliebe steht, daß der Freund dem Freunde Alles, auch das Geliebteste opfern muß*). Das Sonett spielt mit diesen platonischen Theorien, denen die Praxis im Leben des Dichters, wie spätere Sonette zeigen werden, nicht entsprach. Und schließlich gehört keine hervorragende Gabe des poetischen Nachempfindens dazu, um zu erkennen, welche Stimmung dieser verzweifelten Spielerei zu Grunde liegt: — In „Richard II." macht der sterbende Gaunt Wortspiele auf seinen Namen, und als König Richard die erstaunte Frage thut:

Und spielen Kranke so mit ihrem Namen?

antwortet er:

Nein, Elend liebt es, selbst sich zu verspotten.

Die einzige Thatsache, die wir aus diesen Gedichten erkennen können, ist die naturgemäß wechselnde Stimmung des Dichters.

Wird man nun nicht umhin können zuzugeben, daß auf dem Wege strikter Logik aus solchen Stimmungsbildern Handlungen, die, wenn auch aus leidenschaftlicher Verblendung hervorgegangen, immerhin das Prädikat ehrenrührig verdienen würden, unserem Dichter nicht nachzuweisen sind: so wird man vielleicht daran festhalten wollen, daß der Wortlaut dieser Sonette die Möglichkeit solcher Handlungen nicht nur nicht ausschließt, sondern sie vielmehr sehr nahe legt. Und wir würden in der That nicht im Stande sein, argwöhnischen Gemüthern die Genugthuung dieses Glaubens zu nehmen, hätte nicht ein gütiges Geschick unter den zufällig und unvollständig auf uns gekommenen Sonetten eins erhalten, das in unzweideutigen Worten das thatsächliche Fundament der Eifersuchts-Sonette bloslegt, und damit den Dichter von allen Verdächtigungen reinigt. Es ist das 144:

Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann,
Schwankt zwischen Glück und Unglück her und hin;
Mein guter Engel ist ein schöner Mann,
Der böse ein Weib, dunkel von Farb' und Sinn.
Und dieses, für die Hölle mich zu werben,
Lockt meinen guten Engel von mir fort;
Zum Teufel meinen Heiligen zu verderben
Umbuhlt sie ihn mit falschem Schmeichelwort. (Bodenstedt.)
Doch ward der Engel Teufel? Bang und peinlich
Argwöhn' ich nur, ich weiß es nicht direkt.
Die zwei sind fort; sie sind gut Freund; wahrscheinlich**)
Ein Engel in des andern Hölle steckt.
Doch ich erfahr' es nie und leb' in Zweifel,
Bis es zu heiß dem Engel wird beim Teufel. (Gildemeister.)

*) Phädrus, Kap. 32 (gegen das Ende); Sympostion, Kap. 11 (Mitte).
**) I guess (vermuthe) one angel in another's hell.

Digitized by Google

Danach ist also ein Theil dieser Sonette in gemeinsamer Abwesenheit des Freundes und der Geliebten — war sie vielleicht die Frau eines Hofbeamten? — geschrieben und vielleicht durch sie veranlaßt. Alle Konsequenzen aber, welche die lebhaft erregte dichterische Phantasie an diese Situation knüpft und wie wirkliche schildert, sind Argwohn, Vermuthungen — nichts weiter.

Freilich müssen sich diese Vermuthungen bei dem Dichter allmählich zu einer Art von Ueberzeugung gestaltet haben; denn er handelt ihnen gemäß, er bricht mit der Geliebten, dem Freunde. — Bricht mit der Geliebten? höre ich fragen, wo steht das geschrieben? — Freilich, es giebt kein Sonett, in dem Tag und Stunde verzeichnet stehen, an welchem Shakespeare zu dem Entschluß kam, sich von der Geliebten loszusagen; keins, das mit einem förmlichen Absagebrief eine unanfechtbare Aehnlichkeit aufwiese. Aber kann denn das ein Beweis sein, daß er trotz alledem und alledem von der dunklen Dame nicht habe lassen können? Ist es denn eine erlaubte Folgerung, daß solche Sonette überhaupt nicht geschrieben sein mögen, weil sie sich in der Raubausgabe von 1609 nicht finden? Wäre es nicht auch sehr wohl denkbar, daß er, nachdem die Trennuug beschlossene Sache war, jene keiner Zeile mehr gewürdigt habe? — Auch haben wir ja nun gesehen, daß der Lyriker keine Verpflichtung zu historischer Exaktheit hat, daß Sonette nicht wie historische Dokumente verwerthet werden können, und daß die strengste Akribie in der Wortauslegung den Bethätiger derselben noch immer nicht zu dem Verständniß dessen verhilft, was zwischen den Zeilen geschrieben steht. — Versuchen wir das aber zu lesen, so finden wir ein Sonett (140), das eine Art von Ultimatum enthält, und verschiedene andere (137, 152, 144, 133, 134), die als Selbstgespräche des Dichters zu seinem Herzen aufzufassen und mit höchster Wahrscheinlichkeit nach Abbruch der Beziehungen verfaßt sind; denn sie sind vollständig gehalten in dem Tone des 129. Sonettes, dem man den Titel „Fluch auf die Sinnenliebe" geben könnte und welches über die eigenen Verirrungen ein so energisches Verdammungsurtheil spricht, daß wir das unserige sparen dürfen.

Auch von einer Entzweiung mit dem Freund erwähnen die bisher angeführten Sonette nichts; sie wird aber zweifellos gemacht durch die nach Jahren verfaßten Versöhnungs-Sonette, zu denen wir jetzt übergehen.

Man hat vielfach geglaubt, daß Shakspeare diese Sonette (109—112, 117—120) nach längerem Aufenthalte in London an seine Gattin nach Stratford gerichtet habe. Die Unwahrscheinlichkeiten dieser Annahme im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort. Gewiß ist, daß sie mit

Digitized by Google

großer Deutlichkeit auf die soeben behandelten Vorgänge auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft hinweisen, wie einige Anführungen zeigen werden.

Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort,
Bot mich der Welt zum Spielwerk, in die Seele
Schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr ist's, ich sah die Wahrheit allerwärts
Schief an*), fremdthuend — doch beim Himmel oben!
Der Trug und Wahn verjüngte nur mein Herz
Und ließ mich Dein Gemüth als ächt erproben.
Vorbei ist Alles nun, bis auf das Eine,
Das ewig bleibt. Nie werd' ich mehr bethört
So alte Freundschaft prüfen wie die Deine,
Du Liebesgott, dem ganz mein Herz gehört!
Gieb, nach dem Himmel, denn die höchste Lust,
Den Willkomm mir an Deiner treuen Brust. (110. Regis.)

Eine näherliegende Erklärung als die aus den Freundschafts-Sonetten sich ergebende ist für dieses Gedicht nicht zu finden; der Dichter hat das für ihn und seine Zeit höchste Gut der Freundschaft mißachtet, aufgegeben um einer unwürdigen Liebe willen, und er hat diesen alten Fehler vermehrt durch eine neue Liebe, unter der wahrscheinlich das Verhältniß mit Southampton, das die Veranlassung zu der Widmung von „Venus und Adonis" und der „Lucretia" wurde, zu verstehen ist. Nun kehrt er, geheilt von seinem Wahne, an das treue Freundesherz zurück, an dem er nie wieder zweifeln wird. Die Sonette 117, 118 sind ganz in dem nämlichen Tone gehalten, noch unzweideutiger sprechen sich die Sonette 119 und 120 aus:

Was für Sirenenthränen abgezogen
Auf höllischen Retorten sog ich ein!
Wie zwischen Furcht und Hoffnung gleich betrogen,
Erwarb ich statt Zufriedenheit nur Pein!
Wie frevelte das Herz in seinem Wahn,
Als wenn es reich und selig wär wie nie:
Wie rollte wild das Aug' aus seiner Bahn,
In jener wüsten Fieberphantasie!**) —
O Arzenei des Schlimmen! Dies bewährt:
Daß Uebel Beß'res gut und besser macht;
Und daß erloschne Liebe, frisch genährt,
Nur heller, heißer als zuvor erwacht.
Und so zum Liebsten flücht' ich mich voll Scham
Und dreifach giebt mir Uebel was es nahm. (Regis.)

*) Ich weiß nicht, ob es wirklich Leser giebt, für die es nöthig ist hinzuzusetzen, daß dieser Vers nur den Zweifel des Dichters an dem Siege der Wahrheit, an der Ehrlichkeit der Menschen ausdrückt, nichts weiter.

**) In the distraction of this madding fever: in der Zerrüttung dieses wahnsinnig machenden Fiebers.

Digitized by Google

In den ersten vier Versen des Originals ist das Verhältniß des Dichters zu jener Sirene, die ihn nicht blos mit ihrem Gesange (128) sondern mit Thränen, heuchlerischen, höllischen Thränen zu berücken wußte, mit einer furchtbaren Deutlichkeit geschildert. Und kann es einen Zweifel hinsichtlich der Interpretation des 8. Verses geben, nachdem wir den Dichter wider seinen Willen in den „wüsten Fieberphantasien" der Eifersucht selbst belauscht haben?

Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld
Mir ward zu Theil; so litt ich dazumal,
Daß ich erliegen müßte meiner Schuld,
Wenn meine Nerven nicht wie Stein und Stahl.
Denn wenn Dich meine Ungunst traf, wie mich
Die Deine, littst Du Höllenqual indessen,
Und ich Tyrann hab' unbedächtiglich
Nicht was ich damals von Dir litt, ermessen.
O, hätt' ich damals doch recht tief bedacht
In unsrer Qual, wie wahrer Schmerz verwundet,
Wir hätten gleich den Balsam uns gebracht
Den lindernden, davon das Herz gesundet!
Nun wird die Schuld zum Lösegeld: durch meine
Befrei' ich Dich, gleichwie Du mich durch Deine. (120.).

Dieses Sonett, das mit den übrigen derselben Gattung im engsten Zusammenhange steht, auf die Frau des Dichters zu beziehen, ist eine Unmöglichkeit. Es ist eine äußerst klare Abrechnung mit dem Freunde über alles, was sie getrennt hat: Nun freut es mich, sagt Shakspeare, daß Du mich einst vor werthloseren Menschen*) vernachlässigt hast; denn ohne dieses Aequivalent auf Deiner Seite müßte ich unter der Last des Unrechts, das ich Dir gethan, erliegen. Und doch bin ich ein Tyrann gewesen; denn wissen mußte ich, wie tief verschmähte Freundschaft trifft, und gleich, nicht jetzt, so spät — Deinem wunden Herzen den lindernden Balsam reichen.

Anzunehmen, daß dieses zerknirschte, von tiefer Reue erfüllte Gedicht an einen Freund gerichtet sein sollte, der dem Dichter das empörendste Unrecht gethan hat; daß Shakspeare um Verzeihung bitten sollte, wo es kaum glaublich ist, daß er je vergeben konnte — ist in der That barer Unsinn. Dieses Sonett korrespondirt vielmehr aufs genaueste mit dem vor dem Freundschaftsbruche geschriebenen 144. (s. oben), und aus beiden zusammen ergiebt sich mit absoluter Gewißheit, daß der Bruch veranlaßt worden ist, nicht durch die erwiesene Perfidie des Freundes, sondern durch den thatsächlich unbegründeten Argwohn des Dichters —

*) Die poetischen Nebenbuhler sind gemeint.

Digitized by Google

daß Shakspeare dem Freunde gegenüber der allein schuldige Theil ist. Diese Schuld wird aber wesentlich gemildert durch den Charakter der uns hinreichend bekannten Frau, die, eine Kokette, ebenso unfähig zu wahrer Liebe wie der Liebe des Dichters unwürdig war, und ihm reichliche Veranlassung zur Eifersucht gegeben haben wird. Das können wir schließen, zwar nicht aus den leidenschaftlichen Eifersuchts-Sonetten, wie wir gesehen haben, aber aus den Klagen und Zweifeln, welche die Mehrzahl auch der liebevollsten Gedichte durchziehen, und aus der Verachtung, mit welcher der Dichter nach Jahren von dem Gegenstande seiner Liebe? — nein, seines „Wahnsinns" spricht. — — —

## 9. Spätere Freundschafts- und Gedankenlyrik.

„Auf der Höhe", unter diesem Titel möchte ich die an den Freund gerichteten Gedichte der späteren Sonettperiode*) zusammenfassen, noch weniger deswegen, weil die lyrische Literatur aller Zeiten und Völker nichts besitzt, das an Schönheit der Form, an Tiefe und Echtheit der Empfindung, an Erhabenheit des Denkens diese olympischen Schöpfungen überragte, als besonders, weil der Dichter in ihnen auf der Höhe seiner Lebensanschauung angekommen ist. Er ist ein Wissender, ein Fertiger. Sollen wir bedauern, daß sein Wissen ihn nicht froh, sondern ernst und traurig gemacht hat, daß seine Lebensanschauung keine optimistische ist? Dürfen wir bedauern, daß er nicht behaglich in der Sonne seines materiellen Wohlergehens**) dahintrieb über die Oberfläche der irdischen Dinge, sondern hinabtauchte, um zu erforschen, was die dunkle Tiefe barg? Wozu hatte ihm der Himmel den hellen Blick gegeben als zum Schauen und Erkennen, wozu das starke Herz als zum Mitfühlen und zum — Handeln. Ja, er würde nicht das Kind seiner gesunden, thatkräftigen Zeit, nicht Shakspeare gewesen sein, wenn seine Natur überhaupt empfänglich gewesen wäre für die moderne Krankheit des Verzweiflungs-Pessimismus, des Miserabilismus, der zum Selbstmord führen müßte, wenn die Kranken nicht, wie an allem, auch an ihrer Energie verzweifelt wären. Fühlte er, ein Atlas, den Jammer der Welt auf seinen Schultern — die Last beugte ihn nicht nieder; war ihm das Leben ein „wüster Garten, gänzlich erfüllt von verworfenem Unkraut" — er pflanzte Blumen von ewiger Blüthe hinein; sah er die Menschheit „stöhnen und schwitzen unter Lebensmüh'", ein Ziel „der Pfeil'

*) Außer den Versöhnungs-Sonetten gehören hierher: 115, 102, 77; 122.—52; 60, 64, 81.—29—31, 66; 71—74.—107.— 25, 124, 125.—116, 123. —

**) In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre war der Dichter zu einer für seine Verhältnisse bedeutenden Wohlhabenheit gelangt.

Digitized by Google

und Schleudern des wüthenden Geschicks" — er zeigte ihr den sicheren Hafen, in den sie flüchten kann vor dieser „See von Plagen" —

ein ewig festes Ziel,
Das unerschüttert bleibt in Sturm und Wogen
Ein Stern für jeder irren Barke Kiel —

die Liebe.

Nirgendwo hat Shakspeare diesen Standpunkt des gesunden Pessimismus, d. h. des wahren Idealismus zu machtvollerer Gestaltung gebracht als im 66. Sonett:

Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß,
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Treue wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
Müd' alles dessen, möcht' ich sterben — bliebe
Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

Weniger gewaltig, aber autobiographisch interessanter ist das 29. Sonett:

Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn,
Mir wie ein Ausgestoßener erscheine,
Und, da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schicksal fluche und mein Loos beweine:
Wünsch' ich an Hoffnungen so reich zu sein
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren —
In Kunst, in Freiheit manchen gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk' ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnerung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

Unter den Dramen aber finde ich keins, in welchem diese Lebensauffassung zu klassischerer Darstellung gelangt ist, als in dem gerade um diese Zeit verfaßten „Kaufmann von Venedig". Denn das allein scheint mir die vielgesuchte Idee dieses Stückes zu sein: Liebe und Freundschaft sind, wie die einzigen dauernden Güter des Lebens, auch die festesten Stützen des Menschen im Kampfe mit der Welt.

Digitized by Google

Ist nun Ernst, Wehmuth, Trauer der durchgehende Grundzug der späteren Sonette, so beherrscht diese Stimmung sie doch nicht ausschließlich. Die sich an die Versöhnungs-Sonette anschließenden 115, 120, 77, 122 sind vielmehr erfüllt von dem Glück einer neuerstandenen Freundschaft, das räthselhafte 107. Sonett, das uns noch näher beschäftigen soll, ist eine Freudenhymne, in der die Zukunft dem Dichter in rosigstem Lichte erscheint. Und daß Shakspeare in dieser Periode seines Lebens nicht etwa melancholisch angekränkelt war, beweisen am besten seine dramatischen Schöpfungen: die Trilogie von „Heinrich IV." und „Heinrich V.", „der Kaufmann von Venedig" und „Was ihr wollt", „die lustigen Weiber", Erzeugnisse vollster Geisteskraft und -gesundheit, eines in sich gefaßten, zufriedenen Gemüths, eines tief innerlich durchwärmten Herzens. Mag auch zu Zeiten das Gefühl der Trauer in dem Dichter übermächtig wirken — vielleicht in Folge von Schicksalsschlägen: in dieser Zeit verlor er seinen einzigen zwölfjährigen Sohn Hamnet — so ist der eigentliche Inhalt dieser Dichtungen doch immer nur jene in der Flucht der Zeiten unverrückbare Wahrheit, das Resultat der Erfahrungen eines jeden tiefer empfindenden, tiefer denkenden Menschen: das Leben kann nur vergängliche Güter gewähren, das wahre, dauernde Glück muß der Mensch in seinem eigenen Busen finden, in den Idealen, die er über dem Getümmel des Daseinskampfes fest und hoch hält.

Die Sonette 60, 64, 81 geben dem Freunde noch einmal das Versprechen der Unsterblichkeit, aber in weit erhabenerem Tone als die entsprechenden Jugend-Sonette, in welchen die Verewigung der Schönheit des Freundes das Hauptziel des Dichters zu sein schien:

Seh' ich des Alterthums erhab'ne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchsten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menschenwuth erzittern;
Seh' ich den gierigen Ozean am Reich
Der Meeresküsten überfluthend zehren,
Das feste Land, an Wasserschätzen reich,
Raub mit Verlust, Verlust mit Raube mehren;
Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke,
Das Dasein selbst dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einst die Zeit.
Solch' ein Gedank' ist wie ein Tod: es treibt
Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt. (64.)

Doch wird des Freundes Leib auch der Würmer Beute — so führt 81 aus — sein besseres Theil wird in dem Liede die Zeiten überdauern.



Digitized by Google

Schon bei dem 86. Sonett ist es dem Kenner aufgefallen, daß es nicht bloß das Thema des berühmten Monologes „Sein oder Nichtsein" ist, sondern in ihm mit wörtlichen Anklängen wiederholt wird. Zu diesem Sonette bietet der 2. Theil „Heinrichs IV." dieselbe merkwürdige Erscheinung in den elegischen Worten des Königs:

Gott, könnte man das Buch des Schicksals lesen
Und sehen, wie die Umwälzung der Zeiten
Gebirge platt macht, und das feste Land,
Der sichern trocknen Lage überdrüssig,
Weg schmilzt in's Meer, und wie zu anderen Zeiten
Des Ozeans sand'ger Gürtel für die Hüften
Neptuns zu weit wird; wie der Zufall neckt,
Und wie der Wechsel immer neuen Trank
Einschenkt, in seinen Kelch! O, säh' man das:
Der frohste Jüngling, säh' er ganz den Weg,
Bestandene Gefahr und künft'ge Noth
Er schlöff' das Buch und setzte sich und stürbe. (III. 1, 45.)

Da wir wissen, daß der „Hamlet" bereits 1598 ein beliebtes Stück war, daß der 2. Theil von „Heinrich IV." etwa um diese Zeit beendet wurde, so kann es keinen Zweifel geben über die Zeit, in der diese Sonette entstanden sind.

Ebenso wehmuthdurchtränkt, ebenso einfach schön sind die Sonette 29—31 und 71—74, in denen Gedanken an den eigenen Tod den Dichter beschäftigen.

Die Sonette 25, 124, 125 handeln von der Fürstengunst, von dem Ruhme als Eitelkeiten dieser Welt, über deren Wechsel die Liebe des Dichters erhaben steht:

Laß, die geboren unter günst'gem Stern,
Sich stolzer Titel rühmen, hoher Ehre,
Derweil ich heimlich, den Triumphen fern,
Durch meine Liebe meine Freude mehre.
Der Hoheit Günstling strahlt in seinem Glanz
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume,
Doch ihn beherrschen Laun' und Zufall ganz:
Ein Zornblick macht ein Ende seinem Ruhme.
Der Held, der schwererkämpften Lorbeer trug,
Nach tausend Siegen einmal überwunden,
Ist wie gestrichen aus der Ehre Buch,
Sein Thun vergessen und sein Lohn verschwunden.
Drum glücklich ich — ich lieb' und bin geliebt,
Wo's kein Verdrängen und Vergessen giebt. (25.)

Auch dieses Sonett findet einen unverkennbaren Widerhall in den Worten des Belarius in „Cymbelin", in denen er Arviragus und Guiderius seine Vergangenheit schildert:

Digitized by Google

Kenntet ihr nur der Städte Wucherei
Und fühltet sie an euch; die Kunst des Hofs,
Schwer aufzugeben, zu bewahren schwer,
Wo Steigen sichrer Sturz ist, oder doch
So schlüpfrig, daß die Angst so schlimm wie Sturz ist;
Die Noth des Kriegs, die in der Ehre Namen
Mühsam Gefahren sucht, im Suchen stirbt
Und ganz so oft ein schmähend Epitaph
Wie gut Gedächtnis erntet, manchmal selbst
Schlimm büßt für wackern Dienst und, was das Aergste,
Fußkratzen muß zum Tadel. O dies Los,
Lest es an mir! (III, 3, 45.)

Aehnliche Klagen erheben Timon (I, 1, 84) und Wolsey in „Heinrich VIII." (II, 2, 352), und eine Stelle in „Troilus und Cressida" (III, 3, 75) kann als eine Zusammenfassung dieses und des 124. Sonettes gelten. Damit scheint denn auch die Abfassungszeit dieser Sonette annähernd bestimmt zu sein, die wahrscheinlich auf die Grenze der beiden Jahrhunderte zu verlegen ist.

Gerade um diese Zeit finden diese Sonette eine vortreffliche Beziehung auf die persönlichen Verhältnisse des Grafen Essex. Ende des Jahres 1599 war er infolge seiner unerlaubten Rückkehr aus Irland in schwere Ungnade gefallen, die er noch verschärfte durch unbesonnene, heftige Reden über die Person der Königin, und im Jahre 1600 stürzte er sich in ein unabwendbares Verderben durch seinen thörichten Aufstand. Indessen können wir diese Beziehung nur in die Sonette hineinlegen, wenn wir in Essex den Freund sehen; mit Nothwendigkeit ergiebt sie sich nicht aus ihnen. Alle nach den herrorragend autobiographischen Versöhnungs-Sonetten geschriebenen Gedichte sind unpersönlich gehalten, nur ein einziges darunter macht eine Ausnahme, es ist Sonett 107:

Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen
Der weiten Welt, die träumt von künft'ger Zeit,
Vermag mein treues Lieben zu gemahnen,
Daß es ein Opfer der Vergänglichkeit.
Nach seiner Finsternis glänzt neu der Mond,
Die Augurn spotten ihrer eignen Kunde,
Hoch über'm Zweifel die Gewißheit thront,
Der Frieden mit dem Oelzweig macht die Runde.
Erfrischt am Balsam dieser Zeit hat sich
Mein Herz und ist des Todes Herr geworden,
Denn ihm zum Trotz in meinem Lied leb' ich,
Er triumphirt nur über stumme Horden.
Dir wird's ein Monument, das ruhmesvoll
Manch Königsdenkmal überdauern soll.



Digitized by Google

Es ist keine Frage, daß dieses Gedicht erfüllt ist von Anspielungen auf die persönlichen Verhältnisse des Freundes und Zeitereignisse, ohne deren Kenntniß es unverständlich bleibt. Unter den mannigfachen Erklärungen, welche die verschiedenen Kritiker versucht haben, scheint mir die folgende die plausibelste.

Nach den auffallenden Wiederholungen, welche sich im 2. Theile von „Heinrich IV." aus diesem Sonette finden (IV, 4, 87 und V, 2, 126), ist seine Abfassung mit großer Wahrscheinlichkeit dem Jahre 1598 zuzuweisen. — Die ersten vier Verse, die in einer streng sinngemäßen Uebersetzung lauten: „Weder meine eigenen Befürchtungen noch die Prophezeihungen der Welt können jetzt eine Macht auf die Dauer meiner Liebe ausüben (d. h. erweisen sich jetzt als grundlos), die zu einem kurzen Leben verurtheilt schien", sagen aus, daß das Leben des „Geliebten" bedroht schien — nur so ist „love" hier, wie so oft, zu verstehen; denn die „Liebe" Shakespeare's steht unwandelbar über dem Wechsel des Irdischen, das ist ja das Thema aller dieser Gedichte. Diese Gefahr wird in Verbindung gebracht mit der Verfinsterung des Mondes, sie ist beseitigt, da der Mond jetzt wieder in hellem Glanze strahlt. Wer ist unter dem Monde zu verstehen? — denn daß der Dichter nicht etwa in abergläubischer Weise von den bösen Vorbedeutungen einer wirklichen Mondfinsterniß spricht, ist wohl selbstverständlich; zum Ueberfluß ist im Texte noch das Epitheton „mortal" hinzugefügt, also der „sterbliche, irdische Mond". Für den Kenner der damaligen Literatur ist die Erklärung leicht: die unvermählte Königin Elisabeth wird von den Dichtern ihrer Zeit unzählige Male als Diana, Phöbe, Selene, Luna, als keusche Mondgöttin gefeiert; in „Antonius und Kleopatra" wird derselbe Vers mit Beziehung auf Kleopatra fast wörtlich wiederholt: „Our terrene moon is now eclipsed (unser irdischer Mond ist jetzt verdunkelt)." So drohte dem Freunde Gefahr von der Königin. — Aber nicht bloß unter dem belebenden Strahle des Mondes, sondern auch „unter dem Regen dieser balsamischen Zeit, die Friedenspalmen von endloser Dauer verspricht, blüht des Dichters Liebe wieder auf." Also gleichzeitig müssen sich auch die Zeitverhältnisse in glückverheißender Weise verändert haben. Lassen sich nun ums Jahr 1598 Veränderungen in den Zeit- und den persönlichen Verhältnissen des Grafen Essex auffinden, die den Andeutungen dieses Sonettes entsprechen, so glaube ich in der That, daß die Hypothese einer Freundschaft zwischen Shakespeare und Essex dadurch eine kräftige Stütze erhält. — Solche Veränderungen sind vorhanden, und sie entsprechen genau dem Wortlaute des Sonettes.

Etwa um die Mitte des Jahres fällt jene historische Ohrfeige, die

Digitized by Google

sich Essex infolge respektwidrigen Benehmens während einer Sitzung des geheimen Rathes von der immer schlagfertigen Hand der Königin zuzog. Außer sich über diesen Schimpf, hält sich der Graf monatelang vom Hofe fern und macht trotz der dringendsten Mahnungen seiner Freunde keinen Versöhnungsversuch. In den Rath berufen, folgt er dem Befehle der Königin nicht, sondern schreibt ihr einen Brief voll von den bittersten Vorwürfen, in rücksichtslosem Tone abgefaßt. In dieser Zeit schwebte der Graf allerdings in großer Gefahr; denn der einmal erregte Haß der Tochter Heinrichs VIII. — das hatte sie früher bewiesen, und Essex sollte es in kurzem selbst an sich erfahren — war erinnerungslos, wild und blutig. Erst im September thut er den erforderlichen Schritt, und ist dann im Oktober, wie uns Zeitgenossen berichten*), wieder der erste Günstling.

Genau um diese Zeit, am 13. September 1598, stirbt der mächtigste unversöhnliche Feind Englands, Philip II., König von Spanien. Das war ein Ereignis, welches auf das englische Volk etwa den gleichen Eindruck machen mußte, wie auf uns die Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan, und unsern Dichter mit Recht zu einer Friedenshymne begeistern konnte. Das Original enthält übrigens am Schlusse eine recht deutliche Anspielung auf dieses Ereignis: „Du sollst in diesen Versen weiter leben, wenn eherne Tyrannengräber längst verfallen sind."

## 10. Schluß.

Das Material der Sonette ist erschöpft. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was wir für die Biographie des Dichters aus ihnen gewonnen haben, wobei wir gewissenhaft das, was wir als den thatsächlichen Gehalt enthüllt zu haben glauben, von der Hypothese scheiden wollen.

Es ist ein frisches, thatenfrohes Leben, das den zwanzigjährigen Familienvater aus den drückenden Sorgen der Stratforder Verhältnisse erlöst; wie im Fluge erwirbt er in den ersten Jahren seines Londoner Aufenthaltes nicht bloß eine gesicherte, mehr als auskömmliche Lebensstellung, sondern auch Anerkennung und Ruhm als Dichter; bald darf er sich des Neides derer freuen, die er früher um ihre freie, erfolgreiche Ausübung eines geliebten Berufes vielleicht selbst beneidet hat. Zu diesem äußeren gesellt sich das innere Glück: die Ideale seiner Zeit, die auch sein Herz erfüllen, scheinen sich ihm zu verwirklichen. Er findet einen von Fortuna und allen Göttern verschwenderisch beschenkten

*) In Devereux: „Lives of the Devereux, Earls of Essex."

Digitized by Google

Jüngling, über den er die ganze Liebesfülle seiner jugendlich überschwänglichen Künstlerseele ausschütten darf; eine Frau, weniger schön als anziehend und geistvoll, deren Liebe bestimmt scheint, ihm Erholung und Anregung für die heiße Arbeit des Tages zu gewähren.

Ist es das wahre, dauernde Erdenglück, das er in Händen hält? oder sind es Illusionen, die der rauhe Hauch der Wirklichkeit in nichts verweht? — Nicht leichten Kaufs geben sich die Ideale dem Menschen zu eigen; sie müssen in verzweifeltem Kampfe errungen, in energischer Abwehr behauptet werden, wenn sie seinem Leben eine treue, feste Stütze werden sollen.

Die Freundschaft ist nicht erprobt: der ehrsüchtige Jüngling vernachlässigt über den Huldigungen eines berühmteren Dichters die tiefere Liebe des geringeren und lauscht selbst den dreisten Lobhudeleien eines gesinnungslosen Rivalen. Zwar kehrt der Freund von seiner Verirrung zu ihm zurück und heilt die Wunde, die er schlug; aber eine schmerzhafte Narbe bleibt: nicht Mißtrauen ist es, nur weniger festes Vertrauen.

Die Liebe ist eine verbotene, ihre Freuden sind flüchtig und verstohlen; die Unruhe einer solchen Leidenschaft wird vermehrt durch eine lange Abwesenheit des Dichters, ihr nagender Argwohn genährt durch den freien Verkehr der bewunderungsbedürftigen Frau. Kann sie mehr sein als der wechselnde Gegenstand vergänglicher Lust? so muß sich der auch hier nicht nach Verdienst gewürdigte Dichter fragen: ist sie mehr als einer flüchtigen Neigung werth? — Sie ist es nicht! ruft es in ihm, wenn er sieht wie sie die lüsternen Werbungen sinnlicher Nebenbuhler nicht mit Verachtung straft, wie seine liebevollsten Beschwörungen, seine ernsten Vorwürfe nur ihre Abneigung erwecken. Während die Eifersucht sein Herz zerfleischt, trifft ihn ein anderer furchtbarer Schlag, den neidische ältere Mitbewerber um den Lorbeer nach dem „Emporkömmling" führen: sie ziehen seinen Dichterberuf in Frage und weisen spottend auf den eingebildeten „Bühnenerschütterer"*), dessen Pegasus doch nur fliegen könne mit Hülfe fremder, „ihrer Federn". Und um ihn vollends an den Rand der Verzweiflung zu bringen, scheint die Geliebte — oder täuschen ihn seine von Leidenschaft verfinsterten Augen? — jetzt selbst den Freund in ihre Netze zu ziehen.

Die Gemüthsaufregung des Dichters ist eine an Wahnsinn grenzende, aber seine gesunde Natur kämpft sich siegreich hindurch. Das

*) „Shake-scene" nennt ihn Greene mit einer Verdrehung seines Namens. Die Anfeindungen von Nash und Greene, auf welche nur das 90. Sonett eine unbestimmte Anspielung zu enthalten scheint, fallen in das Jahr 1592 und scheinen auf die Bearbeitung zweier älteren Stücke, des „König Johann" und der „bezähmten Widerspenstigen", deren Verfasser nicht bekannt sind, gemünzt zu sein.

Digitized by Google

wankelmüthige Weib stößt er von sich: von dem Freund, der ihm mehr gewesen ist als jene, wendet er sich in tiefem Schmerze ab. Was Schwächere zerdrücken würde, daraus saugt sein männlicher Geist neue Kraft. Sind ihm die höchsten Genüsse der Erde versagt, so soll ihm die Arbeit Genuß sein. Mit zäher Energie strebt er empor zum Gipfel der Kunst und des Lebens, auf dem wir ihn in den letzten neunziger Jahren finden.

Der Weg zur Höhe führt durch Abgründe. Das ist die Empfindung, mit welcher der Dichter in den Versöhnungs-Sonetten auf die leidenschaftliche Verblendung seiner Jugend und die ihr folgende Zeit des harten, freudlosen Ringens zurückblickt. Die Sonne seines Daseins — die Ideale der Freundschaft, der Liebe, der Kunst — hatte sich zeitweise umwölkt, verfinstert, nun leuchtet sie ihm wieder, nicht mehr erhitzend wie am Mittage seines Lebens, aber hell und warm bis zum Einbruch der stillen Nacht, und der Mann steht auf der weltbeherrschenden Höhe, gefestet in sich gegen Zweifel und Stürme — das sagt uns vornehmlich die erhabene Ruhe der späteren, klassischen Gedanken-Dichtung.

Das scheint mir der thatsächliche Gehalt derjenigen Sonette zu sein, welche ich als autobiographische bezeichnen zu müssen glaube; die andern habe ich je nach Stil und Inhalt in die betreffenden Gruppen eingeordnet. Die Identität des Freundes und der poetischen Nebenbuhler wird niemals mit Sicherheit festgestellt werden können; um aber zu zeigen, daß es nicht unmöglich ist, in der Zeit, der ich nach inneren Gründen die Erlebnisse des Dichters zugewiesen habe, einen der Schilderung der Sonette vollkommen entsprechenden Adressaten zu finden, mußte die leere Stelle in unserem Wissen durch eine Hypothese ausgefüllt werden, die, wie alle Hypothesen, ihren Zweck vollkommen erreicht hat, wenn sie dem Leser wahrscheinlicher vorkommt als die bisherigen*).

*) Die wissenschaftliche Begründung meiner Sonett-Interpretation ist versucht in einem Aufsatze des diesjährigen Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft betitelt „die Sonett-Periode in Shakespeare's Leben".

Digitized by Google

# Die Errichtung direkter Postdampfschiffs-verbindungen zwischen Deutschland und Ostasien sowie Australien.

Von

**P. Chr. Hansen.**

---

Wie immer der Reichstag durch die bevorstehenden Wahlen zusammengesetzt werden mag: darüber kann kaum ein Zweifel sein, daß der Gesetzentwurf über die Postdampfer-Subvention mit großer Mehrheit zur Annahme gelangen wird. Die öffentliche Meinung hat in höchst bemerkenswerther Weise Stellung zu der Angelegenheit genommen. Eine Reihe hervorragender Handelskorporationen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands hat sich in ihren im Laufe der letzten Monate veröffentlichten Jahresberichten resp. in besonderen Schriftstücken auf das Entschiedenste für dieselbe ausgesprochen. Dadurch ist eine Erörterung in Fluß gekommen, welche nach und nach die weitesten Kreise berühren mußte und offenbar auch auf die ursprüngliche Opposition einen gewissen Druck ausübt.

Aus dem Inhalt dieser Diskussion wollen wir die wichtigsten Momente zusammenstellen — wobei wir uns zur Hauptsache an eine von der Handelskammer zu Kiel an den Herrn Minister für Handel und Gewerbe gerichtete sehr eingehende Vorstellung und die wider deren Inhalt erhobenen Einwendungen halten.

Die Entwickelung der Verkehrsbeziehungen Deutschlands mit den überseeischen Ländern während der letzten anderthalb Jahrzehnte weist einen überaus erfreulichen Aufschwung nach. Die deutsche Industrie, der deutsche Handel haben in allen Welttheilen, auf dem europäischen wie überseeischen Markte, einen immer größeren Absatz zu erringen gewußt. Fragen wir nach den Ursachen dieser so stolzen Fortschritte, so ist zu sagen, daß vor Allem die politische Einigung unseres Volkes dem deutschen Namen eine ungleich andere, einflußreichere Stellung wie früher am Weltmarkte verschafft hat. Jeder Kaufmann und Gewerbtreibende, der

Digitized by Google

über die Landesgrenzen hinaus Verbindungen unterhält, wird dies bezeugen. Für die geschäftliche Entwickelung nach draußen hin kann sodann, neben dem Einfluß der Entstehung einer deutschen Flotte, die auf allen Meeren ihre Flagge zeigt, nicht hoch genug die Unterstützung, welche die Ausbildung des Konsulatwesens und, damit in Zusammenhang stehend, die amtlicherseits erfolgte gründliche Beobachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse, sowie die Berichterstattung über dieselben den Anstrengungen des Einzelnen und der Gesammtheit geboten hat, anerkannt werden. Aber dennoch fehlt uns bis jetzt ein ganz Wesentliches, worauf fast alle Berichte der Vertreter des deutschen Reiches im Auslande hingewiesen haben: eine direkte schnelle Verbindung von deutschen Häfen mit Hauptabsatzgebieten unserer Industrie, in erster Linie mit China, Japan und Australien. Deutschland ist in diesem Stücke stets von fremder Vermittelung, der Norden von England, der Süden vorwiegend von Frankreich und Holland, zum kleineren Theile auch von Oesterreich abhängig gewesen. Gerade diejenigen Großstaaten, welche eine führende Rolle im Seeverkehr einnehmen, gerade sie haben schon seit funfzig bezw. dreißig Jahren ihre sonstigen kommerziellen Vorzüge im überseeischen Verkehr andern Nationen gegenüber (wie günstigere, geographische Lage, politische Oberherrschaft über einen Theil der betreffenden Länder, langjährige, geschäftliche Beziehungen, gewaltige Kapitalkraft) durch die Herstellung von Schiffsverbindungen, welche an Schnelligkeit in der Fahrt von keinem andern konkurrirenden Unternehmen erreicht, geschweige denn übertroffen werden — zu stärken gesucht. Sie haben das nicht sowohl aus administrativen oder politischen Rücksichten — im Hinblick auf die Kommunikationen der betreffenden Regierungen mit den Kolonieverwaltungen — als aus allgemein wirthschaftlichen Beweggründen gethan, was schon der Umstand erkennen läßt, daß England mit der Subventionirung von Postdampfschiffslinien zwischen Liverpool und den Vereinigten Staaten den Anfang gemacht hat. Beide Staaten haben sich dabei auch nicht durch abstrakt freihändlerische oder schutzzöllnerische Theorien, sondern einfach durch die Ueberzeugung leiten lassen, daß die Einrichtung dem vaterländischen Wirthschaftsleben von außerordentlicher Wichtigkeit sei.

Durch jenes Werk ist aber nicht bloß der englischen und französischen Industrie ein unberechenbarer Gewinn verschafft, sondern für einen großen Theil des übrigen europäischen Geschäfts ein wirkliches Tributärverhältniß gegenüber England und Frankreich herbeigeführt worden.

Bleiben wir bei dem, was speziell Deutschland aus diesem Verhältnisse erfahren hat. Das Ausland bestimmte einseitig die Frachtraten.

Digitized by Google

Dies konnte geschehen, weil gegenüber der schnellen direkten Beförderung durch die staatlich subventionirten Schiffe von einer deutschen oder sonstigen Konkurrenz für einen Theil der Güter, derjenigen, bei welchen schleunige und pünktliche Lieferung unerläßlich, schlechterdings nicht die Rede sein konnte.

Die nicht zu umgehende fremde Verschiffung bewirkte aus naheliegenden Gründen den Durchgang der Waaren durch die Hand fremder Kommissionaire, Spediteure und Agenten am Abgangs- und vielfach auch am Bestimmungsplatze. Hiermit hängt, weit näher als der erste Anschein ergeben mag, die Thatsache zusammen, daß deutsche Produkte guter Qualität im Auslande von jeher unter fremder Marke, auswärtige Erzeugnisse untergeordneter Güte dagegen als deutsche Waaren, german goods, verkauft worden sind und auch noch heutigen Tages verkauft werden. Deutschland wird es sicher niemals vermögen, diesem abscheulichen Unwesen ganz ein Ende zu bereiten, solange die englische und französische Vermittelung in so weitem Umfange eine nothwendige Voraussetzung für die Zuführung der deutschen Arbeitsleistungen auf den auswärtigen Markt bleibt. Diese bei dem Auslande in Anspruch zu nehmende Bedienung hindert ferner die so eminent bedeutsame unmittelbare Fühlung mit der Fremde, mit den Ansprüchen der Konsumenten, sie macht die Beobachtung der Schwankungen der Konjunkturen und auch noch so manche andere Orientirung nahezu unmöglich. Der indirekte Versandt erschwert des Weiteren die pünktliche Lieferung der Waaren. Die oft genug vorkommende Thatsache, daß bei Expeditionen über fremde Häfen im Falle eines übergroßen Andranges dort nicht die einheimischen, sondern die schon der soviel geringeren Menge wegen für die Rhederei weniger ins Gewicht fallenden fremden Waaren einstweilen zurückgelassen werden, ist ja vom fremden Standtpunkte sehr begreiflich. Für die deutsche Industrie jedoch erwachsen eben daraus die Beschwerden über unpünktliche Lieferung, welche nicht selten in Konsulats- und anderen Berichten gehört werden. Unsere Exporteure sind demgegenüber unter den heutigen Verhältnissen absolut machtlos.

Noch auf Eins ist aufmerksam zu machen. Das englische Zollgesetz bestimmt, daß jedes auf den englischen Boden gebrachte Waarenkollo behufs der zollamtlichen Untersuchung geöffnet werden kann. Diese Vorschrift gilt selbst für Durchgangsgüter und kommt auch dabei nicht selten zur Anwendung. Speziell von Chemnitz aus ist darüber geklagt worden, daß Maschinen, welche in England patentirt und sonst geschützt waren, beim Transit durch englische Häfen mit Beschlag belegt worden sind und daß die Beseitigung solcher Beschlagnahme viel Zeit und Geld erforderte. Durch solche Praxis, wie durch die Umladung der Waaren

Digitized by Google

am Abgangsorte der Dampfer überhaupt, werden nicht nur die Emballagen ramponirt, sondern es ist auch der Inhalt, die Waare selbst, der Gefahr der Beschädigung ausgesetzt, einer Gefahr, die weder die englischen noch französischen Ausfuhrprodukte in gleichem Maße, wenn überall, trifft. Die gerade vorwiegend in ostasiatischen und australischen Berichten oft vernommenen Klagen über ungenügende Verpackung deutscher Waaren sind zweifellos zumeist auf diesen Umstand zurückzuführen.*)

Nun besitzt Deutschland freilich seit Jahren eine Dampfschiffsverbindung von Hamburg nach Ostasien („Deutsche Dampfschiffsrhederei zu Hamburg") und ebenso eine Dampfschiffslinie zwischen Hamburg und Australien („Australia-Sloman-Linie"). Die Schiffe beider Gesellschaften laufen London an, um dort ihre Ladung zu kompletiren. Mag es für den Laien naheliegend und praktisch erscheinen, daß die deutschen Schiffe auf ihren Ausreisen, die ca. 60—70 Tage in Anspruch nehmen, in London behufs Einnahme von Gütern Station machen, so wird doch jeder Sachkundige sagen, daß es geschäftlich weit empfehlenswerther wäre, die von London aus durch die deutschen Fahrzeuge mitzunehmenden englischen Waaren mittelst der so vielfach vorhandenen, raschen und billigen, fast täglichen Schiffsgelegenheit nach Hamburg zum Zwecke der weiteren Verladung zu senden, um somit eine ununterbrochene Reise ab Hamburg nach den überseeischen Bestimmungsplätzen zu ermöglichen. Warum? Unsere Dampfer verlieren durch das Einlaufen in die Themse 2—3 Tage; sie haben überdem als Lootsen-, Hafen- und Liegegelder, Spesen bei der Zollkontrole u. s. w. eine solche Menge von Ausgaben, daß die Kosten des Versandts der Waaren zunächst nach Hamburg hiergegen garnicht ins Gewicht fallen. Trotzdem bei solchem indirekten Versandt englischer Waaren via Hamburg niedrigere Frachtsätze gestellt werden könnten, so verschmähen

*) Sehr gut wird das Vorstehende in einer an den Reichstag gerichteten Eingabe des Deutschen Colonial-Zweigvereins zu Chemnitz, sowie des Zweigvereins für Handelsgeographie und Export daselbst illustrirt: „. . . Es sind Auskünfte, welche bei englischen Banken 2c. zur Information über asiatische und australische Häuser niedergelegt waren, den deutschen Anfragenden erst nach langem Zögern oder verstümmelt oder gar nicht übermittelt worden und dergl m. Ueberhaupt müssen wir wiederholt gegen den weitverbreiteten Irrthum ankämpfen, als wären die sogenannten freihändlerischen Nationen solche fanatischen Theoretiker, daß sie bei der Spedition im Bureau, bei der Vorschiebung der Waaren im Dockschuppen und am Quai, bei Verfrachtung und Assekuranz, beim Verstauen im Schiff 2c. keinen Unterschied zwischen eigenen und fremden Interessen machten; wir haben es nicht nur oft genug erlebt, daß deutsche Waaren durch eine zum mindesten erstaunliche Unachtsamkeit beschädigt, von der ersten Spedition bis zur nächsten und nächstnächsten zurückgestellt, gegen unverhältnißmäßige Prämien versichert wurden u. s w., sondern es ist sogar thatsächlich vorgekommen, daß fremde Schiffer sich geweigert haben, deutsches Gut an Bord zu nehmen. Jede Verschärfung der gegenseitigen politischen Beziehungen macht sich gerade in solchen beleidigenden und schließlich auch kostspieligen Vexationen unfehlbar kenntlich."

Digitized by Google

die englischen Exporteure dennoch jenen Weg. Sie wollen nicht in einem deutschen Hafenplatz die vorhin besprochene Umladung und alle damit verknüpften Nachtheile; sie wollen dies einerseits nicht aus Rücksicht auf die Waare, andererseits nicht, weil sie die deutsche Vermittelung über Hamburg ablehnen. Der Engländer läßt sich da nicht ausschließlich durch geschäftliche, sondern zugleich durch nationale Gesichtspunkte leiten.

Die eben gedachten deutschen Dampfschiffslinien laufen allerdings einzelne der Plätze an, die auch von den Seitens der Reichsregierung in Aussicht genommenen Verbindungen berührt werden mögen. Ohne dem Verdienst jener Unternehmungen zu nahe zu treten, dürfen wir doch wohl sagen, daß dieselben keineswegs dem hier in Frage stehenden Bedürfnisse entsprechen. Ihre lediglich auf den Frachtverkehr eingerichteten und für solchen Zweck an sich sehr brauchbaren Schiffe genügen nicht, wo es sich um schnelle, an bestimmte Termine gebundene Lieferungen handelt, und eben dies ist ein Punkt, der im kommerziellen Leben mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Deutschland bleibt also nach wie vor grade mit dem wichtigsten Theile seiner wirthschaftlichen Interessen nach Ostasien und Australien auf das Ausland, auf fremde Beförderungsgelegenheiten angewiesen. Deutschland bleibt ferner durch seine jetzigen Schiffe vor Allem davon ausgeschlossen, sich jemals an dem Personen- wie dem eigentlichen Postverkehr, im eigenen wie im fremden Interesse, zu betheiligen. Von welchen Nachtheilen letzteres ist, hat Se. Excellenz der Herr Staatssekretär des Reichspostamtes s. Z. im deutschen Reichstage treffend dargelegt.

Wie würde denn aber die Rückwirkung der neuprojektirten Postschiffe auf die bestehenden deutschen Verbindungen sich gestalten? Diese oft aufgeworfene Frage läßt sich wie folgt beantworten: Die ersteren werden eine ganz spezielle Quote des Verkehrs an sich ziehen, wesentlich diejenige, welche heute vorwiegend den in regelmäßiger Fahrt befindlichen (d. h. den fremden) Postschiffen, keineswegs aber den gewöhnlichen (deutschen) Frachtdampfern zufällt. Eben deshalb steht nicht zu erwarten — wie auch die sachkundigste Autorität Deutschlands in Schifffahrtsangelegenheiten, Herr H. H. Meier aus Bremen in unanfechtbarer Weise, zuletzt noch in der am 21. September d. J. abgehaltenen Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins, ausgeführt hat — daß ein ungünstiger Einfluß auf die vorhandenen deutschen Linien in dem von gewisser Seite befürchteten Maße sich geltend machen wird. Es mag ja sein, daß zunächst und vorübergehend ein Bruchtheil des Trafiks derselben auf die neue Linie abspringt; dafür aber wird sich ein Ersatz in anderer Richtung doppelt und dreifach finden. Ist der Verkehr mit dem Osten, sowie mit Australien

Digitized by Google

doch einer unendlichen Ausdehnung fähig! Hier (in Australien, Neuseeland ꝛc.) nimmt Produktion und Konsumtion mit jedem Jahre zu, dort (in China, Japan, Korea ꝛc.) öffnen sich immer mehr die Thore, um dem europäischen Markte Zutritt zu gewähren. Wenngleich sich nach einzelnen Gegenden hin der deutsche Absatz im Laufe des letzten Dezenniums verzehnfacht haben mag, so ist das doch immer nur ein Anfang, ein Anfang, der unter Zuhülfenahme aller Kräfte, ausgebaut und erweitert werden muß. Geht China z. B., wie es sicheren Anschein hat, demnächst dazu über, das ungeheure Reich mit einem Schienennetz zu versehen, so eröffnen sich in ihrer Bedeutung gar nicht zu ermessende fruchtbare Aussichten für die deutsche Industrie. In solcher Lage hieße es nicht anders als selbstmörderisch handeln, wenn nicht das Aeußerste geschehen sollte, um uns im Verkehrswesen wenigstens einzelne der Chancen zu sichern, die unsere Hauptkonkurrenten in Fülle besitzen. Nein, gewiß nicht werden die neuen Postdampfer den älteren deutschen Linien das Terrain abgraben; sie werden ihnen vielmehr eine kräftige Stütze bieten. Die deutschen Postdampfer und die deutschen Frachtdampfer (vielleicht kommen dieselben überhaupt in eine Verwaltung) können sich nur gegenseitig ergänzen, sehr zum Vortheile beider. Jene werden an ihren Ausgangs- und Bestimmungspunkten einen Verkehr konzentriren helfen, den sie selbst gar nicht zu bewältigen vermögen, der daher wenigstens theilweise ganz naturgemäß den Frachtdampfern zu Gute kommen muß. Die Wirkung einer Verbesserung des Transportwesens auf dem Meere kann ja keine andere sein, wie diejenige einer durch das Bedürfniß hervorgerufenen Eisenbahn auf dem Festlande, in einer Gegend, wo seither die einfache Wagenbeförderung auszureichen hatte: was den früheren Verkehrsinteressenten in der einen Richtung abgeht, fällt ihnen in anderer Beziehung wieder zu. Aber sollte deshalb, weil der Uebergang sich bisweilen mit gewissen Unzuträglichkeiten für Einzelne vollzieht, von jedem Vorwärtsschreiten abgesehen werden? Die wirklich unangenehme Folge des Mitbewerbes werden allerdings die fremden Postdampfer fühlen.

Das Beispiel Englands und Frankreichs in Sachen der Errichtung subventionirter Postdampfschiffslinien legt uns noch aus einem anderen Grunde die Pflicht auf, den gleichen, an sich durch eine lange Erfahrung vollgültig bewährten Weg einzuschlagen. Von einer privaten Unternehmung kann nicht erwartet werden, daß sie sich den durch hohe staatliche Unterstützungen getragenen fremden Schiffen in Leistungsfähigkeit, Einrichtungen ꝛc. an die Seite stellt. Sie wird dies, wie solches auch von der Rhederei der Sloman-Linie in einer Veröffentlichung vom Juli

Digitized by Google

d. J.*) ausdrücklich erklärt worden ist, niemals erreichen, und es ergiebt sich deshalb die Frage, ob wir jetzt und für immer in diesem Stücke hinter dem Auslande zurückbleiben wollen oder nicht. Jeder Hinweis darauf, was unsere Groß-Rhederei von Hamburg und Bremen nach Amerika leistet, ist durchaus nicht stichhaltig, weil die Vorbedingungen (durch die Auswanderung ꝛc.) hier absolut andere sind und bleiben werden. Der Kampf unserer unsubventionirten Schiffe wider die fremden staatlich unterstützten Postdampfer läßt sich nur mit einem Kampfe zwischen zwei Personen vergleichen, von denen die eine mit einer scharfen Klinge, die andere mit einer Haselgerte bewaffnet ist. Jede Bemühung um eine wirklich allseitige Konkurrenz unsererseits wäre rein vergebliche Mühe.

Das Interesse der Kaiserlichen Marine an der Inbetriebsetzung schnellsegelnder, vorwiegend auch auf den Personenverkehr berechneter deutscher Dampfschiffe in regelmäßige Fahrten nach Ost-Asien und Australien (wohin alljährlich Ablösungs-Kommandos zu bringen und woher auch solche zu holen sind) wollen wir nicht erörtern; wohl aber muß betont werden, daß solche Verbindungen nach den Hauptstationen unserer Flotte für Gewerbe- und Geschäftstreibende, welche Lieferungen für jene übernommen haben, von hervorragender Wichtigkeit erscheinen. Wie gut organisirt die Versorgung unserer im Auslande befindlichen Marineschiffe auch heute sein mag, so wissen wir doch aus sicherer Quelle, daß durch die Möglichkeit einer schnelleren Kommunikation zwischen ihnen und dem Vaterlande übrigens zugleich den Wünschen der Marineverwaltung in hohem Maße gedient sein wird.

Geradezu unglaublich sind die Berechnungen, welche von Gegnern der Sache hinsichtlich der aus dem Postverkehr mit den neuen Dampfern hervorgehenden Kosten angestellt worden sind. Getreu nach dem Beispiele des Herrn Bamberger im Reichstage hat ein solcher Widersacher folgende Einwendung gemacht: „Nach der amtlichen Poststatistik beträgt die ganze deutsche Postsendung an Briefen, Drucksachen und Waarenproben nach Ost-Asien und Australien nur 300,000 Stück jährlich. Generalpostmeister Stephan nannte die Ziffer von einer Million. Rechnet man, daß hievon etwa der fünfte Theil durch die projektirten Postschiffe befördert werden könnte, so würde also das Reich für die Beförderung von 200,000 Briefen jährlich 4 Millionen Mark zuzuschießen haben; das ist pro Brief, Karte oder Drucksache ein Zuschuß von 20 Mark.“ Wer so spricht, ver-

*) In dieser Veröffentlichung sind überhaupt verschiedene sehr durchschlagende Gesichtspunkte für die Subventionirung überseeischer Postdampferlinien enthalten. Namentlich findet dort Alles, was wir über die Nachtheile des Anlaufens unserer Schiffe in London oben angeführt haben, vollgültige Bestätigung.

Digitized by Google

räth eine wahrhaft verblüffende Unkenntniß des Verkehrslebens. Wer sagt denn, daß die deutschen Schiffe nur für den deutschen Postverkehr fahren werden? Durch den Weltpostvertrag sind die betheiligten Staaten verpflichtet, wechselseitig die Postsachen der andern Staaten auf ihren Schiffen mitzunehmen — woraus sich ergiebt, daß unsere Postdampfer zu einer entsprechenden Quote auch für den postalischen Verkehr von ganz Nord- und Westeuropa, selbst von England mitbenutzt werden. Hierdurch fällt aber jene Kalkulation, die durch die gesammte oppositionelle Presse als unanfechtbar gewandert ist, über 20 Mark Kosten „pro Brief, Karte oder Drucksache" vollständig in sich zusammen.

Die vorstehenden Darlegungen können durch die Zeugnisse einer großen Zahl deutscher Handelskorporationen belegt werden. Wir erwähnen, daß sich die Handelskammern zu Dortmund, Dresden, Elberfeld, Essen, Halle a. S., Kiel, Lahr, Mannheim, Minden, Münster, Oppeln, Plauen, Siegen u. s. w. in entschiedener Weise für die Gesetzesvorlage ausgesprochen haben und daß dieser nachdrücklichen Befürwortung nur eine einzige Stimme, diejenige des Vorsteheramts der Kaufmannschaft zu Stettin gegenüber steht, welche ihren abweichenden Standpunkt im jüngsten Jahresbericht S. 12 in folgender Weise begründet: „Den schon in unserem Bericht für 1881 erörterten und jetzt nur in einem anderen Gewande wieder aufgetauchten Vorschlag von Subventionen aus Reichsmitteln an deutsche Dampfschiffsrhedereien können wir jetzt nicht günstiger beurtheilen als damals".

Wenn dies der gesammte Widerspruch ist, der sich aus Handelskreisen wider das Projekt erhoben hat, so darf von dem letzteren gewiß gesagt werden, daß dasselbe einem im weitesten Umfange empfundenen volkswirthschaftlichen Bedürfnisse entgegenkommt.

Es sind nicht blos wirthschaftliche, sondern zugleich eminent nationale Beweggründe, die den Plan der Reichsregierung stützen. Deutschland darf nicht fremden Staaten gegenüber in einer Abhängigkeit verbleiben, die unsere Industrie so schwer schädigt. Deutschland darf sich solche Abhängigkeit nicht in einer Sache gefallen lassen, wo seine leitende Rolle im gesammten Welt-Postverkehr tangirt wird. Deutschland darf diese Abhängigkeit endlich um so weniger gutheißen, als dies Verhältniß zweien Staaten gegenüber besteht, die sehr leicht der Gefahr ausgesetzt sind, mit fremden Völkern eben in jenen Welttheilen, vielleicht auch untereinander, in Konflikt zu kommen. Grade die Gegenwart bietet hier ja vielfache Lehren. Es läßt sich garnicht vermeiden, daß unter solchen Eventualitäten auch Deutschland in eine unter Umständen gefährliche Mitleidenschaft gezogen wird.

Digitized by Google

Vielleicht mag noch ein Wort darüber angebracht sein, daß sich seither die Hansestädte selbst gegenüber dem Projekt etwas zugeknöpft verhalten haben. Diese Reserve besteht doch auch nur in einem beschränkten Grade. Wenn sich aus Bremen Herr H. H. Meier und aus Hamburg Herr Adolf Woermann so unumwunden für die Sache erklären, so fällt deren Urtheil gewiß schon sehr erheblich in's Gewicht. Im Uebrigen jedoch glauben wir, daß der geschäftsmännische Sinn, der in beiden Städten lebt, das viele Reden über die Angelegenheit einfach als überflüssig erscheinen läßt. Beide Städte werden sicherlich zugreifen, sobald eine bestimmte Offerte von Seiten der Reichsregierung an sie herantritt. Dafür fehlt es schon heute nicht an Beweisen.

Wir haben absichtlich bisher nur die Interessen des deutschen Ausfuhrgeschäfts in der Sache hervorgehoben. Es leuchtet ein, daß auch eine analoge Rückwirkung auf eine Förderung der direkten Einfuhr von mancherlei Kolonialprodukten nach Deutschland, in denen heute England und Frankreich die alleinigen Stapelplätze besitzen, stattfindet. Hierauf, wie auf den Zusammenhang mit der Stellung unserer Marine und mit der Kolonial-Politik versagen wir uns für diesmal einzugehen.

Schon die Rücksicht auf die Export-Verhältnisse allein ist wichtig genug, den Ausschlag für die kräftigste Inangriffnahme des Unternehmens zu geben.

Digitized by Google

# Der Chor in der Tragödie.

Von

**Ludwig Rieß.**

So oft neuere und insbesondere deutsche Dichter den antiken Chor zu erneuern versuchten, ist nicht blos der allgemeine Beifall ausgeblieben, der sonst jede Nachahmung hellenischer Kunstweisen zu belohnen pflegt, sondern es hat auch an strengen Tadlern nicht gefehlt, die unsere realistische moderne Bühne vor der ihr widerstrebenden Zuthat eines weihevollen Chores bewahren wollten.

Auch der vorzüglichste Dramatiker unserer Nation hat auf der Höhe seines Könnens die Darstellungsform des Sophokleischen Theaters wiedereinzuführen versucht; es glückte ihm nach seiner Meinung so sehr, daß er nach der Aufführung seines Stückes an Körner schrieb: „Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich in der Vorstellung der Braut von Messina zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. . . . Goethe ist es auch so ergangen; er meint: der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden."

Dennoch wird Schiller's „Braut von Messina" von fast allen unseren Litterarhistorikern als „Verirrung" bezeichnet, als „Mißverständniß" herabgesetzt. Ja, es ist behauptet worden, daß eine einzige Stelle der theoretischen Abhandlung, durch die Schiller seine Neuerung gegen Widerspruch schützen wollte, mehr werth sei, als das ganze Dichtwerk, um dessentwillen sie geschrieben worden.

Die herrschende Meinung würde bei ihrer ungetheilten Bewunderung der Sophokleischen Dramen in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gerathen, wenn sie die beiden Voraussetzungen zugäbe, von denen die gebilligte Argumentation in Schillers Abhandlung über den Chor ausgeht: daß nämlich erstens die Nachahmung in der That dem Wesen des antiken Chores entspreche und daß ferner die allgemeinen künstlerischen Principien für die moderne wie für die antike Tragödie die gleichen seien. Gerade gegen diese beiden Punkte richtet sich aber die Negation der maßgebendsten Litterarhistoriker.



Digitized by Google

Auf den fundamentalen Unterschied zwischen der modernen Bühne und dem antiken Theater stützt Gödeke sein schroffes Urtheil: „In der Braut von Messina war äußerlich der genaueste Anschluß an die Tragödie des hellenischen Alterthums bewirkt; je vollständiger dieser Zweck erreicht war, desto weiter hatte sich die Form von der heimischen entfernt, und der Schritt, der seiner überraschenden Neuheit wegen als Schritt zur Vollendung angesehen werden konnte, mußte bei reiferer Ueberlegung als Fehltritt erkannt werden"*). — Dagegen giebt Hettner die Berechtigung des Chores auch in der modernen Bühnenschöpfung zu und hebt nur hervor, daß Schillers Nachbildung in wesentlichen Dingen hinter dem antiken Chore zurückbleibt: „Für eine Tragödie von so ganz antiker Anschauungs- und Compositionsweise war die Einführung des Chores durchaus angemessen, ja unumgänglich. Es ist nur an diesem Chor zu tadeln, daß er . . . auch seinerseits in die Handlung leidenschaftlich verstrickt ist und gleich den streitenden Brüdern in zwei streitende Parteien zerfällt. Der antike Chor kennt zwar Unterschiede des Alters und des Standes, nicht aber der Gesinnung und des Urtheils"**).

Wir würden sofort die etwaige Berechtigung dieser Einwände zu untersuchen haben, wenn nicht — ebenfalls in den bedeutendsten Litteraturgeschichten — noch ein dritter Einspruch erhoben würde, der uns vollends den Boden unter den Füßen fortzuziehen droht. Aus dieser äußersten Gefahr müssen wir zuallererst Rettung suchen.

Wir werden nämlich versichert, daß die Braut von Messina in ihrer jetzigen Gestalt gar keine Chöre mehr enthalte: „Schiller selbst" — so belehrt uns Koberstein, — mußte erst wieder die Chöre, von deren Einbürgerung auf der deutschen Bühne er sich so viel für die Veredlung unserer tragischen Kunst versprach, beseitigen: denn das geschah doch eigentlich mit ihrer Verwandlung in die wenigen Personen, unter die alle ihre Reden und lyrischen Ergüsse für die Aufführung vertheilt wurden"***). Und in demselben Sinne äußert sich Gödeke: „Schiller selbst war gezwungen, seinen Chor zu zerstören, und wenn er meinte, durch Zerlegung desselben in viele einzelne Personen die Schauspieler dahin zu bringen, daß sie den Chor spielen sollten, ohne es zu merken, hatte er selbst nicht gemerkt, daß er durch diese nachgiebige Zersetzung des Ganzen in einzelne Namen die Zwecke aufgegeben hatte, die ihm ursprünglich vor Augen standen"†).

Welch einen unseligen Stern lassen unsere Litterarhistoriker über

*) Grundriß der deutschen Litteraturgesch. I. 996.
**) Hettner. Litteratur des 18. Jhdts. III. 3. 317 f.
***) Grundriß der deutschen Litteratur. V. 2098.
†) A. a. O.

Digitized by Google

Schillers Schicksalstragödie walten! Erst mußte der hochstrebende Dichter voll der schönsten Erwartungen seinen Chor schaffen, um ihn unmittelbar vor der ersten Aufführung durch wenige Federstriche selber zu zerstören. Und gleich darauf schrieb der Ahnungslose eine lange Abhandlung, — um die Berechtigung des eben beseitigten Chors zu erweisen!

Ließen die älteren Litterarhistoriker es sich angelegen sein, den Chor abzuleugnen, den Schiller ausdrücklich mit in den Titel seines Dramas aufnahm, so war es dem neuesten Darsteller der deutschen Litteraturgeschichte vorbehalten, auch in den anderen Schiller'schen Dramen Chöre zu entdecken, von deren Existenz der Dichter selbst freilich keine Ahnung hatte. „Die Räuber stehen, (so drückt sich Scherer aus) wie ein Chor um ihren Anführer. Die Verschwörer im „Fiesco" bilden gleichfalls eine homogene Menge. Philipps des Zweiten Hofstaat entfaltet sich, freilich nur in Einer Scene des „Don Carlos", als ein figurenreiches Bild. Die Wallensteinischen Generäle und das Wallensteinische Lager zeigen einen großartig gegliederten Chor. Die Dienerschaft der Maria Stuart und der Hofstaat der Königin Elisabeth enthalten die Keime zu Chören. In der ‚Jungfrau von Orleans' stehen sich zwei feindliche Heere gegenüber. Und ebenso vertreten die Halbchöre der ‚Braut von Messina' zugleich zwei kämpfende Armeen und die Gefolge zweier Fürsten"*). Vom ‚Wilhelm Tell' heißt es dann: „Ein Chor, nur nicht im antiken Sinne, eine gegliederte Masse, bewegt sich im Mittelpunkte"**). —

Um uns aus diesem Labyrinth divergirender Meinungen richtig herauszufinden, müssen wir nach einem wegweisenden Knäuel greifen und den Faden abzuwickeln versuchen, der sicher zum Ziele führen muß. Da gilt es wohl zunächst des verwickelten Begriffes „Chor in der Tragödie" vollkommen habhaft zu werden. —

In dem uns geläufigen, vom Gesang hergenommenen Sinne ist ein Chor allerdings nichts Anderes als eine Gemeinschaft von Personen, die zusammen ein Lied zum Vortrag bringen. In diesem Bereiche ergiebt sich gegenüber dem Sologesange und dem wirren Durcheinandertönen verschiedener Weisen als besonderes Merkmal des Chores: die ideelle Einheit einer sinnfälligen Vielheit von Personen.

Für das Drama und besonders für die Tragödie bekommt nun der Begriff des Chores eine eigenthümliche Vertiefung. Denn hier, wo in unmittelbarer Vergegenwärtigung eine große Handlung abzuwickeln, der katastrophische Knoten zu schürzen und zu lösen ist, bedarf es ganzer Charaktere, ausgeprägter Einzelgestalten, wenn überhaupt etwas zur Er-

*) Geschichte der deutschen Litteratur. S. 608.
**) Ib. S. 609.



Digitized by Google

scheinung kommen soll. Was also im Reiche der Töne eine Vereinigung von vielen menschlichen Stimmen zu einem Sängerchore war, das wird in der Welt des hochgespannten Handelns und nachgeahmter Wirklichkeit als die Zusammenziehung vieler Individuen zu einer für sich stehenden charakterisirten Einheit sich darstellen müssen. —

In der That finden wir eine derartige äußere Gestaltung in den antiken Tragödien vor. Denn jeder Chor ist durch eine Reihe besonderer Eigenheiten charakterisirt und seine Einheit besteht gerade darin, daß alle seine Mitglieder gleichmäßig an diesen Eigenthümlichkeiten theilnehmen. Ueberall finden wir eine besondere Alters- und Berufsklasse zu Chorgenossen verwandt, überall stehen sie in einem engen persönlichen Verhältniß zu dem Helden der Tragödie*): hier das Schiffsvolk, das den Aias begleitet oder gekommen ist Philoktet abzuholen, dort vornehme Greise des thebanischen Senats oder von Kolonos, edle Jungfrauen in Dejaniras Palaste oder Gespielinnen der heldenhaften Elektra. Sie sind so schwach und schwankend oder so eitel und kurzsichtig, so auf das Interesse ihres Landes oder die eigene Rettung bedacht, wie es nur in der beschränkten Menschennatur gegeben und mit dem hohen Ernst der Tragödie zu vereinbaren ist. Es sind fühlende, ja oft schwunghaft erregte Menschen; aber sie haben nichts von der persönlichen Bedeutung der dramatischen Helden; sie treten gar nicht als Individuen hervor, da an ihnen nur gemeinsame Eigenschaften hervorgekehrt aber keine Verschiedenheiten aufgewiesen werden.

Da wird es sich denn wohl von selbst verstehen, daß die Räuber, die ihre verschiedenen Gesinnungen, ihre besonderen Schurkenstreiche so lebhaft gegen einander ausspielen, keineswegs einen Chor um ihren Anführer bilden. Noch weniger werden im „Fiesko" die selbst im Personenverzeichniß unterschiedenen Verschworenen, der „Republikaner" Verrina, der „edle und angenehme" Bourgognino, der „unternehmende, hagere Wollüstling" Calcagno, der „gewöhnliche Mensch" Sacco sich als eine homogene Masse bezeichnen lassen. Sollen so grundverschiedene Charaktere, in ihren Bestrebungen so entgegengesetzte Menschen wie Burleigh, Leicester und Shrewsbury, blos weil sie alle drei zu Elisabeth's Hofstaat gehören, „Keime eines Chors" oder gar die beiden Piccolomini, Illo, Terzky, Isolani, Buttler als „Wallensteinische Generale einen großartig gegliederten Chor" bilden?

Um so entschiedener bleiben aber die beiden Chöre der „Braut von Messina" rücksichtlich ihrer äußeren Gestaltung in den Schranken des Be-

*) Am vollkommensten gilt das für Sophokles, und, wie sich von selbst versteht, darf nur die vollendete Gestalt, die dieser Genius dem antiken Chore aufgeprägt hat, zu unmittelbarem Vergleich herangezogen werden.

Digitized by Google

griffes Chor und ihres antiken Vorbildes. Sie sind als das bewaffnete Gefolge von den fürstlichen Brüdern abhängig, als Kinder Eines Landes aufs engste verbunden, fühlen sich überdies als Genossen des ritterlichen Standes und durch das Band gemeinsamer politischer Interessen zusammengehalten. So viele sie auch sind, *den Darstellern gegenüber* erscheinen sie als vollkommene Einheit, wie es Aristoteles für den Chor fordert*), als „eine einzige, ideale Person", wie Schiller es in seiner Abhandlung bezeichnet.

So bedeutsam tritt das verschiedene Lebenselement des Sängerchores und des Tragödienchores auch in ihrer Erscheinungsform hervor; in jenem besteht die ideelle Einheit Vieler in dem Zusammenklang der *Stimmen*; der dramatische Chor findet seine Vereinigung in dem gemeinsamen *Gesammtcharakter*, in dem sittlichen Zusammenstehen vieler Personen.

Ist es aber auch für den dramatischen Chor unerläßlich, — wie Gödeke und Koberstein wollen —, daß er sich nur unisono äußert, daß er seine Gedanken ausschließlich mit der ganzen Wucht seiner vielen Stimmen zum Ausdruck bringt? Oder können auch die einzelnen Choreuten das Wort ergreifen, ohne daß der Begriff des „Chores" Schaden litte?

Natürlich: für seine eigene Person darf kein Mitglied des Chores eine besondere Meinung hegen, denn damit wäre das Band gesprengt, das den Chor zusammenhält. Wohl aber kann jeder einzelne Choreut im Namen und aus dem Sinne der Gemeinschaft sprechen, der er angehört, und den Gedanken Worte leihen, die seine Genossen und ihn selbst erfüllen. So ist es, wenn Sophokles den Chorführer oder in den Trachinierinnen alle 15 Chorgenossen nach einander zu Wort kommen läßt. Wenn Schiller sich einer ähnlichen Anordnung bedienen wollte, so mußte er Sorge tragen, daß auch von den Einzelnen nur Gesammtmeinungen des Chores ausgesprochen werden, und daß die Reden der Choreuten sich durch die Uebereinstimmung als Aeußerungen desselben Subjekts (des Chores) erkennen lassen. Dies ist aber auf's vollkommenste dadurch verbürgt, daß der Dichter ja seine Chöre ursprünglich zu gemeinsamem Vortrage bestimmt hatte und nur hinterher um der Aufführung willen die äußerliche Eintheilung für sechs Ritter vornahm. So kann es denn wohl in keiner Weise bestritten werden, daß die „Braut von Messina" wirklich das in unserer Litteratur einzige Trauerspiel mit Chören ist, als das Schiller es angesehen wissen wollte. —

Nachdem wenigstens die Existenz der Schiller'schen Chöre gesichert ist,

*) Aristot. Poetik. Cap. XVIII. 6. *Καὶ τὸν χόρον δὲ ἕνα δεῖ ὑπολαβεῖν τῶν ὑποκριτῶν, ...*

Digitized by Google

kommt natürlich ihre Berechtigung und ihre Bedeutung für das Schema der Tragödie um so ernstlicher in Frage. Denn kein Geringerer als Lessing hat die Vortheile einer Wiederbelebung des antiken Chores für nur eingebildete erklärt; Gervinus und Hettner, Carriere in seiner Würdigung Schillers und ihm folgend Gerlinger in seiner preisgekrönten Schrift über die griechischen Elemente in der Braut von Messina vermissen in der modernen Nachbildung gerade das innerste Wesen, die eigentliche Idee des antiken Chores. Da nun diese neueren Kritiker ihr Urtheil fast nur auf Schiller's Ausführungen in der Vorrede zur „Braut von Messina" stützen, aber dennoch zu dem entgegengesetzten Schlusse kommen, wie der philosophische Dichter selbst, so erkennt man wohl, daß hier ein tieferes Problem noch ungelöst ist; wir werden, um über das Verhältniß des antiken und Schiller'schen Chores und über ihren Werth für die Tragödie endgültig zu entscheiden, erst die Wirksamkeit, den künstlerischen Zweck, die technische Leistung beider feststellen müssen. —

Bekanntlich hat die klassische Tragödie der Franzosen ihrem Helden an Stelle des antiken Chores die typisch wiederkehrende Figur eines einzelnen Vertrauten beigegeben. Welchen Vortheil des antiken Theaters glaubte sie dadurch auf ihrer Bühne ersetzen zu können?

Offenbar handelt es sich da nur um eine technische Funktion des griechischen Chores. Für die dramatische Entwickelung ist es nämlich oft von hohem Werthe, den Helden zur Darlegung seiner geheimsten Absichten und der ihn treibenden Empfindungen zu veranlassen, ohne daß ihn hochwogende Seelenkämpfe oder wüthende Leidenschaften zu einem Monologe drängen. Da erscheint im antiken Trauerspiel der Chor als der berufene Vertreter der Oeffentlichkeit, dem etwa der Herrscher seinen Willen verkündet, und der denn wohl durch Fragen und Einwürfe genauere und sorgfältigere Aeußerungen hervorlocken kann, als sie im pathetischen oder grübelnden Monolge je angängig sind.

Besonders bedarf es einer solchen erläuternden Mittheilung an der Stelle, wo die Handlung ihren Anfang nehmen soll, und das erregende Moment betont werden muß. Da bedient sich Schiller in seinen regelmäßigen Dramen entweder des Monologs, wie in der „Jungfrau von Orleans" und im „Wallenstein", oder einer dem französischen Vertrauten entsprechenden Figur, wie etwa Maria Stuart von ihrem Brief an Elisabeth den Kerkermeister Paulet umständlich unterrichten muß. In der „Braut von Messina" konnte er nach dem Vorbilde der antiken Tragiker ungezwungene Mittheilung an den Chor eintreten lassen; Don Manuel erzählt seinen Begleitern die geheime Entführung seiner Geliebten und giebt die nöthigen Befehle zum würdigen Empfange seiner Braut.

Digitized by Google

Wenn es sich um nichts weiter als um diese technische Leistung handelte, so wäre die Zusammenziehung des Chors in die Figur eines Vertrauten den französischen Dramatikern allerdings als eine Verbesserung des Schemas der Tragödie anzurechnen. Für Schiller aber war es der eigentliche Kernpunkt der dramatischen Poesie, weshalb er „ein sinnlich mächtiges Organ", den leibhaftigen antiken Chor wiedereingeführt wissen wollte. Sehen wir einmal zu, ob seine Bemerkungen über diesen Gegenstand wirklich so zutreffend sind, wie die häufige Wiederholung seiner Aufstellungen bei den modernen Beurtheilern erwarten lassen sollte.

„Der Chor bringt Ruhe in die Handlung". Diese Worte aus Schiller's Abhandlung über den Gebrauch des Chores in der Tragödie bilden die allgemeine Vorstellung, die allen Erörterungen dieses Gegenstandes zu Grunde liegt und der des Näheren meist eine doppelte Bedeutung gegeben wird. Schon bei dem Dichter selbst finden wir die zwiefache Wendung dieses Gedankens. „Der Chor, (so heißt es einmal) hebt die Täuschung auf, bricht die Gewalt unserer Affekte, hält die Theile der Handlung auseinander und tritt zwischen die Passionen mit seinen beruhigenden Betrachtungen; dadurch giebt er dem Zuschauer die Ruhe und Freiheit des Gefühls zurück, die im Sturm der Affekte verloren ginge." Also der Chor als darstellende Figur lindert die Erregung des Zuschauers.

Dazu kommt in Schiller's Abhandlung die zweite Wirkung des Chores: „Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln. Die Gegenwart des Chores, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motivirt die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden." Also schon die Leidenschaften der handelnden Personen sollen dadurch gemildert werden, daß sie im Chore Zuschauer haben.

Nur diese letztere, auf die Helden selbst einwirkende, innerhalb der Tragödie zur Erscheinung kommende Thätigkeit des Chores hat Hegel im Auge, wenn er ihn als „das substantielle, höhere, von falschen Conflikten abmahnende, den Ausgang bedenkende Bewußtsein" definirt*). Ihm schließt sich Julian Schmidt an: „Der Zweck des Chores bei den Griechen war, die allgemein giltige Basis des Sittlichen gegen die Einseitigkeit der Leidenschaft festzuhalten" **).

Die andere Seite, die unmittelbare Wirkung auf den Zuschauer betont A. W. Schlegel: „Der Chor ist mit einem Worte der ideali-

*) S. W. X. 3. S, 547.
**) I. 163.

Digitized by Google

sierte Zuschauer. Er lindert den Eindruck einer tief erschütternden oder tief rührenden Darstellung, indem er dem wirklichen Zuschauer seine eigenen Regungen schon lyrisch ausgedrückt entgegen bringt und ihn in die Region der Betrachtung hinaufführt"*).

Carriere endlich verbindet Hegels und Schlegels Meinungen. Wie er vom antiken Chore sagt: „Er stellt den Boden der menschlichen Gattung dar, aus dem die einseitigen Heldengestalten sich erheben. Zugleich ist der Chor der ideale Zuschauer und spricht die Empfindungen der Zuschauer harmonisch aus"**), so tadelt er an dem Chore der „Braut von Messina", „daß er nicht die Idee des sittlichen Gleichmaßes gegenüber den gegensätzlichen Rechten und Leidenschaften der Helden vertrete, ... nicht der ideale Zuschauer sei, der das Gefühl, welches die Handlung erregt, dem Publikum sogleich in geläuterter Form künstlerisch ausspricht"***).

Darauf also stützt sich das absprechende Urtheil über die „Braut von Messina", daß die Bestimmungen nicht befolgt sind, die eigentlich Schiller selbst für den Chor zuerst aufgestellt hatte. Man wird dagegen nichts einzuwenden haben, wenn jene theoretischen Ausführungen Schillers aus der antiken Tragödie richtig abstrahirt sind. Ist dies aber in der That der Fall?

Was die Wirkung des Chores auf die Zuschauer betrifft, so ist es gewiß verkehrt, da von einer Beruhigung der Affekte zu sprechen. Denn die Chorlieder, die hier allein in Frage kommen können, sind durchweg so erfüllt von dithyrambischem Schwung, so reich an gewaltigen, unser Inneres berührenden Aussprüchen, daß wir gerade in den vermeintlichen Pausen der Handlung auf's allerkräftigste erregt werden. Man denke nur an jene gewaltigen Stasima, in denen die Ohnmacht des Menschen gegenüber den Göttern, der ewige Trug unserer weitschweifenden Hoffnungen, die zermalmende Unerbittlichkeit des Schicksals so überwältigend vor die Seele geführt wird. Wen machte nicht die entsetzliche Furcht des Chores in den „Sieben gegen Theben" mit erbeben? Ist nicht in der Fabel von Ibykus schon im Alterthum gerade die ergreifende Wirkung des Chorliedes auf das Gemüth der Zuschauer symbolisch zum Ausdruck gekommen?

„Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied."

Auch bei der ersten Aufführung der „Braut von Messina" in Berlin

*) V. 77.
**) Poetik S. 263
***) Ib. S. 414.

Digitized by Google

wurde die donnerartige Gewalt der tragischen Wirkung in einem ganz ungewöhnlich starken Grade empfunden; zur „Beruhigung der Affecte" trägt also der Chor gewiß nichts bei. —

Aber auch die besänftigende Einwirkung des Chores auf die tragischen Personen ist in den antiken Tragödien nur in ganz verschwindendem Maße vorhanden und ohne jede Bedeutung. Denn was Schiller zunächst im Auge hat, daß durch die Gegenwart des Chores die tragischen Personen zur Besonnenheit im Handeln und zur Würde im Reden gewissermaßen gezwungen werden, widerspricht auf's Entschiedenste dem Gebrauche der antiken Tragödie, in der ein Kreon oder Oedipus gerade mit der blindesten, übereilten Wuth losfährt und beim Hereinbrechen des Geschickes in unverhaltene, nach unserm Gefühl eines Mannes nicht ganz würdige Klagen ausbricht. Dazu kommt, daß die angeblich durch den Chor herbeigeführte, maßvolle Vornehmheit der Handlung auch ohne denselben der Bühne zugestanden und in vollem Maße in „Wallenstein", „Maria Stuart" und Göthes Meisterdramen in die Erscheinung getreten war.

Selbst die etwas tiefere Auffassung von der erhebenden Einwirkung des Chores stößt auf Schwierigkeiten. Denn an wie außerordentlich wenigen Stellen warnt der antike Chor den strauchelnden Helden vor dem bevorstehenden Fehltritt, wie schüchtern ist stets sein mahnendes Zureden und vor allem — der Erfolg bleibt regelmäßig aus. Würde es sich wohl lohnen, den kolossalen Apparat eines Chores aufzuwenden um solcher wirkungslos eingestreuter Bemerkungen willen wie im „König Oedipus": „Uns, die wir still erwägen, scheint ihr Beide im Zorn gesprochen zu haben" oder um Antigones Schmerzensausbrüche nicht zu Ueberhebungen werden zu lassen? Und auch dieser den Helden vor der abschüssigen Bahn warnende Zuspruch wird weit angemessener dem seit Corneille auf der modernen Bühne heimischen Vertrauten zugewiesen, wie etwa Max Piccolomini in einer herrlichen Scene Wallenstein auf dem Wege der Pflicht festzuhalten sucht.

So haben wir denn jene theoretischen Ausführungen, mit denen Schiller seine Wiedereinführung des Chores rechtfertigen wollte und mit denen die Neueren den Glanz der antiken Tragödie erhöhen aber die Braut von Messina herabziehen, für die Beurtheilung gänzlich beseitigt. Denn es wird sich doch um ausschließliche, auf leichtere Weise nicht zu erreichende Vortheile handeln müssen, wenn die Einfügung des längst abgekommenen Chores als ein Fortschritt gelten soll. —

Wie konnte sich denn aber der Dichter der „Braut von Messina" von der richtigen Beurtheilung des antiken und seines eigenen Chores so weit ablenken lassen, obwohl er (wie er an Göthe schrieb) „suchen wollte,

Digitized by Google

etwas recht ordentliches zu sagen und der Sache, die uns gemeinsam wichtig ist, dadurch zu dienen"*)? Wir würden uns in unsern Argumentationen lange nicht so sicher fühlen, wenn wir nicht auch die Veranlassungen zu jenem Fehlgehen Schillers noch aufzuzeigen vermöchten.

Augenscheinlich ging Schiller schon von einem schiefen Gesichtspunkte aus. Er vertheidigte sich nur gegen den supponirten Widerspruch eines übertriebenen Naturalismus, der etwa an einer idealischen, nicht nothwendig mit in die Handlung verstrickten Gemeinschaft Anstoß nehmen konnte. Aber war nicht von anderer Seite ebensogut Einsprache zu fürchten, sprach nicht das innere Wesen seiner eigenen älteren Dramen ebensosehr gegen die Nothwendigkeit des Chores? Da nun der Naturalismus sich allerdings gegen eine Milderung der rohen Affekte und gegen die Rücksichtnahme auf die Schönheit auszusprechen pflegte, so war es leicht gewonnenes Spiel für den Dichter, der seinen Chor als das Mittel zur Erreichung einer ruhigen Würde des dramatischen Lebens ausgab; denn seit der Einführung der metrischen Sprache und seit Schiller's „Wallenstein" hatte die idealische Richtung den unbestrittenen Sieg. Die ebenso schwer wiegenden Bedenken derer, die wohl für eine hohe Weihe des Dramas aber doch auch für die gewöhnliche, erprobte Bühneneinrichtung eintreten wollten, entzogen sich leicht der Betrachtung.

Aber bei einem so tiefdenkenden und in ästhetischen Dingen mit so unvergleichlicher Sorgfalt auf den Kern der Wahrheit dringenden Geiste mußte noch ein zweiter Umstand hinzukommen, um so falsche Angaben begreiflich zu machen. Nach der Beendigung der „Braut von Messina" wandte sich Schiller nämlich einem schon früher begonnenen Drama wieder zu, das ebenfalls mit einem Chore geplant war. Am 1. März 1803 schrieb er Göthe, daß er die „Maltheser" wieder vorgenommen habe und das Stück weiter zu führen gedenke; einige Wochen darauf, im Mai 1803, schrieb er das Vorwort zur „Braut von Messina". Da zeigt es sich nun, daß jene theoretischen Aufstellungen über den Chor auf's Vollkommenste für den Chor in den Fragmenten der „Maltheser" passen; daß da die Gemeinschaft der sechszehn geistlichen Ritter allerdings „als richtender Zeug die ersten Ausbrüche der Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt", ja daß die ganze Thätigkeit dieses Chores darin aufgeht. Zum Beweise setze ich alle Bemerkungen des Bruchstücks über das Auftreten des Chores hierher. „Der Chor trennt die fechtenden Ritter." — „Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblick (der Noth) befehden." — „Er klagt über den Verfall des Ordens." — „Der Chor macht dem

*) Briefwechsel. 24 Mai 1803.

Digitized by Google

Großmeister die Folgen seiner Nachsicht bemerklich. La Valette gesteht seinen Fehler." — „Vergebens erinnert der Chor die Ritter mit Nachdruck an ihre Pflicht." — „Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer." — „Der Chor allein, in der höchsten Würde, begeistert durch Alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion." — Man sieht: dieser Chor steht freilich hoch über den Personen des Stückes; er ist nach Hegels Ausdruck „das substantielle, höhere, von falschen Conflikten abmahnende, den Ausgang bedenkende Bewußtsein." Von dem antiken Chor und zugleich von den Chören der „Braut von Messina" ist er sehr weit verschieden. —

Um so dringender wird jetzt für uns die Forderung, die eigentliche, künstlerische Wirkung des Chores herauszufinden. Da die neueren Erörterungen über diesen Gegenstand seit Schiller's Abhandlung sämmtlich irre gegangen sind, so müssen wir uns, wenn überhaupt noch Hilfe zu finden ist, an Schiller's sonstige Aeußerungen halten; in der Hoffnung, doch noch dem wirklichen Gedankengange des Dichters auf die Spur zu kommen, obwohl die eigentlich ad hoc geschriebene Vorrede zur „Braut von Messina" von der Wahrheit so verhängnißvoll abgesprungen ist. Zum Glück ist uns wenigstens der Kern jener Ideen erhalten geblieben.

Im Jahre 1797 hat Schiller nämlich gemeinsam mit Göthe, von den Mustern des Homer und Sophokles, von den Regeln des Aristoteles ausgehend, das Wesen der epischen und dramatischen Poesie zu bestimmen versucht. In den letzten Tagen des Jahres haben die beiden Freunde dann in einer gemeinschaftlichen Abhandlung die Summe ihrer Besprechungen gezogen. Da schreibt Schiller als letztes Wort über diesen Gegenstand am 29. Dezember 1797:

„. . . man müßte die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht verschaffen. Und dies deucht mir, möchte unter andern am besten durch *Einführung symbolischer Behelfe* geschehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also *nicht dargestellt*, sondern blos *bedeutet* werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel daran zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge sein, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge und innerhalb derselben desto wirksamer würde."

Schon hierin tritt die Ideenassociation mit den Bestrebungen hervor, die zur Abfassung der Braut von Messina geführt haben, und die zum Theil in der Abhandlung über den Chor niedergelegt sind. Die „Reform

Digitized by Google

des Dramas durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung" erinnert ganz an die übereinstimmenden Wendungen in jenem Vorwort, und wenn verlangt wird, „daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge und innerhalb derselben desto wirksamer würde", so entspricht dem eine Stelle aus der Abhandlung: „Der Chor reinigt also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet"; kurz, man erkennt schon hierin, daß die Neuerungen der 1803 vollendeten „Braut von Messina" mit diesem Gedanken von 1797 in Verbindung stehen.

Jener Brief fährt aber fort:

„Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper verläßt man wirklich jene servile Nachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schöneren Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet ....."

Augenscheinlich enthält dieser Brief wenigstens nach Schillers Denkweise den Schlüssel des Problems, und es fragt sich nur, ob wir die dunklen Andeutungen verstehen und mit der Eigenart der antiken Tragödie und der „Braut von Messina" in richtige Verbindung bringen können.

Wiederholen wir es uns noch einmal, was Schiller verlangt: „Einführung symbolischer Behelfe, die in allem dem, was nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten". Wenn wir, ganz in Schillers Gedankengang einsetzend, behaupten, die Chorlieder der antiken Tragödie seien solche symbolischen Behelfe, so wollen wir das statt durch Raisonnement zunächst durch ein Beispiel klar zu machen suchen.

Im „Wallenstein" und in „Antigone" ist ein ganz gleichartiges Liebesverhältniß enthalten. Thekla, die Tochter Wallensteins, ist von heißer Liebe zu Max Piccolomini entflammt, der gegen ihren Vater für den Kaiser Partei nimmt; sie vereinigt sich mit ihm im Tode. Hämon, der Sohn Kreons, ist der Geliebte der Antigone, die sich gegen das Verbot seines Vaters vergangen hat; er stirbt mit ihr, da sie die Strafe für ihre That abzubüßen im Begriffe ist. Aber der moderne Dichter giebt uns davon eine dramatische, direkte Darstellung, der antike begnügt sich mit einer symbolischen.

Digitized by Google

Schiller sah sich genöthigt, auch diesem Stoffe das gegenwärtige Leben, die eindringliche Fülle der Wirklichkeit zu geben, und dies ist nur mit weitausgreifender Umständlichkeit zu erreichen. Ausführlich muß Max der Gräfin Terzky die Entstehungsgeschichte seiner Liebe, das Geständniß auf der Reise mittheilen. Eine Begegnung der Liebenden mußte eine Scene der „Piccolomini" bilden. Die Abschiedsscene, der Bericht von Maxens Tod, den der schwedische Hauptmann Thekla giebt, der Entschluß, heimlich zum Grabe des Geliebten zu eilen, nehmen die Bühne noch für sechs Scenen in Anspruch. Dennoch hat der Zuschauer das Gefühl, daß dies Verhältniß nicht vollständig genug zur Erscheinung kommt, um als nothwendig und deshalb glaubhaft Eindruck zu machen; es verzweigt seine Wurzeln noch nicht weit genug in dem Boden, auf dem es erwachsen ist.

Anders bei Sophokles. Nicht mit einem Worte sprechen Antigone und Hämon von ihrer Liebe; nur von dem Chore und von Kreon erfahren wir, daß der Königssohn sich die Tochter des Oedipus zur Braut erwählt hat: nur das nackte Faktum, nichts von der Entstehung der Liebe. Selbst als Hämon seinem Vater gegenüber für seine Braut eintritt, macht er sein Recht an Antigone nicht geltend. Als er aber schmerzbewegt davoneilt, stimmt der Chor sein Lied an:

Strophe.

O Eros, Allsieger im Kampf!
O Eros, der Beute du anfällst,
Der über den zarten Wangen
Des schlummernden Mädchens ruhest;
Und schweifst meerüber und zur
Einsamen Feldwohnung;
Und kein ewiger Gott
Mag dir entfliehen,
Kein irdischer Mensch, der Sohn des Tags;
Und ergriffen rast er.

Gegenstrophe.

Du ziehst den unschuldigen Sinn
Dahin in Schuld, die ihn verderbet;
Du schüretest hier den Männern
Des häuslichen Zwistes Flamme;
Und sieh, es siegt mächtig der Liebreiz in der Braut süßen
Wimpern, sitzend im Rath
Ueber die Rechte
Des Throns; denn mit Lächeln nimmt den Sieg
Aphrodite's Gottheit.

Und dieser dithyrambische Erguß ist wirksam genug, um glaublich zu machen, was nachher der Bote meldet: daß Hämon sich im Kerker seiner

Digitized by Google

Braut den Tod gegeben und sich „in des Hades Haus das Weihefest der trüben Hochzeit mit Antigone bereitet habe."

Da dient der Chorgesang dazu, das Motiv, das in der Handlung wirksam sein soll, mit ausdrucksvoller Entschiedenheit hervorzuheben und in seiner Eigenart zu kennzeichnen. Es wird blos eindringlich „bedeutet", nicht wirklich „dargestellt", daß die Liebe Hämon zu seiner That treibt; der lyrische Ausbruch des Chores kann also wohl als ein „symbolischer Behelf" statt des eigentlichen Gegenstandes gelten.

Ueberaus häufig beleuchten die Chorlieder in dieser Art die treibenden Seelenkräfte, die zur Erscheinung kommen sollen. Und nicht nur einen Ersatz bieten diese Zwischenaktslieder für die genauere Ausführung des dramatischen Verlaufs, sondern sie geben der Darstellung erst ihre hohe Tragik; sie führen die überwältigende Erregung erst recht herauf.

Der Wächter kommt und meldet dem Könige, daß Polyneikes Leichnam trotz des Verbotes begraben worden sei, ohne daß man den Thäter ermittelt hätte. Die dummoreiste Geschwätzigkeit und feige Verschmitztheit des Mannes geben der Scene gradezu einen travestierten, possenhaften Charakter. Da setzt der Chor ein: „Vieles Gewaltige lebt, und Nichts, was gewaltiger als der Mensch" und indem er breit und weihevoll hervorhebt, was alles die menschliche Kühnheit kann und wagt, giebt er dem eben vernommenen besonderen Falle eine erhöhte Bedeutung, da er ihn mit größeren, allgemeineren Vorgängen in eine Reihe rückt. Die so hervorgerufene deutliche Vorstellung des gefahrvollen Wagnisses überhaupt mahnt uns, auch an den Vorfall der Handlung ähnliche Erwartungen zu knüpfen, und erfüllt uns mit der dunklen Besorgniß, die wir bei unserem eigenen Thun in der Welt draußen so oft empfinden müssen.

Das antike Chorlied geht also von der einfachen, klar vorgeführten, den gewöhnlichen Lebensverhältnissen conformen Scene zu viel bedeutsameren, nur in einer Beziehung ähnlichen Gegenständen über, es greift plötzlich mitten in der Wirklichkeit, deren nachgeahmter Schein unsere Sinne beschäftigt, fort zu den kühnsten Gedanken, zum höchsten dithyrambischen Schwung. Unsere dadurch gesteigerte und schon nach einer bestimmten Richtung hin empfänglich gemachte Stimmung läßt uns auch das nur unvollkommen Dargestellte als wahrhaft gegenwärtig erscheinen; so umgiebt sich uns die Handlung mit erhöhtem Pathos, und ihre Träger werden der Gegenstand der Gefühle, die in uns angeregt sind.

Man wird diese Wirksamkeit des Chores und damit die Darstellungsart der antiken Tragödie wohl die symbolische nennen können. Wenigstens ist auch hier das vorhanden, was Hegel als die bewußte Symbolik der vergleichenden Kunstform entwickelt: „das dem äußerlichen Zusammenhange

Digitized by Google

nach Entferntliegende ist zusammengebunden, und somit in das Interesse für den einen Inhalt das Mannigfaltigste hineingezogen." „Durch Verweilen bei ein und demselben Gegenstande wird dieser zum substantiellen Mittelpunkte von einer Reihe anderer Vorstellungen gemacht, durch deren Andeutung oder Ausmalung das größere Interesse für den Gegenstand objektiv wird"*).

Bemerken wir aber, daß die Chorlieder als lyrische Intermezzos außerhalb der folgerichtigen Entwicklung der Handlung, ja eigentlich außerhalb der dramatischen Kunstwelt liegen; wie die Choreuten ihren eigenen Raum um den Altar der Orchestra her erfüllen, so bringen sie auch nur von außen Pathos und Interesse an die Situationen und Vorgänge des Dramas heran.

Der moderne Dichter, der seinen Chor unweigerlich auf das bretterne Gerüst der Bühne emporheben, auf den Ort der unausgesetzten Spannung stellen muß, wird sich in dem Raume, der für die große Abwickelung der Handlung hergerichtet ist, nicht so frei zu fernabliegenden Dingen, zu Unterbrechungen des Dramas fortbewegen können. Der antike Chor auf der heutigen Bühne müßte als todte Masse, als störender „Umstand" erscheinen, wenn die Gewalt der Leidenschaft auf den Brettern tobt, und das erschütternde Schicksal einherschreitet.

Wie es nun Schillers Schöpfungskraft vermocht hat, diese Klippe zu vermeiden und sich dennoch den Vortheil symbolischer Darstellungsweise zu erhalten, wird zu allen Zeiten die höchste Bewunderung verdienen.

Der moderne Dichter hat ein äußerst ergiebiges Moment zu breiter Entfaltung gebracht, das bei Sophokles ganz unbenutzt bleiben mußte. Schiller hat im Auge behalten, daß die Gemeinschaft, die er vorführt, aus freilich gleichgestellten Personen besteht, die aber dennoch an sich mannigfaltige Auffassungs- und Empfindungsweisen vertreten und nur durch denselben äußeren Vorgang, dieselben persönlichen Interessen veranlaßt werden, sich zu vereinigen zu einem allgemeinen Bewußtsein, zu einem naheliegenden Entschlusse. Natürlich: den Personen des Dramas gegenüber müssen sie immer ihre Einheit hervorkehren, immer mit dem gemeinschaftlichen Gedanken fertig sein**). Aber wenn sie allein sind, können sie ungestört ihre Gefühle erst zu einem ihnen allen genehmen Ausdruck zusammenzufassen suchen, im Gespräche die Situation auseinanderfalten, verschiedene Gesichtspunkte geltend machen, besondere Neigungen, geheimnißvolle Ahnungen einander mittheilen. So können sich in den Scenen, in denen der

*) S. W. 528 f.

**) Wir wiederholen die Forderung des Aristoteles: *Καὶ τὸν χόρον δὲ ἕνα δεῖ ὑπολαβεῖν τῶν ὑποκριτῶν.*

Digitized by Google

Chor allein auf der Bühne bleibt, wohl jene schwachen Contraste und Spannungen entwickeln, auf denen der Dialog beruht; es kann jenes innere Leben erscheinen, welches das Wesen der dramatischen Form bildet.

Der Gewinn dieser Gestaltung des Chores ist nun folgender; es ist durch sie eine belebte, dramatische Welt geschaffen, die frei von tragischen Conflikten ist, gewissermaßen eine Schicht niedrigerer Wesen, über denen dann die eigentlichen Helden der Tragödie stehen. Wie der Chor selbst es ausspricht:

„Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft "

Durch diese beiden Schichten geht nun die große Handlung hindurch, und ihre poetische Wahrheit und packende Gewalt ist um so höherer Steigerung fähig, je reicher sie auch auf dem niederen Niveau abgetönt werden kann. Jeder große Vorgang zwischen den Helden des Dramas kann zunächst in geringerer Stärke, mit weniger tiefer Leidenschaftlichkeit, in einfacherer Beziehung, aber mit farbenreicherer Ausführung innerhalb des Chores durchgeführt und zur Erscheinung gebracht werden.

Auch das ist eine symbolische Darstellung und zwar die der dramatischen Kunstform besonders eigenthümliche. Goethe sagt darüber in seiner Abhandlung „Shakespeare und kein Ende" vom Jahre 1826: „Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was ... zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet."

Diese höchste Forderung des Theatralischen wird aber in der Braut von Messina mit Hilfe des Chores auf das vollkommenste erfüllt.

Als der Tag der friedlichen Unterredung gekommen ist, treten ihren Herren voraus die Chöre sich gegenüber; mit geballter Faust, mit wüthendem Blick stehen sie eine Weile da, bis sich die eine Partei zu kühlem Gruße bequemt; allmählich bringen sie die Gründe vor, um derentwillen sie, die Söhne eines Landes, in Eintracht leben sollten. So werden die Reibungen überwunden und jene laue Erweichung des Sinnes vorgeführt, ohne welche die erste Annäherung der feindlichen Parteien nicht gut denkbar ist; über diese Vorstufe hinweg können die Brüder selbst bald zu wärmerer, innigerer Freundschaft übergehen.

Und wiederum, als der neue Conflikt sich anbahnt, weil beide Brüder dieselbe Geliebte heimführen wollen, senden sie zunächst ihre Gefährten aus, die Braut einzuholen und zu geleiten. Zwischen diesen entspinnt sich sodann der eifersüchtige Zwist, der sie zu hitzigem Wortgefecht und zu den

Digitized by Google

Waffen treibt. Wohl schafft Don Manuels Machtgebot Ruhe. Aber wie ein greller Blitz flammt es wieder auf, als Caesar erscheint, seine Geliebte in seines Bruders Armen findet und mit dem Mordstahl die schnelle, schreckliche Entscheidung giebt. Wiederum hat durch die sorgsame Ausführung der minder wichtigen, nur stellvertretenden Handlung die eigentliche Scene zwischen Cesar und Manuel gedrungene, wirkungsvolle Kürze gewinnen können.

Don Cesars Eifersucht ist das lebendige, die Katastrophe herbeiführende Moment in der „Braut von Messina"; daß beide Brüder von Beatrices Lichtgestalt zur leidenschaftlichsten Liebe hingerissen werden, ist das wichtigste Faktum der Fabel. Aber keines der beiden Liebesverhältnisse wird dargestellt; nur durch Erzählen erfahren wir von ihnen; Manuel theilt seine geheime Liebe seinen Begleitern mit, und Don Cesar offenbart sich in der gediegensten, schönsten Sprache, die ein entzündetes Herz nur eingeben kann, seiner über Alles verehrten Mutter. Bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes aber lag viel daran, den bezaubernden Eindruck, den Beatrice auf beide Fürsten machte, auch zu vergegenwärtigen und eindringlich zu machen. Wenigstens zu einer symbolischen Darstellung jenes verhängnißvollen, allbezwingenden Liebreizes bot der Chor die Möglichkeit. Beatrice erscheint, von Don Cesars Gefolge bewacht, und sogleich werden die rauhen Männer dazu hingerissen, den Besitz einer solchen Frau als das Höchste zu preisen, was die Erde bietet, und ihren Herrn um diese Gunst der Götter zu beneiden:

(Bohemund). Aber *eines* doch ist sein köstlichstes Kleinod —
Jeder andre Vorzug sei ihm gegönnt,
Dieses beneid' ich ihm unter allem —
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken ist aller Augen,
Daß er sie eigen besitzt.

Da wird das schnelle Aufflackern der Liebe bei Don Cesars Begegnung mit Beatrice, wovon wir erst nach jener Scene hören, um so wahrscheinlicher und überzeugender. —

Oben bestand das Kunstmittel der symbolischen Darstellungsweise darin, daß die großen Vorgänge der Handlung in ein ausführliches Vorspiel mit den nöthigen Vorbereitungen und in den letzten entscheidenden Stoß zerlegt wurden. Aber auch einem schon abgethanen Einzelakte kann dadurch bedeutendere Wucht und überzeugende Wahrheit verliehen werden, daß die durch ihn erzeugten Wirkungen in der unteren Schicht ausführlich dargelegt werden. Denn die Folgen jedes Vorganges zwischen den Helden des Dramas muß der Chor unweigerlich tragen; fortwährend wird



Digitized by Google

seine Lage verändert; zu immer anderen Geschäften, zu immer neuen Sorgen drängen ihn die Ereignisse, die an dem Königshause von Messina sich erfüllen. So deutet er immer noch einmal auf die große Handlung zurück, da er um ihretwillen für sich Entwürfe machen, sich in Thätigkeit setzen muß. —

Als der Friede zwischen den fürstlichen Brüdern zu Stande gekommen ist, müssen auch ihre Retter die große Veränderung aller Verhältnisse ins Auge fassen und eine andere Lebensführung wählen. Sie überlegen sich, ob sie ihr Dasein am besten durch fröhliches Liebesgetändel oder durch rauhe Jagdlust oder etwa durch ein bewegtes Seeleben erhöhen sollen. Diese eingehende Andeutung eines entschiedenen Friedens reicht hin, uns die Versöhnung als das wahrhaft die Situation beherrschende Ereigniß empfinden zu lassen. — Besonders ausdrucksvoll ist dieses Kunstmittel in jenem ungeheuerlichen Auftritt, in dem Don Cesar zu dem Leichnam seines gemordeten Bruders herantritt; die wiederholten schrecklichen Verwünschungen des aufgeregten Chores vergegenwärtigen die ganze Furchtbarkeit der Aktion:

Erster Chor (Cajetan) in heftiger Bewegung nach der Thur sehend)
Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!
(Berengar.) Eherner Füße
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!
(Cajetan.) Stürzet ein, ihr Wände!
Versink', o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entsteiget, entsteiget
Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die richtenden Götter ein!

Beim Eintritt des Don Cesar zertheilt sich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm; er bleibt allein in der Mitte der Scene stehen.

Wir brechen in der Darstellung der thatsächlichen Wirksamkeit des Chores ab, um auf dem Gebiete, auf dem sich unsere Erörterungen bewegt haben, etwas weitere Umschau zu halten und die Sonde der Kritik anzusetzen.

Soll der dramatische Chor gegen jeden Angriff gesichert sein, so genügt es nicht, daß er in sich möglich ist, daß seine Wiedereinführung ge-

Digitized by Google

wisse Vortheile für die Darstellung bringt; er wird in seinem Bereiche als unbedingt nothwendig und unentbehrlich erscheinen, mit dem Grundwesen tragischer Kunst aufs innigste zusammenhängen müssen.

Zunächst: ist jene symbolische Darstellungsweise, die in dem Chore so breit entfaltet wird, nicht auch in der gewöhnlichen Tragödienform möglich? Gewiß. Wenigstens haben wir ein herrliches Beispiel davon in der „Maria Stuart". Da wollte Schiller die Katastrophe der unglücklichen Schottenkönigin vor Augen stellen; er zerlegt den Akt in die ausführlichen Vorbereitungen der Maria zu ihrem letzten Gange und in den schrecklichen Moment auf dem Schaffot selbst. Jene Zurüstungen stellt er wirklich dar; Alle sind in Trauer gekleidet; die Diener der Maria kommen von weit her und nehmen nach einander von ihr Abschied; die Königin macht ihr Testament und versichert sich bei ihrem Kerkermeister, daß es aufgehoben und ausgeführt werde; Melville nimmt die letzte Beichte seiner Herrin entgegen; der Sheriff kommt, Maria abzuholen. Aber das furchtbare Schauspiel der Hinrichtung wird uns, — wie könnte es anders geschehen? — durch symbolische Darstellungsart, durch eine stellvertretende Handlung vergegenwärtigt. Leicester bleibt auf der Bühne zurück und muß Zeuge des grausigen Vorgangs sein. Die Wirkung, die das Entsetzliche auf ihn ausübt, deutet auf die Handlung, deren Verlauf wir glauben sollen:

„Muß ich anhören, was mich anzusehen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet sie —
— Sie unterbricht ihn — Horch — Laut betet sie —
Mit fester Stimme — Es wird still — Ganz still!
Nur Schluchzen hör' ich und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt —

(Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen und eine Weile inne gehalten, sieht man ihn plötzlich von einer zuckenden Bewegung zusammenfahren und ohnmächtig niedersinken; zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Getöse von Stimmen, welches lange forthallt.)

Aber dies ist auch fast das einzige Beispiel andeutender Darstellung im regelmäßigen Drama.*) Und wenn man sonst ganz ohne dieses Kunstmittel auskam, wozu bedurfte es da in der „Braut von Messina" eines eigenen Organes für symbolische Darstellung?

Es beruht dies auf dem inneren Unterschiede der antiken und modernen Tragödie, wie er in dem wesentlichsten Bezuge, in der Handlung selbst erscheint.

*) In der „Jungfrau von Orleans" ist etwas Aehnliches versucht. Eine Schlacht wird vorgeführt, indem ein Soldat auf der Warte sie beobachtet und von ihrem wechselvollen Verlauf der Königin Isabeau berichtet. Aber das wiederholte Kichern, mit dem die Zuschauer diese Scene zu begleiten pflegen, beweist, daß hier die andeutende Darstellung mißglückt ist.



Digitized by Google

Auf Spiel und Gegenspiel beruht die moderne Tragödie. Jede Aktion findet Hemmungen in den Interessen Anderer, in dem Sein und Wollen der verschiedenen, von ihr beeinflußten Charaktere; es entsteht eine Reaktion, die sich gleichen Schritts mit der positiven Handlung steigert, sie endlich überragt und scheitern läßt. Wallenstein tritt zu den Schweden über, dazu gehört, damit es nur geplant werden könne, daß er sich der Anhänglichkeit seiner Generale schriftlich versichert, daß er den Feind, der dem gefährlichen Unternehmen in seiner eigenen Brust widerstrebt, überwindet, endlich mit den Schweden sich über die Bedingungen ihres Bündnisses einigt. Aber gleich von vornherein greift auch die Gegenpartei ein; Octavio Piccolomini entlockt Wallenstein seine geheimsten Gedanken, leitet den Widerstand der kaiserlich gesinnten Generale, zieht endlich auch Isolani und Buttler auf seine Seite, so daß Wallensteins Unternehmen auf der letzten Stufe seiner Ausführung mislingen und das Schlimmste über ihn hereinbrechen muß. Nur dadurch, daß von zwei entgegengesetzten Seiten her sich die Thätigkeit auf denselben als Möglichkeit vorliegenden Gegenstand richtet, daß Wirkung und Gegenwirkung auf mehreren Etappen zu einer vorläufigen Entscheidung, zu einem Zustande führt, von wo aus ein neues Ringen beginnt, nur dadurch kann der dramatische Verlauf wirklich dargestellt werden. Jetzt erst können auch die mannigfaltigen Nebencharaktere, Illo, Terzky, Isolani, Buttler, Gordon, Max Piccolomini, die Gräfin, bei dem großen Wagnis mit beteiligt werden. Sie bilden jeder eine Totalität für sich, mit besonderen Ansprüchen, Lebensauffassungen, Gesetzen ihres Handelns; indem die große Handlung auch nach den verschiedenen Gesichtspunkten dieser Personen hin projicirt, von der unbezwinglichen Individualität so vieler Menschen beeinflußt wird, kann die Entwickelung des Gegenstandes allseitige Deutlichkeit und die eindringliche Fülle des Lebens gewinnen, dessen Vergegenwärtigung sie sein will.

Dieser Typus der modernen Tragödie entspricht nur dem Wesen der Sache. Unsere dramatischen Repräsentationen müssen so sehr in die Breite gezogen werden; denn das Tragische in ihnen liegt eben darin, daß die Verhältnisse stärker sind, als der Mensch, der sie nach seinem Sinn ordnen will, daß die widerstrebende Welt den Helden vernichtet, der sie zu beherrschen wagt.

Vergleichen wir hiermit die Tragödien des Sophokles und Schillers „Braut von Messina", so nehmen wir hier nirgends eine Gegenhandlung wahr. Das Tragische beruht auf etwas ganz Anderem: Der Held faßt in einer Verblendung seines Sinnes einen Entschluß und führt ihn ohne Zögern und, ohne Widerstand zu finden, vollständig aus; dann aber wird

Digitized by Google

er des wahren Zusammenhanges der Dinge inne und geräth mit sich selbst in Zwiespalt; durch seine eigene That hat er eine Situation herbeigeführt, die er nicht ertragen kann, und während seine Umgebung ihn zu beschwichtigen und zu erhalten sucht, giebt er sich selbst den Tod. So hat Dejanira, um sich die Liebe ihres Gemahls zu erhalten, das mit Nessus' Blut benetzte Kleid an ihn abgesandt; da sie erfährt, daß sie Herakles dadurch die furchtbarsten, tödtlichen Schmerzen gebracht hat, nimmt sie sich mit eigener Hand das Leben. Aias' That des Wahns ergreift den Helden selbst so sehr, daß er, wieder zu sich gekommen, sich in sein Schwert stürzt. Oedipus blendet sich mit eigener Hand, als er erfährt, daß er unbewußt seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet habe. Auch in der „Antigone" ist kein die Absicht des Helden vereitelndes Gegenspiel vorhanden. Kreon glaubt, um seine Herrschaft zu schützen, den Tod über den Verächter seines Gebotes verhängen zu müssen. Es macht auf ihn keinen Eindruck, daß sich seine eigene Nichte, die Verlobte seines Sohnes als die Thäterin erwies, daß sie aus den frömmsten Motiven das Staatsgesetz übertreten hat; mit rücksichtsloser Strenge läßt er sie zum Tode führen. So muß er aber auch die Consequenzen seiner verblendeten Schroffheit tragen; denn Hämon will seine Braut nicht überleben, und Eurydice entleibt sich aus Schmerz über den Tod ihres Sohnes. Ueber seine eigene That muß dann Kreon, der einsame, gebrochene Mann, sein vielfaches Wehe! rufen.

Nicht anders ist es aber auch in der „Braut von Messina". Don Cesar ersticht seinen Bruder in der blinden Wuth der Eifersucht. Auch nachher fühlt er sich zu dieser Unthat berechtigt:

„— ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallstrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Ansehn hat die That,
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet."

Nachdem aber die falsche Voraussetzung seiner That offenbar geworden, flucht er sich selbst und giebt sich trotz der Bitten Isabellas, trotz der Abmahnungen des Chores am Grabe seines Bruders den Tod.

Diese Gattung der Tragödie, in der sich die Handlung nur auf einer Linie fortbewegt, der Held durch seine That allein die Verwickelung heraufführt und sich in den Tod stürzt, kann an sich aufs engste zusammengezogen werden; denn Alles geht aus den inneren Beweggründen und aus der Situation hervor. Nur darauf kommt es an, diese zu vergegenwärtigen, die Ursache der Verblendung, die Motive der That, die unerträgliche Furchtbarkeit des durch sie herbeigeführten Zustandes zu eindringlicher Wirkung zu erheben.

Digitized by Google

Hierzu bietet aber der Chor eine um so zweckmäßigere Veranstaltung dar, da er trotz seiner imposanten Mächtigkeit an sich selbst nichts bedeuten, kein besonderes Recht hervorkehren will. Ganz frei konnte Sophokles die Motive ausführen oder die Situation ausmalen, an deren Vorhandensein wir glauben sollen; denn unter dem Banne der Chorlieder knüpft unsere Phantasie Alles zusammen, was uns die Scene darbietet; wie in der Oper infolge der Musik, so fassen wir auch im antiken Drama mit schon aufgeregter Gemüthsstimmung den Zusammenhang der dargestellten Ereignisse auf.

Wenn Schiller in der „Braut von Messina" bei einer Situation ausmalend verweilen will, um uns in die ganze Furchtbarkeit derselben zu versenken, so hat er auch in *seinem* Chore dazu das geeignete Medium. In breitester Ausführlichkeit werden innerhalb dieser unteren dramatischen Schicht alle die kleinen Beschäftigungen vorgeführt, die durch den Brudermord zunächst nothwendig werden: die Todtenklage um den so schnell Dahingerafften, die Aufbahrung der Leiche. von der Procession nach dem Palaste wenigstens der Anfang und das Ende. Die Betrachtungen des Chores bei diesem Geschäfte bieten völligen Ersatz für ein erhabenes, durch musikalischen Vortrag erhöhtes Chorlied. —

So tritt der Chor in der „Braut von Messina" keineswegs in Concurrenz mit der üblichen Gestaltung der modernen Tragödie, sondern er ist das nothwendige Requisit einer besonderen Kunstgattung, die man wohl „antike Tragödie" benennen kann. Nicht aus „idealisierender, grăcisierender Tendenz" hat Schiller zu dem längst abgekommenen Chore zurückgegriffen. Er war dazu gezwungen, da er ein Stück in der bewunderten Compositionsweise des Sophokles auf die Bühne bringen wollte, die seit Shakespeare nur für weitausgesponnene, eine ganze Welt umfassende, direkt die Wirklichkeit nachahmende Darstellungen eingerichtet war.

Ob aber die „Braut von Messina", wie behauptet worden ist, „Niemand verführen" und als die einzige deutsche Tragödie in ihrer Gattung „ohne Nachfolge" bleiben wird, wer wollte das entscheiden; denn, wie Goethe sich ausdrückt: „Was das Genie geleistet hat, sehen wir allenfalls, wer will sagen, was es leisten könnte oder sollte?"

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

Die Attraktion fremder Welttheile wiederum Faktor der europäischen Politik. — Die Dreikaiserzusammenkunft. — Innere Politik: die Wahlen.

Ueberseeischer Besitz, überseeische Machtausdehnung und davon bedingte Rivalität bildete seit dem 16. Jahrhundert einen immer bedeutenderen Faktor der europäischen Politik. Aber im Anfang des 19. Jahrhunderts schien England das Monopol der Ausbeutung der gesammten außereuropäischen Welt bis auf einflußlose Reste an sich gerissen zu haben. Nur Eine europäische Macht gab es, die einen fremden Welttheil auf dem Landwege nach und nach zu erobern befähigt schien. Rußland, das den Norden Asiens besaß und als Nachbar der Westgrenze auch von dieser den Welttheil immer weiter nach Süden umspannte, Rußland schien die feindliche Hand schwer und schwerer auf den riesigsten der Welttheile zu legen. Die reichsten Regionen Asiens hatte wie überall England in Besitz genommen oder die Ausbeutung sich gesichert. So schien in dem Kampfe Englands und Rußlands um die Beherrschung Asiens die Entwicklung der Weltgeschichte beschlossen. Der größte Gedanke der Politik, der die europäischen Völker beschäftigte, war die orientalische Frage. Indien und der asiatische Süden überhaupt schien damals nur von dem türkischen Länderbesitz aus erreichbar. So trat die englisch-russische Rivalität in das erste Stadium, das der Bedrohung und Vertheidigung des osmanischen Reiches. Inzwischen waren die europäischen Länder des Festlandes durch häusliche Gegensätze und Mißverhältnisse um die Weltpolitik gebracht, Frankreich träumte von der Wiederherstellung der festländischen Alleinherrschaft, die es unter dem ersten Napoleon als ein ephemeres Gut besessen, und stürzte eine seiner Regierungen nach der andern, weil sie diesen Traum nicht verwirklichte. Deutschland, durch eine elende Organisation gelähmt, klammerte sich an seine Lebensfeinde, um vor Frankreich sicher zu sein, Oesterreich und Italien lagen durch Regierungen, die nur für die Indolenz und Genußsucht der Herrschenden zu arbeiten schienen,

Digitized by Google

unter dem Druck einer bei wirkungslosen aber schmerzlichen periodischen Krämpfen nur fühlbareren Erstarrung.

In dieser Zeit breitete sich in Deutschland eine Kinderkrankheit, die Anglomanie, aus. Diese zweite Anglomanie war viel schädlicher als die des 18. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert bewunderte die deutsche Gesellschaft den einzelnen Engländer als ein großes freies Individuum; im 19. Jahrhundert bewunderte der Deutsche mit gutmütigem Optimismus die englische Verfassung als das vollkommene Modell der Freiheit und die englische Politik als allmächtig, hülfreich und gut. Der deutsche Liberale bat sich von England die deutsche Einheit aus und zögerte nicht mit dem Versprechen, sich für Englands Interessen mit der ganzen Welt zu schlagen: mit Rußland für Englands Herrschaft in Constantinopel und Indien, mit Frankreich für Englands Herrschaft in Egypten und sonst wo.

Wie hat sich dieses Bild doch geändert! Deutschland hat seine Einheit gegen die Widerstrebenden im Innern wie im Ausland erobert unter Englands scheelen Blicken. Den ersten Schritt zur deutschen Einheit, die Rücknahme der Elbherzogthümer, hätte England gern mit dem Schwerte verhindert, wenn es nur einen Bundesgenossen gewonnen hätte, der sich voranschicken ließ. Man drang mit allen Mitteln in den Kaiser Napoleon, der aber nicht zu bewegen war. Die weitern Stadien zum Ziele seiner Einheit ließ England das deutsche Volk freilich durchschreiten, aber mit sehr gemischten Gefühlen. Als Deutschland noch im Zustand der Noth und Schwäche war, antwortete Daily-News, schon damals Organ Mr. Gladstones, auf einen ungeschickten Ausbruch der deutschen Anglomanie: Deutschland sei ein armer Vetter (a poor relation), vor dem England die Taschen zuhalten müsse. Jetzt hat sich die Sache einigermaßen umgekehrt. Wenn die Vetterschaft einmal gelten soll, so können wir heute sagen: England ist ein zudringlicher Vetter, für dessen Egoismus Deutschland sich hüten muß, etwas aufs Spiel zu setzen.

Schon im Jahr 1850 behaupteten schärfer sehende Publizisten, die Einheit Deutschlands werde den feindlichen Knäul lösen, zu welchem sich die festländischen Völker zu ihrem ewigen Unheil beständig verschlangen; es sei ein Bedürfniß für Europa, eine starke Mitte zu besitzen, welche den Kräften Europas gleichsam die excentrische Richtung, die weltausdehnende Arbeit zur Nothwendigkeit macht, indem sie den Extremen nicht erlaubt, sich nach Innen zu wenden und im feindlichen Zusammenstoß zu verzehren. Diese Annahme hat sich genau bewahrheitet. Je mehr die Einheit Deutschlands sich den Augen der europäischen Völker als eine unwiderrufliche Thatsache darstellt, desto mehr wenden sich diese Völker jedes seiner natürlichen Ausdehnungssphäre zu. Oesterreich wendet sich

Digitized by Google

zur Balkanhalbinsel, Italien zur nordafrikanischen Küste, Frankreich mit seiner Küstenentwicklung nach Ozean und Mittelmeer wendet sich gleichzeitig gegen Nordafrika, gegen Afrikas und Asiens südlichen Osten, während es auch den afrikanischen Westen nicht aus den Augen läßt. Freilich waren unmittelbar nach den kühnen diplomatischen und militärischen Schlägen, durch welche die Einheit Deutschlands herbeigeführt worden, die Augen aller Nachbarn voll Eifersucht und Besorgniß auf Deutschland gerichtet. Fast größer als jene kühnen Schläge ist das andere Werk der Bismarckschen Staatskunst, die kontinentalen Nachbarn von der mißtrauischen Frontstellung gegen Deutschland einen nach dem andern auf die natürlichen Pfade seiner Ausdehnung gelenkt zu haben. Auch hier hat sich seit fünf Jahren Erfolg an Erfolg gereiht. Im Herbst 1879 wurde Oesterreich für ein die ganze Politik umfassendes, in der neueren Staatengeschichte beispielloses Bündniß gewonnen; den Zielen dieses Bündnisses schloß nach drei Jahren Italien und ein Jahr darauf auch Rußland sich an. Ob Frankreich demselben Ziel sich anschließen wird, ist die Frage, von deren Entscheidung der Gang der europäischen Entwicklung vielleicht auf Jahrhunderte abhängen wird. Wie Oesterreich seine sogenannte großdeutsche Politik, die es zum Feind Deutschlands machte, aufgegeben hat, wie Italien die Befreiung der sogenannten irredenta, die es zum Feind Oesterreichs machte, aufgegeben hat, wie Rußland den Panslavismus und die aus ihm entspringende Aggression gegen Oesterreich aufgegeben oder mindestens vertagt hat — so müßte Frankreich seine Revanche aufgeben, um ein weit fruchtbareres und großartigeres Ziel zu ergreifen. Ein geistreicher Franzose hat einmal von dem Fürsten Bismarck gesagt: er steure darum immer glücklich, weil er den Strom der Geschichte immer zum Fahrwasser seines Schiffes mache. Dieses Wort ihres Landsmannes sollten sich die Franzosen zu Herzen nehmen. Der Strom der Geschichte ist es, der ihr Staatsschiff in seine Mitte nehmen und zum siegreichen Lauf tragen will.

Frankreich hat den Suezkanal gebaut, und indem es die östliche Pforte des Mittelmeeres aufschloß, gedachte es, unter Anderem die längst gelegten Keime seiner südasiatischen Interessen zu pflegen, von der unermeßlichen Entwicklungsfähigkeit Egyptens und der Betheiligung an ihren Früchten zu schweigen. Als im Jahr 1879 der Sultan den Khedive Ismael, der Lust bezeigte, die Zinsen seiner Schulden nicht zu bezahlen, auf Anregen der Großmächte entsetzte, da wurden die Finanzen Egyptens von den Großmächten unter nachträglicher Gutheißung fast aller übrigen Staaten geordnet und diese Ordnung durch ein internationales Abkommen verbürgt. Die Schuld wurde unifizirt, eine internationale Kommission

Digitized by Google

zur Verwaltung der Schuld eingesetzt, ein Theil der egyptischen Staatseinnahmen der Schuldenkommission zur Zinszahlung und zur Amortisation solchergestalt überwiesen, daß die Gelder unmittelbar an die Kommission, nicht an das egyptische Finanzministerium von den Provinzialerhebern abzuführen waren. Dieses Werk war im Jahre 1880 zustande gebracht. Außerdem wurde über das egyptische Finanzministerium eine von Frankreich und England in Gemeinschaft zu bestellende Kontrole gesetzt, der natürlich nur diejenigen Einnahmen und Ausgaben unterlagen, die nichts mit der Staatsschuld und ihrer Verwaltung zu thun hatten. England aber fand dieses Verhältniß seinem Vortheil durchaus entgegengesetzt. In Englands Augen gewann Frankreich dadurch zu viel Einfluß auf die egyptische Verwaltung, zu viel Stellen in derselben, zu viel Gelegenheit die französischen Handelsinteressen zu fördern. Im Herbst 1881 brach ein Militäraufstand aus, der gegen die türkischen Offiziere und weiterhin gegen die Fremden in der einheimischen Verwaltung und gegen die Vorrechte der Fremden im Lande gerichtet zu sein vorgab. Ob Arabi Pascha, der Führer dieser Bewegung, nicht anfänglich ein Werkzeug Englands gewesen, um den französischen Einfluß in Egypten zu beseitigen, konnte die zeitgeschichtliche Forschung noch nicht durchschauen. Jedenfalls mußten die Engländer gewahren, daß die Bewegung ihnen ebenso gefährlich wurde, als ihren Nebenbuhlern. Nun sah das Jahr 1882 die Reihe jener thörichten und verderblichen Aktionen, wie sie den Lagen zu entspringen pflegen, in denen kein entschlossener Wille vorhanden ist, den Dingen auf den Grund zu gehen: zuerst die Versuche, Arabi durch die Autorität des Sultans unschädlich zu machen; dann die Flottendemonstration der Großmächte, bei der Niemand schießen sollte und aus der ein Geschwader nach dem andern sich wegstahl, welche aber die blutige Ausschreitung der arabischen Bevölkerung in Alexandrien bewirkte; dann die Konferenz in Konstantinopel, welche dem Sultan ein Mandat geben wollte, was dieser zurückwies, welche dagegen keiner europäischen Macht ein Mandat geben, aber auch keiner ein Veto entgegensetzen wollte, und daher fruchtlos auseinander ging; dann die brutale und unnütze Beschießung Alexandriens durch die Engländer und die Flucht der Heerhaufen Arabis bei Tel-el-Kebir, an deren Spitzen goldbeladene Esel liefen.

Zu Anfang dieses Jahres war Gambetta Frankreichs auswärtiger Minister gewesen. Er wollte von vornherein alle Mächte außer Frankreich und England von der Herstellung der egyptischen Dinge ausschließen, in der Hoffnung, dadurch an Englands Seite in eine Gegenstellung gegen die Kaisermächte zu kommen, der sich bald Deutschland allein gegen-

Digitized by Google

über befinden werde. Gambetta war in die bei den Deutschen schon aus der Mode gekommene Kinderkrankheit der Anglomanie verfallen, und meinte, wenn man England zum Bundesgenossen habe, verstehe sich der Sieg von selbst. Gladstone lehnte jedoch die Vorschläge des gefährlichen Bundesgenossen ab und suchte die egyptischen Dinge zunächst auf dem internationalen Wege zu halten. Dies wurde für Gambetta der Anlaß, schon im Januar einen Konflikt mit seiner Majorität und die Gelegenheit seines Rücktritts herbeizuführen. Gambettas Nachfolger war Freycinet; diesem bot England, nachdem die Konferenz zu Konstantinopel gescheitert, nunmehr die Mitwirkung beim Einschreiten in Egypten an; Freycinet erklärte sich indeß nur bereit, den Suezkanal und einige Küstenpunkte mit französischen Kräften zu sichern. Für diesen Zweck konnte er von der Kammer die Kredite nicht erlangen und mußte im Juli 1882 zurücktreten. So verlor Frankreich fürs Erste jede Stellung in Egypten, es blieb ihm nur als Handhabe zur Wiederherstellung seines Einflusses das Recht französischer Gläubiger und seine Stelle in den allgemeinen internationalen Vereinbarungen über den Suezkanal und die egyptische Staatsschuld.

Die Gambettisten klagen Freycinet als denjenigen an, der Frankreich um die Stellung in Egypten gebracht habe, während sie selbst vielmehr mit ihrer Verweigerung der Kredite im Juli 1882 dies bewirkt haben. Die Absicht Freycinets, den Zweck der französischen Intervention anfänglich zu beschränken, war durch die Erwägung gerechtfertigt, daß Frankreich bei einer so zweifelhaften Unternehmung sich weder unter englischer Leitung dem Drang der Umstände überlassen durfte, noch auch die Oberleitung, Zielabsteckung und Verantwortung des ganzen Unternehmens sogleich für sich beanspruchen konnte. England seinerseits glaubte mit wenigen Schlägen die nationale Bewegung Egyptens ertödten und die völlige Abhängigkeit des Khedive herstellen zu können. Das Unternehmen schien auch nach Tel-el-Kebir völlig geglückt, aber schon pochte der Rächer an die Thür. Im fernen Süden, in den zum Theil erst unter Ismael eroberten Provinzen, war der Mahdi aufgetreten, einer der vielen Nachfolger des Propheten, die sich die Sendung beilegen, die Herrlichkeit des Islam wieder herzustellen. Die Bewegung hatte ihren Herd in den muhamedanischen Stämmen arabischer und hamitischer Abkunft und bezweckte nächst Beseitigung der egyptischen Paschas die Wiederherstellung des Rechtes dieser Muhamedaner, in den Nachbargebieten der heidnischen Neger Sklavenjagden abzuhalten.

Nachdem egyptische Truppen unter englischen Offizieren wiederholt Niederlagen durch den Mahdi erlitten hatten, verlangte England im Früh-

Digitized by Google

jahr 1883 vom Khedive die Preisgebung des Sudan. Vor diesem Verlangen trat das nach der Niederwerfung Arabis eingesetzte Ministerium zurück und England berief seine Kreaturen zur Regierung. Allein die Bewegung im Sudan wurde immer drohender, ergriff die Küste des rothen Meeres und näherte sich der Grenze des eigentlichen Egyptens. Das Ministerium Gladstone ließ von der Küste aus die Aufständischen ein paar Mal zurückwerfen, ohne aber genügende Truppen zu schicken, um den Aufstand bis zu seinem Herde zu verfolgen. Zugleich wurde der General Gordon ohne Truppen, aber wieder mit goldbeladenen Eseln nach dem Sudan gesendet, um einen Friedenszustand herzustellen, sei es durch ein Abkommen mit dem Mahdi, sei es durch Theilung der den Aufstand tragenden Stämme. Der Pacifikator griff zu den radikalsten Mitteln, er ließ das Ende der egyptischen Herrschaft feierlich verkünden, er proklamirte sogar die Freiheit des Sklavenhandels, konnte aber den Fortschritt des Mahdi weder dämpfen noch mit demselben sich verständigen, und sah sich zuletzt in Khartum belagert.

Eine Fluth von Vorwürfen hat sich in und außer England über das Ministerium Gladstone ergossen, daß es den Aufstand im Sudan nicht mit ausreichenden Kräften niedergeschlagen. Die Ankläger vergessen aber, wie schwer die Ausrüstung und Durchführuug einer militärischen Expedition in jenen Gegenden ist, wie aufreibend und kostspielig die Niederhaltung einer feindlichen Bevölkerung daselbst, auch nach einmaliger Brechung des Widerstandes. Dazu kommt, daß es für England schwerer als für jede andere Großmacht ist, eine größere Truppenmacht lange auf einem und demselben Punkt zusammenzuhalten, für England, das nur eine Soldarmee hat und welches kleiner Truppenkörper in der ganzen Welt immerfort benöthigt.

Inzwischen verfiel Egypten unter Englands direkter und indirekter Verwaltung beinahe in Anarchie. Eine Anleihe wurde nöthig, um die Ordnung der Verwaltung herzustellen und um die Kosten der englischen Okupation zu bestreiten, denn England ginge unter, wenn es irgendwo in der Welt jemals etwas umsonst thun wollte, möchten auch die Zinsen des scheinbar geschenkten Kapitales mit der Zeit hundertfältig und tausendfältig werden. Eine Anleihe war aber nur durch die Bürgschaft einer Großmacht, also Englands, das den Hauptvortheil von der Ordnung in Egypten haben wollte, zu erhalten. England wollte diese Bürgschaft übernehmen, aber um den Fall zu vermeiden, als Bürge einspringen zu müssen, wollte es der egyptischen Regierung die Mittel zur Zahlung der neuen Zinsen durch die Herabsetzung der alten und durch Einstellung der Amortisation der alten Schuld verschaffen. Hierin lag die Aenderung des Liquidationsgesetzes von 1880, welches auf einer internationalen Verein-

Digitized by Google

barung beruhte. Zur Aenderung dieser Vereinbarung lud England im April dieses Jahres die Großmächte nach London ein. Allein erst am 28. Juni konnte die Konferenz zusammentreten, denn die Einladung lautete auf Besprechung der egyptischen Finanzen, was die Ordnung der ganzen egyptischen Dinge einschließen konnte. Deutschland aber wollte nicht, daß bei dem unausgeglichenen Gegensatz zwischen Frankreich und England der Konferenz das Schiedsrichteramt aufgedrängt werden könnte, und verlangte die vorherige Einigung dieser beiden Mächte. Die Einigung erfolgte mühsam, aber nicht über die Finanzfrage, sondern dahin, daß unter Voraussetzung einer Einigung der Konferenz über die Finanzen England bis zum 1. Januar 1888 freie Hand in Egypten behalten sollte. Dann sollte es Egypten räumen, sofern die Großmächte die Räumung für thunlich erachten würden. Frankreich dagegen versprach, nach dem Aufhören der englischen Occupation Egypten keinenfalls zu besetzen, vielmehr sollte die Neutralisirung Egyptens nach Vorschlägen, die England zu präsentiren übernahm, in Erwägung gezogen werden.

Das Ministerium Ferry, noch unter dem Druck der Annahme stehend, daß ein Auseinandergehen mit England unter den heutigen Umständen für Frankreich eine Unmöglichkeit sei, hatte eine gewaltige Uebervortheilung Frankreichs zugegeben. Frankreichs Rettung war die Einschränkung, daß für die Vorlegung jenes Abkommens die Einigung über die Finanzen auf der Konferenz bedingend sei. Als sich nämlich zeigte, daß der ganze Vorschlag Englands zur Aufbesserung der egyptischen Finanzen in der Schmälerung der älteren Gläubiger bestand, wollte keine Macht diesem Vorschlag zustimmen. England ließ keine Ausdehnung der Berathung zu und die Konferenz ging am 2. August fruchtlos auseinander, Frankreich aber war durch die nunmehr eintretende Ungültigkeit des Abkommens von einem Fehler befreit, der ihm die größten Nachtheile hätte bringen können. In den letzten Tagen hat England sich zu einem Staatsstreich entschlossen, indem es den Plan, den es auf der Konferenz nicht durchbringen konnte, durch das von ihm abhängige Ministerium Egyptens hat dekretiren lassen. Die Proteste der Großmächte sind bereits erfolgt, aber es ist nicht anzunehmen, daß sie von Wirkung sein werden, wenn ihnen nicht entscheidende Maßregeln: eine Einigung zur Sommation Egyptens und nöthigenfalls Englands folgen.

Das Vorgehen Englands, welches formell bis jetzt auf die Verantwortung Egyptens fällt, muß und wird vom völkerrechtlichen Standpunkt einer Repression unterliegen. Allein mit Ausnahme Frankreichs hätten die Großmächte sachlich keine Veranlassung, wenn die völkerrechtliche Form in ihr Recht eingesetzt wird und wenn England hinsichtlich einiger anderen

Digitized by Google

an den Besitz Egyptens geknüpften Folgen hinlängliche Bürgschaft gäbe, der Festsetzung Englands in Egypten entgegenzutreten. Große politische Nachtheile und entgehende Vortheile stehen allein für Frankreich bei dieser Festsetzung auf dem Spiele. Will Frankreich dieselben vermeiden, so braucht es nur sich auf das Völkerrecht zu stützen, und es wird die Centralmächte, sowie Rußland und zuletzt wohl auch Italien auf seiner Seite sehen. Es ist nichts damit gethan, England zur Rücknahme einseitiger Maßregeln zu nöthigen. Die Hauptsache ist, an die Stelle der unzulänglichen negotiorum gestio Englands eine wirksamere und dem Gemeinbedürfniß Europas dienlichere Aktion zu setzen. Es muß ein europäisches Truppencorps nach Egypten gelegt werden und eine europäische Kontrole über die Regierung des Khedive errichtet. Dabei dürfen aber die Lasten des egyptischen Staates nicht, wie England zu seinen Gunsten mit unvergleichlicher Dreistigkeit verlangte, mindestens für den Augenblick und noch für eine lange Zeit nicht, vergrößert werden. Es fragt sich, ob Frankreich jenes Truppencorps auf seine Kosten stellen, in jener Kontrole die erste Stelle einnehmen und dafür sich die Vortheile sichern will, die ihm aus der beständigen Freiheit des Suezkanals für die Durchfahrt aller, also auch seiner Kriegsschiffe, aus der Sicherung aller Gläubiger, zumeist also der französischen Gläubiger Egyptens erwachsen würden. Ist Frankreich zu alledem bereit, so hat es noch die große Wirkung seines Eintritts in ein Konzert gegen England zu erwägen. Auf Englands Hülfe bei der Revanche würde es mit diesem Schritt verzichten; in seiner Heeresorganisation müßte es diejenigen Aenderungen treffen, welche die Entsendung größerer Truppencorps auf ferne Kriegsschauplätze gestatten; darin läge denn schließlich der Verzicht auf die Revanche überhaupt. Freilich ist diese Idee für jeden verständigen Franzosen bereits zur Chimäre geworden: kein solcher Franzose rechnet ernstlich auf den Beistand Englands; kein solcher Franzose glaubt an die Durchführbarkeit und Nützlichkeit einer dreijährigen Einstellung aller Wehrfähigen ohne Rücksicht auf den Unterschied der Berufsarten in die active Armee. Mit anderen Worten: kein verständiger Franzose glaubt an die Möglichkeit, schon im Frieden der französischen Armee ein so erdrückendes Uebergewicht über die deutsche zu verschaffen, daß der ersteren der Sieg gewiß ist. Ohne solche Gewißheit aber, als bloße Anrufung des Waffenglücks, die auf kein dringendes Gebot erfolgt, ist der Versuch der Revanche eine strafbare Thorheit. Besteht der Versuch aber in dem fortgesetzten Lauern auf die Gelegenheit einer antideutschen Koalition, so heißt dies, sich unter einer unerträglichen Rüstung bis zum Niedersinken vor Erschöpfung begraben.

Frankreich hat noch einen zweiten unmittelbaren Anlaß, sich des ver-

Digitized by Google

derblichen Revanchetraumes gerade jetzt zu entäußern. Alte, aus der Zeit der Revolution stammende Rechte, welche Frankreich auf der östlichen der indischen Halbinseln, in Annam erworben, waren unter dem dritten Napoleon wieder geltend gemacht, von der jetzigen Republik im Jahr 1874 vertragsmäßig befestigt worden. Annam kam diesen Verpflichtungen in Folge chinesischer Anschürungen nicht nach und ließ den französischen Handel durch Räuberbanden stören. So kam es zu einer französischen Expedition zuerst gegen Annam, dann gegen das von unbotmäßigen Räuberbanden, die hauptsächlich aus chinesischen Soldaten bestanden, bestrittene Tongking. Nachdem diese angeblichen Räuberbanden besiegt waren, kam es in Tientsin, der vor Peking liegenden Hafenstadt, zu einem Vertrag mit China, der Tongking in französischen Besitz brachte, den aber China, als es die Räumung Tongkings von seinen Truppen bewirken sollte, durch einen Ueberfall dieser Truppen auf eine französische Vorhut schmählich brach. China hat die verlangte Genugthuung und Entschädigung verweigert, und nun befindet sich Frankreich, da man die Kriegserklärung, obwohl man Hafenbefestigungen, Arsenale und Schiffe beschießt, vermeiden will, im „Zustand der Repressalien". Es stellt sich die Nothwendigkeit heraus, von der noch jede civilisirte Ansiedlung unter barbarischen Völkern begleitet worden, die civilisirende Eroberung immer weiter auszudehnen. Hier aber stößt Frankreich auf die werthvollste Erwerbung, die außerhalb der civilisirten Welt noch gemacht werden kann: auf die alten Reichthümer, auf die unerschöpflichen Naturschätze, aber auch auf die unbekannten, die mannigfaltigsten Schwierigkeiten bergenden Gebiete Chinas. Frankreich wird sich unmerklich aus Tongking zurückziehen müssen, oder sich vorbereiten auf das früher oder später vorzunehmende Werk der Eroberung Chinas. Mit diesem Werk würde sich seine ganze Weltstellung ändern; es würde eine gewaltige Störung in den indischen Interessenkreis Englands bringen, und selbst in den englischen Welthandel. Schon allein die Position in Tongking aber ist nicht zu behaupten, wenn den französischen Schiffen die Durchfahrt durch den Suezkanal nicht jederzeit gesichert ist. Egypten ist gewissermaßen der Schlüssel zu Tongking und allen Aussichten und Unternehmungen, die sich an diesen Erwerb knüpfen. Giebt Frankreich seinen Antheil an der Position in Egypten auf, so hat es auch Süd-Asien aufgegeben. Der Revanche solche Opfer bringen hieße: einer Chimäre die Größe der Zukunft opfern. Denn diese Zukunft, die man jetzt verscherzen würde, bietet sich nicht wieder dar. Die Wahl steht bei Frankreich.

In dieser ganzen Situation, wie wir sie eben gezeichnet, findet auch die Dreikaiserzusammenkunft dieses Monats ihre Stelle. Das wieder

Digitized by Google

hergestellte Vertrauensverhältniß, die Beschwichtigung des gegenseitigen stillen Kampfes zwischen Oestreich und Rußland, erheischte ein öffentliches Siegel durch die Begegnung der Herrscher. Dem Kaiser Alexander war unser Kaiser eine Erwiederung des zuerst auf deutschem Boden abgestatteten Besuches schuldig. Allein jeder der Monarchen war von dem Minister des Auswärtigen begleitet, dies mußte zu dem Schluß führen, es handle sich, wie das deutsche Witzblatt sagt, um historische Pakte, nicht bloß um Höflichkeitsakte. Die Pakte sind schwerlich niedergelegt worden, aber sie haften und wirken auch als gesprochenes Wort, wenn die Umstände danach sind. Der wichtigste Pakt dürfte das Verhalten gegenüber den egyptischen Dingen vorgezeichnet haben. Man hatte die Wahl, die unumgänglichen Forderungen Europas an die Regelung der egyptischen Angelegenheiten durch eine Manifestation zum Gehör der europäischen Welt zu bringen, eine Manifestation, für welche die Betheiligung Frankreichs vielleicht zu erhalten gewesen wäre. Aber für England wäre ein solcher Schritt drückend und peinlich gewesen. Dergleichen Verfahrungsweisen sind in der Offizin des Fürsten Bismarck nur für Ausnahmefälle aufgezeichnet. Er zieht es vor, die Provokation von seiten des Gegners abzuwarten, und sein Scharfblick hat wieder einmal richtig gesehen, daß der diesmalige Gegner mit der Provokation nicht säumen würde. Die Bedeutung der Antwort, welche erfolgen muß, wird von der Stellungnahme Frankreichs abhängen, wie dies vorher entwickelt worden ist. Der nächste Monat schon dürfte uns belehren, ob das jetzige Stadium der egyptischen Dinge bereits zu einer Wendung der europäischen Politik führen wird.

---

Von verschiedenen Seiten ist in letzter Zeit aufs neue der Satz ausgesprochen worden, die Mehrheit der gebildeten Deutschen sei unzweifelhaft liberal. Mit den gehörigen Einschränkungen erkennen wir die Wahrheit des Satzes an. Von den unumgänglichen Einschränkungen machen wir einstweilen nur die wesentlichste namhaft: der Mehrheit der gebildeten und liberalen Deutschen ist der Gegensatz zu dem Reichskanzler nicht nur unwillkommen, sondern er erscheint ihnen geradezu widernatürlich. Diese durch absonderliche Umstände einen Augenblick unterdrückte Empfindung steigt unaufhaltsam empor, und auf diesem Emporsteigen beruht die neue Regsamkeit der nationalliberalen Partei. Wenn bei den Reichstagswahlen von 1881 der Urheber der Losung „fort mit Bismarck" sein Gefolge von einigen zwanzig auf nahezu siebzig Köpfe erhöhen konnte, so lag dies an den alles Bisherige hinter sich lassenden Ungeberdigkeiten der sogenannten konservativen Agitation. Das deutsche

Digitized by Google

Bürgerthum erschrak in allen seinen Schichten vor der Losung: „Um jeden Preis zum Ende mit dem Kulturkampf!“ Es erschrak vor dem angekündigten konservativ-klerikalen Bündniß, in welchem die römische Partei die alleinführende und alleingewinnende werden mußte. Es empfand Scham und Widerwillen bei den Rohheiten der antisemitischen Agitation. Gegen alle diese Dinge suchte es Rettung bei dem Fortschritt. Diese Phantome, Trugbilder künstlich erzeugter Fieberhitze für die Einen, Schreckbilder für die Andern, sind heute verschwunden oder erblaßt. Nur hier und da rennt noch einer, der sich fieberhaft stellt, um andere fieberhaft zu machen, einem der alten Trugbilder nach. Diesmal werden solche Komödianten noch einen Theil ihres Publikums versammeln. Bei den nächsten Wahlen wird man sie auspfeifen, wenn sie noch zum Vorschein kommen.

Dadurch, daß diese Agitation merklich stiller geworden ist, und dadurch, daß man nicht mehr glaubt, der Kanzler habe mit den Resten derselben noch etwas gemein, ist die gesammte Wahlbewegung gegenüber der vor drei Jahren eine weit gedämpftere geworden. Die Reichsregierung ihrerseits stellt kein Wahlprogramm auf, ebensowenig wie sie bei früheren Wahlen ein solches aufgestellt hat. Die staunenswerthe Unklarheit der politischen Begriffe in Deutschland zeigt sich wieder einmal recht deutlich in der Naivetät, mit der ein solches Verlangen an die Reichsregierung gestellt wird. Wenn dieselbe bei jeder Neuwahl ein Arbeitsprogramm für die kommende Legislaturperiode den Wählern vorlegen wollte, so würde sie damit das Plebiscit einführen. Das imperative Mandat für die Abgeordneten wäre die logische Folge. Die weitere Folge wäre, daß die Anhänger der Plateform, für welche sich die Majorität erklärt hat, auf drei Jahre die Regierung bestellen müßten. Etwas Aehnliches findet sich in der großen transatlantischen Republik, deren Zustände auch das Ideal einiger Deutschen sind. Was ist nicht alles das Ideal einer stillen oder lauten Gemeinde in Deutschland? Der deutsche Staatsgedanke, wir dürfen sogar trotz vielfältiger Verdunkelung sagen: der europäische Staatsgedanke ist ein anderer. Der Parlamentarismus, den Amerika nicht besitzt, den keine Demokratie, beruhe sie in Schein oder in Wirklichkeit, besitzen kann, beruht auf dem Gedanken, daß die Wähler Vertrauensmänner entsenden, welche nicht Briefträger eines angeblich fertigen Volkswillens sind, sondern freie Künstler des Staatsbaues, dessen Arbeit sie in gemeinsamer Berathung mit ihren Genossen und mit der in ihrem Amtskreis feststehenden Regierung vollbringen. Unserer Reichsregierung ist es zwar noch nicht eingefallen, mit einer Plateform in ihrem Namen hervorzutreten, aber sie hat zuweilen den Schein nicht



Digitized by Google

genug vermieden, hinter der Plateform irgend einer Partei zu stehen. Die Regierung darf und soll die Richtung ihres Strebens anzeigen, aber diese Richtung muß umfassend sein wie eine Himmelsgegend. Wollte die Regierung ihre Pläne vor den Wählern spezialisiren, so würde sie damit die geistige Arbeit des Parlamentarismus, dem sie das Korn bereits aus der Hülle genommen, zum Dreschen von leerem Stroh machen. Die Erhebung einer konkreten Maßregel zur Wahlfrage darf vielmehr immer nur eine Ausnahme bilden, wie sie ja freilich vorkommen kann, z. B. wenn eine Maßregel im Parlament erörtert, aber nicht entschieden worden ist, oder wenn es sich um das Eintreten für oder gegen eine bekannte und bestehende Einrichtung handelt.

Bei der diesjährigen Wahlbewegung beobachtet die Reichsregierung diejenige Zurückhaltung hinsichtlich ihrer Pläne für die Legislaturperiode, zu der sie nicht nur berechtigt ist, sondern welche die Regel ihres Verhaltens in allen normalen Fällen bilden muß. Durch das richtige Verhalten der Regierung vornehmlich nimmt die ganze Wahlbewegung einen gesünderen Charakter an.

Wenn die Regierung ihre Ziele nur in den allgemeinen Umrissen kundgiebt, wie sie in kaiserlichen Botschaften vorgezeichnet worden, so sind auch die Parteien zu einem ähnlichen Verhalten mehr oder minder genöthigt. Denn in dem Maße als eine Partei sich an eine spezialisirte Plateform binden wollte, in demselben Maße würde sie sich zu einem todten Faktor in der parlamentarischen Arbeit machen. Sie könnte freilich für ihre Forderungen mit allen parlamentarischen Waffen eintreten, aber sie stände immer auf dem Entweder—oder; sie müßte die Majorität widerspruchslos zu ihrem festen Programm herüberziehen oder lediglich ihre Fahne als Minorität hochhalten; sie könnte sich nie einer im parlamentarischen Meinungstausch neu erzeugten Willensmeinung anschließen. Mit dem ganzen Parlamentarismus ist es vorbei, wenn das Parlament nicht aus Faktoren zusammengesetzt ist, die innerhalb gewisser Grenzen beweglich sind. Läßt sich nun die Regierung nicht verleiten, das üble Beispiel einer Plateform zu geben, dem alle Parteien folgen, und so die Bildung des gesetzgeberischen Willens in den Wahlkampf zu verlegen, bewahrt sie sich statt dessen die Freiheit, sich verschiedener Kombinationen zu bedienen und ihr eigenes Vorgehen nach der Möglichkeit wirksamer Kombinationen einzurichten, so macht sie damit auch den Parteien eine ähnliche Freiheit unentbehrlich. Denn offenbar kommen die Parteien, welche sich die größere Freiheit der Bewegung bewahrt haben, wenn alle Parteien nur als Minoritäten aus dem Wahlkampf hervorgehen, bei den parlamentarischen Kombinationen in die vortheilhaftere Lage.

Digitized by Google

Dieses mehr oder minder deutlich erkannte Verhältniß hat die diesjährigen Wahlaufrufe aller Parteien beeinflußt. Sie vermeiden entweder thunlichst die Spezialisirung, oder sie hängen an jedes Spezialbekenntnis eine Klausel, welche ihnen die Freiheit giebt, den angenommenen Punkt auch fallen zu lassen. Wenn sich dies meist komisch ausnimmt, so kann der Tadel nur die Geschicktheit der Abfassung treffen, nicht aber das Bestreben der Parteien, sich so viel Freiheit, als einer jeden ihre obersten Grundsätze erlauben, zu bewahren. Falsch ist die Anklage, daß die Parteien, welche mit Wahlaufrufen hervorgetreten sind, ihre Ziele verhüllt hätten. Der Philosoph Schopenhauer, der alle Menschen für Schurken hält, fällt das treffende Urtheil, daß für jeden Menschen, ob mehr oder minder in der Schurkerei vorgeschritten, nichts schwerer sei als die Verstellung. Er meint, nicht einmal in einem Brief könne man sich verstellen. Wir meinen, am wenigsten geht es in einem Wahlaufruf. Jeder der verschiedenen Wahlaufrufe trägt die Lieblingswünsche seiner Partei an der Stirn.

Der deutsch-konservative Wahlaufruf gipfelt in drei Wünschen: 1. Herstellung der gebundenen Gewerbeordnung; 2. Ueberwälzung der Belastung des ländlichen Grundbesitzes auf das „mobile Kapital", das heißt auf diejenigen Stände, welche dem Ueberschuß der ausschließlich sogenannten produktiven Arbeit die Form des mobilen Kapitals geben; 3. last not least die Herbeiführung dieser schönen Dinge mit Hülfe des Centrums. Dieser letzte Wunsch wird ausgedrückt als die Bereitwilligkeit, „den kirchenpolitischen Streit zu beendigen nnd den vollen inneren Frieden herzustellen unter gleichmäßiger Berücksichtigung des Staates wie der Kirche". Diese Berücksichtigung kann wer will in der päpstlichen Lehre von den zwei Schwertern finden. Jener Wunsch wird dann noch deutlicher ausgedrückt in der Anweisung für die Parteigenossen, da, wo sie nicht selbst die Mehrheit bilden, denjenigen Kandidaten anderer Parteien zu unterstützen, welcher bei Beantwortung bestimmter Fragen am weitesten der konservativen Anschauung entgegenkommt. Nun betrafen die meisten Punkte des konservativen Wahlaufrufs die Herstellung der gebundenen Gewerbeordnung, und in allen diesen Punkten glaubten die konservativen Verfasser der Uebereinstimmung des Centrums sicher zu sein. So ergab sich auf dem zierlichsten Umwege die Anweisung zur Unterstützung der Centrumskandidaten.

Der Wahlaufruf des Centrums aber hat diese Liebe der Konservativen schlecht erwidert. Die Herren vom Centrum wissen häufig die Zeichen der Zeit gut zu deuten, wenn sie auch den in dieser Beziehung erworbenen Kredit zuweilen zur Aussprengung von Prophezeihungen miß-



Digitized by Google

brauchen, an die sie selbst nicht glauben. Die Herren vom Centrum also waren bei der Abfassung des Wahlaufrufes sich deutlich bewußt, daß sie in den nächsten Kämpfen ihre Bundesgenossen bei dem „deutschen Freisinn" zu suchen haben und finden werden. Demnach verleibt sich der klerikale Wahlaufruf einen guten Theil des Fortschrittsprogramms in spezialisirter Form ein. Da erscheint, nachdem die Kardinalforderung der souveränen römischen Kirche aufgestellt ist, das direkte allgemeine und geheime Wahlrecht, der föderative Charakter des Reiches, die Ablehnung neuer Steuern, die Beschränkung der gegen die Stimmen des Centrums vermehrten Ausgaben, an erster Stelle die Verminderung der Heeresausgaben und, last not least, die Verwerfung des Staatssozialismus, „der nicht minder nachdrucksam und dauernd zu bekämpfen ist, wie das Staatskirchenthum". Eine gesunde Kolonialpolitik soll zwar unterstützt werden, aber nur „so weit es der natürliche und verfassungsmäßige Charakter des Reichs angezeigt erscheinen läßt". Mit anderen Worten: der wichtigste Gesichtspunkt bei der Kolonialpolitik für das Centrum ist, ob durch eine solche Politik nicht etwa die Centralgewalt mehr als wünschenswerth an Stärke und Bedeutung gewinnen könnte. Dann kommt der Aufruf noch einmal auf das Heerwesen durch die spezielle Bezugnahme auf das Septennat. Es soll die volle Wehrkraft, aber auch die Steuerkraft und das Budgetrecht nicht geschädigt werden. Aber wenn diese drei Herrschaften auf Einem Sopha Platz nehmen sollen, werden sie sich zusammendrücken müssen. Welche soll sich am kleinsten machen? Das werden die Herren vom Centrum ganz genau wissen, und wir wissen es auch, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt wird.

Der freikonservative Wahlaufruf möchte gern das Bewußtsein in Allen, die dafür empfänglich sind, wecken, wie viel Anlaß zu Stolz und Freude die Lage des Vaterlandes bietet. Wo der Aufruf spezialisirt, diplomatisirt er auch. Dem feudalen und klerikalen Geschrei wird durch die Forderung der weiter auszubildenden Besteuerung der Börse genug gethan. Auch die Nothwendigkeit der höheren Besteuerung der geistigen Getränke wird anerkannt. Aber dann heißt es: „Form und Höhe dieser Steuern werden sorgsam so eingerichtet werden müssen, daß wichtige Zweige des heimischen Erwerbslebens nicht geschädigt werden." Es käme aber nicht darauf an, das Kunststück zu verlangen, sondern es zu machen. Trotz dieser Ausstellung berührt kein Wahlaufruf so wohlthuend wie der freikonservative. Keine Partei stellt sich so entschlossen der Regierung zur Seite, bei dem was diese behaupten und bei dem was sie erstreben muß.

Der Aufruf der deutschen Volkspartei, so nennt sich die süddeutsche Demokratie, darf nicht übergangen werden. Es ist bemerkenswerth, daß

Digitized by Google

auch diese Partei bei einigen Punkten diplomatisirt. Daß sie die Aufhebung des bestehenden Kornzolls nicht will, sondern nur eine etwa beantragte Erhöhung desselben verweigert, darin diplomatisirt sie genau wie Herr Richter, der es auch in Alzey trotz aller Verdammniß der Besteuerung nothwendiger Lebensmittel weit von sich gewiesen hat, daß er den bestehenden Kornzoll aufheben wolle. Aber bei der Besprechung der Heeresausgaben windet sich die Volkspartei weit zierlicher wie das Centrum. Sie erklärt sich für Ersparnisse, für Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Herabsetzung der Präsenzzeit, unbeschadet der Kriegstüchtigkeit und Schlagfertigkeit. Nächstens wird wohl die Volkspartei einen Paragraphen im Strafgesetzbuch beantragen, daß in gewissen Fällen der Schuldige mit dem Strang hinzurichten ist, unbeschadet des Lebens und der Gesundheit. Die letztere Aufgabe ist ganz ebenso lösbar wie die erste.

Dies sind die Wahlaufrufe der großen Parteien, welche solche erlassen haben. Drei Parteien von Bedeutung haben keinen Wahlaufruf erlassen. Die Sozialdemokratie braucht keinen, das ist die Annehmlichkeit eines einfachen, absoluten Prinzips. Der „deutsche Freisinn" ist klug genug zu begreifen, daß auch er nicht umhin könnte zu diplomatisiren, daß aber Niemandem das Diplomatisiren so schlecht stehen würde, wie gerade ihm in diesem Augenblick. Er würde eine lächerliche Rolle wählen, wenn er mit seinen Ueberzeugungen gegen alle Kolonialpolitik, Sozialpolitik u. s. w. auftrumpfen wollte, aber er würde noch lächerlicher werden, wenn er sich der großen Strömung, die gerade in diesen Fragen durch die Nation geht, mit einigen Modifikätionchen anbequemen wollte.

Auch die nationalliberale Partei bedarf keines Wahlaufrufs, denn sie hat erst in diesem Frühjahr auf einer Reihe von Parteitagen eine neue Stellung eingenommen und mit derjenigen Genauigkeit bezeichnet, welche im Augenblick möglich ist, welche dem Grade nach von keiner der anderen Parteien übertroffen wird. Der Grundzug der neugewählten Stellung ist, daß die nationalliberale Partei von nun an eingehen will auf die, und positiv mitwirken will bei der Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers, nach beiden Seiten derselben, nach der Zollpolitik und nach der inneren Sozialpolitik. Die Partei kann bis jetzt nicht mehr thun, als sich der allgemeinen Richtung dieser Politik anschließen, denn die weiteren Schritte derselben liegen noch nicht in bestimmter Abmessung vor, und für diese Abmessung muß die Partei sich die Geltendmachung ihrer Ansichten über die beste Art wahren. Meisterhaft hat Herr v. Bennigsen auf dem nationalliberalen Parteitag zu Berlin am 18. Mai d. J. seiner Partei den neuen Weg vorgezeichnet und die Wahl desselben begründet. Er de-

Digitized by Google

finirte den Unterschied von den früheren Parteigenossen, welche jetzt dem „deutschen Freisinn" beigetreten sind, dahin: daß diese wohl auch auf Mittel gegen die soziale Noth denken, aber die Handhabung dieser Mittel nicht dem Staat anvertrauen wollen. Zu diesem Vertrauen aber ist die nationalliberale Partei fortan entschlossen. Herr v. Bennigsen bemerkte weiter, daß die nationalliberale Partei sich an kein, fremden Ländern entlehntes Schema der Verfassung und der Freiheitsgestaltung klammern könne, am wenigsten im gegenwärtigen Augenblick. Einmal bieten die Erbschaft der deutschen Geschichte sowohl, wie der dauernde Charakter des deutschen Volkes Eigenthümlichkeiten, welche in der deutschen Verfassung dauernd zum Vorschein kommen müssen. Dann aber ist die Persönlichkeit des deutschen Kanzlers eine historische Kraft, welche, so lange sie wirkt, aus allen Verfassungsformen herauswächst. Dies kann und muß ertragen, und, so gut es immer geht, ausgeglichen werden, weil die Unbequemlichkeit tausendfältig aufgewogen wird, wie Herr v. Bennigsen wörtlich sagte, „ganz unbedeutend ist im Vergleich zu den großen Gütern, die uns gerade die Beschaffenheit dieses Mannes in diesen furchtbaren Zeiten erworben hat". Der deutsche Reichstag muß seine Macht suchen, indem er von den Rechten, die ihm gegeben sind, zwar den vollen Gebrauch, vor allen Dingen aber den würdigsten Gebrauch macht. Die Nationalliberalen wollen nicht wie die Linksliberalen die formelle Herrschaft des Parlaments erstreben. Der Reichstag soll seine Macht suchen in produktiver Weisheit und in vornehmer Versöhnlichkeit.

So staatsmännisch wie nie hatte Herr v. Bennigsen am 18. Mai gesprochen. Es ist außerordentlich schwer zu verstehen, wie er am 14. September auf einem Parteitag in Hannover in einer Weise sprechen konnte, an der das Staatsmännische noch erst zu entdecken ist. Herr v. Bennigsen erklärte in Hannover, das so ernstlich angestrebte Zusammengehen der Nationalliberalen und Konservativen bei den Wahlen und darauf im Reichstag könne nicht gelingen, so lange die streng konservative Richtung innerhalb der preußischen Staatsregierung vertreten sei. Man fragt, ob Herr v. Bennigsen glaubte, durch diese Worte den Rücktritt preußischer Minister noch vor den Wahlen herbeiführen zu können. Wenn er das nicht geglaubt hat, so durfte ihm nicht entgehen, daß er mit solchen Worten den Erfolg der Wahlen nur gefährden könne.

Man begreift nicht, daß Herr v. Bennigsen auf einmal nicht mehr begreifen sollte, worin die Bürgschaft einer guten Gestaltung der deutschen Zukunft liegt, nachdem er diese Bürgschaft am 18. Mai so deutlich als möglich gezeichnet hat. Zunächst kommt es darauf an, daß dem Reichskanzler gelingt, die nationalen: konservativen und liberalen Elemente

Digitized by Google

im nächsten Reichstag fest um sich zu schaaren und ihnen den gemeinsamen Besitz, den sie suchen, aber noch nicht, wenigstens nicht ausgestaltet, erworben haben, zu verschaffen, und zwar dadurch zu verschaffen, daß jeder Theil von seinem geistigen Kapital den werthvollsten Theil einzuschießen Veranlassung erhält. Wenn dies gelingt, wird die extrem konservative Behandlung eines Theiles der Staatsangelegenheiten in Preußen, die Herr v. Bennigsen beklagt, sich ermäßigen, gleichviel wer die fungirenden Persönlichkeiten sind.

Dies muß noch gesagt werden: Wenn wir auch hoffen dürfen, daß dem Fortschritt ein Theil der bei den letzten Wahlen eroberten Reichstagsitze wieder abgenommen wird, so rechnen wir doch keineswegs auf eine konservativ-nationalliberale Majorität. Wir nehmen vielmehr an, daß die „Germania" den Triumph, den sie schon seit Wochen ankündigt, erleben wird, eine klerikal-fortschrittliche Majorität zu sehen Dies aber ist für die Aufklärung und politische Erziehung des Volksgeistes in Deutschland die willkommenste, eine geradezu unumgängliche Wendung. Im Kampf mit dieser Majorität muß die neue nationale Partei sich erst zusammenschließen und sich den neuen geistigen Kern bilden. Aus diesem Kern wird bei späteren Wahlen auch eine geschlossene Majorität hervorgehen, man braucht darum nicht bange zu sein.

Dabei steht nicht einmal zu befürchten, daß die Legislaturperiode ergebnißlos verlaufen müsse. Bei aller Wuth gegen die nationale „Mischmaschpartei", wie die klerikale Bezeichnung lautet, wird das Centrum doch kaum in der Lage sein, alle Vorlagen zu verwerfen, selbst wenn sie mit seinen bisher verkündigten Grundsätzen im Einklang stehen. Das Centrum ist nicht in der Lage, die Rolle einer Opposition quand même zu übernehmen. Der deutsche Wähler, auch wenn er viele Jahre vom römischen Klerus politisch geschult worden, versteht eine solche Rolle ein für alle Mal nicht. ω.

Digitized by Google

# Notizen.

## Das Kirchenrecht in Elsaß-Lothringen.*)

In den letzten drei Jahrhunderten hat das französische Staatskirchenrecht zu wiederholten Malen die entschiedenste Rückwirkung auf andere europäische Staaten, und insbesondere auf Deutschland geübt. Zuerst in der Periode, in welcher Frankreich in Folge des Edikts von Nantes v. 1598 als der erste und einzige mit einiger Wahrheit paritätische Großstaat dastand, der den Reformirten Zugang zu Aemtern, Gewissensfreiheit, Hausandacht, und in bedeutender Ausdehnung öffentliche Religionsübung gewährte, und ihre Rechte unter den Schutz von gemischten Gerichtshöfen (chambres mi-parties) — das Vorbild der paritätischen Senate am deutschen Reichskammergericht — stellte. Als dann die Hugenotten seit 1679 und 1685 vertrieben oder „bekehrt" waren, behaupteten sich die französischen Könige gegenüber der nun alleinherrschenden römischen Kirche in einer Obergewalt, welche ihren Ausdruck hauptsächlich in dem Ernennungsrecht aller Bischöfe und zahlreicher andern Würdenträger und Geistlichen sowie in dem königlichen Recht zur Berufung von Synoden, des Placets und des recursus ab abusu fand und durch die berühmtesten Canonisten zweier Jahrhunderte als eine befriedigende Lösung der Streitfrage über das Verhältniß von Staat und Kirche nachdrücklich vertheidigt wurde. Dieses System fand allmählich auch in Deutschland und Oesterreich Beifall, und kam durch Maria Theresia, vorzugsweise aber durch Joseph II. in Oesterreich und Ober-Italien zur vollsten Geltung. Auf das außerösterreichische Deutschland wirkte bald darauf noch ungleich mächtiger die Gesetzgebung der französischen Revolution und Napoleons I. ein, welche auf dem ganzen linken Rheinufer sogar in unmittelbare Wirksamkeit getreten und die Grundlage des Rechtszustandes bis auf diesen Tag geblieben ist.

Man hätte erwarten sollen, daß die Lehr- und Handbücher des deutschen Kirchenrechts längst auf das französische Recht in eingehender Weise Rücksicht nehmen und seine Einwirkung auf deutsche Zustände in's Klare stellen würden. Allein die tiefe Kluft, welche ehemals deutsches und französisches Rechtsgebiet von einander trennte, erwies sich in ähnlicher Weise wie beim Privatrecht und Staatsrecht als ein schwerer Nachtheil; so wenig der Rheinländer sich um die Erkenntniß des rechtsrheinischen Rechtes bemühen mochte, so wenig Neigung

*) F. Geigel, kaiserl. Regierungsrath a. D. zu Colmar: Das französische und reichsländische Staatskirchenrecht (christliche Kirchen und Israeliten) systematisch bearbeitet und verglichen mit den neuesten Gesetzen und der Rechtsprechung der deutschen Staaten. Straßburg. Trübner. 1884. S. 504.

Digitized by Google

verspürte der ohnehin schon mit dem fremden römischen Recht auferzogene rechtsrheinische Deutsche, sich in die französische Gesetzgebung zu vertiefen, die seinem deutsch-patriotischen Eifer wohl noch gar im Lichte eines beklagenswerthen Denkmals der Fremdherrschaft erschien.

Mit der Einigung Deutschlands, namentlich aber seit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen hat diese nachtheilige partikularistische Anschauung ihre Endschaft erreicht und eine unbefangenere Würdigung französischer Rechts- und Staatsgedanken Platz gegriffen; mit einer begreiflichen Vorliebe sogar wendet das innere Deutschland seinen Blick auf das neue Reichsland und begrüßt dankbar jede literarische Arbeit, welche uns mit des letzteren Einrichtungen und geschichtlicher Entwicklung besser bekannt macht.

Nachdem bereits das reichsländische Staatsrecht durch Laband und Leon in Angriff genommen, das Kirchenrecht durch Dursy's Sammlung der Kirchengesetze (in deutscher Uebersetzung) wesentlich gefördert worden war, ist nun ein ausführliches systematisches Kirchenrecht aus der Hand des Kaiserl. Regierungsraths zu Colmar, F. Geigel, gefolgt. Dasselbe schildert zunächst in einem „Allgemeinen Theil" die Grundsätze über staatliche Zulassung von Religionsvereinen, Plazet, recursus ab abusu, Ueberwachung der kirchlichen Vermögensverwaltung, Friedhöfe, und, was Vielen willkommen sein wird, S. 218—238 auch die Unterrichtsanstalten; worauf dann in drei Abschnitten das Recht der einzelnen Kirchen folgt, und zwar voran der „Katholische Kultus", dann der „Protestantische" und endlich der „Israelitische Kultus". Die nach zweckmäßigem System angelegte Darstellung beruht auf genauester Kenntniß der Verhältnisse, wie sie nur einem mitten in den Geschäften stehenden Verwaltungsbeamten eigen sein kann, desgleichen auf sorgfältiger Benutzung der Literatur, wie nicht weniger der Rechtsprechung der Gerichte und des französischen Staatsrechts, und giebt daher Auskunft ebenso wohl über eigentliche Prinzipienfragen wie über das Detail der Verwaltung. Wenn der Verfasser in den Anmerkungen zugleich auf die in Frankreich seit 1870 ergangenen abändernden Gesetze und Entscheidungen hinweist, so wird das den meisten Lesern ebenso willkommen sein, wie auch die kurzen Hindeutungen auf die Rechtslage in den übrigen deutschen Staaten, welche zu lehrreicher Vergleichung einladen.

Die Ansichten über das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche sind in Deutschland neuerdings auch bei den gemäßigt Liberalen wieder vielfach flüssig geworden, seitdem sich gar manches Stück der Preußischen Maigesetze als unwirksam erwiesen und sich die gleich anfänglich von Manchen gehegte Befürchtung bestätigt hat, „daß die preußischen Gesetze entweder nicht weit genug oder zu weit gehen". Ein genaues Studium des französischen Systems mit seinen vorbeugenden administrativen Vollmachten wird vielleicht unter diesen Umständen von gutem Nutzen sein.

Tübingen, 20. August 1884. F. Thudichum.

---

Digitized by Google

Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart. Für Studirende und und Gebildete aller Stände systematisch dargestellt vom Professor Peter Resch (der Verf. scheint auf diesen Vollabdruck von Titel und Namen besonderen Werth zu legen, da er unter der Vorrede wiederkehrt; übrigens bezeichnet er sich als „Inhaber und Director der Handelslehranstalt in Marburg a. D.) Graz u. Leipzig Ulr. Moser (J. Meyerhoff) 1885.

Als Zweck des Buches bezeichnet der Verf. „ein Bedürfniß derjenigen zu befriedigen, welchen ein umfassendes Lehr- und Handbuch wie das Heffter'sche entweder für die Beschaffung zu kostspielig, oder für das Studium zu umfangreich ist." Ob das Bedürfniß statt der 500 Seiten von Heffter nur die 300 von Peter Resch zu „studiren" ein so „weit verbreitetes und von allen Gebildeten Empfundenes" ist, wie der Verf. meint, wagen wir nicht zu entscheiden. Da er aber seine Ansprüche nicht höher stellt, als für „höhere Fachschulen" ein Unterrichtsmittel, für Studirende ein Repetitorium und für Praktiker eine gedrängte Anweisung zu bieten, so ist diese Zusammendrängung zunächst um den Preis des Verzichts auf selbständige wissenschaftliche Begründung und Aufbau der Völkerrechtslehre erkauft. Damit wäre indeß über die Brauchbarkeit des Buchs innerhalb des gesteckten Rahmens noch nicht abgeurtheilt, wenn es wirklich, wie der Verf. sich anheischig macht „über den neuesten Stand der wissenschaftlichen Auffassung und gelehrten Bearbeitung verläßlichen Aufschluß" gäbe. Von der völkerrechtlichen Literatur aber, die er in der Einleitung und bei den einzelnen Abschnitten zusammenstellt, hat er selbst nur den bescheidensten Gebrauch gemacht. Außer Heffter und Bluntschli, die ziemlich auf jeder Seite vorkommen, sind nur das neueste Völkerrechtslehrbuch von Martens und einige Monographien und Artikel aus Bluntschli's Staatswörterbuch häufiger angeführt. Zwischendurch schwimmen dann gelegentlich Decorationscitate, die kaum sich das Ansehen geben, aus erster Hand zu sein. Und wenn nur diese „Quellen" überall getreu benutzt wären! Aber gleich bei einer Frage, die uns im Augenblick ja besonders nahe liegt, über den Erwerb der Staatshoheit an staatlosem Gebiet, kennt der Verf. kein anderes Erforderniß einer „Besitzergreifung, welche völkerrechtliche Ansprüche begründen soll", als „daß auf dem Lande irgend welcher Hoheitsact, z. B. die Aufstellung des Wappens oder einer Flagge, vollzogen, und damit die förmliche Erklärung einer Besitzergreifung verbunden worden ist." Aber Heffter und Bluntschli, die der Verf. dabei citirt, sagen das gerade Gegentheil: ersterer „blos wörtliche Aneignung und vergängliche leblose Zeichen einer erst beabsichtigten Aneignung sind rechtlich ungenügend, es sind damit Anstalten zur Ausübung einer ausschließlichen Herrschaft zu verbinden" (§ 70); letzterer: „Der bloße Wille Besitz zu ergreifen, genügt nicht, auch nicht die symbolische oder ausdrückliche Erklärung dieses Willens, noch selbst eine blos vorübergehende Besetzung; vielmehr besteht die öffentlich-rechtliche Besitznahme in der thatsächlichen Ausübung der ordnenden und schützenden Staatsgewalt." (§ 278 u. Anm.) Der Verf. scheint an dieser Stelle eigens für das Bedürfniß der englischen Colonialparlamente in Südafrika und Australien

Digitized by Google

gearbeitet zu haben. — Dagegen hat auf ihn die völkerrechtswidrige Behandlung der Staatenverträge von Zorn, die an dieser Stelle schon vor dem Jahre (Pr. Jahrb. Bd. 52 S. 284) zurückgewiesen ist, einen überwältigenden Eindruck gemacht.

Ein besonderes Verdienst scheint sich der Verfasser für seine „systematisch gegliederte" Darstellung beizumessen, die auf dem Titel und gleich wieder in der ersten Zeile der Vorrede betont wird — übrigens gesteht er offenherzig, sein System Geffken zu verdanken. Wenn der Werth eines Systems darin besteht, den Inhalt in drei „Bücher" von nahezu gleichem Umfang zu zerlegen, so ist dieser dem System des Verf. nicht abzusprechen. Einen andern Werth können wir demselben nicht beilegen, vielmehr ist bei der Scheidung des ersten Buches (die Subjecte des Völkerrechts, worunter aber auch die unbedingten Rechte der Staaten als völkerrechtlicher Personen und „der eigene Rechtskreis der Staaten" d. h. die Staatshoheit in Bezug auf Land und Leute begriffen ist) vom zweiten (die Verhältnisse der Staaten zu einander in ihren friedlichen Beziehungen 1) die Staatsoberhäupter als Organe staatlichen Verkehrs 2) die Beamten des Staatenverkehrs 3) internationale Vertragsverhältnisse) Zusammengehöriges willkürlich auseinandergerissen. Wenn die Privatrechtslehre ihren Abschnitten über die einzelnen Classen verschiedenartiger Privatrechte: Personen-, Sachen-, Obligationenrecht u. s. w. einen allgemeinen Theil vorausschickt, an dessen Spitze die „Rechtssubjecte" behandelt werden, so hat dies seinen guten Grund darin, daß es gemeinschaftliche Grundbegriffe giebt, die in allen oder mehreren jener Classen gleichmäßig oder entsprechend Anwendung finden. Im Völkerrecht aber hat diese Gliederung schon um deswillen keine Stelle, weil es derartige Classen von Rechten mit verschiedenartiger Rechtswirkung in dinglichen, Forderungs-Statusklagen u. s. w. gar nicht hat. Es lassen sich zwar die unbedingten Staatenrechte von den vertragsmäßigen unterscheiden, aber die Wirkung der Rechtsverletzung bei beiden ist immer dieselbe — sie löst sich zuletzt überall in den gleichen Anspruch auf Genugthuung auf. Andererseits aber decken sich die Rechtssubjecte der friedlichen Staatenbeziehungen keineswegs mit denen des Kriegszustandes, den der Verf. viel zu eng als „Streit der Staaten" bezeichnet. Es können Theile des Staates, die gegen ihre legitime Regierung sich im Aufstande befinden, ja auch zwei Parteien, die um die Herrschaft mit Waffengewalt ringen, völkerrechtliche Subjecte des Kriegsrechts sein, ohne dadurch Subjecte des Völkerrechts überhaupt zu werden. Die Anerkennung als Kriegführender ist von der Anerkennung als selbständiger und unabhängiger Staat streng zu unterscheiden. Von diesem wichtigen Verhältnisse, zu welchem sich aus der Staatengeschichte des letzten Menschenalters zahlreiche Beispiele anführen lassen, hat freilich der Verfasser kaum eine Ahnung. Er hilft sich im Text mit dem nichtssagenden Satze, daß als Kriegsparteien „in unbedingter Weise" nur die unabhängigen und selbständigen Staaten gelten, und läßt diesen in einer Note durch Geffken berichtigen. Eine solche Darstellung scheint uns für Studirende wie für Praktiker gleich unbrauchbar. — Bleibt hiernach für

Digitized by Google

das Völkerrecht in seinem herkömmlichen Bestande nur die alte Unterscheidung von Recht des Friedens und Recht des Krieges angezeigt, so ist dieselbe doch auch für diesen Umfang nicht mehr erschöpfend. So lange das Recht der Neutralitäten in langsamer Entwickelung begriffen war, ließ es sich im Rechte des Krieges unterstecken, da es freilich nur gelegentlich eines Krieges zur Anwendung kommt. In seiner heutigen Ausbildung aber ist es über eine solche Stellung hinausgewachsen, und verlangt thatsächlich wie logisch seine Gleichstellung mit jenen beiden Theilen. Das Verhältniß der Kriegführenden zu den Neutralen gehört weder von der einen noch von der andern Seite zum Kriegszustande, von Seiten der letzteren nicht, weil sie überhaupt nicht Kriegführende, von Seiten der ersteren nicht, weil sie es nicht gegenüber den letzteren sind. Vielmehr besteht das Wesen der Neutralität recht eigentlich in der Fortdauer der friedlichen Staatengemeinschaft über den Streit einzelner Glieder derselben hinaus, es ist das Recht des Friedens der Neutralen und der Kriegführenden selbst im Verhältniß zum Kriegszustande der letzteren untereinander.

Mit alledem ist aber nur der herkömmliche Bestand des Völkerrechts erschöpft, der sich insgesammt als Recht der Staatengemeinschaft benennen läßt. Zu demselben sind aber in der neuesten Entwickelung des Völkerrechts zwei neue Haupttheile hinzugewachsen, deren jeder ihm an Bedeutung für die Zukunft gleichkommen dürfte, und es bezeichnet wieder die Arbeitsweise des Verfassers, daß während er in seinen beiden ersten Büchern den ganzen Ballast traditioneller Selbstverständlichkeiten mitschleppt, der das Friedensrecht der Lehrbücher aufschwellt, während er im dritten Buche dem heutigen Stande des Kriegsrechts und des Rechts der Neutralität nur aufs Knappste Genüge thut, auch die dürftigen Ansätze der beiden neuen Haupttheile, mit denen Heffter sich begnügt hat, bei ihm spurlos verschwunden sind. Der eine dieser Theile, den wir im Gegensatze zum ersten Haupttheil als europäische Rechtsgemeinschaft bezeichnen möchten, enthält das s. g. internationale Privat-Straf- und Prozeßrecht so wie die internationale Rechtshülfe (Auslieferung). Die herkömmlich vom Völkerrecht im alten engeren Sinne getrennte Behandlung dieser Materien thut denselben schon darum kein Genüge, weil sie nur in der Anknüpfung an die obersten Grundsätze des Völkerrechts ihren festen wissenschaftlichen Untergrund erhalten. Der dritte Haupttheil würde die Arbeit umfassen, welche Lorenz v. Stein als internationales Verwaltungsrecht bezeichnet; zum charakteristischen Unterschiede von den beiden andern Haupttheilen ist vielleicht die Bezeichnung: „Recht der europäischen Culturgemeinschaft" treffender. Dahin gehört die ganze Fülle von Veranstaltungen, welche theils durch Verträge von Staat zu Staat, theils von allen Culturstaaten oder einem größeren Theile derselben gemeinsam für Verkehr, Austausch und Wohlfahrtspflege getroffen sind: der letztere Theil gehört fast ausschließlich dem letzten Menschenalter, ja ganz überwiegend erst dem letzten Jahrzehnt an. Der Verfasser spricht nur gelegentlich beim Vertragsrecht von „sozialen" Verträgen, aber selbst der Weltpostvertrag ist in seinem Buche nicht einmal dem Datum nach zu finden.

Digitized by Google

Wenn wir in dieser Besprechung weiter gegangen sind, als der erwähnte Gegenstand erforderte, so geschah es, weil wir Werth darauf legen, das von dem Verfasser nicht entfernt befriedigte Bedürfniß nach einer möglichst knappen, aber zugleich wissenschaftlich scharfen Darstellung des Völkerrechts in dem ganzen angedeuteten Umfange zu kennzeichnen. Einstweilen aber können wir jedem, dem es um die Beschäftigung mit dem Völkerrecht Ernst ist, nur rathen, die wenigen Mark Mehrausgabe für das Heffter'sche Lehrbuch und dessen nicht gar viel stärkeren Umfang nicht zu scheuen; durch die Bearbeitung von Geffken ist es so weit auf dem „neuesten Stand der wissenschaftlichen Auffassung" erhalten, als das in nachträglichen Noten möglich war, und es ist jedenfalls darin noch nicht überholt.

Jena. Klöppel.

---

Das Verordnungsrecht des Deutschen Reichs auf der Grundlage des preußischen und unter Berücksichtigung des fremdländischen Verordnungsrechts systematisch dargestellt von Dr. Adolf Arndt, Oberbergamts-Justitiar und Universitäts-Dozent. Berlin und Leipzig. D. Guttentag. 1884.

Eine nicht nur dem Zweck nach, sondern auch von unnöthigem Beiwerk abgesehen in der Ausführung durchweg verdienstliche Arbeit, wenn auch der Untersuchung sicherer Gang und der Darstellung durchsichtiger Aufbau mangelt. Vorab macht der Verfasser den seltsamen Umweg, daß er mit der „Theorie" wenn auch nicht mit deren Gründen übereinstimmend dem Reich die selbstständige Verordnungsgewalt abspricht, hinterher aber doch zu dem Ziele kommt, in Art. 7 Nr. 2 der R. V. ziemlich alles wiederzufinden, was wenigstens dem regelmäßigen Verwaltungsbedürfniß genügen kann, unter dem Titel einer allgemeinen Ermächtigung des Bundesraths zu s. g. Ausführungsverordnungen. Der Verfasser erkennt an, daß der König von Preußen alle ihm nicht durch die Verfassung ausdrücklich eingeschränkten Rechte besitzen muß, weil das Königthum vor der Verfassung bestanden hat (S. 15) und er weist dies auch treffend aus der Entstehung der preußischen Verfassungsurkunde nach (S. 63 ff.), indem bei aller sonstigen Nachbildung der belgischen Verfassung gerade deren Art. 25 u. 78, welche dem Könige indirekt und direkt alle ihm nicht ausdrücklich beigelegten Gewalten aberkennen, nicht aufgenommen worden sind. Was aber das Reich anlangt, so spricht er das letzte Wort der Theorie gelassen aus (S. 13), „während alle übrigen Staaten älter sind als ihre Gesetze und Verfassungen, sind der Norddeutsche Bund und das Deutsche Reich erst durch Gesetz geschaffen worden." Daß diese „Theorie" aller Geschichte und Wirklichkeit Hohn spricht, haben wir früher an dieser Stelle (Pr. Jahrb. 52 S. 176) ausgeführt. Es ist die wie eine ewige Krankheit fortgeschleppte Fiction des staatlosen Juristenthums, als ob das Gesetz irgend eine Macht „zutheilen" oder gar die zum Staate vor Allem gehörende Macht „schaffen" könne, statt nur die gegebenen natürlichen oder geschichtlichen Machtverhältnisse anzuerkennen, zu ordnen und zu beschrän-

Digitized by Google

ken. — In der That aber widerlegt auch der Verfasser die „Theorie" und sich selbst auf Schritt und Tritt seiner Ausführung. Zunächst, wenn der König von Preußen und gleich ihm die übrigen zum Reich vereinigten Souveraine vor Annahme der Reichsverfassung die Verordnungsgewalt auch im Gebiete der nunmehrigen Reichszuständigkeit besaßen, so kann dieselbe bei „Schaffung" des Reichs nicht verloren gegangen sein. Daß sie aber durch Annahme der Reichsverfassung zu Gunsten einer Machterweiterung des Parlaments aufgegeben sei, bestreitet der Verfasser S. 52 nachdrücklich. Die Souveraine besitzen also diese Gewalt jeder in seinem Lande noch und können dieselbe mindestens unter den gleichen Bedingungen anwenden, unter welchen die Landesgesetzgebung auch im Bereich der Reichszuständigkeit noch thätig sein kann. Damit ist nun aber dem Reiche schlecht gedient: es geht die Einheitlichkeit der Verwaltungsaction verloren, die wichtiger ist als die Einheitlichkeit der Gesetzgebung. Um jene zu wahren, bieten sich nun zwei Wege: entweder die Souveraine erlassen nach Vereinbarung unter einander gleiche Verordnungen, jeder für sein Land. Dieser Weg ist thatsächlich betreten worden bei den Verordnungen gegen die Choleragefahr, an welche unsere früheren Ausführungen über die Frage anknüpften. Er ist aber auch ausdrücklich vorgesehen im Art. 4 des Zollvereinsvertrags vom 8. Juli 1867 für Beschränkungen der Handels- und Verkehrsfreiheit bei dem Eintritt außerordentlicher Umstände, insbesondere auch bei einem drohenden oder ausgebrochenen Kriege. Oder die Souveraine kommen einstimmig überein, eine Reichsverordnung zu erlassen — war sollte sie daran hindern? Dieser Weg ist thatsächlich betreten worden bei der Anwendung des citirten Art. 4 zum Erlaß des Pferdeausfuhrverbots vom Februar 1875. (Der Verfasser hat diesen Fall, der gerade im Gegensatz zu dem gleichzeitig auf Grund des § 2 des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 im Bundesrathe erlassenen Kartoffel-Einfuhrverbotes sehr charakteristisch ist, auf S. 96 ff. übersehen). Dieses Verbot ist erlassen durch Kaiserliche Verordnung, welche die erfolgte Zustimmung der Bundesregierungen feststellt. Derselbe Weg ist aber auch im vorigen Jahre betreten worden bei der provisorischen Inkraftsetzung einzelner Bestimmungen des deutsch-spanischen Handelsvertrags, einer Verordnung, wie wir damals an dieser Stelle nachgewiesen haben, nicht intra noch praeter, sondern contra legem, die aber hinterher durch Genehmigung des Reichstags mit Indemnitätsertheilung als rechtsgültig bestätigt ist.

Diese Umwege würden sich freilich in der Wirklichkeit bald als weit bedenklicher herausstellen, wie sich die „Theorie" bei ihren Constructionen vorstellt, wenn ihre Nothwendigkeit nicht zum Glück eine ziemlich seltene wäre. Denn in der Regel reicht allerdings die vom Bundesrath auf Grund des Art. 7 Nr. 2 der R. V. ausgeübte, vom Verfasser auf eine „generelle Ermächtigung" zurückgeführte Befugniß aus, sofern nämlich nur irgend ein Reichsgesetz oder eine Specialbestimmung der Verfassung sich findet, an welche die „Ausführung" anknüpfen kann. Nun läßt sich zwar gegen die Auslegung des Verfassers genau dasselbe Argument anwenden, mit welchem er ganz richtig

Digitized by Google

gegen Laband verficht, daß aus Art. 5 der R. V. über die Fragen von Gesetz und Verordnung nichts zu entnehmen sei. So gut Art. 5 nur bestimmt, von wem die Gesetzgebungsgewalt im Reich, die er als selbstverständlich voraussetzt, ausgeübt wird, so gut bestimmt Art. 7 Nr. 2 nur, von wem die an sich selbstverständliche Verordnungsgewalt ausgeübt wird. Indeß mag diese Subtilität billig auf sich beruhen. Das Wesentliche ist, daß die Verordnungsgewalt besteht, nicht auf welchem formellen Grunde. Und da deckt der Verfasser treffend die naive petitio principii auf, mit welcher Laband seinen Unterschied von Rechtsverordnungen und bloßen Verwaltungsvorschriften aus Art. 7 Nr. 2 herauslesen will, indem er ihn unberechtigt hineinträgt. Zunächst führt der Verfasser aus der deutschen Gesetzessprache den Nachweis (S. 35 ff.), daß im Sinne derselben Verwaltungsvorschrift nicht eine für, sondern von der Verwaltung d. h. von der Verwaltungsbehörde je nach ihrer Zuständigkeit gegebene Vorschrift bedeutet. Gleichzeitig führt er den noch schlagenderen Nachweis, daß ganze Reihen vom Bundesrath und anderen Verwaltungsbehörden des Reichs erlassene „Verwaltungsvorschriften" bestehen, in welchen unzählige „Rechtssätze" enthalten sind. Damit fällt denn aber auch, was der Verfasser sich nicht klar zu machen scheint, jeder innere Grund die Verwaltung auf Ausführungsverordnungen zu beschränken. Denn eben aus der Grundannahme, ein Rechtssatz könne nur durch Gesetz, niemals durch Verordnung eingeführt werden, gelangt Laband folgerichtig dahin, der Verwaltung die „Rechtsverordnung" ohne ausdrückliche Ermächtigung durch Gesetz abzusprechen. Ist diese Annahme als unhaltbar erwiesen, so bleibt nicht abzusehen, warum die Verwaltung, was sie für eine schon durch die Gesetzgebung behandelte Materie „zur Ausführung" des Gesetzes thun kann, bei einer noch nicht gesetzlich geordneten Materie, die aber doch eben Gegenstand der Verwaltung ist und als solche allgemeiner Normen bedarf, nicht auch sollte thun können. Allerdings versucht der Verfasser (S. 224 ff.), für die „Ausführung" der Gesetze durch die Verwaltung einen strengeren Sinn festzuhalten als Laband, der die Verwaltung nicht positiv durch die Gesetzgebung bestimmt und geleitet, sondern nur negativ durch dieselbe beschränkt werden läß. Der Verfasser steht darin auf den Schultern Gneist's, der gegen die Formaljuristen stets verfochten hat, daß der wesentliche Inhalt der Verwaltungsgesetze in positiven Anweisungen bestehe. Nur bleibt dabei immer wieder das Grundverhältniß, daß durch das Gesetz der Inhalt der Verwaltungs- als Staatsthätigkeit nicht geschaffen, sondern nur ein bereits gegebener Inhalt bestimmt wird. Ehe der Gedanke aufkommt, einen Verwaltungsgegenstand durch Gesetz zu ordnen, muß sich schon lange vorher die Verwaltung bewußt geworden sein, daß dieser Gegenstaud als Staatsaufgabe unter ihre Thätigkeit fällt, und diesem Bewußtsein durch thätiges Eingreifen Ausdruck gegeben haben. Der Verfasser führt dazu ein schlagendes Beispiel an der preußischen Telegraphenverwaltung vor (S. 73), die bis zum Uebergang auf das Reich niemals durch Gesetz geordnet war, wohl aber eingehende Reglements erfordert und erhalten hatte. Werden nun für einen solchen Verwaltungszweig hinterher positive gesetzliche

Digitized by Google

Anweisungen erlassen, so verhalten sich doch auch diese der ursprünglichen Freiheit der Verwaltung gegenüber als Einschränkungen, und die Correktur des Verfassers führt zu keinem andern Ergebniß, als daß nachherige „Ausführungsverordnungen" nicht nur nichts enthalten dürfen, was einer ausdrücklichen Vorschrift des Gesetzes widerspricht, sondern auch nur das, was mit der allgemeinen Richtung des Gesetzes in Einklang steht — was bei einer nicht formalistischen Auslegung sich ohnehin von selbst versteht. Worin aber sollen sich nun solche „Ausführungsverordnungen" von den selbständigen begrifflich unterscheiden, die vor jedem Gesetz erlassen sind? Der Verfasser bietet uns ein anderes Beispiel dar (S. 72). Auf Grund des Eisenbahngesetzes von 1838 sind in Preußen zunächst kraft ausdrücklich darin ausgesprochener Ermächtigung Eisenbahnpolizei-Reglements erlassen. Weiter aber sind auch Eisenbahnbetriebs-Reglements erlassen, von welchen das Gesetz nichts gesagt hat, und der Verfasser rechnet sie deshalb zu den selbständigen Verordnungen. Aber warum sollte nicht die Verwaltung auch hier des guten Glaubens gewesen sein, „in Ausführung" des Gesetzes zu handeln, da zu der „Ausführung" doch anerkanntermaßen die Ergänzung dessen gehört, was das Gesetz nicht ausdrücklich vorgesehen hat. Muß andererseits nicht auch bei der selbständigen Verordnung die erlassende Verwaltungsbehörde sich auf Schritt und Tritt fragen, ob nicht nur sie nicht gegen ein bestimmtes Gesetz verstößt, sondern auch, ob sie im Geiste der Gesetze handelt, die im Allgemeinen die Verwaltungsthätigkeit bestimmen und einschränken? Es bleibt also kein anderer Unterschied der Verordnungen praeter und intra legem als ein etwas größeres oder geringeres Maß von Freiheit der Bewegung für die verordnende Behörde. Das von dem Verfasser mit Fleiß und Umsicht zusammengetragene Material dient also folgerichtig verwerthet nur dazu, den Grundsatz von Gneist und Lorenz von Stein gegen die „Theorie" der Formalisten des Reichsverfassungsrechts zu Ehren zu bringen: die Verordnungsgewalt als natürlicher Ausfluß jeder Staatsgewalt findet keine andere Grenze als an dem geltenden Gesetze im constitutionellen Sinne d. h. der durch Mitwirkung der Volksvertretung in einer auch für die oberste Verwaltung bindenden Form erlassenen Rechtsvorschrift.

Jena. Klöppel.

---

Handbuch des Demagogen von Raoul Frary. Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Offmann. Hannover, Helwing'sche Verlags-Buchhandlung. 1884. 4 Mark.

Wenn das heutige Regierungssystem Frankreichs wirklich den gebildeteren und feineren Geistern der Nation schon so sehr zum Ekel geworden ist, wie es in dem obigen Buche erscheint, so würde man wohl prophezeien dürfen, daß die zur Zeit doch noch immer höchst bedeutende Stellung Frankreichs unter den Völkern der Erde sehr bald zusammenbrechen muß. Es ist unmöglich, daß ein Staat mit einem so absurden Regierungssystem sich neben gesund organisirten Völkern behaupte. Das alte Rom hat freilich mit einer auch sehr zerfressenen

Digitized by Google

Verfassung noch seine Welteroberung vollendet, aber es war, vom zweiten Jahrhundert an nicht so sehr das Verdienst seiner Stärke, als die Schwäche der Anderen. Auch Frankreich scheint ja heute noch einen Ueberschuß an Kraft zu besitzen, der ihm erlaubt, sich an der Colonisirung und Europaisirung der fremden Welttheile zu betheiligen. Wenn die französische Demagogie sich aber zu der Frary'schen Schilderung auch nur wie die Wahrheit zur Caricatur verhält, so wird es bald genug reißend bergab gehen. Wer weiß ob nicht gerade der Eintritt Frankreichs in das Europäische Friedens-Concert, der sich seit dem letzten Monat anbahnt, eine sehr ungünstige Rückwirkung auf die inneren Zustände des französischen Volkes ausüben wird. Die Revanche-Idee hielt in dem vergangenen Jahrzehnt den französischen Nationalgeist wach. Die Revanche-Idee zügelte die Demokratie und erfüllte sie mit einer Gesinnung der Opferwilligkeit, die alle Achtung verdient. Sollte die Revanche-Idee allmählich wirklich verblassen, so werden bald genug die von ihr zurückgehaltenen Tendenzen und Agitationen hervorbrechen. Das Reich der reinen Demagogie, wie es uns Frary mit köstlicher Ironie vorzeichnet, kann beginnen.

Der Grundgedanke des Frary'schen Buches ist die Analogie zwischen einem Gouvernement der unumschränkten Demokratie und der absoluten Monarchie. Sie sind beide darin gleich, daß die öffentliche Gewalt schrankenlos dasteht — früher war diese schrankenlose Gewalt in der Hand des Einen, jetzt ist sie in der Hand der Masse. In beiden Fällen bringt diese Regierungsform eine Sorte Menschen hervor, die in der Gestalt von Dienern den Herrn zu beherrschen suchen: unter den Ludwigen war es der Höfling — heute ist es der Demagog. Der Demagog ist der Höfling der Masse. Diese Charakteristik wird von Frary durch alle Einzelheiten mit so viel Beobachtung, Geist und Ironie durchgeführt, daß man das Buch nicht nur mit Vergnügen liest, sondern auch Vieles was zum Verständniß des französischen Volksgeistes und der französischen Geschichte beiträgt, daraus lernen kann.

Wieviel von den Eigenschaften der demagogischen Volksbehandlung auch auf Deutschland zu übertragen sei, ist eine Frage, die sich dem Deutschen bei der Lectüre des Buches fortwährend aufdrängen muß und ihm für uns noch einen besonderen Reiz verleiht. Als Beispiel für die Art und Weise Frary's wollen wir einen Passus hier hersetzen.

Frary untersucht die verschiedenen Mittel, durch welche der Höfling und der Demagog sich ihren respectiven Herrn unterthänig zu machen suchen. Obenan steht natürlich die Schmeichelei. Wie Ludwig XIV. so wird dem französischen Volke heute weisgemacht, daß es sowohl Alles darf, als auch Alles versteht.

„Ist die Staatskunst wirklich ein complicirtes Ding, und bedarf man, um sich deren Anfangsgründe zu eigen zu machen, nicht nur gesunden Menschenverstandes und Ueberlegung, sondern auch eingehender Studien, so könnten Umstände eintreten, unter denen der ehrliche Mann der Volksmenge zurufen müßte: „Vertraut mir, glaubt mir aufs Wort, denn die gegebenen Größen



Digitized by Google

für die zu lösende Aufgabe entgehen euch." Aber der ehrliche Mann würde in sein Verderben rennen: ein solches Uebermaß von Freimuth würde für ihn unheilvoller, denn ein Wortbruch sein. Eine Kammer dünkt sich nie zu wol unterrichtet; sie beauftragt Commissionen mit der Prüfung der ihr unterbreiteten Vorschläge. Sie befragt Rechtsgelehrte über die Gesetzgebung, Militärs über die Organisation der Armee, Aerzte über die Gesundheitspflege, Nationalöconomen über den Stand der Steuern, Ingenieure über öffentliche Arbeiten. Dann hört sie eine lange Reihe von Erörterungen an: und trotz so vieler Aufschlüsse sieht sie sich zuweilen in der Lage, sich noch bedenken zu müssen. Eine Volksversammlung bedenkt sich nicht. Was sollte sie auch mit den Specialisten anfangen? Um sich zu belustigen, um einem Redeturnier, dessen Sieger im voraus bestimmt ist, anzuwohnen, duldet sie manchmal den Widerspruch: fortwährender Beifall würde langweilig werden; es verlangt einen von Zeit zu Zeit nach etwas, das man auspfeifen kann. Der Mann, der eine Zeitung vor die Nase nimmt, der Bürger, der ein Meeting besucht, verlangt weiter nichts als daß man ihn mit neuen Motiven versorge, um sich in seiner Ansicht zu gefallen. Ihr Publikum ist unfehlbar: sagen Sie ihm, es habe Recht; beweisen Sie solches durch Thatsachen oder Gründe, durch Vernunftschlüsse oder Redensarten: die Art und Weise, aber nicht die Sache ist Ihrer Wahl überlassen.

„Das Volk urteilt nämlich kraft seines gesunden Menschenverstandes. Der gesunde Menschenverstand wechselt je nach Klima und Zeit, nach Umständen und persönlichen Neigungen. Einem Spanier von ehemals lag es kraft seines gesunden Menschenverstandes klar zu Tage, daß die Ketzer verbrannt werden müßten; einem Pariser des 17. Jahrhunderts wurde es von seinem gesunden Menschenverstand deutlich bewiesen, daß dem König zu gehorchen sei. Der gesunde Menschenverstand kann vernünftig oder närrisch, selbstsüchtig oder großmütig, grausam oder gutmütig sein. Es giebt einen gesunden Menschenverstand für die Stadt und einen für das Land, einen für die Schutzzöllner und einen für die Freihändler, einen für die Radikalen, einen für die Gemäßigten. Weß Namens der gesunde Menschenverstand aber sei: er ist immer unfehlbar und unduldsam, da er nichts weiter ist als die Summe unserer sämtlichen Vorurteile.

„Die angenehmste Schmeichelei, mit der man einen Mann bedenken kann, besteht darin daß man sich seinem Urteil unterwirft. Ein jeder unter uns beherbergt in seinem Kopf einen Gerichtshof, dessen Befugniß er ohne Unterlaß zu erweitern bestrebt ist. Wir würden uns jedoch oft besinnen, ein Urteil zu fällen, wenn nicht liebenswürdige Freunde uns überredeten, daß es dazu ja nur unseres guten Herzens und unseres gesunden Menschenverstandes bedürfe. Lassen Sie es sich also angelegen sein, die Befugniß des Volkes zu erweitern. Ihm zu sagen es könne zwischen der Republik und der Monarchie, oder selbst zwischen der einen und der anderen Republik wählen, würde nicht ausreichen; dergleichen Fragen werden schon von den Kindern entschieden. Aber berufen

Digitized by Google

Sie die Diplomaten, die Soldaten, die Künstler vor seine Schranken; und fänden sich in einer öffentlichen Versammlung nicht zwanzig Leute, die da wüßten wieviele Großmächte es giebt: beweisen Sie Ihrer Zuhörerschaft, daß sie es besser als die Abgeordneten und die Minister verstehen, in welcher Weise des Landes auswärtige Politik zu führen sei, welche Bündnisse etwa zu erstreben, welche Klippen zu meiden wären. Lassen Sie von Leuten, die über Osten und Westen nicht recht im klaren sind, die Karte von Europa umarbeiten; die die Abänderung der Lehrprogramme überlassen Sie solchen, die keine Spur von Bildung haben. Vielleicht werden Sie Beifall erndten, vielleicht wird man Sie auspfeifen, doch werden Sie sich niemals dem aussetzen, daß Sie durch Zurufe unterbrochen werden, wie: „Wir begreifen nicht," oder „wir wissen nicht." D.

---

Agrarische Zustände in Frankreich und England. Auf Grund der neueren Enquêten, dargestellt F. Frhr. von Reitzenstein und Erwin Nasse. Schriften des Vereins für Socialpolitik. Leipzig. Duncker und Humboldt. 1884. 222 Seiten.

In Frankreich und England ertönt wie in Deutschland seit einer Reihe von Jahren die Klage der Landwirthe lauter und lauter über agrarischen Nothstand. Für Frankreich ist nach der Schilderung Reitzenstein's (ehedem Bezirkspräsident in Metz) die Klage nur in beschränktem Maaße berechtigt. Weinbau und Seidencultur haben zwar von Phylloxera und anderen Krankheiten gelitten; die Jahre 1878 und 1879 hatten exceptionell schlechte Ernten, aber abgesehen von diesen so zu sagen Schicksalsschlägen, die überwunden und ausgeglichen werden können, faßt Reitzenstein die Lage als eine ziemlich normale auf. Die Behauptung, daß der Grundbesitz in Frankreich in der Besteuerung prägrarirt sei, weist er als unbegründet zurück; es ist die Höhe der französischen Steuern überhaupt, welche auch den Grundbesitz so schwer belastet. Nur in einzelnen Fällen findet in Folge unrichtiger Katastrirung und des Systems der Departemental- und Communal-Zuschläge wirklich Ueberbürdung statt. Der Weizenbau ist in Frankreich noch immer rentabel und hat noch Ausdehnung erfahren. Die Rindviehzucht ist im Aufschwung; auch die der Fleischschafe. Selbst über die Schweinezucht wird nicht ungünstig berichtet. Nur die Woll-Schafzucht geht zurück. Die ländlichen Arbeitslöhne sind enorm in die Höhe gegangen, seit 20 Jahren um 20—100 Proc. Nie ist der Arbeiter in einer so günstigen materiellen Lage gewesen. Die Theilung des Grundbesitzes ist im Wachsen begriffen; periodenweise ist es bald mehr der Groß- bald der Mittelbesitz gewesen, welcher der Ausdehnung des Klein- oder vielmehr Zwerg-Besitzes zum Opfer gefallen ist. In der Mehrzahl der Departements sind, wie in einer 1866—70 aufgenommenen Enquête constatirt wurde, 75 Procent der in der Landwirthschaft beschäftigten Arbeiter gleichzeitig selbst mit Grundbesitz angesessen. Die Verschuldung des Grundbesitzes ist nicht hoch; die

Digitized by Google

Schwierigkeiten, welche die schlechte Ordnung des Hypothekenwesens dem Real-Credit entgegenstellt, sind zu groß und die beim Erbgang einzutragenden Schulden fallen aus, da das System in natura zu theilen vorherrscht. Letzteres fördert wieder die Vermehrung des Kleinbesitzes. Die Mängel der französischen Landwirthschaft beruhen wesentlich in der Zersplitterung und dem mangelhaften Real-Credit, welche der intelligenten, fortschreitenden Verbesserung und dem Hineinstecken größerer Capitalien im Wege stehen.

Nasse's Schilderung der agrarischen Zustände in England lautet von der eben gehörten sehr verschieden. England hat nicht bloß zwei, sondern sechs Mißernten fast hintereinander gehabt, 1875, 1876, 1877, 1879, 1880, 1881; die Ernte von 1879 war die schlechteste des ganzen Jahrhunderts. Der Grund ist stets zu viel Regen, zu wenig Sonnenschein gewesen. Solche Witterung kann kein Klima schlechter vertragen als das englische. Das nördliche Irland hat die gleiche Juliisotherme mit Lappland und Archangel, die Januarisotherme von Avignon, Nismes, Ancona und Constantinopel. Eine kleine Veränderung der Sommer-Temperatur verursacht daher dem Getreidebau in England viel größeren Schaden als im Innern der großen Kontinente mit ähnlicher Jahrestemperatur. Mit diesen zufälligen und voraussichtlich vorübergehenden Lücken ist die plötzliche Erstarkung der amerikanischen Concurrenz und das Sinken der Weizenpreise zusammengetroffen. Der Werth der Weizenproduktion eines Acre sank seit 1857 (nach fünfjähriger Periode) von 175—187 und 180 Mark im Durchschnitt auf 131 Mark. Geringer sind die Verluste in anderen Getreidearten und den Produkten der Viehzucht. Der Werth der englischen Wollproduktion ist jedoch von 1873 bis 1882 von 337 600 000 Mark allmählich auf 121 Millionen gesunken. Auch die Schweinezucht ist durch die amerikanische Konkurrenz erdrückt und hat keine Zukunft mehr.

Die ländlichen Arbeitslöhne sind gleichzeitig sehr erheblich gestiegen. Der Gesammtverlust der die englische Landwirthschaft in Folge dieses Zusammentreffens der Erhöhung der Produktionskosten mit Entwerthung der Produktion getroffen hat wird auf jährlich 660 Millionen Mark allein in Großbritanien (also außer Irland) geschätzt. Eine andere Berechnung für das ganze vereinigte Königreich hat auf 800 Millionen Mark jährlichen Verlust für den Durchschnitt der Jahre 1878—1881 im Vergleich mit den Jahren 1872—1874 geführt. Nicht unerhebliche Flächen kulturfähigen nnd früher bebauten Ackerlandes sind gänzlich unbestellt geblieben, weil sich Niemand fand, der die Bestellung hätte übernehmen wollen. Die Regierung hat im Jahre 1881 die Fläche der so wüst gelassenen Aecker constatiren lassen — es waren etwa 66 000 preußische Morgen. Diese Aufnahme wird aber für keineswegs vollständig gehalten. Es seien unbenutzte Ländereien als solche nicht aufgeführt, sowie die Grundeigenthümer nur einige Stück Vieh darauf hätten weiden lassen. Man habe es dann als Weideland betrachtet, während es doch in Wahrheit nur unbestelltes Ackerland gewesen sei. Die Pächter haben vielfach entweder Bankerott gemacht oder haben, ehe es so weit kam, ihre Habseligkeiten verkauft

Digitized by Google

und sind ausgewandert. Gerade die tüchtigsten Farmer, welche intensiv wirthschafteten, haben oft am meisten verloren.

Der einzige Zweig der Landwirthschaft der noch rentirt, ist die Rindviehzucht. Frisches Fleisch, Milch, Butter, Käse für die großen Industriestädte. Die mit Weizen bebauten Ackerflächen vermindern sich schnell und der Getreidebau wird zu einer bloßen Ergänzung der Viehzucht. Die Eigenthümlichkeit dieser Wirthschaft ist, daß sie geringerer Arbeitskräfte und größeren Capitals bedarf als der Getreidebau. Die Umwandlung von Aecker in Wiesen ist sehr theuer. Der Landwirth hat aber den doppelten Vortheil: auf der einen Seite entzieht er sich den Anforderungen der gesteigerten Arbeitslöhne — auf der anderen ist er gesicherter gegen die überseeische Concurrenz.

Im Verhältniß zur Gesammtmasse kann die Umwandlung natürlich doch nur langsam vorwärtsgehen.

Der eigentliche bäuerliche Besitz schmilzt, so gering die Reste desselben sind, doch noch immer weiter zusammen. Selbst die Zahl der mittleren Grundbesitzer scheint sich zu verringern. Es wächst aber der sehr große Grundbesitz und der Zwerg-Besitz von Arbeitern, Bergleuten und dergl. die die Ackerwirthschaft als Nebenerwerb betreiben. Das hängt mit den gesteigerten Löhnen zusammen.

Die beiden in einem Buche vereinigten Untersuchungen sind naturgemäß noch ohne Kenntniß voneinander geschrieben und deshalb irgendwelche Vergleiche zwischen den beiderseitigen Resultaten von den beiden Verfassern nicht angestellt. Grade dieser Vergleich bietet natürlich das Allerinteressanteste. Was zunächst in die Augen fällt ist, daß die französische Landwirthschaft so außerordentlich viel besser daran zu sein scheint, als die englische. Es ist dabei aber in Anschlag zu bringen, daß die Reitzenstein'sche Abhandlung schon im Januar dieses Jahres abgeschlossen wurde und das Material des Verfassers nicht so weit reicht wie dasjenige des Berichterstatters über England. Reitzensteins Material reicht zum Theil nur bis zum Jahre 1877, wo die schlimmsten Jahre für England erst kommen und die Intensität der amerikanischen Concurrenz noch im Zunehmen begriffen ist. Von dieser Concurrenz ist bei Reitzenstein noch sehr wenig die Rede und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß sich seitdem die Lage der französischen Landwirthschaft verschlechtert hat.

Auch mit diesem Vorbehalt aber bleibt doch immer noch ein sehr erheblicher Unterschied zu Ungunsten Englands. Dabei wirken vielerlei Gründe zusammen. Zunächst ist die französische Landwirthschaft vielseitiger als die englische. Der Weinbau und Seidencultur, die in Frankreich von so ungeheuerer Bedeutung sind, fehlen in England gänzlich. Auch die landwirthschaftlichen Nebengewerbe sind in Frankreich entwickelter als in England. Es giebt in England keine Zucker-Rüben und die englische Steuergesetzgebung drängt die Brennerei in etwa sechs ungeheuere Fabriken zusammen.

Das zweite Moment sind die Besitzverhältnisse. Der Nothstand beruht, so weit er nicht vorübergehender Natur ist, auf dem Hinaufgehen der Produc-

Digitized by Google

tionskosten (der Löhne) mit gleichzeitiger Entwerthung der Production. Ein solcher Nothstand ist aber ein relativer Begriff. Was der Landwirth verliert gewinnen die Arbeiter, die städtischen Consumenten und die Importeure. Ob dieser Gewinn ein reeller, dauernder ist, oder ob der Ruin der Landwirthe Rückschläge herbeiführt, die zuletzt auch die andern Stände treffen, ist eine Sache für sich. Zunächst hat der Städter billige Producte und über die Arbeiter wird aus beiden Ländern gleichmäßig berichtet, daß sie besser genährt und gekleidet sind, als je. Nun gehört in England bei weitem der größte Theil des Landes Großgrundbesitzern, die verpachten; bäuerliche Eigenthümer, die selbst wirthschaften, giebt es sehr wenig. In Frankreich aber giebt es von dieser Klasse sehr viel. Diese Leute bestellen ihren Acker selbst, allein oder mit geringer Hülfe und verzehren auch den größten Theil ihrer Producte selbst. Bei ihnen hebt sich also die Verschiebung der Erwerbs-Verhältnisse wieder auf. Sie zahlen weder Löhne, noch verkaufen sie Getreide im großen Umfange. Bei ihnen tritt also auch kein Nothstand ein.

Die Sache wäre anders und ist anders, wo Verschuldung vorhanden ist. Muß der Landwirth mit dem Ueberschuß seiner Production nicht nur seine sonstigen Bedürfnisse decken, sondern Zinsen oder auch Pacht bezahlen, so macht sich jede Preisverschiebung zu seinen Ungunsten sofort sehr empfindlich bemerkbar. Wer zu Zweidritteln verschuldet ist, macht Bankerott, wenn die Preise für seine Erzeugnisse um ein Drittel sinken und etwa gar gleichzeitig die Löhne, die er zahlen muß, steigen.

Hier ist der Punkt, wo sich die deutschen Verhältnisse radikal von den französischen und englischen unterscheiden. In England wie in Frankreich verhindert der mangelhafte Ausbau des Privatrechts auf dem Gebiete des Real-Credits eine sehr weitgehende Verschuldung. Im Erbrecht und Vererbungssitte kommt dieser Umstand in der Form zur Erscheinung, daß in England Einer Alles erbt, in Frankreich in natura getheilt wird. Bei uns wird gleichmäßiger getheilt, als in England, aber meist in der Form, daß auf das ungetheilte Gut die anderen Erbportionen als Schuld eingetragen werden. Die andere Quelle der Verschuldung ist das Aufnehmen von Capitalien zum Zwecke der Melioration. Unser Grundbesitz ist also im Unterschied von dem zersplitterten französischen und dem concentrirten englischen viel stärker mit Hypotheken-Schulden belastet.

Für die Wirthschaft als solche hat damit Deutschland offenbar die günstigsten Bedingungen. Der Reichthum wird nicht zu sehr in einzelnen Händen aufgehäuft, die Güter bleiben groß genug, um intensiv und rationell bewirthschaftet zu werden, vertheilt genug, um möglichst viele Eigenthümer (nicht Pächter) wirthschaften zu lassen, und es ist dem strebsamen Wirth leicht, die nöthigen Capitalien aufzunehmen. Der Mangel des Systems liegt in der oben bezeichneten Empfindlichkeit gegen Preisverschiebungen.

Man mag es dahingestellt sein lassen, ob absolut das Manco, welches die deutsche Landwirthschaft in dem vergangenen Jahrzehnt zu buchen hatte, an das Manco der englischen Landwirthschaft heranreicht. Dennoch

Digitized by Google

trägt sie ebenso schwer, vielleicht noch schwerer daran, weil sie gegen jedes Manco viel empfindlicher ist. Die Zahl der englischen eigentlichen Grundbesitzer ist klein, ihr Reichthum, auch außer dem Landbesitz sehr groß. Auch dem Pächterstand gereicht dieser Reichthum der Landbesitzer zur Rettung, da diese die Mittel und natürlich auch das Interesse haben, so lange es irgend möglich ist, die Pächter über Wasser zu halten. In Deutschland giebt es nicht viele Besitzer, die dazu reich genug sind und die selbstwirthschaftenden Eigenthümer im Groß- oder Kleingrundbesitz sind noch schlimmer daran, falls sie erhebliche Hypotheken-Zinsen zu zahlen haben. Denn der Hypothekenbesitzer hat dem Schuldner gegenüber nicht dasselbe Interesse ihn im Besitz zu erhalten, wie der Eigenthümer dem Pächter gegenüber. Kommt einmal eine Krisis, so geräth gleich Alles in's Schwanken und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Landwirthschaft vielfach schon in eine recht unsichere Position gerathen ist. D.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

# Die Bekämpfung der Socialdemokratie.

Von

Staatsanwalt E. Peterson.

---

Selbst unter den Gebildeten ist eine Kenntniß von dem Wesen des neueren deutschen Socialismus verhältnißmäßig selten. Die Anhänger der socialdemokratischen Partei bilden gleichsam einen Staat im Staate; sie schließen sich sorgfältig gegen jedes Eindringen fremder Elemente ab, sie rekrutiren sich in überwiegender Mehrzahl aus Ständen, die nicht zu den gebildeten im gebräuchlichen Sinne des Wortes gerechnet werden; sie betrachten diejenigen politischen Richtungen, welche vornehmlich das lesende und kenntnißreiche Publikum zu seinen Anhängern zählt, nicht nur mit Widerwillen, sondern mit einem intensiven Hasse; sie werden sowohl durch Gesetze als durch eigenes innerstes Mißtrauen dazu geführt, ihre zahlreiche geheime Litteratur der öffentlichen Kenntniß zu entziehen. So ist denn keine Brücke des Verständnisses zwischen den Socialisten und den übrigen Volksgenossen zugänglich, und man kann sich unter diesen Umständen und weil eben die Unterlagen einer richtigen Beurtheilung wesentlich fehlen, nicht verwundern, wenn selbst gebildete Männer in ihrer Auffassung der gefährlichsten Volksbewegung der Gegenwart schiefe und haltlose Meinungen offenbaren und die Tragweite der ganzen Bewegung verkennen. Am Bedenklichsten muß es erscheinen, wenn hier und da die ganzen socialistischen Bestrebungen mit einem gewissen Achselzucken als eine vorübergehende Zeitkrankheit, die den Keim ihrer Vernichtung durch Uebertreibung und Haltlosigkeit in sich selbst trägt, aufgefaßt wird. Eine derartige Meinung ist nicht nur verfehlt, sondern auch in ihren Wirkungen eminent gefährlich. Gleichgültigkeit und Geringschätzung sind die falschesten Empfindungen, welche gegenüber einer die jetzige Form der bürgerlichen Gesellschaft bedrohenden Gefahr gehegt werden können. Von diesem Gesichtspunkte aus kann jede energische Manifestation socialistischer Gesinnung als das beste Mittel, die Masse der Gebildeten an die Existenz



Digitized by Google

des unter ihnen grollenden Vulkans zu erinnern, angesehen werden. Eine geistige Bewegung, deren Anhänger in jeder einzelnen größeren Stadt Europas nach Hunderten und Tausenden zählen, die trotz aller Repressivmaßregeln in stetem Wachsthum begriffen ist und die den ewigen Klassenhaß der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden auf ihr Banner geschrieben hat, darf nicht als vorübergehende Zeitkrankheit gering geschätzt werden. —

In Deutschland können die allgemeinen Wahlen als Revuen des anwachsenden Parteiheeres der Socialisten angesehen werden. In den zehn Jahren von 1871 bis 1881 haben sich die Stimmen, welche für socialdemokratische Kandidaten abgegeben wurden, mehr als verdreifacht. Es kann hiergegen wenig ins Gewicht fallen, daß die Stimmen des Jahres 1881 nur etwa $^3/_4$ derjenigen von 1877 betrugen, insofern erwogen werden muß, ein wie mächtiger Einfluß auf die ganze socialistische Agitation nothwendigerweise durch das inzwischen ergangene Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie ausgeübt wurde. In einzelnen großen Städten kann noch jetzt ein fortwährendes Zunehmen der socialistischen Anschauungsweise festgestellt werden. So stehen wir noch einer konstanten Gefahr gegenüber, die zu einer erschütternden und brennenden werden kann, sobald einmal ein ungünstiger Umschwung der wirthschaftlichen Verhältnisse jene allgemeine Noth hervorgerufen hat, die schon so oft der erste Anlaß zu politischen Umwälzungen geworden ist, und auf welche einzelne socialistische Führer unverhohlen in ihren Schriften mit wahrhaft dämonischer Erwartungsfreude spekuliren.

Bei einer derartigen Gefahr ist jedenfalls der bequeme Grundsatz des laisser faire laisser passer wenig angebracht. So sehr auch alle staatserhaltenden Parteien darüber einig sind, daß der Socialismus der nachdrücklichsten Bekämpfung bedarf, so erheblich differiren doch die Meinungen über die Art und das Maß der nothwendigen Abwehr. In Wahrheit ist ja der ganze Kampf gegen den Socialismus nichts Anderes als Abwehr und Nothwehr gegen einen revolutionären Angriff. Die Nothwehr ist eine berechtigte, so lange sie sich in ihrem Maße nach der Intensivität des erhobenen Angriffs richtet. Wenn deshalb nach den Mitteln, mit denen der Socialismus zu bekämpfen ist, geforscht wird, so muß zunächst die Vorfrage nach dem Endzweck desselben gelöst werden.

Der Socialismus gründet sich bekanntlich nach seiner genetischen Entstehung auf die Marx'sche Theorie vom Kollektiveigenthum, durch welches das jetzige Sondereigenthum ersetzt werden soll. Diese gleichsam wissenschaftliche Grundlage der Partei wird noch jetzt von ihren Führern betont und in mannigfachen Schriften, wie zum Beispiel in dem viel verbreiteten

Digitized by Google

Buche von Engels „die Entwickelung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ lebhaft verfochten.

Nichts destoweniger kann man nicht sagen, daß das Wesen des heutigen Socialismus lediglich in dieser Theorie des Kollektiveigenthums zu suchen ist. Die bekannte Schrift von Schäffle „die Quintessenz des Socialismus“, aus welcher so Viele ihre Kenntniß der neueren Arbeiterbewegnng geschöpft haben, sieht diese selbst nur von einem theoretischen Standpunkte an, ohne den wahren treibenden Kräften der Massen ganz gerecht zu werden. Das eigentliche Wollen der Socialdemokratie kann Jedem, der Gelegenheit hat, ihre so überaus zahlreiche verbotene Litteratur zu studiren, nicht verborgen bleiben. Umsturz der ganzen jetzigen gesellschaftlichen Zustände zur Ersetzung der heutigen Gewalten durch die Herrschaft der Arbeiter ist die innere treibende Kraft des Socialismus.

Die Lehre vom Kollektiveigenthum ist keine einfache und leichtverständliche. Es gehört eine gewisse Summe von Nachdenken und Kenntnissen dazu, um die Theorie von der Gemeinsamkeit aller Produktionsmittel in ihren Konsequenzen zu verfolgen. Grade der oben citirten Schrift von Engels merkt man es in ihrem gewundenen und schweren Style so recht deutlich an, wie sich der Verfasser abgequält hat, die vielen sich gegen die Ausführbarkeit der Theorie aufstoßenden Zweifel durch Konstruktionen als lösbar hinzustellen. Es dürfte wenige Gebildete geben, denen es nicht eine gewisse Anstrengung kosten würde, die fortgesetzten Schlüsse und Folgerungen dieser Schrift genau zu verfolgen. Und eben diese Schrift, welche auf den Unbefangenen am allerwenigsten den Eindruck eines Volksbuches macht, scheint von den Führeru zur Massenverbreitung auserwählt zu sein. Sie ist für wenige Pfennige in Zürich käuflich und fehlt selten in der kleinen Bibliothek eines deutschen Socialdemokraten. Grade der Umstand, daß ein so schwer verdauliches Buch, welches von der Masse des Volks gar nicht verstanden werden kann, noch immer als das beste angesehen wird, um die Theorie des Kollektiveigenthums in das Volk zu bringen, beweist nachdrücklich, daß die Masse der Partei den ursprüglichen Lehren derselben fremd bleiben muß. In Wahrheit sind auch ganz andere Lehren im Lauf der Zeit in den Vordergrund getreten.

Die Prediger des Kollektiveigenthums haben sich nie verhehlt, daß dieses selbst nur bei einem Umsturz aller bestehenden gesellschaftlichen Zustände und nach der Vernichtnng aller Staats- und Volksunterschiede denkbar ist. In einem einzelnen Staate und Volke würde es nun deshalb niemals dauernd erhalten bleiben können, weil es in sich untauglich ist, die freie Konkurrenz anderer Staaten alter Verfassung zu ertragen. Es



Digitized by Google

war deshalb zunächst nur eine Konsequenz der ursprünglichen Lehre, wenn das internationale und auf allgemeinen Umsturz hinzielende Princip des Socialismus immer mehr betont wurde. Dieses Princip war allgemein verständlich und wurde deshalb auch anstandslos von den Massen adoptirt. Selbst der gemeine Mann konnte ohne Weiteres einsehen, daß der ihm so sehr an das Herz gewachsene Wunsch nach einem Normal-Arbeitstage, im Grunde also nach weniger Arbeit bei gleichbleibendem Lohne, nur dann verwirklicht werden könnte, wenn alle producirenden Völker diesen Normalarbeitstag in gleicher Weise acceptiren, und daß die ganze jetzige auf freier Selbstbestimmung beruhende gesellschaftliche Verfassung sich mit einem Normal-Arbeitstag nicht vereinigen läßt.

Es kann nicht verwundern, wenn die ursprüngliche socialistische Theorie vom Kollektiveigenthum in der neueren Litteratur der Partei immer mehr zurückgedrängt erscheint. Die für die weiteren Kreise bestimmten Flugblätter, die Partei-Kalender und Partei-Lieder enthalten fast nie einen Hinweis auf die gleichsam wissenschaftliche Tendenz der Bewegung. Selbst der Züricher „Socialdemokrat" pflegt höchstens in einem Leitartikel volkswirthschaftliche Fragen zu behandeln. Eben so wenig finden wir in den Beschlüssen des Wydener und Kopenhagener Kongresses irgend eine Formulirung der wissenschaftlichen Parteiprincipien. Während die meisten Führer unzweifelhaft scharfsinnig genug sind, um die Undurchführbarkeit communistischer Ideen zu durchschauen, sind die Massen noch nicht auf dem Bildungsstandpunkte angelangt, um mit Verständniß den Deduktionen socialphilosophischer Gelehrsamkeit folgen zu können. Es ist deshalb vielleicht ganz consequent, wenn die anarchistische Partei, welche sonst trotz aller Zwistigkeiten mit den gemäßigten Socialisten auf dem nämlichen Boden steht, die wissenschaftliche Seite des Programms fast ganz fallen gelassen hat und sich immer mehr auf die absolute Negation der jetzigen Zustände beschränkt. Andererseits haben die gemäßigten Socialisten, seit dem sie sich in gewisser Beziehung dazu verstanden haben, auf die Tagesfragen der Socialpolitik einzugehen, viel näher liegende Objekte ihrer Agitation als jene theoretischen Streitfragen über Kollektiveigenthum. —

Die heutige Tendenz des Socialismus besteht eben einfach in dem Hinwirken auf den Umsturz aller jetzigen gesellschaftlichen Zustände, um eine neue Welt, in welcher der Arbeiterstand die Herrschaft ergreifen kann, zu ermöglichen. Sie wird am deutlichsten in jenem von einem socialistischen Manifeste ausgestoßenen Schlachtrufe gekennzeichnet: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch! Ihr habt Nichts als eure Ketten zu verlieren, ihr habt eine Welt zu gewinnen. Zittert Tyrannen der Welt!"

Digitized by Google

Die entschiedene Partei hält den Augenblick zum Handeln für nahe bevorstehend und verschmäht jedes Paktiren mit den heutigen Gewalten; die Gemäßigteren halten dafür, daß man den Tag der Abrechnung erst langsam vorbereiten, und bis dahin die jetzigen Zustände unterwühlen müsse. Gemeinsam ist beiden Richtungen die Intensivität des Hasses. Der „Socialdemokrat", offenbart seine inneren Gedanken wenn er erklärt:

> „Nein, nicht lieben wollen wir, wir wollen hassen — hassen jede Bedrückung, jede Bevorrechtung, jede Schurkerei, ob von großen oder kleinen Schurken begangen! Nicht Frieden wollen wir, sondern Krieg — Krieg gegen das ganze Gebäude von Unrecht, Schmach und Elend, das sich heutige Staats- und Gesellschaftsorganisation nennt; und der Krieg soll nur mit unserm Siege endigen. Freude und Versöhnung wollen wir nicht eher kennen, als bis die Zwingherren alle zu Boden liegen, und der alten Schlange der Giftzahn ausgebrochen ist, ohne den sie nicht leben kann. Zwischen der alten Welt der Klassenvorrechte und der neuen socialistischen Welt giebt es keine Versöhnung — sie schließen einander aus wie Wasser und Feuer. Das Leben der Einen ist der Tod der Andern."

In dem nämlichen Geiste heißt es in einem von Most verbreiteten „Komunisten-Gebete:

> „Wir beten, Säbel in der Hand,
> Wir beten, beten zornentbrannt,
> Wir beten zu dem Hasse!"

Dieser innere Haß erstreckt sich auf alle Grundlagen der heutigen Gesellschaftsform und auf Christenthum, Vaterland und Ehe nicht weniger wie auf das Eigenthum, gegen welches sich die erste Feindschaft der Socialisten richtete. Wie das Christenthum die Religion der Liebe, so ist der Socialismus die Religion des Hasses. Er ahnt instinktiv, daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit seiner Verbreitung einen unüberwindlichen Damm entgegen setzt. Der Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit, an eine sittliche Weltordnung und an ein besseres Jenseits ist eben den Armen und Gedrückten ein viel festerer Trost als die ungewisse Hoffnung auf eine allgemeine Kommunisten-Republik. Die christlichen Dogmen bieten dem Spötter mit Leichtigkeit Angriffspunkte. Es ist gefährlich genug, daß viele neuere socialistische Schriften, wie zum Beispiel die Most'sche Broschüre, „die Gottes-Pest und die Religions-Seuche", dem einfachen Manne, der in seinem Verstande nicht die Hilfsmittel zur Abwehr besitzt, die alten Glaubenssätze mit Hohn überschütten.

Digitized by Google

Auch der Patriotismus ist den Socialdemokraten ein Dorn im Auge. Jede Vaterlandsliebe trägt ein gewisses conservatives Element in sich und erkennt aus den Formen des heutigen Staatswesens die Spuren einer glorreichen geschichtlichen Entwickelung heraus. Der Begriff des Vaterlandes ist ein historisch gewordener, mit der Ausbildung des Staates und des Volkscharakters eng zusammenhängender. Von der Vaterlandsliebe führt keine Brücke zu der Utopie der internationalen Kommunisten-Republik. In einer Most'schen Schrift liest man:

„Was ist das Vaterland der Arbeiter?
Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen
Sind Alles was vom Vaterland
Der arme Mann genossen."

Der Socialist, der nichts Gewordenes als berechtigt anerkennt, hat in sich selbst keine Veranlassung, die durch die Sitte der Jahrtausende geheiligte Form der Ehe für sich als bindend zu betrachten, zumal das Ehe- und Familienleben eine dem Kollektiveigenthum ungünstige Gesinnung nothwendig erzeugt. Der innere sittliche Trieb wird allmählich und unaufhaltsam durch eine nur auf das Materielle gerichtete Anschauung getödtet.

Der Socialist hat gegen Sitte und Gesetz den Krieg erklärt. Von Zeit zu Zeit wird das europäische Publikum durch irgend ein Attentat erschreckt, durch welches ihm dokumentirt wird, daß die rothe Internationale den Mord und die Brandstiftung gut heißt, insofern sie ihren Zwecken dienstbar gemacht werden. — Fast in jeder Untersuchung, die auf Grund des Socialistengesetzes geführt wird, ergiebt sich unzweideutig, daß selbst die große Masse der Partei keinen Anstand nimmt, zu Gunsten eines Genossen mit ruhigem Muth einen Meineid zu leisten. Die Socialisten halten eben jedes Mittel erlaubt, sofern durch dasselbe der radikale Umsturz angebahnt werden kann. So ist es denn geboten, immer diejenigen Hilfsmittel aufzuzählen und zu sichten, welche dem Staate und der Gesellschaft im Kampfe gegen ihren erbittertsten Feind zu Gebote stehen.

Im Wesentlichen lassen sich die Mittel zur Abwehr des Socialismus in drei Gruppen eintheilen: in polizeiliche Maßregeln, welche das weitere Umsichgreifen und die offene Propaganda unterdrücken sollen, in socialpolitische Gesetze, durch welche denjenigen Beschwerden der Arbeiter, die als gerechtfertigt anerkannt sind, genug gethan wird, und endlich in Gegenagitation, die es nicht scheut, den Feind im eigenen Lager aufzusuchen.

Die polizeilichen Präventivmaßregeln werden in Deutschland vor-

Digitized by Google

nehmlich durch das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oktober 1878 repräsentirt.

Die Nothwendigkeit dieses Gesetzes ist für Jeden, der nicht von den Banden einseitiger Theorie umfangen ist, und der nicht principiell jede Stärkung der Exekutive verabscheut, dermaßen hinreichend bewiesen worden, daß ein nochmaliges genaueres Eingehen auf diese Frage überflüssig erscheint. In den freisten Staaten der Welt ist es nie zweifelhaft gewesen, daß Ausnahmegesetze so lange berechtigt sind, als Ausnahmezustände, zu deren Regelung die ordentlichen Gesetze nicht hinreichend sind, vorhanden bleiben. Da die Urheber unseres Strafgesetzbuches und der in Deutschland über das Vereins- und Versammlungsrecht geltenden Bestimmungen noch keiner ernstlich drohenden socialistischen Gefahr gegenüber standen, hatten sie keinerlei Veranlassung, die Möglichkeit einer solchen gesetzgeberisch ins Auge zu fassen. Inzwischen hat sich in dieser Beziehung die sociale und politische Lage erheblich geändert. Nur starre Theorie kann es für zweckmäßig erachten, trotz des Umschwungs der Verhältnisse bei den für ganz andere Konflikte geschaffenen Gesetzen zu beharren. Wenn ein einzelner Staat seine Heere mit noch nicht gekannten furchtbaren Waffen, die den bisher gebräuchlichen überlegen sind, ausrüstet, so ist es nur selbstverständlich, daß jeder andere bedrohte Staat, gleichfalls dafür Sorge trägt, seinen Kriegern ebenbürtige neue Waffen zu schaffen. Genau in der nämlichen Lage ist unser Volk einem inneren Feind gegenüber, der sich offen dazu bekennt, die Auflösung unsers ganzen jetzigen Staatswesens zu erstreben. Unsern alten politischen Parteien fehlt noch oft jedes Verständniß dafür, daß sie bei aller Verschiedenheit solidarisch zur Bekämpfung eines gemeinsamen Gegners verbunden sein müssen. Die Socialisten blicken mit Hohnlachen darauf, wie sich Konservative, Liberale und Centrumsmänner gegenseitig befehden und predigen in ihren neuesten Manifesten gegenüber den Annäherungsversuchen einzelner Parteien ganz unumwunden, daß der Socialdemokratie alle Parteien, welche auf dem Boden der alten Verhältnisse stehen, gleichmäßig verabscheuungswerth erscheinen. Der Züricher „Socialdemokrat" hat in diesem Sinne ganz recht, wenn er hier und da die Fortschrittspartei als ihren gefährlichsten Gegner bezeichnet; ihre graue Theorie ist dem Anpassen an neue Verhältnisse am wenigsten gewachsen. Ein Blick in die Wahlmanifeste der Socialdemokratie beweist am Besten, wie ihre Angriffsfront gleichmäßig gegen alle alten politischen Parteien gerichtet ist. Diese Wahlmanifeste beginnen meist mit einer Revue und Kritik der bestehenden Parteibildungen, um in der Schlußforderung zu enden, daß der wahre Socialist sich mit keiner derselben befreunden kann und nur von der

Digitized by Google

eigenen Partei etwas zu hoffen hat. Es fehlt aber noch viel daran, daß die auf dem Boden des Bestehenden sich bekämpfenden Politiker ein Gefühl der Solidarität gegen einen neuen gemeinsamen Gegner haben. In jenen kommenden Zeiten, in denen wirthschaftliche Nothstände zum Ausdruck der socialen Krisis führen werden, — und diese Zeiten werden uns nicht erspart bleiben — wird es uns unverständlich erscheinen, daß einstmals von politischen Führern mit der socialistischen Partei geliebäugelt wurde, und daß man die Unterstützung der Regierung in ihrem Kampfe gegen die Socialdemokratie zu einer Frakionsfrage machen konnte. Die Regierung repräsentirt die bestehende staatliche Ordnung, sie allein ist im Stande, die Feinde dieser Ordnung, soweit überhaupt möglich, durch polizeiliche Maßregeln zu bekämpfen, sie vertritt in diesem Kampfe keine einzelne Partei, sondern die ganze heutige Gesellschaft.

Es ist häufig behauptet worden, die ganzen polizeilichen Maßregeln des Socialisten-Gesetzes hätten noch keinen dauernden Erfolg herbeigeführt und erschienen deshalb überflüssig. Allein die Thatsachen sprechen entschieden dagegen. — Nachdem die socialdemokratische Partei ausweislich der Reichstagswahlen mit rapider Schnelligkeit gewachsen war, hat das Socialistengesetz in dieser Beziehung zum mindesten einen Stillstand herbeigeführt. Wenn man die Stetigkeit des früheren Wachsthums und die Attraktionskraft einer jugendlichen, rührigen, auf die Massen berechneten Volksbewegung richtig würdigt, so ist in diesem Stillstand ein mächtiger Rückschritt der Bewegung zu erkennen. Die Führer der Partei pflegen sich mit der Behauptung zu trösten, der Zusammenhalt der Socialdemokratie sei dafür um so intensiver geworden, nur die haltlosen Elemente hätten sich getrennt, der Kern der Partei habe sich um so fester zusammengeschlossen. Eine gewisse Berechtigung ist dieser Auffassung nicht abzusprechen. Aber es wird hierbei doch leicht übersehen, daß das Verbotene an sich schon für Viele und zwar nicht grade für die charakterfesten Männer einen gewissen Reiz besitzt. Unter den jetzigen Anhängern der Partei giebt es unendlich Viele, die eine große Freude daran finden, in verfehmten Schriften Verleumdungen, Verdächtigungen und Haßausbrüche zu lesen und verfolgte Agitatoren anzuhören, ohne daß sie deshalb besonders überzeugungstreu wären. Ein kleiner Umstand möchte dies in gewisser Beziehung bestätigen. Wenn die Theilnehmer einer socialistischen Versammlung oder diejenigen, bei denen Exemplare des „Züricher Socialdemokrat" gefunden sind, polizeilich oder gerichtlich vernommen werden, so pflegen regelmäßig mindestens drei Viertel entschieden zu behaupten, niemals wirklich der socialistischen Partei angehört zu haben; nur aus

Digitized by Google

Neugierde oder durch Ueberredung wollen sie meist in die Versammlungen und zu den betreffenden Schriften gelangt sein. In einem speciellen Falle wurden 32 Theilnehmer einer Versammlung, in welcher über einen allzu gemäßigt erscheinenden socialistischen Reichstagsabgeordneten der Stab gebrochen werden sollte, über diese Versammlung und über ihre Zugehörigkeit zur socialistischen Partei vernommen. Nur zwei derselben hatten den Muth, die letztere offen einzugestehen. Unzweifelhaft sind unter denjenigen welche in solchen und ähnlichen Fällen offiziell ihre Gesinnung ableugnen, unendlich Viele, welche nichts desto weniger durchaus socialistischen Anschauungen huldigen; bei sehr Vielen ist aber aus der Wärme des Ableugnens doch zu erkennen, daß sie die Zugehörigkeit zur Socialdemokratie als eine levis notae macula ansehen. Es giebt eben eine Unzahl von Menschen, denen es keine Gewissensbisse macht, an dem einen Tage mit einem gewissen revolutionären Stolze die rothe Nelke im Knopfloch zu tragen und am andern Tage ebenso selbstbewußt eine schwarzweißrothe Schleife und die Feldzugsmedaille anzuheften. In einer der größten Deutschen Industriestädte, welche man als ein Centrum der socialistischen Bewegung anzusehen gewohnt ist, floriren die Kriegervereine außerordentlich. Es wird glaubhaft versichert, daß die dortigen Kriegervereine, die einen deutschen Fürsten um die Uebernahme des Protektorats gebeten haben, eine überaus große Anzahl von Mitgliedern, die zugleich die geheimen socialdemokratischen Versammlungen besuchen, in ihrer Mitte besitzen. Eine große Menge des Volkes wird eben von den alten deutschen Fehlern des Nachahmungs- und des Versammlungstriebes beherrscht; vorläufig schwankt sie noch hin und her; es kommt nur darauf an, wer den richtigen Moment benutzt und den Funken in die leicht empfängliche Masse wirft. Selbst die haltlose Menge kann einstmals furchtbar gefährlich werden, wenn sie von der rührigsten Agitation genügend vorbereitet und von wirthschaftlicher Noth in ihren Lebensinteressen gepackt ist.

Nicht der kleinste Erfolg des Socialistengesetzes liegt auf ideellem Gebiete. Erst durch dies Gesetz ist der Masse des Volkes bewußt geworden, daß die Bestrebungen der Socialdemokratie mit dem Bestande des Staates und der Sitte unvereinbar sind, und daß die ganze Parteitendenz eine unrechtmäßige ist. Es ist unendlich viel durch das einfache Faktum, daß jede socialistische Agitation etwas Ungesetzliches geworden ist, erreicht. Noch steht die große Masse unseres Volkes auf gesetzlichem Boden und hat so viel Vertrauen auf die Lenker des Staates, um das Verbotene als solches zu scheuen und den von Polizei und Staatsanwalt Verfolgten zu meiden. Vor der Gültigkeit des Socialistengesetzes war die Socialdemokratie eine politische Partei wie jede andere und konnte

Digitized by Google

gleich allen übrigen ihr Programm, sofern nur nicht gegen die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs verstoßen wurde, unter die Massen ungehindert verbreiten. Es ist ein großer Fortschritt in der politischen Wahrhaftigkeit, wenn jetzt die Socialdemokratie ihrem innern Wesen entsprechend allen andern Parteien entgegengesetzt und aus der Arena des erlaubten und in gewisser Beziehung nothwendigen inneren politischen Kampfes ausgeschieden ist. Nach dem Strafgesetzbuch wird Derjenige mit Zuchthaus bestraft, der öffentlich vor einer Menschenmenge oder durch Verbreitung von Schriften dazu auffordert, die Verfassung des Reichs oder eines Bundesstaates gewaltsam zu ändern. Es ist nur eine Consequenz der dieser Bestimmung zu Grunde liegenden Anschauung, wenn eine Bestrebung die den eben angegebenen Endzweck eingestandenermaßen verfolgt, als eine verbrecherische durch das Gesetz gekennzeichnet wird.

Das Socialistengesetz ist seinem inneren Wesen nach ein rein polizeiliches und kann eben um dieser seiner Natur willen nur vorbeugen und abwehren, vermag aber nicht die inneren Schäden, deren Vorhandensein durch das mächtige Emporkommen einer revolutionären Partei dokumentirt wird, ohne Weiteres hinwegzuräumen. In dieser Beziehung ist es Aufgabe des Gesetzgebers, den verborgenen Quellen der Unzufriedenheit nachzuforschen und die Berechtigung der letzteren zu prüfen. Es muß ja nothwendig irgend eine Ungesundheit im inneren socialen Leben vorhanden sein, um einen derartigen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände, wie er sich in der ganzen socialistischen Bewegung offenbart, genügend zu erklären. Ein Blick in die socialistischen Blätter beweist ausreichend, daß die Uebermacht des Großkapitals von den unzufriedenen Elementen immer wieder als der Urquell aller jetzigen Uebel angesehen wird. In Wahrheit ist auch hierin der wundeste Punkt unserer socialen Lage zu erkennen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist es der Großindustrie gelungen, in weiten Gebieten alle diejenigen selbständigen Produzenten zu verdrängen, welche früher den Mittelstand bildeten und einen Uebergang von der Arbeiterbevölkerung zu den Wohlhabenden darstellten. Schon jetzt giebt es große Industriestädte, in denen die Bevölkerung im Wesentlichen nur aus vielvermögenden Fabrikbesitzern nebst einem kleinen Stabe von Ingenieuren und kaufmännischen Gehülfen, so wie aus einer ungeheuren Masse von Fabrikarbeitern besteht. Schon äußerlich hat sich ein neuer Typus von Städten herausgebildet. Man vergleiche nur eine junge Fabrikstadt von 20000 Einwohnern mit einer gleichgroßen und in gleich wohlhabender Gegend gelegenen älteren Stadt gemischter Bevölkerung! Am Rhein kann man diese verschiedenen Städtetypen oft dicht neben einander betrachten. Lange eintönige Straßen, schematisch gebaute rußbe-

Digitized by Google

schwärzte, ungemüthliche, übervölkerte Häuser, viele ärmliche Läden und verhältnißmäßig noch mehr Kneipen, überall langgedehnte unschöne Fabrikanlagen mit mächtigen Schornsteinen, hier und da eine von der Umgebung seltsam abstechende elegante Villa in Renaissancestyl — das ist der Typus einer Fabrikstadt. Wenn wir durch eine solche Fabrikstadt, in welcher wir vergebens nach etwas Erfreulichem, etwas Verschönerndem, nach dem Grün der Bäume spähen, wandern, dann wundern wir uns nicht mehr, daß wir so selten einem fröhlichen Gesicht begegnen, und verstehen es, wenn sich das Volksbewußtsein dagegen auflehnt, einen solchen Städtetypus zum allgemeinen zu machen. Und wenn wir das Aussehen der Kinder, das Gebahren der nach Hause strömenden Fabrikmädchen, die körperliche Entwickelung der jugendlichen Arbeiter prüfen und an das so anders geartete heranwachsende Geschlecht der Landbevölkerung denken, dann geben wir innerlich dem Fabrikarbeiter Recht, der aus ganzer Seele seinen Kindern eine andere Existenz als die gegenwärtig mögliche herbeiwünscht. Es ist constatirt, daß die junge männliche Bevölkerung unserer Fabrikdistrikte bei der Militär-Aushebung einen unverhältnißmäßig geringen Prozentsatz tauglicher Rekruten darbietet, daß man zum Beispiel den Ausfall aus den Crefelder und Elberfelder Distrikten durch westphälische Landkinder ersetzen muß. Diesen Resultaten und diesem Augenschein gegenüber steht nun die andere ebenso zweifellose Thatsache, daß der Lohn in den meisten Fabrikdistrikten ein verhältnißmäßig hoher ist. Den Widerspruch zu überwinden — Verschlechterung des socialen Status bei Verbesserung der pecuniären Lage — wird die Aufgabe der socialen Gesetzgebung bilden.

Der jetzige Zustand ist aber der, daß sich ein neuer Volkstypus unter uns und namentlich in den großen Städten und Fabrikdistrikten überraschend schnell entwickelt hat, eine eigenartige sociale Kaste ist erwachsen — von einseitiger, anstrengender Arbeit ermüdet, ungenügsam, begehrlich, mißtrauisch, ohne Glauben und ohne Begeisterung; — eine Kaste, die uns feindlich gesinnt ist, die aber dennoch unsere innigste Theilnahme verdient, weil die ganzen wirthschaftlichen Verhältnisse und die ganze Richtung der Zeit, an der wir Alle nicht ohne Schuld sind, einen großen Theil ihres Mißvergnügens verursacht haben.

Am erklärlichsten müssen wir die Unzufriedenheit unserer Fabrikarbeiter in denjenigen Zeiten und Gewerbszweigen finden, in denen ein plötzlicher Uebergang vom Veralteten zu Neuem unerbittlich alle Nachtheile offenbart, die jeder Umschwung der Verhältnisse für weite Gebiete im Gefolge hat. Wenn wir einerseits betonen müssen, daß unsere Arbeiter in mancher Beziehung an selbstverschuldeten Gebrechen leiden, so müssen

Digitized by Google

wir doch auch andererseits, um gerecht zu sein, nachdrücklich hervorheben, wie sie oft genug ein unverschuldetes Opfer rapider Umwälzungen in technischen Gebieten und einer schrankenlosen Konkurrenz sind. —

Zu Weihnachten 1877 stellte ein Kongreß der socialistischen Arbeiterpartei Nordamerikas ein Programm derjenigen Maßregeln auf, welche er zur Verbesserung der Lage der Arbeiter unter dem gegenwärtigen System für nöthig erachtete. Dies Programm forderte in 16 Sätzen nachstehende Institutionen: Einführung eines gesetzlichen Arbeitstages von 8 Stunden, sanitärische Beaufsichtigung aller Arbeiterverhältnisse, Wohnungen und Lebensmittel; statistische Arbeitsbüreaus; Verbot der Konkurrenz durch Gefangenenarbeit; Verbot der Arbeit von Kindern unter 14 Jahren in industriellen Unternehmungen; Schulzwang und unentgeltlichen Unterricht; Haftung der Arbeitgeber für nicht selbstverschuldete Unfälle; ein Gesetz, wonach die Arbeiter wöchentlich in gesetzlichem Gelde ausbezahlt werden müssen; unentgeltliche Rechtspflege; Abschaffung der gegen die Strikes gerichteten Gesetze; Abschaffung der indirekten Steuern; Uebernahme der finanziellen Institute und Versicherungsanstalten durch den Staat; unbeschränktes Wahlrecht; direkte Gesetzgebung durch das Volk; Verbot der Frauenarbeit in ungesunden und entsittlichenden Beschäftigungen; Gleichstellung der Löhne der Frauen mit denen der Männer für gleiche Arbeitsleistung. — Es ist interessant, diese Thesen amerikanischer Socialisten mit dem jetzigen Stande unserer deutschen Gesetzgebung zu vergleichen. Fast die Hälfte der aufgestellten Forderungen hat im Wesentlichen bei uns ihre Erfüllung gefunden, über andere Punkte werden noch Seitens der Regierung Erörterungen gepflogen. Nur Anhänger einer schematischen Theorie können es der Regierung zum Vorwurf machen, daß sie ursprünglich socialistische Gedanken in die Gesetzgebung eingeführt hat. Nur eine großdenkende Auffassung kann es über sich gewinnen, von dem erbittertsten Feinde, der das eigene Leben bedroht, in einzelnen Punkten zu lernen und ihm in diesen entgegen zu kommen. Es giebt kaum ein Gesetz, welches so sehr der freiheitlichen Doktrin widerspricht als dasjenige über Beschäftigung von Kindern und Minderjährigen in Fabriken. Durch dieses Gesetz wird dem eigenen Vater das Recht, seinem Kinde eine bestimmte Arbeit zuzuweisen, genommen; der Fabrikherr wird gezwungen, die von den Eltern ihm zugeführten und sich freiwillig zu ihm drängenden Knaben zurückzuweisen; bezüglich der gesetzlich beschränkt zugelassenen jugendlichen Arbeiter wird ihm die Zahl der Arbeitsstunden und der dazwischen liegenden Pausen vorgeschrieben; wenn er dem Bitten eines jugendlichen Arbeiters nachgiebt und demselben eine Ueberstunde auf Akkordarbeit gewährt, verfällt er der Strafe. — Und trotz alledem ist

Digitized by Google

vielleicht kein Gesetz mehr geeignet, bleibenden Segen zu stiften und die heranwachsende Generation zu kräftigen, und kein Gesetz in kürzerer Zeit populär geworden.

Es würde uns hier zu weit führen auf die Einzelheiten der socialpolitischen Gesetzgebung einzugehen. Es sei nur constatirt, daß vor der Hand die socialdemokratische Partei die angebotene Mitarbeiterschaft dabei entschieden zurückgewiesen hat. Das Züricher Parteiblatt spricht mit einer gewissen Verachtung von Maßregeln, „die von unsern Feinden geplant sind, und die alle darauf hinauslaufen, die Arbeiterbewegung lahm zu legen", und von „Gesetzen, welche den Titel Socialreform tragen und in der Praxis nichts weiter sind als Versuche, die Abhängigkeit der Arbeiter durch sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen zu steigern." Ebenso hat der letzte Parteikongreß in Kopenhagen über die staatliche Socialreform, „welche nur ein taktisches Mittel sei, um die Arbeiter vom wahren Wege abzulenken" den Stab gebrochen. Diese Ablehnung ist die naturgemäße Folge der allgemeinen Verdammung, welche die Partei über die jetzigen Staats- und Gesellschaftszustände ausgesprochen hat. Die Partei will wohl niederreißen, aber nicht umbauen, sie will bis aufs Messer kämpfen, aber nicht paktiren, sie will nur hassen und verabscheuen, aber kein Gutes am Feinde anerkennen; sie hat das „timeo Danaos et dona ferentes" zu ihrem Wahlspruch ausersehen.

Aber grade die Heftigkeit, mit welcher die socialistischen Schriften diese Ablehnung der staatlichen Socialreform immer wieder betonen, beweist vielleicht am schlagendsten, daß die Führer der Socialdemokratie innerlich eine gewisse Furcht vor dem Eindrucke der staatlichen Fürsorge nicht überwinden können. Selbst unter ihren eigenen Reichstagsabgeordneten scheinen einzelne dissentirt zu haben. Es klingt doch merkwürdig, wenn ein Artikel des Socialdemokrat die Worte enthält:

> „Möglich, daß in der socialdemokratischen Fraktion das eine oder andere Mitglied glaubt, die Reichsregierung könne durch die Logik der Thatsachen und durch das Interesse der Selbsterhaltung zu socialreformatorischen Maßregeln von wirklichem Werth genöthigt werden, allein das sind Privatmeinungen, welche die Probe der Praxis nicht zu bestehen haben werden. — — Ein von Socialdemokraten erwählter Abgeordneter, der sich in das Paradies staatlicher Socialreform verirren sollte, würde im selben Augenblick aufhören, socialdemokratischer Abgeordneter und Mitglied der socialdemokratischen Fraktion zu sein!"

So ist denn das „Quos ego" gegen alle Andersdenkenden deutlich genug ausgesprochen. Vor der Hand ist diese Furcht, daß schwache Ge-

Digitized by Google

müther sich dem Eindruck der von der Regierung ausgehenden Socialreformen nicht erwehren könnten, das einzige Anzeichen einer gewissen Selbsterkenntniß. Es kann jedoch nicht ausbleiben, daß im Laufe der Zeit ein Diskutiren über die Theorie der Regierungsmaßregeln selbst in Kreisen hartnäckiger Socialisten Platz greifen wird. Aus der wegwerfenden Kritik wird sich allmählich ein gewisses Interesse, aus der unbedingten Ablehnung ein Hervortreten mit Gegenvorschlägen entwickeln. Hiermit würde aber unendlich viel gewonnen sein. Eine Partei, welche sich an den gesetzgeberischen Aufgaben ihres Staatswesens und sei es auch nur durch fortwährendes Vorbringen von Gegenanträgen betheiligt, bewegt sich auf dem Rechtsboden eben dieses Staatswesens und kann nicht mehr zu den anarchistischen und absolut revolutionären gerechnet werden. Auch die Fortschrittspartei hat sich gegenüber den wesentlichen gesetzgeberischen Aufgaben der letzten Zeit auf den verneinenden Standpunkt gestellt, aber, indem sie verneint, übt sie nur das Recht der freien Meinungsäußerung aus, ohne die Grundlagen unseres Staatswesens in Frage zu stellen; sie kämpft innerhalb der Arena des Verfassungsstaats, will aber nicht, wie dies bisher die Socialisten versuchten, dieselbe von Außen stürmen. Wir müssen harren und hoffen, wir werden noch manche sociale Krise durchzumachen haben, ehe der Eintritt der Socialisten in die politische Arena erfolgen kann, aber dieser selbst wird schließlich nicht ausbleiben. Es wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo die Socialdemokratie Schulter an Schulter mit der Fortschrittspartei kämpft, bis sie einen Theil dieser selbst vermöge ihrer größeren Rührigkeit und ihrer praktischeren Auffassung absorbirt hat.

Ein geringes, freilich noch sehr unmerkliches Anzeichen dafür, daß sich innerhalb der gemäßigten socialistischen Partei eine gewisse Häutung vollzieht, kann in dem Aufkommen des neuen Sammelnamens „Arbeiterpartei" gefunden werden. Er wurde in der letzten Zeit sehr häufig und zum Beispiel auch bei den letzten Berliner Stadtverordnetenwahlen gehört. Der neue Parteinamen steht mit dem Bestreben der heutigen Socialistenführer, ihre Anhänger in Fachvereinen der einzelnen Gewerbszweige zu sammeln, in einem gewissen Zusammenhange. Die ursprünglichen Führer wollten neue philosophische Heilswahrheiten der ganzen Welt offenbaren, ihre ersten Jünger, wie Engels, bestrebten sich, die Masse des Volks mit diesen Heilswahrheiten bekannt und letztere praktisch, verständlich und verdaulich zu machen; die neuesten Führer scheinen die reine Interessenpolitik der arbeitenden Stände zu treiben. Ein Blick in die socialistischen Zeitungsblätter belehrt uns, daß dieselben lediglich für Arbeiter geschrieben werden. Die leitenden Organe behandeln Strike- und Lohn-Angelegen-

Digitized by Google

heiten im Allgemeinen und Einzelnen; die kleineren Blätter wenden sich speziell an einzelne Gewerbe, an Schneider, Schuster, Metallarbeiter u. s. w., und wollen die Interessen der Fachvereine vertreten. Gegenüber den früher so lebhaft betonten himmelanstürmenden, weltvernichtenden Principien beweist diese allerdings noch nicht überall nachweisbare Einschränkung der Bewegung einen praktischen Gesichtspunkt, der einen gewissen Fortschritt zur Mäßigung, eine gewisse Assimilirung mit anderen Interessenparteien enthält. Es erscheint unzweifelhaft, daß diese nicht unerfreuliche Erscheinung, die, so viel bekannt, lediglich in der deutschen Socialdemokratie zu Tage getreten ist, mit der neuen Wirthschafts-Politik der Regierung in Zusammenhang zu bringen ist. Indem die Regierung selbstständig das Interesse der Arbeiter zu vertreten sucht, erweckt sie bei diesen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und eine intensive Aufmerksamkeit auf die von der Regierung angeregten, sie so nahe berührenden Fragen. Es ist sicher bemerkenswerth, daß die leitenden socialistischen Blätter mit Vorliebe die von der Regierung dem Reichstage unterbreiteten volkswirthschaftlichen Fragen in ihren Leitartikeln behandeln und aus ihrem Leserpublikum gleichsam ein Gegenparlament heranbilden möchten. Die Parteidiskussion schließt sich unwillkürlich an die von der Regierung angeregten Tagesfragen an; die Auffassungen der staatserhaltenden Parteien werden durch diese Diskussion auch den socialistischen Kreisen bekannt. Das Band des gemeinsamen Interesses führt die über Zeiten und Völker hinwegschauenden und eben deshalb getrübten Blicke in die Gegenwart und das engere Vaterland zurück.

Es ist einzuräumen, daß alle diese heilsamen Folgen, welche wir von der neueren staatlichen Wirthschaftspolitik erhoffen möchten, nicht über Nacht eintreten werden. Noch liegt die dringende Gefahr vor, daß irgend ein nicht vorherzusehender Umstand, ein vom Auslande her gegebener Anstoß, ein im Inlande ausbrechender wirthschaftlicher Nothstand oder ein in seinen Folgen sich als verfehlt herausstellender Schachzug der Regierung die sociale Krisis heraufbeschwört, ehe sich das Vertrauen auf die wohlmeinende Absicht des Staates und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den anderen politischen Parteien bei den Socialisten befestigt hat.

Wenn man derartige Eventualitäten ins Auge faßt, kann man sich der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der bisherigen Kampfesmittel nicht verschließen. Es genügt nicht, der Socialdemokratie mit polizeilichen Maßregeln entgegenzutreten, oder mit Gesetzen die socialen Fragen nach Möglichkeit zu lösen, so lange man nicht versucht, die socialistischen Lehren in einer für ihre Anhänger verständlichen Weise zu widerlegen, so lange den Socialdemokraten die inneren Gründe für die gegnerischen Auffassungen

Digitized by Google

im Nebel des Parteibannes verborgen bleiben, so lange die socialistische Partei einen Staat im Staate bildet. — Es fehlt uns eben bisher — um es kurz zu sagen — eine energische, richtig geleitete Gegenagitation. — Jede andere politische Fraktion wird von ihren Gegnern in Zeitungsartikeln, in Flugblättern, in Wahlreden, unter Umständen auch in Spottversen bekämpft; jeder Conservative, Liberale oder Centrumsmann kann die Gründe seiner Gegner täglich hundertfach kennen lernen und mit den seinigen vergleichen, — gegen den Socialismus richtet sich keinerlei aus dem Volke selbst hervorgehende Propaganda. Der im Parteibann festgehaltene Anhänger derselben lernt nie die Meinungen der Gegner kennen. Auch die heilsamste Maßregel kann keine Anerkennung finden, wenn sie nur in verzerrter Gestalt und von dem Hohnlächeln einer haßathmenden Presse begleitet dem großen Publikum bekannt wird.

Wie sehr eine rührige Gegenagitation unter Umständen wirken kann und wie wenig die Arbeiter abgeneigt sind, andere Anschauungen, wenn sie ihnen nur menschlich nahe gebracht und eindringlich vorgeführt werden, das Gehör zu versagen, geht am Besten aus den stellenweisen Erfolgen hervor, welche die christlich-sociale Propaganda und die Bemühungen ultramontaner Kapläne in dieser Beziehung aufzuweisen haben. Man mag über die Leiter dieser Bewegungen sehr verschieden denken, man mag über gewisse Formen ihrer Kampfesweise den Kopf schütteln, man wird ihnen aber nie die Anerkennung versagen können, daß sie die Ersten gewesen sind, welche in den Krater des socialen Vulkans hinabzusteigen wagten und das persönliche Eintreten für ihre Meinung nicht scheuten. Die Führer dieser Gegenagitation sahen ganz richtig ein, daß unsere Gebildeten sich zu vornehm glaubten, um Auge in Auge den Arbeiterrednern entgegenzutreten, daß aber ohne dieses eine Annäherung und ein Einfluß für immer unmöglich bleiben mußte. Wenn trotzdem diese Bemühungen bisher nur eine lokale Bedeutung gewonnen haben und noch wenig für eine wirkliche Annäherung der Arbeiterpartei und der Masse der Gebildeten zu leisten vermochten, so liegt dies unzweifelhaft daran, daß Stöcker und seine katholischen Collegen nur von einem immerhin einseitigen Standpunkte ausgingen, nicht aber das Interesse der ganzen alten socialen Klassen zu vertreten suchten. Ihre Agitationen tragen eine bestimmte Parteifarbe und wenden sich in einer Zeit, wo Einigkeit aller bedrohten Gesellschaftsklassen vor Allem erforderlich ist, oft kaum weniger gegen andere Volksschichten, als gegen diejenigen, auf welche sie wirken wollen. Es muß deshalb bedenklich erscheinen, diesen Führern die Gegenagitation gegen den Socialismus allein zu überlassen. Die Socialdemokraten selbst haben keinerlei Furcht vor den Bemühungen der Christlichsocialen und

Digitized by Google

Ultramontanen. Sie fühlen ganz genau, daß eine ernstliche Gefahr, eine entscheidende Bekämpfung ihnen von dieser Seite nicht droht.

In jedem Vertheidigungskampfe richtet sich die Taktik des angegriffenen Theils nach derjenigen seines Gegners. Vor jeder weiteren Prüfung, in welcher Art die Agitation gegen die Bestrebungen der Socialdemokratie denkbar und durchführbar ist, bedarf es einer specielleren Kenntniß der socialistischen Kampfmittel. Ein genaueres Eingehen auf dieselben wird demgemäß an dieser Stelle nicht zu umgehen sein.

Um das Gefüge und die Kampfestaktik der socialistischen Partei zur Anschauung zu bringen, mag eine kurze Episode aus dem täglichen Straßenleben der Großstädte in genauem Anschluß an die Wirklichkeit vorgeführt werden. Wenn der geneigte Leser Gelegenheit hat, in den Abendstunden, wenn die Fabrikglocken das Zeichen zum Einstellen der Arbeit gegeben haben, durch die Arbeiterviertel einer großen Stadt zu wandern, dann fällt ihm vielleicht einmal auf, daß Viele der ihm Begegnenden eifrig in rothen bedruckten Zetteln studiren oder sich um solche in Gruppen sammeln. Schärfer beobachtend bemerkt man bald wie an einer Straßenecke ein Mann im Arbeiterkostüm mit einem verständnißinnigen Blicke jedem Vorübergehenden etwas in die Hand zu drücken scheint. Suchst Du in die Nähe dieses merkwürdigen Mannes zu gelangen — und streckst ihm erwartungsvoll die offene Hand entgegen —; so versinkt plötzlich der vorher so Geschäftige in Regungslosigkeit. Wenn Du nun an jenen wunderlichen Eckensteher die Frage richtest, was er denn zur Vertheilung bringe, so wird er Dir mit einem Blick auf Deinen modischen Anzug und Deine behandschuhten Hände rundweg jene Thätigkeit ableugnen, nichts desto weniger aber dieselbe, so bald Du den Rücken gewendet hast, mit erneuter Emsigkeit wieder aufnehmen. Vielleicht geht man an einzelne Vorübergehende, und bittet sie, einen Blick in die in ihren Händen befindlichen Zettel zu gestatten. Ueberall begegnest Du dem nämlichen schnellen Orientirungsblick auf Deinen Anzug und einer ausweichenden Antwort. Der Eine will keinen Zettel besitzen, der Andere sagt Dir direkt, das sei Nichts für Dich; Ein Gefühl des Ausgestoßenseins und der Unruhe überkommt Dich, Du fühlst, daß Du verfehmt bist, weil Du Cicero und Homer gelesen hast und mehr als drei Hemden besitzest, Du ahnst, daß Du einer festgeschlossenen geheimen Macht entgegenstehst, die ohne Worte kommandirt, und von weiten Volkskreisen anerkannt wird. Am nächsten Tage liest Du dann vielleicht in der Zeitung, daß zahlreiche socialistische Flugblätter vertheilt sind, ohne daß man den Verbreitern auf die Spur gekommen ist. Es sind etwa 30 Zeugen theils eidlich theils uneidlich ohne jeden Erfolg vernommen worden. Alle Zeugen haben gleichsam nach



Digitized by Google

Formular ausgesagt; alle Zeugen haben jenen Eckensteher gesehen und Zettel von ihm empfangen, aber Keiner von ihnen will denselben erkannt haben. Einzelne Zeugen behaupten, die Zettel nicht gelesen, Andere geben an, dieselben sofort weggeworfen zu haben. Sämmtliche Zeugen bestreiten auf das Entschiedenste, Anhänger der socialistischen Partei zu sein.

Die vorstehend mitgetheilte Episode, deren innere thatsächliche Richtigkeit von Jedem erprobt werden kann, und die nur eine einzelne Gattung der unzähligen socialistischen Kampfmittel vor Augen führt, weist auch darauf hin, wie das Socialistengesetz trotz seiner Schärfe und trotz seiner innern Nothwendigkeit gegenüber der hartnäckigen Kampfesart der Socialdemokratie in gewisser Beziehung machtlos ist. Die heilsamen Folgen des Socialistengesetzes sind eben anderswo als auf dem eigentlichen Streitplane zu suchen. Wenn in dem Vorangehenden die unumstößliche Nothwendigkeit jenes Polizeigesetzes hervorgehoben ist, so muß doch an dieser Stelle betont werden, wie dasselbe naturgemäß mit allen andern Polizeigesetzen das nämliche Schicksal des Umgangenwerdens theilt. Es ist bisher nicht genügend gelungen, die Agitation des Socialismus und namentlich die Verbreitung seiner Druckschriften dauernd einzuschränken. Trotz der schärfsten Ueberwachung werden noch regelmäßig Flugblätter des gefährlichsten Inhalts von Haus zu Haus durch unbekannte Hände vertheilt und ungeachtet vielfacher Beschlagnahmen der mit Post und Eisenbahn ankommenden Sendungen konnte die fortwährende Einschleppung der aus der Schweiz stammenden Zeitungen nicht verhindert werden. Die Organisation der socialistischen Partei und die Verschwiegenheit ihrer Genossen sind so streng, daß selbst der einzeln vorkommende Verrath niemals auf die Dauer einen Erfolg herbeigeführt hat.

Eine der größten Gefahren der jetzigen socialistischen Agitation besteht darin, daß die Arbeiter in den Fabrikdistrikten fast nie eine andere politische Lektüre als eben diejenige der socialistischen Schriften empfangen. Dieselben werden ihnen theils unentgeltlich in die Häuser geschickt, theils werden dieselben von eingeweihten Genossen mit empfehlenden Worten zum Lesen und Verbreiten verliehen. In der kleinen Bibliothek socialistischer Streber findet sich fast nie ein Buch, welches nicht einen Parteigenossen zum Urheber hat; höchstens verirrt sich einmal — und auch das ist ja charakteristisch — Büchners Kraft und Stoff und Häckels Entstehung der Arten in dieselbe. Der Verfasser hat sich persönlich in Gesprächen, die er gelegentlich mit Socialisten führte, überzeugt, daß denselben alle Einwendungen gegen ihre Lehren, ja alle Erwägungen einer andern Richtung ziemlich unbekannt waren.

Die wesentlichste und dringendste Gegenagitation wird also stets auf

Digitized by Google

die Bekämpfung der socialistischen Schriften, die unwiderlegt von Hand zu Hand gehen, gerichtet sein. — Der Inhalt derselben läßt sich, wenn von den anarchistischen Publikationen der Mostschen Partei abgesehen wird, dreifach eintheilen.

Ein Theil derselben trägt gleichsam eine wissenschaftliche Richtung zur Schau und sucht die Endziele der Partei logisch und theoretisch als die naturgemäßen Wahrheiten zu entwickeln. Hierzu gehören vornehmlich die Leitartikel der Züricher Zeitung „Der Socialdemokrat", die Schriften und Reden von Lassalle sowie die schon erwähnte Broschüre von Engels „Die Entwicklung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft". Ein anderer Theil dieser Schriften will den nämlichen Zweck nicht durch theoretische Erörterung, sondern durch eine volksthümliche Schilderung der jetzigen angeblichen Nothlage und der Verkehrtheit und Verderbtheit unserer staatlichen Verhältnisse erreichen. In diesen Schriften wird gewöhnlich der jetzige Zustand in den krassesten Farben geschildert und dem einstigen Zustande utopischer Gleichheit mit bittern und aufreizenden Worten entgegengesetzt. Diesen Inhalt pflegen einzelne Correspondenz-Artikel des „Socialdemokrat" und unzählige Flugblätter zu haben. Unter letzteren verdient die von Liebknecht mit einem Vorwort versehene, „Revanche" überschriebene Verherrlichung der Commune einer besondern Erwähnung. Ebenso verfolgen viele Gedichte und namentlich die aus Hermannstadt in Siebenbürgen stammenden Reime den angegebenen Zweck. In allen diesen Flugblättern und Liedern wird kaum verhüllt auf den Tag des Kampfes und der Abrechnung hingewiesen, sowie Alles, was bisher den Menschen hoch und heilig erschien — Religion, Sitte und Eigenthum — verspottet.

Als ganz besonders gefährlich müssen in dieser Beziehung die zu kleinen Heften vereinigten, zum Singen und Deklamiren bestimmten kurzen, oft formvollendeten und packenden Lieder bezeichnet werden. In denselben wird das arme Fabrikmädchen, welches einmal bei der Arbeit von Liebe und Glück träumt und in diesen Träumen mit dem Arm in die zerfleischende Maschine geräth, das Kind, welches Veilchen verkauft und aus den Häusern gewiesen wird, um auf der Straße zu erfrieren, die arme Schullehrerstochter, welche sich aus Hunger der Schande preisgiebt, der Dampfbootheizer, der im Kesselraum vor Hitze vergeht und über dessen Haupt auf dem Verdecke Genuß und Freude herrschen, endlich der wahnsinnige Vater, der in Verzweiflung des Hungers seine Kinder tödtet, um ihnen ein weiteres Darben zu ersparen, besungen. Es muß erschüttern und entsetzen, wenn man in dem auch von Socialdemokraten verbreiteten „Neuen Wintermährchen", alles Hohe und Herrliche, Kaiserthum, Vaterland, Ehre, in den Staub gezogen sieht, und dazwischen ein Lied liest,



Digitized by Google

in welchem eine öffentliche Dirne mit schwungvollen Versen als unschuldiges Opfer ungesunder Verhältnisse verherrlicht wird. Eine schauerliche durch Klassenhaß hervorgerufene Verkehrung aller moralischen Begriffe! Wo überhaupt in der deutschen Litteratur ein Gedicht existirt, das die bestehenden socialen Verhältnisse mit Spott verfolgt, da wird es hervorgesucht und in die socialdemokratischen Sammlungen einverleibt. Eine in diesem Jahre erschienene derartige Blüthenlese wird im Prospekt mit der Bemerkung angepriesen, sie bringe die besten Oppositionsgedichte aller Kulturvölker, die hauptsächlichsten revolutionären Gedichte von Freiligrath, Herwegh, Weerth, Strodtmann, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Carl Beck, Sallet und Meißner, sowie die besten Gedichte von 1848/49 wie „die Todten an die Lebenden" und das „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung".

Vor Allem aber werden französische Brandlieder der Revolutions- und Communezeit in geschickten Uebersetzungen den Arbeitern in die Hände gespielt. Die Führer der Socialdemokratie wissen sehr wohl, daß das singbare Wort sich hundertmal besser als die geistvollste theoretische Explikation dem Gedächtniß des Volkes einprägt, und sie verabsäumen es nie, eine neue populär gewordene Melodie mit einem gesinnungstüchtigen Texte zu versehen.

Eine dritte anscheinend weniger ins Gewicht fallende, in Wahrheit vielleicht gefährlichste Klasse von Correspondenzen beschäftigt sich mit der Kritik einzelner Persönlichkeiten. Sie erzählt in reichlicher Auswahl allerlei angebliche Schandthaten von höher stehenden Beamten und sonst angesehenen Männern. Namentlich gegen Polizeiverwalter, Staatsanwälte und Prediger wendet sie ihre Spitze, läßt aber auch die höchsten und geheiligtesten Personen der Herrscher, die sie mit einem Spitznamen zu bezeichnen pflegt, nicht aus dem Bereiche ihrer Pfeile. Keine heilsame Maßregel, kein patriotisches Wort, keine fromme Ermahnung wird vom Spotte verschont; überall werden die niedrigsten Motive untergeschoben.

Man denke sich nun die Anschauungen eines ungebildeten oder halbgebildeten Menschen, der nie etwas Anderes hört, als daß die jetzigen Zustände ungerecht und verfault seien, als daß die Leiter der Nation bestochene Wüstlinge seien und daß der Tag der Rache binnen Kurzem erscheinen müsse. Selbst anscheinend besonnenere Männer werden durch eine derartig fortgesetzte Lektüre allmählich beeinflußt. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, welche Gefahren durch das Umsichgreifen solcher Anschauungen der Gesammtheit drohen.

Es muß versucht werden, hiergegen so schnell und energisch wie möglich zu wirken.

Digitized by Google

Die socialistische Agitation muß mit ihren eigenen Mitteln bekämpft werden. Alle diese Aufreizungen und Verdächtigungen, so fabelhaft und so ungereimt sie auch lauten mögen, bedürfen der Widerlegung. — So Mancher, der zum ersten Male eine socialistische Schrift liest, pflegt die Ansicht zu äußern, solche Uebertreibungen, wie in ihnen enthalten, könnten ja doch von Niemandem geglaubt werden und seien deshalb unschädlich. Es ist dies absolut falsch. Die Leser der socialistischen Schriften sind zum größten Theil wenig gebildete Leute, die in ihrem Verstande nicht die nöthigen Hülfsmittel zu einer gerechten Kritik besitzen. Die Thatsachen beweisen zur Genüge, daß selbst die wahnsinnige Befehdung der Vaterlandsliebe ihre Früchte getragen hat, und daß die moralische Anschauung unter dem Einfluß der socialistischen Schriften völlig umgewandelt werden kann. — Wenn nun die Socialisten ihre Lehren durch Zeitungen und Flugblätter verbreiten und wenn diese Verbreitung mit Erfolg nicht verhindert werden kann, so bleibt nichts Anderes übrig, als genau im selben Maße der Verbreitung Gegenzeitschriften und Flugblätter anderer Richtung in die Hände des Volkes zu bringen. Dieselben müssen genau den nämlichen dreifachen Inhalt wie die socialistischen Blätter haben. — Es wird also zweckmäßig in ihnen das theoretische Ideal der Socialisten als ein undurchführbares Hirngespinnst nachgewiesen werden. Gegenüber den aufrührerischen Worten, muß an die Vaterlandsliebe, an die Sitte und die Religion appellirt werden. Auf unsere Volkslieder ist im Gegensatz zu den Tendenzliedern hinzuweisen. Vor Allem aber würde eine derartige Gegenagitation den unendlichen Vortheil haben, daß jede in socialistischen Schriften falsch oder entstellt vorgetragene Thatsache, daß jede unbegründete Verdächtigung sachgemäß widerlegt werden könnte.

Daß eine solche Litteratur von größtem Segen sein würde, kann kaum bestritten werden; schwieriger möchte es sein, die Verbreitung der Gegenschriften richtig zu organisiren. Die staatlichen Behörden sind jedenfalls hierzu wenig geeignet, da jede von ihnen in dieser Richtung entwickelte Thätigkeit auf höchstes Mißtrauen stoßen würde. Dieses Mißtrauen würde um so größer sein, als diejenigen Kreise, für welche derartige Schriften bestimmt sind, durch ihre bisherige Lektüre daran gewöhnt sind, die Staatsbehörden als ihre Dränger und Verfolger zu betrachten. Wohl aber könnten in dieser Beziehung freie Vereine, welche von der Regierung unterstützt würden, nachhaltigen Erfolg herbeiführen. Es müßte sich für jede Stadt und jeden Bezirk, in welchen die Lehren der Socialdemokratie Boden gewonnen haben, ein Verein konstituiren, der jeden für das angestrebte Ziel begeisterten Mann jeder Parteirichtung in seine Mitte aufnähme. — Verwaltungsbeamte, Richter, Lehrer, Fabrik-

Digitized by Google

besitzer, Kaufleute und Werkmeister würden die besten Elemente eines derartigen Vereins sein. Allerdings kann ein solcher Verein nur dann segensreich wirken, sobald er in einer gewissen Fühlung mit den Verwaltungsbehörden bleibt. Sofern dies geschieht, wird es kaum bedenklich sein, wenn diesen Vereinen Seitens der Staatsbehörden diejenigen Punkte mitgetheilt werden, welche jeweilig in socialistischen Schriften mit Nachdruck besprochen werden und welche einer Richtigstellung und Bekämpfung bedürfen. Solche vertrauliche Mittheilungen würden der Tendenz des Socialistengesetzes in keiner Weise widersprechen.

Die Hauptthätigkeit der Vereine würde darin bestehen, von geeigneten Personen kurze volksthümliche Schriften abfassen und diese durch Kolporteure oder durch die Post unentgeltlich verbreiten zu lassen. Die nämliche Schrift könnte in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland versendet werden. Sie müßte vor Allem die socialistischen Lehren in ihren Kardinalpunkten, sowie die jeweiligen Aeußerungen der socialistischen Tagespresse zu widerlegen suchen. Die socialistischen Flugblätter haben meist einen sehr geringen Umfang, sind klar und deutlich geschrieben und befleißigen sich einer volksthümlichen Sprache. Nur die nämlichen Eigenschaften können den Gegenblättern Wirkung versprechen. Sicher könnte die Abfassung solcher kurzen Gegenschriften keinerlei Schwierigkeiten machen. Wenn die Gegenagitation dann den Boden soweit geebnet hat, daß die socialistischen Arbeiter mit den Gründen ihrer Gegner vertraut geworden sind, würde es sich vielleicht auch empfehlen, durch Persönlichkeiten, die sich durch begeisterte Hingabe an die Sache und durch Beredsamkeit auszeichnen, öffentliche Vorträge über socialpolitische Gegenstände halten zu lassen, obwohl man sich nicht verhehlen kann, daß ein derartiges öffentliches Auftreten unter Umständen, sofern der Redner nicht ganz taktfest und gewandt ist, mehr Schaden als Nutzen bringen würde.

Jedenfalls müßte der Schwerpunkt des gedachten Vereins in der Thätigkeit von Privatpersonen liegen. Die Spitzen der Behörden sind aus dem schon oben angegebenen Grunde zur Mitgliedschaft ungeeignet.

Unsere Zeit ist die Aera der Vereinsbildungen. Vereine werden für alle möglichen Zwecke hervorgerufen; die Schaffung derselben ist das gewohnte und geeignete Mittel, für eine bestimmte Sache in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken. Grade die vorliegende Angelegenheit ist eine solche, die dringend des fürsorgenden Interesses aller Wohlgesinnten und Gebildeten bedarf.

Die im Vorstehenden entwickelten Gedanken über die Nothwendigkeit und Gestaltung einer Gegenagitation sollen keinen Aufruf und keinen festgeschlossenen Plan enthalten, sondern nur auf einen Mangel in unserer

Digitized by Google

politischen Organisation aufmerksam machen und zum Nachdenken über die noch immer drohende socialistische Gefahr und ihre Abwendung anregen. Sie entstammen aus der festen Ueberzeugung, daß man in Deutschland noch viel zu sehr gewöhnt ist, die Abwendung der socialistischen Gefahr lediglich den Staatsbehörden zu überlassen. Die Geschichte der Volksbewegungen aller Zeiten lehrt zur Genüge, daß geistige Strömungen nicht durch Gesetze und Verordnungen allein eingedämmt werden können. Selbst die segensreichen Gewerbegesetze der neuesten Zeit, die aus der lautersten Fürsorge für die arbeitenden Stände entsprossen sind, haben mit dem größten Mißtrauen dieser selben Stände zu kämpfen, weil die letzteren über Zweck und Tragweite dieser Gesetze lediglich durch die agitatorische Presse, nicht aber durch geeignete Belehrung informirt worden sind.

Es ist vielleicht die höchste Zeit, die Masse des gebildeten Volkes an ihre Verpflichtung, den Zusammensturz des jetzigen Bildungsstandes zu verhüten, zu erinnern. Grade jetzt, wo innerhalb der deutschen socialistischen Partei zwischen den Anarchisten der Most'schen Richtung und den Anhängern von Bebel und Liebknecht ein erbitterter Kampf geführt wird, ist vielleicht der geeignetste Zeitpunkt, um mit Aussicht auf Erfolg auf die gemäßigten Socialisten, ehe sie sich wiederum anarchistischen Tendenzen nähern, einzuwirken.

Digitized by Google

# Studien über die Schwankungen des Volkswohlstandes im Deutschen Reiche.

Von

**Dr. E. Philippi**
in Tübingen.

## II.*)

Zunächst der Land- und Forstwirthschaft**) ist unstreitig der Bergbau der wichtigste Zweig der Urproduktion. Seine Intensität läßt sich jedoch weit mehr beliebig steigern und ist daher in viel höherem Grade abhängig von der Verbrauchsfähigkeit und Nachfrage. Es tritt also hier neben dem konstitutiven das symptomatische Element bedeutsam hervor.

Wir schicken, ehe wir auf die für Deutschland wichtigsten Bergwerksprodukte näher eingehen, eine kurze Notiz über den Umfang der Gesammtproduktion des deutschen Bergbaus voraus. Die jährliche Förderung von Kohlen und Erzen, Stein- und Kalisalzen und anderen Bergwerksprodukten ist im Zollgebiet von 35,2 Mill. Tonnen im Jahr 1867 allmälig — mit einer Unterbrechung im Kriegsjahre 1870 — gestiegen bis auf 43,6 Mill. t im Jahr 1871. Im Jahrzehnt 1872/82 hat sich die Produktionsmenge im Deutschen Reich und Luxemburg weiter von 50 auf

*) Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. LIV S. 213.

**) Die Forstwirthschaft (welche oben als mit der Landwirthschaft ein Ganzes bildend gedacht ist) haben wir in Ermangelung einer auf das ganze Reich bezüglichen statistischen Grundlage vorläufig übergangen. Welch wichtigen Faktor im deutschen Wirthschaftsleben sie bildet, leuchtet jedoch alsbald ein, wenn man sich erinnert, daß von der gesammten Bodenfläche Deutschlands nicht weniger als 25,7 Prozent oder 13 838 856 ha Forstland ist, was auf einen Gesammt-Rohertrag von 250—300 Mill. M. schließen läßt. (Vgl. d. Jahrb. f. d. amtl. Statist. d. preuß. Staates V. 1883 S. 229 fgd.) Dennoch reicht die deutsche Holzproduktion nicht zur Deckung des einheimischen Bedarfes aus. Besonders erheblich ist die Mehreinfuhr von weichem europäischem Bau- und Nutzholz (1882 über eine Million Tonnen), welches wir vorzugsweise aus Rußland, Skandinavien und Galizien beziehen. Die hiefür an das Ausland bezahlte Geldsumme wird jedoch durch die Ausfuhr von Fabrikaten der hochentwickelten deutschen Holzindustrie annähernd ersetzt.

Digitized by Google

nahezu 77 Mill. t, also um etwa 54 Prozent gehoben, aber der Werth derselben ist infolge des 1873 eingetretenen und erst 1879 zum Stillstand gekommenen Preisrückgangs — besonders bei Eisen und Steinkohlen — von 416 auf 413 Mill. M. gesunken.

* * *

Von der gesammten Ausbeute des deutschen Bergbaus kommen dem Gewichte nach etwa 6/7 auf Stein- und Braunkohle. Die jährlich in Deutschland geförderte Kohlenmenge würde hinreichen um nicht nur sämmtliche Dampfmaschinen Deutschlands, sondern auch noch diejenigen Großbritanniens dazu 300 mal 24 Stunden im Jahre unausgesetzt im Gange zu erhalten. Nur England und Nordamerika weisen höhere Produktionsziffern auf. Es betrug nämlich die Kohlenausbeute auf der ganzen Erde im Jahre 1882 nahezu 378 Mill. t. Davon kamen auf Großbritannien 159, auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 88¹/₄, auf Deutschland 65¹/₂ (genauer: 65 378 211 t), auf Frankreich 20,8, Belgien 17,5, Oesterreich-Ungarn 15,3, Rußland 3,3 Millionen Tonnen. Die genannten Staaten produziren zusammen 97¹/₂ Prz. der Gesammtausbeute*). Amerika hat seinen Vorsprung erst im letzten Jahrzehnt gewonnen; im Jahr 1873 betrug die Ausbeute daselbst noch 41 Mill. t gegenüber 46 Mill. t im deutschen Zollgebiet. Vergleicht man die Produktionsmengen mit der Einwohnerzahl, so folgt hinter Großbritannien mit 4 300 kg auf den Kopf der Bevölkerung sogleich das kleine Belgien, wo 2 700, sodann die Union, wo 1 700, und erst an vierter Stelle das Deutsche Reich, wo 1 400 kg auf den Kopf entfallen.

In der Zeit von 1860—80 ist nach Neumann-Spallart die Kohlenförderung (Stein- und Braunkohle) aller Länder der Erde von rund 136 auf 343 Mill. t angewachsen. Die Produktion Deutschlands hat sich in dieser Zeit verdreifacht; in Preußen hat sich von 1869 auf 1882 die jährliche Steinkohlenförderung verdoppelt. Von 1871 auf 72 stieg die Kohlenförderung im Zollgebiet — ungerechnet die durch Hinzutritt Elsaß-Lothringens verursachte Zunahme — um rund 4 Mill. t. Im Jahr 1872 wurden im Deutschen Reich**) 42,3 Mill. t gefördert, im folgenden Jahre gegen 4 Mill. mehr. 1874 wurde die Steinkohlenförderung eingeschränkt, die Braunkohlenförderung aber noch etwas ausgedehnt, so daß die Gesammtproduktion ungefähr gleich blieb. Seitdem hat die Förderung von Mineralkohlen mit einer einzigen Unterbrechung, 1876 auf 77, von Jahr

*) Vgl. die Zusammenstellung nach dem „Bulletin of the American Iron & Steel Association" in Dinglers polytechn. Journal 1884 Bd. 252 S. 222. Für Deutschland: Statist. Jahrb. f. d. D. Reich. Bd. V. 1884. S. 34.

**) Luxemburg produzirt keine Mineralkohlen.

Digitized by Google

zu Jahr an Umfang gewonnen. Im Jahr 1882 betrug die deutsche Steinkohlen-Ausbeute 52 118 595 t (wovon 90 Proz. allein auf die Provinzen Westfalen, Rheinland und Schlesien fallen). Die durchschnittliche tägliche Belegschaft war 195 958 Köpfe. Die Produktion von Braunkohlen betrug 13 259 616 t (wovon 76 Proz. auf die Provinzen Brandenburg und Sachsen), die Belegschaft 52 546 Köpfe. Der Werth der Steinkohlenausbeute war 267 859 000 M., derjenige der Braunkohlenproduktion 36 156 000 M. gegenüber 296 668 000 M. bezw. 29 496 000 M. im Jahr 1872. Während also die Mineralkohlenförderung dem Gewicht nach um 55 Proz. zugenommen hat, ist deren Verkaufswerth um fast 7 Proz. gesunken.

Die deutsche Steinkohlenausbeute deckt, wie schon angedeutet, nicht nur den inländischen Bedarf, sondern liefert selbst in den Jahren stärksten Verbrauches noch einen Ueberschuß zur Abgabe an das Ausland. So wurden im Jahr 1882 an Steinkohlen und Koaks 5 818 000 t im Werth von 38 106 000 M. mehr aus- als eingeführt. Dagegen werden von der wohlfeileren Braunkohle immer bedeutende Mengen (1882 fast 3 Mill. t für etwa 12 Mill. M.) vom Ausland bezogen.

Obgleich sich von 1872 auf 82 die Ausfuhr von Steinkohlen verdoppelt hat, so ist doch auch die zum Verbrauch bleibende Menge erheblich gewachsen. Sie betrug 31 754 500 t im Jahr 1872 und 46 577 600 t im Jahr 1882. Bei Braunkohle ist sowohl Ausbeute als Einfuhr in dem Jahrzehnt 1872/82 bedeutend gestiegen; das Verbrauchsquantum, das im Jahr 1872 wenig über 10 Mill. t betrug, war 1882 16 245 500 t. Der Kohlenverbrauch (Stein- und Braunkohlen zusammen) auf den Kopf der Bevölkerung ist in dem genannten Zeitraum um 36 Proz. gestiegen. Am bedeutendsten war die Zunahme gleich von 1872 auf 73 und dann wieder seit 1878. Im Jahre 1882 kamen 1 032 kg Steinkohlen und 360 kg Braunkohlen als Verbrauchsmengen auf den Einwohner*). Ein Rückgang des Mineralkohlenverbrauchs fand nur statt von 1876 auf 77, bei Steinkohlen allein auch 1873 auf 74. Daß von 1874—76 der Kohlenverbrauch überhaupt noch zunahm, wird dem durch das Sinken der Kohlenpreise begünstigten Uebergange vieler Haushaltungen von der Holz- zur Kohlenfeuerung in der Zeit allgemeiner pekuniärer Einschränkung zugeschrieben**). Man wird jedoch auch an das rasche Wachsen

*) Im zehnjährigen Durchschnitt 1873/82 war der Mineralkohlen-Verbrauch auf den Kopf der deutschen Bevölkerung: 1183 kg. Damit zu vergleichen (im Jahr 1877): Großbritannien: 3 626, Belgien: 1 963, Ver. Staaten: 1 064, Frankreich: 646, Oesterreich-Ungarn: 330 kg.

**) In Frankreich entfielen 1872 von der gesammten Verbrauchsmenge auf Hüttenwerke, Industrien, Gasfabriken u. s. w. 72%, auf die Haushaltungen 13%, die

Digitized by Google

der großen Städte und die damit verbundene Ausdehnung der Gasleitungen zu denken haben. Dafür endlich, daß selbst in den ungünstigsten Jahren 1875—78 der Kohlenverbrauch im Dienst der Industrie nicht erheblich abgenommen haben könne, würde die überraschende Thatsache sprechen, daß nach Engel*) die Zahl der für gewerbliche und landwirthschaftliche Zwecke im Betrieb stehenden Dampfmaschinen in Preußen von 28 783 mit 632 067 Pferdekräften im Jahr 1875**) auf 35 431 mit 958 366 Pferdekräften im Jahr 1878 gestiegen ist, obschon freilich, wie ebenfalls Engel***) festgestellt hat, die Neubeschaffung von Dampfmaschinen und Kesseln von 1875 bis 1878 in viel langsamerem Tempo vor sich ging als 1872—75.

Man darf übrigens auch nicht vergessen, daß die Verbrauchsziffern nur auf Grund der Nachweise über Produktion und Außenhandel berechnet sind und daß namentlich bezüglich zollfreier Artikel die Verkehrsstatistik sehr unzuverlässig ist. Auch haben in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Zechen thatsächlich bei überfüllten Lagern weiter gearbeitet und im schärfsten Konkurrenzkampfe die geförderten Kohlenmengen zu Schleuderpreisen abgesetzt. Man würde daher durchaus fehl gehen, wenn man aus der Thatsache, daß die Kohlenwerke Deutschlands während der Zeit schwerster wirthschaftlicher Bedrängniß 1873—79 ihre Produktion um 18 Proz. gesteigert haben, den Schluß ziehen wollte, die allgemeine Krise sei an der Kohlenindustrie spurlos vorübergegangen. Im Gegentheil, die verstärkte Produktion rührt zum Theil davon her, daß die Werke, um das Manco im Preise zu decken, die Ausbeute möglichst steigerten und dadurch wurde denn die Krisis noch weiter verschärft. In welch kritischer Lage sich in Wahrheit die deutschen Kohlenwerke befanden, läßt sich nur ermessen, wenn man sich die Preisschwankungen ihrer Produkte vergegenwärtigt. Der Durchschnittspreis für Steinkohlen in Deutschland war 1870 noch 5,92 M. die Tonne. Bis 1873 stieg er rasch auf 11 M., sank dann bis auf 5 M. und darunter im Jahr 1879 und hat seitdem noch nicht einmal wieder die Höhe der Jahre 1868—70 erreicht. Westfälische Förderkohle galt im Jahr 1878 5 M., das ist die Hälfte des 1871 und der dritte Theil des im Jahr 1873 bezahlten Preises†).

---

Verkehrsanstalten 10%, die Bergwerke 4%. Die deutsche Eisenindustrie nimmt in normalen Zeiten 28% der Kohlenförderung des Reiches in Anspruch.

*) „Zeitalter des Dampfes" S. 151.

**) 1861 waren es erst 7000 Dampfmaschinen mit 142 658 Pferdestärken. In Sachsen gab es Dampfmaschinen der genannten Bestimmung im Jahr 1861: 1 003 mit 15 663 Pferdekräften, im Jahr 1878: 5 122 mit 134 268 Pferdekräften.

***) Vgl. Preuß. Statistik Bd. LIII. S. 50.

†) Deutsches Handelsblatt 1879 Nr. 49 S. 456. Für die letzten Jahre vergl. die

Digitized by Google

Um dieser Schleuderwirthschaft ein Ziel zu setzen, schlossen im Winter 1879/80 die Verwaltungen der Steinkohlen-Bergwerke des niederrheinisch-westfälischen Bergbau-Bezirks, welcher damals schon fast die Hälfte der deutschen Fördermenge lieferte, einen Vertrag, in welchem sie sich gegenseitig verpflichteten, die Produktion des Jahres 1880 in einem näher bestimmten Verhältnisse einzuschränken. Inzwischen hatte jedoch das Wiederaufleben der Eisenindustrie die Aussichten für den Absatz günstiger gestaltet, und diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß von einer praktischen Wirkung dieser Vereinbarung nichts zu bemerken ist, vielmehr die deutsche Steinkohlenförderung im Jahr 1880 noch stärker als in irgend einem vorhergehenden Jahre, nämlich um fast fünf Millionen Tonnen gesteigert wurde. Indessen sind doch seitdem trotz der vermehrten Produktion die Preise nicht weiter gefallen, sondern sogar zum Theil wieder etwas in die Höhe gegangen. Dank der Wiederbelebung der deutschen Industrie ist das Inland aufnahmsfähiger geworden und der während der Nothjahre mit großen Opfern um 75—80 Proz. gesteigerte Absatz nach außen hat sich wenigstens auf der gewonnenen Höhe erhalten lassen.

Wenn nun auch durch die niedrigen Preise die Rentabilität der Gruben sehr beeinträchtigt war und großentheils noch ist, so muß doch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte hervorgehoben werden, daß durch den uneingeschränkten Weiterbetrieb der Werke einem (seit 1878) von Jahr zu Jahr wachsenden Arbeiterheere*) das tägliche Brod erhalten und einer Reihe in ihrer Existenz bedrohter Industriezweige die Möglichkeit des Fortbestandes gewährt worden ist. In den letzten Jahren hat sich auch erfreulicherweise bei zunehmender Zahl der Arbeiter deren Verdienst etwas gehoben. In den preußischen Kohlenbergwerken betrug der Durchschnittslohn für achtstündige Schicht im J. 1880 noch 2,32 M. im

Durchschnittspreise im Stat. Jahrb. f. d. D. Reich. Bd. V. Jahrg. 1884 S. 128. Z. B. fette Förderkohle (Dortmund loco Werk): 1879: 4,73 M., 1880: 5,99 M., 1881: 5,54 M., 1882: 5,63 M., 1883: 6,00 M.

*) In den preußischen Kohlenbergwerken waren beschäftigt im Durchschnitt der Jahre:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1867—70 | 107 197 | Arbeiter | 1877 | 147 024 | Arbeiter |
| 1871 | 131 337 | „ | 1878 | 146 319 | „ |
| 1872 | 139 858 | „ | 1879 | 149 552 | „ |
| 1873 | 159 562 | „ | 1880 | 156 125 | „ |
| 1874 | 161 993 | „ | 1881 | 162 951 | „ |
| 1875 | 160 462 | „ | 1882 | 171 610 | „ |
| 1876 | 159 660 | „ | | | |

Es sind also jetzt wieder mehr Arbeiter angestellt als vor der Krise. Diese Zahlen sowie die folgenden Angaben über Verdienst und Leistung der Arbeiter sind einem interessanten Festvortrag des Prof. C. Bach an der techn. Hochschule in Stuttgart: „Deutsche Industrie während des letzten Jahrzehnts" entnommen. Vgl. das Referat über diesen Vortrag nebst graphischen Darstellungen in Dinglers polytechn. Journ. 1884, Bd. 253 S. 177 ff.

Digitized by Google

Jahr 1882 aber 2,63 M. d. i. 12 Proz. mehr*). Diese Erhöhung des Verdienstes bei gleichbleibenden Verkaufspreisen wird ermöglicht durch eine Steigerung der durchschnittlichen Leistung des Arbeiters. Die Menge der pro Arbeiter in Preußen jährlich geförderten Steinkohle betrug in den Jahren 1867—70 durchschnittlich 216 t, schwankte zwischen 197 und 211 t in den Jahren 1871—74 und ist von da an gestiegen bis auf 275 t im J. 1882. Hiezu muß bemerkt werden, daß die verminderte Leistung der Arbeiter in der guten Zeit von 1871 bis 1874 nicht wie man vermuthen könnte auf einem Nachlassen des Fleißes beruht, sondern auf der allgemein beobachteten Thatsache, daß in Zeiten des geschäftlichen Aufschwungs, der Betriebserweiterung und Lohnsteigerung verhältnißmäßig mehr jugendliche Arbeiter und Neulinge eingestellt werden. Vermindert sich dann wieder der Bedarf, so werden, da tüchtige Kräfte um mäßigen Preis zu haben sind, zuerst die ungeübten und weniger leistungsfähigen Arbeiter entlassen. Die seit 1874 eingetretene belangreiche Steigerung der Fördermenge pro Arbeiter erklärt sich jedoch nicht allein aus einer relativen Zunahme der geübteren Arbeiter**), sondern wesentlich auch aus der Verbesserung der maschinellen Betriebsmittel, überhaupt aus den Fortschritten, welche die Technik des Bergbaues während des letzten Jahrzehnts gemacht hat. Diese fortschreitende innere Ausbildung und Vervollkommnung bietet im Verein mit dem jedenfalls noch für eine Reihe von Menschenaltern vorhaltenden Reichthum unserer Kohlenlager***) die beste Gewähr für die Zukunft des deutschen Kohlengewerbes, dem wir im übrigen nur wünschen wollen, daß ein stetiges Wachsthum unserer Industrie und eine kraftvolle Entfaltung unserer Seeschifffahrt seinem Produkte, dem „schwarzen Diamanten" allzeit sicheren und gewinnbringenden Absatz verbürge.

* * *

Wir erwähnen nur kurz einige minder wichtige Bergwerksprodukte, um uns nachher eingehender mit dem in volkswirthschaftlicher Beziehung jedenfalls interessantesten, dem Eisen, zu beschäftigen, welches uns als Brücke von den Stoffe gewinnenden zu den Stoffe veredelnden Gewerben (Industrie im engeren Sinne) dienen wird.

*) E. Bach a. a. O. Vgl. auch das Deutsche Wirthschaftsjahr 1882 S. 329 fgd.

**) In den letzten Jahren hat sogar in einigen Bezirken aus den angeführten Gründen die Zahl der jugendlichen Arbeiter wieder zugenommen.

***) Nach der Berechnung des französischen Ingenieurs Fr. Laur werden die deutschen Kohlenfelder in 300 Jahren erschöpft sein. Wenn aber auch in etwa 1000 Jahren der Kohlenvorrath Westeuropas auf die Neige geht, so bieten Rußland, Ostasien, Nordamerika, Australien noch auf Jahrtausende Ersatz. Was nachher zu geschehen hat, dafür mögen spätere Generationen sorgen. Vgl. Neumann-Spallart, Uebersichten der Weltwirthschaft, Jahrg. 1878 S. 103 ff.

Digitized by Google

Die Produktion von Stein- und Kalisalz ist in dem Zeitraum 1872—82 dem Gewicht nach um 140 Proz., dem Werthe nach um 100 Proz. gewachsen. 1882 wurden 322 400 t Steinsalz im Werth von 2 108 000 M. und 1 201 400 t Kainit und andere Kalisalze im Werth von 11 673 000 M. gewonnen. An Siedesalz — um dies hier beiläufig zu erwähnen — wurden 1882 471 000 t erzeugt gegen 382 000 t im Jahre 1872. Alle Salze zusammen — sowohl die bergmännisch gewonnenen als die aus wässerigen Lösungen — ergaben 1872 eine Produktionsmenge von 1 028 700 t im Werth von 20 719 000 M., 1882 2 263 300 t und 65 276 000 M*). Der Absatz der deutschen Salzproduktionsstätten ist in dem genannten Zeitraum um 60 Proz. gestiegen. Während früher die Einfuhr von Salz die Ausfuhr übertraf, hat jetzt das umgekehrte Verhältniß statt. Der Salzverbrauch zu Speisezwecken ist im Verhältniß zur Bevölkerung gleich geblieben (7,7 kg auf den Kopf), die Salzverwendung zur Viehfütterung und Düngung und besonders in der Soda- und Glauberſalz-Fabrikation und anderen Industriezweigen hat erheblich zugenommen.

* * *

Zu den Erzen und den aus ihnen gewonnenen Metallen übergehend, bemerken wir, daß sich die Gold- und Silber-Produktion etwa gleich geblieben ist, die Hütten aber, welche viel fremdes Erz schmelzen, ihre Produktionen bedeutend gesteigert haben. Der Preis des Kupfers ist etwa derselbe geblieben, die Produktion hat sich verdoppelt.

Die Produktion von Bleierzen ist trotz des Preisrückganges dem Werthe nach um 35 Proz. gestiegen, weniger die Hüttenproduktion: 1872 = 22,6 Mill. M., 1882 = 26,4 Mill. M.

In der Förderung von Zinkerzen übertrifft Deutschland alle anderen Staaten. Allein die schlesischen Werke produziren mehr als Belgien, England, Rußland nnd Frankreich zusammengenommen. Der Fortschritt in dem oft genannten Zeitraum war von 419 500 auf 694 700 t Erze und von 58 400 t, werth 23 417 000 M. auf 113 400 t, werth 35 950 000 M. des Hüttenprodukts.

* * *

Zinn, Quecksilber, Wismuth und andere nur in geringen Mengen bei uns produzirte Metalle übergehend**), wenden wir uns nun zu jenem

*) Auch wenn man von der erst seit 1877 mit aufgeführten bedeutenden Chlorkalium-Produktion der Staßfurter Werke absieht, dürfte sich doch mindestens eine Verdoppelung des Werthes der Gesammtproduktion ergeben.

**) Summe aller Hüttenprodukte (natürlich einschließlich Roheisen):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1872 | 2 178 000 t | im Werth von | 314 830 000 M. |
| 1877 | 2 231 000 „ | „ „ „ | 226 978 000 „ |
| 1882 | 3 915 000 „ | „ „ „ | 336 197 000 „ |

Außer den Metallen gehören dazu: Selen, Schwefel, Vitriole, Farbenerden u. s. w.

Digitized by Google

Metalle, welches in Verbindung mit dem kraftspendenden Fossil dem „Zeitalter des Dampfes“ seinen Stempel aufgedrückt hat. Zwar stellt die Ausbeute der deutschen Eisengruben und sogar das Erzeugniß der Hochöfen, das Roheisen einen weit geringeren Werth dar als die deutsche Steinkohlenproduktion, aber die fast unübersehbare Verwendbarkeit des Eisens gestattet in mannigfachster Verarbeitung eine so bedeutende Werthserhöhung, daß schließlich von dem Werthe des fertigen Fabrikats, derjenige des ursprünglichen Rohmaterials oft nur noch einen kleinen Bruchtheil (bei einer Lokomotive etwa 8 Proz., bei feinen Nähnadeln kaum $^1/_2$ pro Mille) bildet. Es ist daher eine mäßige Schätzung, wenn man annimmt, daß gegenwärtig die gesammte Eisenindustrie Deutschlands, welche über 800 000 Menschen beschäftigt, den Werth des Roheisens durchschnittlich verfünffachend, jährlich einen Werth von einer Milliarde Mark erzeugt*).

Knüpft sich sonach an die Roheisenproduktion eine vielverzweigte Gewerbthätigkeit, welche einen namhaften Beitrag zu dem Gesammteinkommen der Nation liefert, so gewährt andererseits der Umfang dieser Produktion, der ja naturgemäß den Schwankungen des Bedarfs folgt, ein klares Spiegelbild von dem Stand und Gang derjenigen Industriezweige, welche den Hochöfen ihr Rohmaterial entnehmen, und weiterhin aller Gewerbe, welche Eisen unter irgend einer Form verwenden und konsumiren. Welches Gewerbe aber könnte hievon ausgeschlossen werden? Die Landwirthschaft, das Berg- und Hüttenwesen, das Handwerk und der Fabrikbetrieb, jegliche Bauthätigkeit, insbesondere der Eisenbahn-, Lokomotiv-, Wagen und Schiffsbau — sie bestimmen insgesammt nach ihrem wechselnden Bedarf den Umfang der Eisenproduktion, und so erscheint diese als ein resultirender Gesammtausdruck für die Entwicklung und momentane Intensität des wirthschaftlichen Lebens überhaupt. Ebenso kann bei Vergleichung ver-

*) Der Gesammtwerth der Produktion der deutschen Eisenindustrie wird zu 867 490 000 M. angegeben im Deutschen Handelsblatt 1878 Nr. 27 S. 271. Nach der Berufszählung von 1882 berechnet sich die Zahl der in der Eisenindustrie einschließl. Eisen-Berg- und Hüttenbetrieb und einschließlich Herstellung von Maschinen, Werkzeugen, Instrumenten, Apparaten Erwerbsthätigen (ausschließlich oder hauptsächlich dem Berufe angehörend) auf 881 640 (vgl. unten S. 441). Zieht man davon die Zahl der mit Herstellung von Uhren, Musik-Instrumenten, Lampen ꝛc. Beschäftigten ab, so bleiben ungefähr 836 500 Personen. Mit den Angehörigen und häuslichen Dienstboten sind es in dieser Erwerbsgruppe über $2^1/_2$ mal mehr, nämlich 2 266 700 Köpfe, d. i. etwa ein Zwanzigstel der Gesammtbevölkerung. In unserer ersten Studie (Preuß Jahrb. Bd. LIV. S. 214 Anm) war die Vermuthung ausgesprochen, daß das deutsche Volkseinkommen zwischen 14 und 16 Milliarden M. betrage. Dem widerspricht die obige Annahme keineswegs. Denn bei dem vorauszusetzenden verhältnißmäßig geringeren Einkommen der landwirthschaftlichen Bevölkerung ist es recht wohl möglich, daß auf das Zwanzigstel der Bevölkerung, welches der Eisen- ꝛc. Industrie angehört, etwa ein Fünfzehntel des gesammten Volkseinkommens entfällt.

Digitized by Google

schiedener Länder die Eisenproduktion und noch besser der Eisenverbrauch als ein Maßstab für die erreichte Stufe der materiellen Kultur gelten. So steht dem durchschnittlichen Eisenverbrauch eines Erdbewohners, 10 kg im Jahre, gegenüber einerseits Großbritannien mit 165, andererseits Rußland mit 5, Indien mit bloß $^1/_2$ kg auf den Kopf.

Diese hervorragende Doppelbedeutung der Eisenproduktion als Faktor und als Symptom wird es rechtfertigen, wenn wir uns mit ihr etwas eingehender als mit den übrigen Zweigen der Industrie beschäftigen. Wir betrachten sie zuerst in ihrem Sein, dann in ihrem Werden.

Die Gesammtmenge des auf der Erde geförderten Eisenerzes wird (für 1882) zu 47,2 Mill. t angegeben, woran Großbritannien mit 16,9, die Ver. Staaten von N.-A. mit 9,1, Deutschland mit 8,2 Mill. t betheiligt ist. Noch bedeutsamer ist das Verhältniß der Roheisen-Erzeugung, welches dem der Erzgewinnung keineswegs proportional ist Abgesehen von dem verschiedenen Metallgehalt der Erze*) wird eine solche Proportionalität schon dadurch ausgeschlossen, daß einzelne Länder, wie Algier, Spanien und Rußland einen großen Theil ihrer Erze unverarbeitet abgeben, andere dagegen, z. B. Belgien**) und Frankreich bedeutende Mengen fremder Erze verarbeiten.

Die gesammte Roheisenproduktion der Erde betrug im Jahre 1882 rund 20 Mill. t***). Von dieser Menge lieferten

| | | | |
|---|---|---|---|
| Großbritannien | 8,6 Mill. t | oder 43 | Proz. |
| die Ver. Staaten | 4,7 „ | „ 23 | „ |
| das Deutsche Reich mit Luxemburg | 3,4 „ | „ 17 | „ |
| Frankreich | 2,0 „ | „ 10 | „ |
| diese 4 Staaten zusammen | 18,7 Mill. t | oder 93 | Proz. |

Die auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Produktionsmenge ist in Großbritannien 234, in Belgien (1880) 109, in den Ver. Staaten 91, im Deutschen Reich mit Luxemburg 76, in Deutschland allein 66, in Schweden (1880) 73, in Frankreich 53 Kilogramm.

Auf dem europäischen Festlande nimmt Deutschland in der Eisen- wie in der Kohlenproduktion die erste Stelle ein, England verdankt sein großes Uebergewicht nicht allein seiner früher entwickelten, unter den günstigsten Absatzverhältnissen erstarkten Industrie, sondern namentlich auch dem glücklichen Umstand, daß die größten Eisenerzlager sich in den Haupt-Kohlenbezirken finden und die Hochöfen sowohl Erz und Brennmaterial

*) Im Durchschnitt giebt 1 Tonne Erz $^1/_3$—$^1/_2$ Tonne Roheisen, es kommen aber bedeutende Abweichungen vor.

**) Belgien produzirte 1882 717 000 t Roheisen und nur 250 000 t Eisenerz.

***) Davon konsumiren Amerika 29, England 23, Deutschland 17 Prozent.

Digitized by Google

als auch die zur Herstellung von Roheisen erforderlichen kalkhaltigen Zuschlagsmaterialien theils ihrer unmittelbaren Umgebung entnehmen, theils zu deren Herbeischaffung, weit mehr als es in Deutschland der Fall ist, die billigen Wasserfrachten benutzen können. In Deutschland sind zwar Oberschlesien, Westfalen, das Saarbecken und einige andere Distrikte ebenfalls durch das Zusammentreffen von Kohle und Erz begünstigt, dagegen fehlt die Nachbarschaft der Kohle den wichtigen Erzlagerstätten in Nassau und dem Siegener Land, im Harz, dem nördlichen Hannover, in Thüringen, Bayern, Württemberg, in Lothringen und Luxemburg. Wie der Reichthum der deutschen Eisenerzlager, so läßt auch die Beschaffenheit ihrer Schätze kaum etwas zu wünschen übrig. Das deutsche Schmiede- und Walzeisen giebt dem ausländischen nichts nach und wenn die deutschen Gießereien noch 30 bis 40 Prozent ausländisches Roheisen verschmelzen*), so scheint dies weniger an einer geringeren Güte des deutschen, als an der außerordentlichen Wohlfeilheit des englischen und schottischen Gießereiroheisens zu liegen**). Zur Flußeisen- und Stahlfabrikation sind bisher noch bedeutende Mengen spanischer und schwedischer Erze oder englischen Hämatiteisens erforderlich gewesen. Verschiedene Erfindungen der jüngsten Zeit, insbesondere das Thomas-Gilchrist'sche Entphosphorungsverfahren und der Siemens-Martinprozeß haben jedoch einen Umschwung von größter Bedeutung herbeigeführt. Es ist gelungen den alten Bessemerprozeß durch eine neue Methode der Flußstahlbereitung zu ersetzen, bei welcher ordinäres weißes Roheisen mit sehr hohem Phosphorgehalt verarbeitet werden kann. Damit ist die Aussicht eröffnet, die deutsche Großeisenindustrie ahmälig ganz auf eigene Füße zu stellen und der Materialbezüge vom Auslande zu entheben.

* * *

Die Entwicklung der Eisengewinnung und -Verarbeitung gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der modernen Industriegeschichte. Vor hundert Jahren produzirte Großbritannien noch nicht 80 000 t Roheisen, heute liefert es mehr als das Hundertfache. Die Produktion der Vereinigten Staaten hat sich seit 1850 veracht-, seit 1810 verachtzigfacht.

*) In den siebziger Jahren waren es noch 60—70 Proz. Vgl. Sering, Geschichte der preußisch-deutschen Eisenzölle von 1818 bis zur Gegenwart S. 175 und 217 (in Schmollers Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. III, Heft IV, Leipzig 1882). Dieser gründlichen und sachkundigen Abhandlung sind viele der folgenden Angaben entnommen.

**) Vgl. das deutsche Wirthschaftsjahr 1882 S. 267 f. Den Wasserstraßen, beginnend am Produktionsorte und hinführend zur deutschen Verbrauchsstelle, verdanken die englischen Werke so billige Frachtsätze, daß die westdeutschen Montanbezirke gegen sie z. B. in Berlin nicht aufkommen können.



Digitized by Google

Preußen hat seine Roheisengewinnung von 1826 bis 1866 auf das Zwanzigfache gebracht und 1868 bis 80 wieder verdoppelt.

Der allgemeine Aufschwung zu Anfang der siebziger Jahre mußte sich der Eisenindustrie in gesteigertem Maße mittheilen. Von 1869 bis 73 stieg die jährliche Roheisenerzeugung der Erde um zwei Millionen Tonnen oder 8 Prozent. Hochöfen, Walzwerke, Stahlhütten ꝛc. schossen in die Höhe, die Zahl der Bessemerwerke in Europa und Amerika stieg rasch auf 85 mit 297 Konvertern, welche 7 Millionen Tons Stahl zu erzeugen im Stande gewesen wären (Neumann-Spallart). Aber bald zeigte sich, daß man die Steigerungsfähigkeit des Verbrauchs überschätzt hatte. Gerade der Hauptfaktor des Absatzes täuschte die Erwartungen aufs grausamste: der Bau und die Ausrüstung der Eisenbahnen kamen seit 1873 ins Stocken. In diesem Jahre waren nicht weniger als 19 000 km Bahnstrecke dem Betriebe übergeben worden, dagegen nahm in den beiden folgenden Jahren das Eisenbahnnetz der Erde nur um 13 000 bezw. 11 300 km zu. Je schwieriger es nun war, die übermäßige Produktion plötzlich einzuschränken, um so verderblicher mußte bei dem raschen Sinken der Preise der Rückschlag sein. Im Jahre 1876 waren in den Hauptländern der Eisengewinnung 2 537 Hochöfen vorhanden, mit welchen man im Stande gewesen wäre über 20 Mill. t Roheisen zu erzeugen, aber nur 1 329 waren im Betrieb und 1 208 standen kalt. Die Produktion, den Bedarf noch immer weit übersteigend, betrug 13½ Mill. t, fast 1 Mill. t weniger als 1873. Die gedrückte Lage der Eisenindustrie dauerte bis 1878. In diesem Jahre machte sich zuerst in Amerika eine Besserung bemerklich, welche sich 1879 auch nach England und im Herbst desselben Jahres auf den europäischen Kontinent verpflanzte, um schon 1880 eine neue Ueberstürzung der Produktion befürchten zu lassen. Die gesammte Roheisenerzeugung betrug in dem genannten Jahre 17½ Mill. t und hat sich wie erwähnt 1882 auf etwa 20 Mill. t gehoben.

Die hier skizzirte allgemeine Entwicklung hat in Deutschland vielleicht ihren schärfsten Ausdruck gefunden. Wir geben in der Anmerkung eine kleine Tabelle*) zu deren Erläuterung die folgenden Ausführungen dienen mögen.

*) Eisen-Gewinnung und -Verbrauch im Deutschen Reich und Luxemburg:

| im Jahr | Eisenerze geförderte Mengen in 1000 Tonnen. | Roheisen Hüttenproduktion 1000 t | Mill. M. | Roheisenverbrauch im Ganzen 1000 t | auf den Kopf kg. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1872 | 5 896 | 1 988 | 222,3 | 2 500 | 61,1 |
| 1873 | 6 178 | 2 241 | 248,6 | 2 830 | 88,5 |
| 1874 | 5 138 | 1 906 | 161,1 | 2 234 | 53,5 |
| 1875 | 4 730 | 2 029 | 146,2 | 2 316 | 54,9 |

Digitized by Google

Schon in den sieben Jahren von 1861 bis 1868 hatte sich die Roheisenproduktion im Zollgebiet verdoppelt und im Jahre 1869 nahm sie noch um fast 150 000 Tonnen zu. Das Kriegsjahr 1870 brachte einen Rückgang, aber mit der glücklichen Entscheidung des Kampfes war auch schon der Anstoß zu einem lebhaften Aufschwung gegeben. Unsere Tabelle beginnt mit dem Jahre 1872, weil in diesem zum erstenmal die Produktion Elsaß-Lothringens mit aufgeführt ist. Es wurden im Deutschen Reich nebst Luxemburg fast 5,9 Mill. t Eisenerze gefördert und gegen 2 Mill. t Roheisen (Masseln oder Flossen und Gußwaaren erster Schmelzung) gewonnen. Im Jahre 1873 erreichte die Produktion mit 6,18 Mill. t Erz und 2,24 Mill. t Roheisen, letzteres im Werth von 248,6 Mill. M., den Kulminationspunkt. Im Herbst 1873 trat die Krisis ein. Dieselbe macht sich jedoch in den Produktionsmengen nicht in so erheblicher Weise geltend wie vermuthet werden könnte. Wenn auch die Jahreserzeugung an Roheisen im Jahre 1874 um $^1/_2$ Mill. t zurückging, so stieg sie doch schon im folgenden Jahre wieder auf 2 Mill. t und selbst der niedrigste Stand (1 846 000 t), zu welchem die Produktion im Jahr 1876 herabsank, war noch um ein Beträchtliches höher als alle vor 1872 erklommenen Produktionshöhen*). Seit 1876 ist die Produktion von Jahr zu Jahr ge-

| im Jahr | Eisenerze geförderte Mengen in 1000 Tonnen. | Roheisen Hüttenproduktion 1000 t | Mill. M. | Roheisenverbrauch im Ganzen 1000 t | auf den Kopf kg. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1876 | 4 712 | 1 846 | 114,8 | 2 123 | 49,8 |
| 1877 | 4 980 | 1 933 | 111,7 | 2 094 | 48,6 |
| 1878 | 5 462 | 2 148 | 114,6 | 2 202 | 50,5 |
| 1879 | 5 859 | 2 227 | 112,4 | 2 171 | 49,2 |
| 1880 | 7 239 | 2 729 | 163,4 | 2 663 | 59,8 |
| 1881 | 7 601 | 2 914 | 164,0 | 2 835 | 63,1 |
| 1882 | 8 263 | 3 381 | 195,7 | 2 409 | 75,5 |

*) Bei der Vergleichung ist von den Produktionsziffern seit 1872 10—11 Proz. für Elsaß-Lothringen abzuziehen. Das oben Gesagte wird bestätigt durch eine (den früher erwähnten Tafeln des Prof. Bach entnommene) Uebersicht der Roheisenproduktion in Preußen.

| | Jährliche Roheisenproduktion in 1000 Tonnen | in Mill. M. | Durchschnittspreis pro Tonne M. |
|---|---|---|---|
| 1867 | 916 | 68,6 | 75,0 |
| 1868 | 1 053 | 77,9 | 74,0 |
| 1869 | 1 181 | 87,8 | 74,4 |
| 1870 | 1 156 | 89,1 | 72,2 |
| 1871 | 1 207 | 106,7 | 88,3 |
| 1872 | 1 458 | 172,7 | 118,6 |
| 1873 | 1 574 | 181,6 | 115,4 |
| 1874 | 1 280 | 115,0 | 89,4 |
| 1875 | 1 398 | 107,5 | 76,8 |
| 1876 | 1 324 | 87,4 | 66,0 |
| 1877 | 1 420 | 87,7 | 61,8 |
| 1878 | 1 568 | 90,5 | 57,8 |
| 1879 | 1 640 | 89,8 | 54,79 |
| 1880 | 2 053 | 130,2 | 63,41 |



Digitized by Google

stiegen. 1882 wurden 8¼ Mill. t Eisenerze gefördert und 3⅓ Mill. t Roheisen erzeugt, das ist 40, bezw. 70 Proz. mehr als im Jahre 1872*).

Ein prägnanteres Bild als die Reihe der Erzeugungsmengen giebt diejenige der Erzeugungswerthe. Schon 1873 beginnend, setzte sich der Preisfall die folgenden Jahre hindurch so beharrlich fort, daß (in Preußen wie im Reich) die Jahreserzeugung von 1877 obgleich dem Gewichte nach nur wenig hinter der von 1872 zurückbleibend, dem Werthe nach doch nur die Hälfte derselben betrug. Eine entschiedene Besserung der Preise**) und damit auch eine Erhöhung des Gesammtwerthes der Jahreserzeugung stellt sich erst Ende 1879 ein. Der Gesammtwerth ist jedoch selbst noch im Jahre 1882 hinter dem von 1872 um 26½, hinter dem von 1873 um 53 Mill. M. zurückgeblieben, während die 1882 erzeugte Roheisenmenge diejenige von 1872 um 1,39 Mill. t (= 70 Proz.), die von 1873 noch um 1,14 Mill. t (= 51 Proz.) übertraf.

Mit der Produktion ist auch die Ausfuhr gewachsen. 1879 war die Ausfuhr von Roheisen (Masseln, Flossen)***) zwei- und dreimal so groß als 1874 und die vorhergehenden Jahre und übertraf zum erstenmale die Einfuhr. Wenn sich dies Verhältniß im Jahre 1882†) wieder geändert hat, so ist dies einerseits, bei der vermehrten einheimischen Roheisenproduktion, als ein erfreuliches Zeichen des gesteigerten inländischen Eisenverbrauchs zu betrachten, andererseits aber auch als ein Beweis für die immer noch bestehende Schwierigkeit den ausländischen Mitbewerb vom deutschen Markt zu verdrängen. Uebrigens ist seit dem Inkraft-

| | Jährliche Roheisenproduktion in 1000 Tonnen | in Mill. M. | Durchschnittspreis pro Tonne M. |
|---|---|---|---|
| 1881 | 2 173 | 130,9 | 60,24 |
| 1882 | 2 467 | 149,8 | 60,71 |

Hier wurde die niederste Tonnenzahl schon 1874 erreicht; die Krisis scheint in Preußen noch plötzlicher gewirkt zu haben als im ganzen Reiche.

*) Es geht hieraus zugleich hervor, was auch die Handelsstatistik bestätigt, daß jetzt mehr fremdes Erz verarbeitet wird als früher. Dafür hat die Roheisen-Einfuhr abgenommen.

**) Aus den offiziellen Werthsummen der Roheisenproduktion in Deutschland und Luxemburg ergeben sich folgende Durchschnittspreise pro Tonne:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1872 | 111,72 M. | 1876 | 62,20 M. | 1880 | 59,87 M. |
| 1873 | 110,96 „ | 1877 | 57,77 „ | 1881 | 56,27 „ |
| 1874 | 84,53 „ | 1878 | 53,35 „ | 1882 | 57,89 „ |
| 1875 | 72,02 „ | 1879 | 50,47 „ | | |

Vgl. hiermit für die letzten Jahre die Zusammenstellung der Großhandelspreise im statist. Jahrbuch f. d. D. Reich Bd. V 1884 S. 128, z. B.: Bestes deutsches Puddelroheisen (Düsseldorf) 1879: 56,08, 1880: 83,50, 1881: 59,04, 1882: 64,58, 1883: 57,58 M. Seit 1880 sind die Preise im allgemeinen wieder etwas heruntergegangen.

***) Vgl. Stat. Jahrb. f. d. D. R. V. S. 134 Anm. 2.

†) Roheisen: Einfuhr 283 000 t, Ausfuhr 187 000 t (D. Wirthschaftsjahr) Roheisen, Brucheisen, Ingots ꝛc.: Einfuhr 291 700 t Ausfuhr 279 400 t.

Digitized by Google

treten des Roheisenzolles (1. Juni 1879) die Roheiseneinfuhr im Jahresdurchschnitt auf die Hälfte des früheren Umfanges heruntergegangen*), während sich die Preise nur vorübergehend gehoben haben.

* * *

Es wird gestattet sein, in diese allgemeinen Umrisse noch etliche Züge einzuzeichnen, welche geeignet sind, von den wechselnden Schicksalen des deutschen Eisengewerbes während der letzten 15 Jahre eine Vorstellung zu geben. Wir beschränken uns dabei nicht auf die Thätigkeit der Berg- und Hüttenwerke, sondern gehen auch, wie schon angedeutet wurde, auf die weitere Verarbeitung des Eisens etwas näher ein.

„Im deutschen Reiche" sagt Neumann-Spallart, „hatte man sich zu den größten Uebertreibungen hinreißen lassen; in dem Zeitraum 1864—74 war die Produktion des Stabeisens von 464 065 auf 1 008 166 Tonnen, jene des Stahls von 71 358 Tonnen auf 410 694 Tonnen und ähnlich diejenige der übrigen Fabrikate erhöht und die Produktion der Schienen rasch bis auf 588 000 Tonnen forcirt worden".

Das Großeisengewerbe war der Tummelplatz einer maßlosen Spekulationslust geworden. Durch Gründung von Aktiengesellschaften, welche theils neue Werke schufen, theils schon bestehende mit hohen Kosten erwarben und erweiterten, wurde das große Publikum mit ungeheuren Summen an der Eisenindustrie betheiligt. In den $4^1/_2$ Jahren von Juni 1870 bis Ende 1874 hat sich die Zahl der zum Zweck der Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung sowie der Maschinen- und Werkzeug-Fabrikation in Preußen bestehenden Aktiengesellschaften ebenso wie deren Gesammtkapital nahezu verdreifacht! Es wurden nach Sering in diesen $4^1/_2$ Jahren im Königreich Preußen gegründet: 14 Aktiengesellschaften mit 24 Mill. Thlrn. Grundkapital zur Ausbeutung von Eisengruben, 42 Gesellschaften mit einem Kapital von 61 Mill. Thlrn. zur Eisen- und Stahlerzeugung (darunter 36 Gesellschaften allein im Jahre 1872), ferner zum Zweck der weiteren Eisen- und Stahlverarbeitung 13 Gesellschaften mit 10,8 Mill. Thlrn. und zur Fabrikation von Maschinen, Werkzeugen ꝛc. 49 Gesellschaften mit 37,3 Mill. Thalern, also alles in allem 118 Gesellschaften mit einem Aktienkapital von 400 Millionen Mark!

Was war das Schicksal dieser Gründungen, die wie Pilze über Nacht aus dem Boden schossen? Einige Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser

---

*) Roheisen- (Masseln-) Einfuhr

| | | |
|---|---|---|
| Jahresdurchschnitt | 1874—78 | 557 300 t |
| im Jahr | 1879 | 388 700 „ |
| Jahresdurchschnitt | 1880—82 | 259 700 „ |

Vgl. Statist. Jahrb. f. d. D. R. V. 1884 S. 134.

Digitized by Google

Frage giebt eine von dem Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller im Jahr 1877 veranstaltete Erhebung über die Geschäftsergebnisse deutscher Aktiengesellschaften des Eisengewerbes. Es waren dem Verein 170 solcher Gesellschaften und zwar 68 Hütten- Stahl- Walzwerke und 102 Eisengießereien und Maschinenbau-Anstalten bekannt geworden. 125 Gesellschaften lieferten die gewünschten Mittheilungen. Diese 125 Gesellschaften mit einem Aktienkapital von 497½ Millionen Mark hatten im Jahr 1877 bezw. 1876/77 zusammen nicht nur nichts verdient, sondern auch noch 44,3 Mill. M. = 8,9 Proz. des Aktienkapitals zugesetzt. Seit Beginn der Krise (April 1873) mußten auf 115 dieser Werke 37 547 (33,2 Proz.) Arbeiter entlassen werden und war der Gesammtaufwand für Löhne um 44 421 300 M. (44,1 Proz.) pro Jahr gesunken. Der durchschnittliche Arbeitslohn pro Monat betrug im Jahr 1873 74,4 M., im Dezember 1877 nur 62,3 Mark. Unter dem allgemeinen Druck litten, wie dies durch Zahlen belegt wurde, die älteren Gesellschaften nicht minder als die seit 1871 begründeten. Den sprechendsten Beweis für die Nothlage, in der die Eisenindustrie sich befand, bildete das gesunkene Vertrauen der Börse. Von einigen jener 125 Gesellschaften wurden schon im Jahre 1877 die Aktien überhaupt nicht mehr gehandelt, für 32 derselben aber wurden die Kurswerthe nach den am 8. März 1878 an der Berliner Börse abgeschlossenen Geschäften zusammengestellt. Danach betrug bei 16 Hütten- Stahl- und Walzwerken mit einem Aktienkapital von zusammen 178 750 960 M. der Kurswerth des letzteren 51 878 264 M. d. i. 29%, bei 16 Eisengießereien und Maschinenbau-Anstalten mit einem Gesamtkapital von 67 925 000 M. der Kurswerth 21 083 615 M. = 31% des Aktienkapitals*). Bedenkt man, daß diese Angaben doch nur einen kleinen Theil aller Unternehmungen und namentlich gar nicht diejenigen betreffen, welche damals schon vom Schauplatz verschwunden waren, so wird man es nicht unglaublich finden, wenn der zweite Kongreß deutscher Industrieller, der im Februar 1878 in Berlin tagte, in seinen Verhandlungen feststellte, daß der Gesammtverlust der deutschen Eisenindustrie im großen „Krach" auf 455 Millionen Mark zu berechnen sei. — So tief war der Fall von der schwindelnden Höhe, zu der man sich emporgeschwungen!

Doch kehren wir von diesen vorgreifenden Bemerkungen auf einen Augenblick zu dem kurzen Milliardenfrühling, zu der goldenen Gründerzeit zurück.

In Bezug auf Zahl und Umfang der Betriebsmittel eilte die deutsche

*) Vgl. Deutsch. Handelsblatt 28. März 1878.

Digitized by Google

Industrie den Nachbarstaaten weit voraus. 1873 waren in Deutschland 456 Hochöfen vorhanden, von denen 360*) im selben Jahre in Betrieb standen. Viele Anlagen wurden erst fertig nachdem schon längst das Signal zum Rückzug gegeben war. In Oesterreich-Ungarn wurden 1873/74 von 282 Hochöfen 227 betrieben, in Belgien waren (1873) 54, in Frankreich**) 130 Hochöfen in Betrieb. Nur England, wo im Jahre 1873 schon 932, und Nordamerika, wo Ende 1873 657 Hochöfen gezählt wurden, blieben für Deutschland wie für die übrigen Staaten unerreicht. Aehnliche Verhältnisse zeigt die Statistik der Dampfmaschinen. Dem deutschen Erzbergbau dienten im Jahre 1875 819 Dampfmaschinen mit 23 816 Pferdekräften, d. i. zehnmal so viel als in Frankreich (1874) verwendet wurden. In den Eisenhütten (Hochöfen und Walzwerken) waren 4 185 Dampfmaschienen mit 172 284 Pferdekräften (3½ mal so viel als in Frankreich), in den Eisengießereien und Maschinenfabriken 2 862 Dampfmaschinen mit 33 645 Pferdekräften (doppelt soviel als in Frankreich). Noch größer war der Vorsprung Oesterreich gegenüber. Zum Beweise sei nur angeführt, daß 1875 in Preußen zur Urproduktion aus dem Mineralreich 10 531 und für Metall-Gewinnung und -Verarbeitung einschließlich Maschinenbau 3 350 Dampfkessel vorhanden waren, während in Cisleithanien den genannten Zwecken nur 1 547 bezw. 1 609 Dampfkessel dienten.

Mit besonderem Eifer warf man sich auf die reichen Gewinn versprechende Stahlbereitung. Die großartigen Fortschritte der Technik machten es möglich Gußstahl von vorzüglicher Qualität in bis dahin ungeahnten Mengen herzustellen und bald begann das neue Material auf vielen Verwendungsgebieten das Eisen zu verdrängen. Während die Herstellung von Eisenschienen in Deutschland in den Jahren 1871—76 eine Abnahme von 72 Proz. erlitt, stieg die der Stahlschienen um 140 Proz. Auch in der Maschinenindustrie kam Bessemer-Stahl immer mehr in Aufnahme. So geschah es, daß die in Deutschland erzeugte Menge Stahl von 95 000 t im Jahre 1865 auf 161 000 t im Jahre 1869 und 378 000 t im Jahre 1876 anschwoll. Nur Großbritannien und Nordamerika wiesen eine größere Produktion auf. An Konvertern für die Bessemerstahl-Fabrikation besaß Deutschland 1875 : 74 (1877 : 81) gegen 24 in Frankreich, 32 in Oesterreich und 12 in Belgien. Einen Vorsprung hatte nur England, wo im Jahre 1873 105, im Jahre 1875 84 Konverter im Gange waren. Auch in anderen Ländern nahm die Stahlerzeugung

*) Mit Luxemburg 379, wovon 29 in Elsaß-Lothringen.

**) Ende 1876. Die Roheisenproduktion Frankreichs hat sich jedoch von 1873 bis 1876 wenig geändert.

Digitized by Google

reißend zu, so daß den Bedarf weit überschreitende Mengen auf den Weltmarkt geworfen wurden, während doch die vorhandenen Werke noch lange nicht ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend beschäftigt waren.

Für die deutsche Eisenindustrie traten einige besondere Momente hinzu, um die Wirkung der allgemeinen Krise, welche im Frühjahr 1873 von Oesterreich ausging, noch verheerender zu machen. Durch den Anschluß Elsaß-Lothringens war die dortige ausgedehnte Eisenindustrie von ihrem bisherigen Absatzgebiete abgeschnitten und darauf angewiesen sich in Deutschland ein neues zu sichern. Damit war eine Verschärfung des inländischen Wettbewerbs gegeben, die gerade jetzt doppelt unerwünscht war, da sie mit einer anderen folgenschweren Wandlung zusammentraf. Die ungeahnte Entfaltung der Stahlproduktion hatte nämlich dem Stabeisen einen großen Theil seines Verwendungsgebietes entzogen. Die deutsche Roheisenindustrie, bis dahin fast ausschließlich auf die Versorgung der Puddelwerke eingerichtet, mußte in den Gießereien und Bessemerwerken Ersatz suchen. Die Einarbeitung in die neuen Produktionszweige hatte aber neben den technischen Schwierigkeiten auch noch eine übermächtige Konkurrenz zu bekämpfen. In den Gießereien galt es England und Schottland zu verdrängen, welche dort Jahrzehnte hindurch unangefochten das Feld behauptet hatten. Die Bessemeröfen konnten wegen der mangelhaften Beschaffenheit der deutschen, die fremden Materialien — spanische Erze, englisches Hämatiteisen — nicht entbehren. Während der reißenden Zunahme des Verbrauchs 1871—73 wurde die gesteigerte Einfuhr (im Jahre 1873 gegen 600 000 t nach Abzug der Ausfuhr) noch nicht als lästig empfunden; in der That konnten die deutschen Raffinirwerke derselben nicht entrathen. Als aber 1873 die Krisis ausbrach, wurde das plötzlich anders. Dem Uebermaß der einheimischen Produktion sofort Einhalt zu thun hielt außerordentlich schwer; namentlich die großen Werke mit ihren vielverzweigten Betrieben und Heeren von Arbeitern zogen vielfach vor, ohne Gewinn, ja mit Verlust zu arbeiten und verschärften so noch das Uebel. Bei dem allgemeinen Ueberangebot machte sich nun der Andrang der fremden Produktion in steigendem Maße fühlbar, und es war ein entschiedener Mißgriff, gerade in diesem Moment den noch bestehenden Zollschutz fallen zu lassen und die ohnehin schon schwerbedrängte Industrie der Invasion des Auslandes preiszugeben*). Unhaltbar ist je-

*) Durch Gesetz vom 7. Juli 1873 wurden vom 1. Oktober desselben Jahres an Roheisen, altes Brucheisen, Rohstahl für Stahlfabriken 2c. auch Seeschiffe und Maschinen steuerfrei. Alle anderen Zölle auf Eisen und Stahl auch Lokomotiven und Dampfkessel, Maschinen, Eisenbahnfahrzeuge wurden erniedrigt. Ihre Aufhebung erfolgte mit 1 Januar 1877; nur die Zölle auf feine Eisen- und Stahlwaaren blieben

Digitized by Google

doch die weitverbreitete und auch von der Kommission der Eisen-Enquête von 1878 vertretene Ansicht, daß die Nothlage der deutschen Eisenindustrie allein oder hauptsächlich durch die Konkurrenz des Auslandes bezw. die Minderung und Aufhebung des Zollschutzes hervorgerufen worden sei. Wem die schon gegebenen Andeutungen nicht genügen, der vergleiche hierüber Sering's Ausführungen, welche in überzeugender Weise darthun, daß der Rückgang der Preise und die schlechte Geschäftslage ganz überwiegend durch das Ueberangebot der einheimischen Industrie und die gleichzeitige Erschwerung des auswärtigen Absatzes bedingt worden ist. Kein Zweifel jedoch, daß weder die freihändlerische Reform von 1873 noch ihre hartnäckige Durchführung im Jahre 1877 den Zeitverhältnissen entsprach, und ebenso gewiß ist, daß eben diese ungeeigneten Maßregeln in natürlicher Rückwirkung den Sieg der protektionistischen Zollpolitik in der Tarifreform von 1879 herbeiführen halfen. Die letztere hat unleugbar in vielen Stücken ihre Schuldigkeit gethan. Trotz des gesteigerten Verbrauchs ist seit 1879 die Einfuhr von Roheisen und groben Eisenfabrikaten erheblich gesunken*), während sich der Import von Eisenerzen, die bekanntlich vom Zoll befreit blieben, erhöht hat**). Von größerer Bedeutung war jedoch, daß sich eben jetzt die Konjunkturen des Welthandels für das Eisengeschäft günstiger gestalteten. Die schon im Frühjahr 1879 beginnende und durch die überreiche Ernte desselben Jahres wesentlich gesteigerte Hebung des

---

bestehen. Durch die Tarifreform vom 15. Juli 1879 wurden Roheisen, grobe Eisenfabrikate, Maschinen und Eisenbahnfahrzeuge wieder mit Eingangszöllen belegt.

*) Der Unterschied in den Einfuhrmengen vor und nach 1879 würde ganz erstaunlich sein, wenn man einfach vergleichen wollte, was in jedem Jahre als „Eingang in den freien Verkehr" deklarirt wurde; denn darunter befanden sich, wie das sonst unbegreifliche plötzliche Nachlassen der deklarirten Durchfuhr anzeigt, in den Jahren der Zollbefreiung große Mengen, die zur Durchfuhr bestimmt waren. Wir können jedoch im Anschluß an Sering die muthmaßliche Einfuhr zum Verbleib unter Zugrundlegung des von den vorhergehenden Jahren her bekannten Verhältnisses zum Gesammteingange berechnen. So ergiebt sich als Einfuhr zum Verbleib:

| | im Durchschnitt 1874/75 | im Jahr 1878 | im Jahr 1882 |
|---|---|---|---|
| Roheisen (zollfrei seit 1. Oktober 1873) . | 410 000 t | 458 000 t | 283 000 t |
| Winkeleisen . . . . . | 7 300 „ | 3 500 „ | 200 „ |
| Schienen . . . . . | 7 800 „ | 5 500 „ | 663 „ |
| Lokomotiven . . . . . | 4 600 „ | 2 900 „ | 173 „ |

Bei einigen Waaren, wie Schmiedeeisen, Draht, Weißblech, ist von 1878 bis 1882 die muthmaßliche Einfuhr ungefähr gleich geblieben oder gar gestiegen. Bei feinen Eisenwaaren (Zoll seit 1865: 12 M. pro Ztr.) und Nähnadeln (Zoll seit 1865: 30 M. pro Ztr.) betrug die Einfuhr in den genannten Jahren:
698 502 762 bezw. 14 5 10 t.

**) Einfuhr von Eisenerzen, Eisen und Stahlstein
1872: 382 500 t
1876: 197 500 „
1880: 1 607 000 „
1882: 785 400 „

Digitized by Google

Konsums in Nordamerika gab, wie schon erwähnt, den Anstoß zu einer Neubelebung auch des europäischen Eisenmarktes, welche sich in den folgenden Jahren, obschon kleinere Rückschläge nicht ausblieben, über zahlreiche Erwerbszweige verbreitet hat.

Wir gelangen nun zu dem eigentlichen Ziel- und Angelpunkt unserer Untersuchung, zu der Frage: hat die deutsche Eisenindustrie in ihrer Gesammtheit als Faktor der nationalen Wohlstandsentwickelung die Nachwehen der Krisis wenigstens insoweit überwunden, daß der Zeit vor der geschäftlichen Hochfluth, also etwa dem Jahre 1871 gegenüber ein Fortschritt konstatirt werden kann? Wir glauben diese Frage entschieden bejahen zu dürfen. Die Gewähr dafür finden wir in folgenden Thatsachen.

In fast allen Zweigen der Eisenindustrie hat die Produktion eine bedeutende Ausdehnung und Steigerung erfahren.

In dem Jahrzehnt 1872/82 hat die Förderung von Eisenerzen um 40 Proz., die Gewinnung von Roheisen um 70 Proz. zugenommen (vgl. oben S. 429f.). Auch in jüngster Zeit ist die Roheisenerzeugung noch gestiegen. Sie betrug nach den Ermittelungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller im Jahr 1883 210 000 t mehr als im Vorjahre und in den sieben Monaten vom 1. Januar bis 31. Juli 1884 wieder 76 000 t mehr als im gleichen Zeitraume des Jahres 1883*). Der Fortschritt in den zwölf Jahren 1872—84 dürfte hienach etwa 86 Prozent betragen.

Der jährliche Verbrauch von Roheisen — nicht nur für den einheimischen Bedarf, sondern auch zur Ausfuhr in Fabrikaten — ist von 1872 auf 1882 um 36 Proz. gestiegen. Er betrug 2 500 519 t im Jahre 1872, stieg im folgenden Jahre auf 2 830 327 t, sank dann wieder auf 2 170 747 t im Jahre 1879 und hob sich endlich bis zu 3 408 542 t im Jahre 1882. Die Verbrauchsmenge auf den Kopf der Bevölkerung war im Jahresdurchschnitt 1872/74 61 kg, 1875/77 nur 51 kg, 1878/80 53 kg, 1881/82 aber 69 kg (vgl. oben S. 428 Anm.).

Diese offiziellen Angaben beziehen sich allerdings nur auf die zum Verbrauch vorhandenen Mengen und lassen unentschieden, wie viel hievon

*) Es wurden nach jenen Ermittelungen im Jahr 1883 produzirt:

| | |
|---|---|
| 2 045 396 t | Puddel-Roheisen |
| 122 180 „ | Spiegeleisen |
| 495 920 „ | Bessemer-Roheisen |
| 369 685 „ | Thomas-Roheisen |
| 347 607 „ | Gießerei-Roheisen |
| im Ganzen 3 380 788 t | Roheisen |

gegen 3 170 957 t im Jahr 1882. Diese Zahlen sind kleiner als die der offiziellen Statistik, weil in letzteren auch Bruch- und Wascheisen mit enthalten sind.

Digitized by Google

wirklich verarbeitet worden ist. Nach Sering war die Menge des verarbeiteten Roheisens im deutschen Reich und Luxemburg

| | | |
|---|---|---|
| im Jahre | 1872 | 1 984 100 t |
| „ „ | 1873 | 2 009 300 „ |
| „ „ | 1876 | 1 835 200 „ |
| „ „ | 1878 | 2 035 100 „. |

Daran schließt sich für 1882 das vom Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller ermittelte Quantum von 3 286 400 t. Nach dieser Berechnungsweise ist also die relative Zunahme noch viel bedeutender als nach der offiziellen Verbrauchsschätzung, nämlich 66 Proz. von 1872 auf 1882, 63 Proz. seit 1873, fast 80 Proz. seit dem tiefsten Stand (1876).

Die 3,3 Mill. Tonnen verarbeitetes Roheisen im Jahre 1882 setzten sich zusammen aus: 625 477 t Gußeisen zweiter Schmelzung, 1 586 153 t Schweißeisen (Schmiedeeisen und Stahl) und 1 074 806 t Flußeisen (einschließlich Tiegelgußstahl). In den einzelnen Kategorien ist die Vergleichung der Zeit vor und nach 1876 der veränderten Benennungen wegen erschwert. Man kann jedoch allgemein sagen, daß die Herstellung von Schweiß-, Stab- und Walzeisen und Gußwaaren keinen oder geringen Fortgang gefunden, hingegen die Fabrikation von Gußstahl, Flußeisen, Winkeleisen, Draht und Schwarzblech besonders große Ausdehnung gewonnen hat*).

Hand in Hand mit der Zunahme der Produktion geht eine bedeutende Steigerung der Ausfuhr. Da sich in der Freihandelsperiode Anfang 1877 bis Mitte 1879 die Durchfuhr von dem besonderen Waarenverkehr nicht mit Sicherheit scheiden läßt, so ist es am räthlichsten die Unterschiede zwischen Ein- und Ausfuhr zu vergleichen. Von roh bearbeitetem Eisen und Stahl wurden noch 1872 einige Tausend Tonnen mehr ein als ausgeführt; 1876 fand schon eine Mehrausfuhr von fast 70 000 t statt, die sich 1880 auf 300 000 und 1882 auf mindestens 400 000 t erhöhte. Bei Lokomotiven und andere Maschinen fand vor 1873 eine kleine Mehrausfuhr, in diesem Jahre selbst aber infolge des rasch wachsenden Bedarfs eine Mehreinfuhr statt. 1878 aber hatte man es zu einer Mehrausfuhr von 30 000 t gebracht und 1882 war die Zahl auf 53 000 gestiegen. Bei Schienen betrug 1872 der Ueberschuß der Ausfuhr noch

*) Entschieden abgenommen hat infolge des nachlassenden Eisenbahnbaues die Schienenfabrikation. Es wurden in Deutschland Schienen hergestellt im Jahresdurchschnitt 1872—74: 580 000 t, 1875—71: 420 000 t. Für die neueren Jahre fehlen uns direkte Nachweise, aber aus den Angaben über Ein- und Ausfuhr und die Zunahme der deutschen Eisenbahnen läßt sich entnehmen, daß im Durchschnitt der Jahre 1880—82 der Gesammtbedarf für Ausfuhr (abzüglich der Einfuhr) und inländischen Verbrauch nicht viel über 230 000 t betragen haben kann.

Digitized by Google

nicht 60 000 t, stieg aber infolge des verminderten inländischen Bedarfs und der forcirten Ausfuhr schon 1876 auf 132 000 und 1878 auf 161 000 t. 1880 und 1881 lagen bedeutende auswärtige Bestellungen vor, die Ausfuhr stieg auf 230 204 bezw. 250 709 t, während die Einfuhr bloß 1 279 bezw. 1 495 t betrug. Hingegen hatte 1882 der verminderte Bedarf Nordamerika's zur Folge, daß (bei einer Einfuhr von 663 t) die Ausfuhr auf 186 054 t herabging. Der Ueberschuß der Ausfuhr war jedoch immer noch dreimal so groß als in den Jahren 1872 und 1873. Aehnliche Zunahme in der Ausfuhr zeigen die meisten Halb- und Ganzfabrikate der Eisenindustrie*):

Man könnte nun einwenden, daß bei dem anhaltend niedrigen Stand der Preise die gesteigerte Produktion und Ausfuhr bedeutungslos, der erzielte Gewinn illusorisch sei. Darauf ist zu erwiedern daß durch die Fortschritte der Technik und die immer mehr platzgreifende Massenproduktion doch auch die Herstellungskosten beträchtlich ermäßigt worden sind. Um eine Tonne Roheisen zu produziren waren vor 12 bis 15 Jahren noch durchschnittlich 3 Tonnen Kohlen erforderlich. Jetzt genügen $2^1/_2$ t, in Riesenhochöfen mit vollem Gebläse arbeitend sogar 2 t Kohlen. In Deutschland wie anderwärts konzentrirt sich aber in steigendem Maße die Roheisenerzeugung in einer Anzahl großer Werke. Im Jahre 1882 standen in 137 Werken nur 261 Hochöfen im Betrieb, während sich die viel kleinere Produktion von 1873 auf 360 Hochöfen vertheilte. In einem Hochofen wurden durchschnittlich an Roheisen erzeugt im Jahre 1873 : 6 225 t, 1876 : 6 840 t, 1879 : 10 600 t, 1882 : 12 570 t. Seit 1873 hat sich also die Durchschnittsproduktion pro Hochofen verdoppelt, was sicher eine Verminderung der durchschnittlichen Selbstkosten zur Folge hat, ganz abgesehen davon, daß seit 1873 auch der Steinkohlenpreis ungefähr auf die Hälfte herabgesunken ist. Auch für die weitere Verarbeitung des Eisens kommt die verminderte Ausgabe für das Brennmaterial in Betracht. Durch die Vervollkommnung des Maschinenbaues

*) Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr betrug in 1000 Tonnen (5,3 = 5 300 t):

| | 1872 | 1877 | 1882 |
|---|---|---|---|
| bei roh bearb. Eisen und Stahl (Halbfabrikate) . . . | (— 7,0) | 78,0 | 415,1 |
| „ Eisenbahnschienen . . . . . | 59,0 | 151,5 | 185,4 |
| „ Eisen- und Stahlwaaren . . . . . | 5,3 | 70,1 | 148,5 |
| „ Maschinen und Maschinentheilen (einschl. Lokomot. und Tender) . . . . . | 5,4 | 7,9 | 52,9 |

Der Werth der Mehrausfuhr betrug in Millionen Mark:

| | 1872 | 1877 | 1882 |
|---|---|---|---|
| bei Rohstoffen und Fabrikaten der Metallindustrie mit Ausschluß von Erzen und Edelmetallen . . . . | (— 40,8) | 78,8 | 281,4 |
| „ Maschinen, Fahrzeugen und Apparaten . . . . | 32,8 | 26,8 | 284,3 |

Digitized by Google

ist der Kraftverlust beim Dampfmaschinen-Betriebe sehr verringert worden. Vor zehn Jahren rechnete man noch etwa 2 kg Steinkohlen auf eine Pferdestärke für die Stunde; heute wird die gleiche Leistung mit der Hälfte des Materials erzielt, so daß sich unter günstigen Umständen bei den gegenwärtigen Kohlenpreisen die Kosten auf ein Viertel ermäßigen.

Daß die Eisenindustriellen in den letzten Jahren trotz der gedrückten Preise ihrer Artikel einen wenn auch bescheidenen Gewinn erzielen konnten, bestätigen auch die Geschäftsergebnisse der Aktiengesellschaften. Die meisten Gesellschaften haben die Dividendenzahlung erhöht oder, wo sie eingestellt worden, wieder aufgenommen. Nach den Erhebungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller haben im Jahre 1882 107 Aktiengesellschaften des Eisengeschäfts mit einem Gesammtkapital von 396 255 190 M. einen Gewinnüberschuß von 20 450 179 M. gehabt, was eine Verzinsung von 5,16 Proz. vorstellt*). Das ist gerade kein glänzendes Ergebniß, aber doch ein recht erfreuliches, wenn man es mit dem Bilde vergleicht, welches wir von der Geschäftslage im Jahre 1877 erhalten haben (oben S. 432). Wenn auch einzelne Unternehmungen, die schon seit Jahren den Todeskeim in sich tragen, unheilbarem Siechthum verfallen sind, so giebt es dafür eine Reihe anderer, wie Bismarckhütte, rheinische Stahlwerke, Magdeburger Bergwerk ꝛc., welche 10—15 Proz. (eine Maschinenbau-Anstalt sogar 25 Proz.) an die Aktionäre vertheilen, und es darf angenommen werden, daß sich die Verhältnisse der großen Einzelunternehmungen mindestens ebenso günstig gestaltet haben. Das glänzendste Beispiel — freilich ein solches, das keinen verallgemeinernden Schluß gestattet — ist Krupps Etablissement bei Essen, welches gegenwärtig etwa 20 000 Arbeitern, d. i. fast dreimal so viel als im Jahre 1870 Beschäftigung und — mit Hinzurechnung der Angehörigen — über 65 000 Personen Unterhalt gewährt und bei einem täglichen Kohlenverbrauch von 3 100 t in einem Jahre (1881) 260 Millionen Kilogramm Stahl- und Schmiedeeisen für Kriegs- und Friedenszwecke herstellt und verarbeitet.

Auch anderwärts hat sich in den letzten Jahren, ungeachtet der fortschreitenden Ersetzung der menschlichen Arbeit durch Elementarkräfte, die Arbeiterzahl, wenn auch nicht in gleichem Verhältniß, gehoben. Nach Ermittelungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, welche sich über 325 Eisenhütten, Gießereien und Maschienenbau-Anstalten in allen Theilen des Reiches, unter denen 107 Aktiengesellschaften, erstreckten, wurden in diesen Werken im Jahre 1879 153 979, im Januar 1883 aber

*) Bei ähnlichen Berechnungen in den Jahren 1879 und 1880 ergab sich eine Verzinsung des gesammten Aktienkapitals von 1,5 bezw. 3,5 Proz.

Digitized by Google

206 150 Arbeiter beschäftigt. Die Zahl der Arbeiter ist mithin um 34 Proz. gestiegen. Man vergleiche hiezu auch die neueren Berichte der Fabrikaufsichtsbeamten besonders für die Bezirke Berlin, Düsseldorf, Aachen und Trier, Frankfurt a. d. O., Prov. Pommern*). Der höchste Stand vor dem Niedergang scheint im allgemeinen erst 1874/75, der tiefste erst 1877/78 erreicht worden zu sein.

Auch wenn man die Ergebnisse der berufsstatistischen Aufnahme vom 5. Juni 1882 mit denjenigen der Gewerbezählung vom 1. Dezember 1875 vergleicht, findet man die Annahme bestätigt, daß die Höhe von 1875 in den meisten Zweigen wieder erreicht in einigen sogar überschritten ist.

Mit der Erzgewinnung, im Hüttenbetrieb, in Streckwerken ꝛc. waren im Jahre 1875 196 546, im Jahre 1882 198 892 Personen beschäftigt, wovon — nach Maßgabe der Gewerbezählung von 1875 etwa 70 Prozent dem Eisen- Berg- und Hüttenwesen angehören. In der Eisenindustrie im engeren Sinne, d. h. mit Ausschluß einerseits der Erz- und Roheisen-Gewinnung andererseits der Verfertigung von Maschinen, Werkzeugen, Instrumenten und Apparaten, waren thätig 1875 : 353 867, 1882 : 457 224 Personen. Besonders erheblich war hier die Zunahme in den Schlossereien und Blechwaaren-Fabriken. Nicht recht verständlich ist die bedeutende Abnahme — von 154 096 auf 109 722 Personen — welche der Maschinenbau aufweist. In Anbetracht der seit einigen Jahren in den deutschen Maschinenfabriken herrschenden regen Thätigkeit**) sowie der Thatsache, daß im Jahre 1875 die nachgewiesene Ausfuhr von Maschinen mit 32 450 t noch hinter der Einfuhr zurück blieb, während 1882 73 462 t, d. i. mehr als das Doppelte der Einfuhr aus dem freien Waarenverkehr ausgeführt wurden — scheint eine so bedeutende Verminderung des Maschinenbau-Personales wenig glaubhaft***).

Rechnet man den Wagen- und Schiffbau, die Verfertigung von Schußwaffen, mathematischen, physikalischen, chirurgischen ꝛc. Instrumenten, von Uhren, Musikinstrumenten und Beleuchtungsapparaten hinzu, so gelangt man für die ganze Gruppe: Maschinen, Instrumente ꝛc. zu den Zahlen 322 029 im Jahre 1875 und 285 192 im Jahre 1882. Diese Gruppe

*) In den Reg.-Bez. Aachen und Trier stieg von 1880–82 die Zahl der Arbeiter in der Hüttenindustrie um 14 Proz. In Berlin betrug das Mehrbedürfniß an Arbeitskräften im Jahre 1882 gegenüber 1875 bei der Verarbeitung von Eisen und Stahl 33, in der Maschinenindustrie 17 Proz.

**) Vgl. das deutsche Wirthschaftsjahr 1882 S. 299 ff.

***) Dagegen dürfte wohl die Abnahme des Personalbestandes beim Wagenbau von 95 002 auf 85 517 Köpfen eine thatsächlich begründete sein. Vergl. das deutsche Wirthschaftsjahr 1880 S. 151, 413 und 1882 S. 301, 749.

Digitized by Google

mit der Eisenindustrie und 70 Proz. von Berg- und Hüttenbetrieb (vgl. oben S. 440) ergiebt 813 255 Köpfe für 1875 und 881 640 für 1882.

Die starke Zunahme von 11 094 auf 20 039 beim Personalbestand des Schiffbaus kommt zum Theil auf Rechnung der Jahreszeit — Winter bei der Zählung von 1875, Sommer bei der von 1882. Es geben jedoch auch die Berichte von den deutschen Werften davon Kunde, daß die Thätigkeit auf denselben in der That eine viel lebhaftere geworden ist. Früher mußte die Reichsregierung Kriegsschiffe vom Auslande beziehen; heute werden nicht nur die Panzerkolosse der deutschen Kriegsflotte sondern selbst Kriegsschiffe fremder Nationen auf unsern Werften gebaut. Der Fabrikinspektor der Provinz Pommern berichtet von der Anspannung aller Kräfte auf der Stettiner Werft infolge der Aufträge für die deutsche Kriegsflotte, die chinesische Regierung und die Rhederei des Inlandes; 1881/82 hat sich dort die Zahl der Arbeiter einschließlich der beim Lokomotivbau beschäftigten um 25 Proz. vermehrt. Als besonders erfreulich wird hervorgehoben, daß sich die Werke von ausländischen Material-Lieferungen frei gemacht haben, indem sie nur deutsches Eisen zum Bau von Schiffen, Maschinen, Dampfkesseln 2c. verwenden*). Neben dem allmäligen Uebergang vom Segel- zum Dampfschiff, vom Holz- zum Eisenbau sind neuerdings die großen Auswanderertransporte und die vermehrte Benutzung der Wasserstraßen der Thätigkeit der Werften zustatten gekommen. Die deutsche Kauffahrteiflotte zählte am 1. Januar 1883 3 855 Segel- und 515 Dampfschiffe gegen 4 372 bezw. 147 im Jahre 1871. Der gesammte Netto-Raumgehalt stieg nur von 982 355 auf 1 226 650 Reg.-Tons; rechnet man aber, der Leistungsfähigkeit entsprechend, 1 Dampfer-Ton gleich 5 Segler-Tons, so ergiebt sich in dem genannten zwölfjährigen Zeitraum eine Zunahme von rund 1 306 000 auf 2 471 000 Segler-Tons, also ein Fortschritt von nahezu 90 Prozent. Das ist immerhin ein schöner Anfang, der zu der Hoffnung berechtigt, daß Deutschlands wachsende Theilnahme am Weltfrachtgeschäft auch den deutschen Werften künftig immer mehr lohnende Arbeit zuführen werde.

Auch der Lokomotivbau entfaltet neuerdings wieder eine regere, wenn auch bei der großen Mitbewerbung nicht sehr gewinnbringende Thätigkeit. Während noch 1880 die deutschen Anstalten, welche mit Leichtigkeit 2 000 Lokomotiven jährlich fertigzustellen vermöchten, für den ein-

*) Vgl. dagegen noch zwei Jahre früher die Klage im „Deutschen Wirthschaftsjahr 1880" S. 147. Ueber die wechselvollen Geschicke des Kieler Schiffbaus vgl. das deutsche Handelsblatt 1882 S. 500 und 529. Die Howaldsche Schiffsbau-Anstalt zu Kiel-Diedrichsdorf hat Januar bis Oktober 1882 mit einer Arbeiterzahl von durchschnittlich 950 Köpfen 24 Schiffe fertiggestellt.

Digitized by Google

heimischen Bedarf nicht 200 und für das Ausland eine noch kleinere Zahl (etwa 160) zu liefern hatten*), verschafften im Jahr 1882 neben belangreicheren Aufträgen vom Ausland (besonders Oesterreich, Frankreich, Italien im Ganzen etwa 380 Stück) zahlreiche inländische Submissionen ziemlich regelmäßige Arbeitsgelegenheit. Eine große Fabrik in Kassel stellte im Jahr 1882 99 Lokomotiven für Vollbahnen und 69 kleinere Tenderlokomotiven für Sekundär- und Trambahnbetrieb her**); eine Fabrik in Chemnitz baute 69, eine Firma in München 171 Lokomotiven.

Das „deutsche Wirthschaftsjahr 1882", dem wir diese Notizen entnehmen, berichtet ferner über den guten Absatz für Eisenbahnwagen und Eisenbahn-Ausrüstungsgegenstände, für Lokomobilen, für landwirthschaftliche Maschinen und solche der Mühlen-, Zucker und chemischen Industrie. Auch Werkzeugmaschinen, Maschinen für Bergwerke und Hüttenwesen waren begehrt. Die Produktion der deutschen Nähmaschinenfabriken beläuft sich zur Zeit auf jährlich 420 000 Stück. Eine Berliner Fabrik beschäftigte im Tag- und Nachtbetrieb an 800 Arbeiter.

Die Drahtzieherei und Drahtseilfabrikation stehen in Blüthe. In einer Fabrik des Kammerbezirks Köln konnte im Jahre 1883 die Drahtseilproduktion um 15 Proz. (auf 25 Mill. kg) erhöht werden, die Zahl der Arbeiter stieg und auch deren Durchschnittslöhne haben sich etwas gehoben***).

Ebenso wird über die Fortschritte der Schloßfabrikation, des Kunstschmiede- und Kunstschlossereigewerbes, der Verfertigung eiserner Geldschränke, der Blechwaarenfabrikation, der Herstellung von Kriegsmaterial und vieler anderen Zweige der Eisenverarbeitung Günstiges berichtet, wogegen der unbefriedigende Stand einzelner Nebenzweige kaum in Betracht kommt. Kurz wir gewinnen den Eindruck, daß auf den meisten und wichtigsten Gebieten der Eisenindustrie und der mit ihr zusammenhängenden Gewerbe die 1879/80 eingetretene Wiederbelebung in der That eine neue Periode des Aufschwungs eröffnet hat.

Wenn bei aller Anerkennung der zu Tage tretenden Fortschritte doch allgemein über die große Konkurrenz und den niedern Preisstand Klage geführt wird†), so kann man zwar dieser Klage nicht alle Berechtigung absprechen, darf aber doch andererseits auch darauf hinweisen, welcher Vortheil für die Masse der Bevölkerung daraus entsteht, wenn sie in den

*) Das deutsche Wirthschaftsjahr 1880 S 147.

**) Im Jahr 1880 waren es nur 11 Lokomotiven für Voll- und 50 für Nebenbahnen.

***) Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1883 S. 109.

†) Vgl. den Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1883 S. 108, wo hervorgehoben wird, daß die Eisenpreise vor Wiedereinführung des Eisenzolles nicht niedriger standen als jetzt.

Digitized by Google

Stand gesetzt wird, zahlreiche Bedürfnisse mit geringem Aufwande zu befriedigen. Freilich ist zu wünschen, daß auch der Unternehmergewinn nicht zu sehr geschmälert und der Arbeitslohn ein ausreichender sei. Daß sich für die Unternehmer die Verhältnisse jedenfalls ganz wesentlich gebessert haben, ist oben ausgeführt worden. Und auch was das Zweite, die Lage der Arbeiter betrifft, fehlt es nicht an Zeichen der Besserung. Freilich haben die Lohnsätze nicht wieder die Höhe der Gründerjahre erreicht, allein diese kann auch nicht als eine normale angesehen werden; man muß zufrieden sein, wenn sich gegenüber dem Stande vor 1872 ein Fortschritt erkennen läßt. Und dies ist in der That der Fall. „Im allgemeinen stehen zur Zeit (1881) die Lohnsätze 14 Proz. höher als 1871", schreibt der Fabrikinspektor der Provinz Pommern*). In einer der Aufsicht dieses Beamten unterstellten Maschinenfabrik mit Schiffswerft, welche etwa 3 000 Arbeiter beschäftigt, betrug im Jahr 1871 die Summe der gezahlten Arbeitslöhne 1 040 754 M., der Durchschnittslohn pro Tag und Kopf 2,36 M; 1881 war die Summe auf 2 369 100 M., der Tagelohn auf 2,65 M. gestiegen. Dazwischen, nämlich in das Jahr 1874 fällt das Maximum des Durchschnittslohnes mit 3,12 M., wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die Summe der Löhne in jenem Jahre 33 000 Mark weniger als im Jahr 1881 betrug. Als durchschnittlichen Jahresverdienst der Hochofenarbeiter in Preußen giebt C. Bach an: 726 M. im J. 1879 und 861 M. im J. 1883. In diesen vier Jahren hat sich demnach der Verdienst um 19 Proz. gehoben. Das größte Werk des Bochumer Handelskammerbezirks, der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, hat folgende Durchschnittslöhne gezahlt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Im Jahr | 1879 | 880 | M. |
| „ „ | 1880 | 908 | „ |
| „ „ | 1881 | 944 | „ |
| „ „ | 1882 | 960 | „ |

Mithin hat in diesen vier Jahren der Durchschnittslohn eine Erhöhung von 9 Proz. erfahren**).

Der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller hat festgestellt, daß in 325 deutschen Eisen- und Stahlwerken und Maschinenfabriken durchschnittlich ein Arbeiter (die jüngeren und geringer bezahlten Arbeitskräfte eingeschlossen im Januar 1879 60,94 M., im Januar 1883 aber 71,57 M. Monatslohn verdiente. Für die 12 Monate des Jahres berechnet würde sich hiernach ein Mehrverdienst des Arbeiters von 127,56 M. und für sämmtliche 324 Werke — bei der gleichzeitigen Erhöhung der Arbeiter-

*) Jahresberichte der Fabrikaufsichtsbeamten 1881 S. 45.
**) Deutsches Wirthschaftsjahr 1882 S. 331.



Digitized by Google

zahl um 153 979 Köpfe — eine Steigerung der Lohnzahlungen von 64 451 448 M. annehmen lassen*).

So dürftig auch die bis jetzt zu Gebote stehenden lohnstatistischen Daten sind, so werden sie doch hinreichen unsere oben ausgesprochene Ansicht zu begründen, daß der Aufschwung der deutschen Eisenindustrie sich nicht auf die allgemein hervortretende gewaltige Steigerung der Produktion beschränkt, sondern auch in wachsendem Maße der ausdauernden Arbeit die wohlverdienten Früchte ihres Fleißes zu Theil werden läßt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. die Angaben oben.

Digitized by Google

# Das politische Parteiwesen in den skandinavischen Ländern.

Ein Vergleich der allgemeinen skandinavischen Parteiverhältnisse mit den gewöhnlichen europäischen ergiebt vor allem, daß die parlamentarische Opposition, die Demokratie, sich in den skandinavischen Ländern so gut wie ausschließlich aus den ländlichen Distrikten, nicht aus den Städten rekrutirt; die drei Hauptstädte Kopenhagen, Christiania und Stockholm haben bisher nur gemäßigte politische Elemente in die Volksvertretung gewählt, erst in allerneuester Zeit macht sich in dieser Beziehung wie überhaupt in dem politischen Parteiwesen des Nordens eine Wandlung bemerkbar, auf die wir weiterhin zurückkommen werden. Ferner dominirt in den skandinavischen Parlamenten die ländliche Bevölkerung, weil die Bevölkerung der Städte ihr gegenüber nur eine geringe Minorität bildet; und in der Vertretung der ländlichen Bevölkerung spielt wiederum der Bauernstand, nicht die Intelligenz (die Großgrundbesitzer, Beamten, Geistlichen) die erste Rolle. Man wird zugeben müssen, daß im übrigen Europa ungefähr das umgekehrte Verhältniß besteht. Wie die gegenwärtig bestehenden skandinavischen Parteiverhältnisse sich in den drei einzelnen skandinavischen Reichen verschiedenartig zu ihrer jetzigen annähernden Gleichförmigkeit entwickelt haben, wird die nachstehende Betrachtung ergeben.

Sehen wir uns die Parteien in Dänemark an, wie sie dort gegenwärtig im Reichstage vertreten sind, so finden wir, daß von den 102 Mitgliedern der zweiten Kammer (Folkething) etwa 70, und von den 66 Mitgliedern der ersten Kammer (Landsthing) etwa ein Dutzend der sogenannten „Vereinigten Linken" angehören. Im Folkething sitzen außer der „Vereinigten Linken" noch zwei Socialdemokraten, vier neugewählte demokratische Ultras und auch einige Nationalliberale, welche in Opposition zu dem gegenwärtigen konservativen Ministerium Estrup, dem sogenannten „Gutsbesitzer"-Ministerium, stehen, so daß letzteres über kaum 20 Stimmen im Folkething verfügt. Im Landsthing dominirt dagegen die alte nationalliberale Partei



Digitized by Google

mit nahezu 40 Stimmen, von denen nur einige wenige, neben den 12 Mitgliedern der „Vereinigten Linken", gegen das Ministerium opponiren. Die „Vereinigte Linke" ist also gegenwärtig die entschieden stärkste parlamentarische Partei in Dänemark, und da das Folkething aus allgemeinen Wahlen hervorgeht, kann man sagen, daß ihre etwa 70 Folkethingsabgeordneten ungefähr Dreiviertel der Wähler des dänischen Volkes repräsentiren. Unter diesen 70 Abgeordneten befindet sich aber kein einziger von den 9 Vertretern der Hauptstadt; die große Mehrzahl derselben besteht vielmehr aus Bauern und sonstigen ländlichen Vertretern, die meistens demokratischen Tendenzen huldigen oder richtiger vielleicht: dem demokratischen Banner ihrer Führer willenlos folgen. Die dänische Linke hat seit dem Bestehen der konstitutionellen Verfassung (1849) drei Phasen durchlaufen. Anfangs war sie eine rein agrarische (Bauern)-Partei, welche vor allen Dingen das Interesse des Bauernstandes zur Richtschnur ihres politischen Handelns machte. Als es sich dann zeigte, daß sie im Widerspruch mit dem in Dänemark sehr einflußreichen Großgrundbesitz nichts auszurichten vermochte, verband sie sich mit den Gutsbesitzern. Agrar-Demokratie und Agrar-Aristokratie kämpften gemeinsam gegen die am Ruder stehende nationalliberale Partei. Das Bündniß war indessen von nicht langer Dauer, und als Mitte der 70ger Jahre das nationalliberale Regime gestürzt und durch ein im Ganzen konservatives „Gutsbesitzer"-Regiment ersetzt wurde, wurden die früheren agrar-demokratischen Bundesgenossen des agrar-aristokratischen Ministeriums die heftigsten Gegner des letzteren, indem sie sich gleichzeitig, nach dem Tode ihres ursprünglichen Führers J. A. Hansen, mehr und mehr dem national-demokratischen Parteiprogramm anschlossen, dessen Urheber der jetzige Folkethingspräsident und Hauptführer der „Vereinigten Linken", Lehrer Berg, ist. Dieses Programm ist demjenigen angepaßt, welches der jetzige norwegische Ministerpräsident Johann Sverdrup auf die Fahne schrieb, die er an der Spitze der radikalen Storthingsmajorität im Kampfe gegen die Regierung trug, wie denn überhaupt Berg sich das Oberhaupt der früheren norwegischen Opposition als Vorbild erkoren zu haben scheint. Herr Berg vergißt dabei aber, daß die Sachen in Norwegen wesentlich anders als in Dänemark stehen, wo es selbst einem Sverdrup nicht leicht werden würde, Erfolge zu erringen wie er sie in Norwegen errungen hat.

Auf Grund der norwegischen Constitution von 1814 hat der Bauernstand im Storthing dieselbe Uebermacht, wie die dänische Constitution von 1849 und die schwedische von 1866 sie dem Bauernstande in der zweiten Kammer des dänischen und schwedischen Reichstages verleiht. Damit hat aber der Bauernstand in Dänemark keineswegs eine so große

Digitized by Google

Macht, wie der in Norwegen, denn in ersterem Lande steht der zweiten eine dieser gleichberechtigte erste Kammer gegenüber, deren Zusammensetzung eine dem Bauernstande ungünstige ist, während das norwegische Storthing, trotz seiner beiden Abtheilungen: Lagthing und Odelsthing, in Wirklichkeit nur eine einzige aus gleicher Wahl hervorgegangene Kammer ist. Auch das bisher bestandene, jetzt abgeänderte norwegische Wahlgesetz war dem Bauernstande ungleich günstiger als es das dänische ist. Sodann verfügt die Majorität des Storthings nicht nur, wie die Welt gesehen hat, über die anklagende, sondern auch über die richterliche Gewalt in Ministerverantwortlichkeits-Angelegenheiten; in Dänemark liegt die richterliche Gewalt in solchen Angelegenheiten in den Händen des Höchstengerichts und des Landsthings, das vollständig unabhängig von der Anklagekammer, dem Folkething, ist. Endlich ist die Machtsphäre des Königs von Norwegen weit beschränkter, als die des Königs von Dänemark, der im Gegensatz zu Ersterem allen Gesetzen und Beschlüssen des Folkethings wie Landsthings und beiden Things gegenüber ein unbestrittenes absolutes Veto hat. Selbst wenn es daher Berg gelingen würde im dänischen Folkething dieselbe Machtstellung zu erringen, die Sverdrup im norwegischen Storthing besaß, würde er auf praktischem politischen Gebiete noch immer nichts auszurichten vermögen. Thatsächlich ist aber Berg von einer solchen Machtstellung augenblicklich entfernter denn je. Berg hat, gleich wie Sverdrup, mittelst der Entfaltung des national-demokratischen Parteibanners den politischen und socialen Ultras die Wege geebnet. Beide haben der ihnen folgenden Partei die Volks- oder Parlamentsherrschaft im Staate als zu erstrebendes Ziel vorgesteckt, und Beiden wird bald genug klar werden, daß mit der Erreichung dieses Zieles die Herrschaft im Staate in den Händen ganz anderer Elemente liegen würde, als die sind, welche bisher ihrem Banner folgten. Bei den im Juni in Dänemark stattgefundenen Folkethingswahlen wurden zum ersten Male mit Hülfe der „Vereinigten Linken" zwei Socialdemokraten in Kopenhagen gewählt, ferner wurde die Zahl der der „Vereinigten Linken" angehörenden demokratischen Ultras im Folkething um vier vermehrt. Dieses Ergebniß bewirkte, daß die Socialdemokratie in Dänemark eine großartige Propaganda ins Werk setzte: überall im Lande werden socialdemokratische Versammlungen veranstaltet, Vereine ins Leben gerufen und Zeitungen begründet, und zwar richtet die Socialdemokratie ihr Augenmerk hauptsächlich auf die ländliche Bevölkerung, deren untere Klassen sie von dem bäuerlichen Einfluß befreien und ihren Zwecken dienstbar machen will. Die Spitze der gegenwärtigen socialdemokratischen Propaganda in Dänemark ist also in erster Reihe gegen die „Vereinigte Linke" oder deren bäuerliches Gros gerichtet.

Digitized by Google

Hinzu kommt, daß die Linke, in Folge ihres durch die Folkethingswahlen erhaltenen, wenn auch nur geringen Zuwachses gekräftigt worden ist und sich von der ihr schon längst unbequem gewesenen Herrschaft Bergs losgesagt hat. Auch wird sie wahrscheinlich aus dem Parteiverbande treten, um vereint mit den neugewählten demokratischen Ultras eine besondere, mit den Socialdemokraten Fühlung suchende Parteigruppe im Folkething zu bilden, deren Führer der bisherige Rivale Bergs im oppositionellen Oberkommando, Redakteur Hörup, sein wird; es gehören dieser, wenn man will, internationalen Demokratie u. A. die Folkethingsabgeordneten Björnback, Pingel, Bajer, Busk und Brandes an, und verfügt dieselbe seit dem 1. d. Mts. in Kopenhagen auch bereits über ein eigenes Parteiorgan („Politiken"). Gelingt es dieser Propaganda, die unteren Klassen der Landbevölkerung auf ihre Seite zu bringen, dann hat die dänische Bauernherrschaft auf politischem Gebiete ausgespielt, denn die Zahl der wahlberechtigten ländlichen Arbeiter, kleinen Haus- und Grundbesitzer, Handwerker u. s. w. übersteigt die der bäuerlichen Wähler um das Fünffache. Falls daher der Bauernstand sich in politischer Beziehung nicht vollständig in den Hintergrund drängen lassen will, wird ihm nichts Anderes übrig bleiben, als das bis jetzt ausgesteckte demokratische Banner einzuziehen, um eine gemäßigt-liberale Richtung einzuschlagen und Fühlung mit dem Großgrundbesitz zu suchen, dessen Interessen im Wesentlichen identisch mit dem seinigen sind und dessen Einfluß in den ländlichen Kreisen Dänemarks nicht zu unterschätzen ist. Ist doch in Schweden, wo die ländlichen Verhältnisse denjenigen Dänemarks ähnlich sind, der Bauernstand hauptsächlich dadurch zu politischem Einfluß gelangt, daß er Hand in Hand mit dem Großgrundbesitz ging. Schon das im politischen Leben niemals verleugnete Klasseninteresse wird den dänischen Bauernstand früher oder später in gemäßigtere politische Bahnen lenken, als er sie bis dahin jedenfalls mehr zum Vortheil ehrgeiziger und herrschsüchtiger Führer als zu seinem eigenen verfolgt hat. Durch die Demokratisirung des Bauernstandes in den skandinavischen Ländern, namentlich in Dänemark und Norwegen, ist eine Parteirichtung großgezüchtet worden, die dem Bauernstand nicht minder feindlich gegenüber steht als dem Bürgerstand und die, wenn sie zur Macht gelangen sollte, beide gleich schwer drücken und tyrannisiren wird.

Im Gegensatz zum dänischen Bauernstande verfolgten die Agrarier Norwegens von vornherein konservative politische Tendenzen, was um so bemerkenswerther ist, als in Norwegen ein eigentlicher Großgrundbesitz ebensowenig existirt wie ein Adel, das norwegische Agrarierthum also ausschließlich bäuerlichen Ursprungs ist. Die norwegische Bauernpartei

Digitized by Google

nahm sich, unter der Führung ihres Begründers Ole Gabriel Ueland, der bäuerlichen Interessen mit großem Eifer und vielem Geschick an; sie suchte sich so geringe Lasten und so große Vortheile wie möglich zu verschaffen, war aber in konstitutionellen Angelegenheiten durchaus konservativ, so konservativ, daß sie sich sogar nützlichen und empfehlenswerthen Verfassungsänderungen widersetzte, nur um nicht auf den abschüssigen Weg politischer Umgestaltungen gebracht zu werden. Der jetzige norwegische Ministerpräsident Sverdrup fügte sich damals, vermuthlich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, dieser konservativen Richtung, denn er sprach sich zu jener Zeit, vor etwa 20 Jahren, gegen eine Verfassungsänderung aus, welche die Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen bezweckte, während ihm dieselbe Verfassungsänderung später ein mächtiger Hebel zur Erreichung seiner politischen Zwecke wurde. Einen demokratischen Charakter nahm die bäuerliche Bewegung in Norwegen erst an, als Ueland vom Schauplatz abtrat und der Führer des linken Flügels der Bauernpartei, Sören Jaaback, sich mit Sverdrup verbündete, welcher zu jener Zeit schon den politischen Grundsatz vertheidigte, daß, „alle Gewalt im Staate dem Storthing zustehe." Ende der 60er Jahre entstand dann eine nationale Streitfrage. Das Storthing, in welchem zu jener Zeit schon eine demokratische Bauernpartei unter Führung Sverdrups dominirte, wollte die Verfassungsbestimmung beseitigen, welcher zufolge ein Schwede zum Statthalter Norwegens ernannt werden konnte. König Karl XV., unterstützt vom schwedischen Volke, weigerte sich eine vom Storthing beschlossene bezügliche Verfassungsänderung zu sanktioniren; erst König Oskar II. ertheilte, gleich nach seinem Regierungsantritt, die Sanktion, um dem nationalen Streit zwischen den beiden Bruderreichen ein Ende zu machen. Der Sverdrup'schen Opposition aber war die durch den Streit erregte nationale Leidenschaft sehr zu Statten gekommen, und diese durfte daher nicht erkalten; es wurde eine neue Streitfrage inscenirt, nämlich die sogenannte Vetofrage, von der man aus früheren Vorgängen wußte, daß Schweden die Degradirung des gemeinsamen Königs zum willenlosen Vollstrecker des Willens der jeweiligen Majorität des Storthings durch Beiseitigung des absoluten Verfassungsvetos nicht dulden werde. Der Verlauf dieser Streitfrage ist in frischester Erinnerung; sie ist noch heute, trotz der reichsgerichtlichen Erkenntnisse in Sachen des Ministeriums Selmer und der Berufung Sverdrups an die Spitze der Regierung, nicht entschieden, sondern wird früher oder später von der einen oder anderen Seite als bewährtes Mittel zur Förderung von Parteizwecken wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden. Sverdrup hat jedoch vorläufig durch die Vetofrage erreicht, was er erreichen wollte —

Digitized by Google

aber auch nur vorläufig, sein Sieg war der erste Schritt bergab, dem bereits weitere Schritte gefolgt sind. Um ans Ruder zu kommen, mußte Sverdrup einerseits auf ein reines radikales Ministerium sowie auf die Durchführung des von ihm entworfenen auf dem Milizsystem basirenden Militair-Reorganisationsplanes verzichten, andererseits der Storthingsmajorität die Durchführung gewisser Reformen versprechen. Zu diesen zählte u. A. die bereits zum Gesetz erhobene Erweiterung des staatlichen und kommunalen Wahlrechts, durch welche die Zahl der Wähler der unteren Bevölkerungsklassen wesentlich vermehrt wird. Diese Reform wird nicht nur die Wählerschaft in der antiradikalen Hauptstadt um einige tausend Proletarier vermehren, sondern sie wird auch die Macht und den Einfluß des Bauernstandes schmälern und diesen in Opposition zum herrschenden Radikalismus bringen, dessen Ausschreitungen einen Theil seiner früheren bäuerlichen Anhänger schon stutzig gemacht haben. Die Einräumungen sodann, welche Sverdrup dem König hat machen müssen, haben den Zorn der demokratischen oder radikalen Ultras in hohem Grade erregt, die bei der Zusammensetzung des Sverdrup'schen Kabinets völlig übergangen sind. Es hat in diesen Kreisen besonders unangenehm berührt, daß fast die Hälfte der Mitglieder des Kabinets der liberalen Mittelpartei entnommen ist, die im Storthing nur wenige Mitglieder zählt. Von ultraradikaler Seite wird dem Ministerium Sverdrup daher nur eine schwache Unterstützung zu Theil werden, falls es nicht gar zu einem Bruch zwischen den Ultraradikalen und den treuen Anhängern Sverdrups kommt. Endlich soll auch im Sverdrup'schen Kabinet selbst Uneinigkeit herrschen. Sverdrup ist ein despotischer Charakter, und wenn nun, wie berichtet wird, nicht nur die liberalen, sondern selbst radikale Mitglieder des Kabinets ihm gegenüber eine eigene Ueberzeugung und einen eigenen Willen in den ministeriellen Berathungen geltend machen, so daß die Beschlüsse des Gesammtministeriums schon wiederholt gegen seinen Wunsch und Willen ausgefallen sind, so begreift man die innere Schwäche und Rathlosigkeit des Ministeriums, die bei allen Gelegenheiten zu Tage tritt und es zu thatkräftigem, entschlossenem Handeln, wie die Situation sie gebietet, unfähig macht. Die Berufung Sverdrup's, des Schöpfers und Chefs der demokratischen oder, wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt, radikalen Storthingsmajorität, an die Spitze der norwegischen Regierung wird den Zerfall dieser Majorität unfehlbar nach sich ziehen; die Ultras der radikalen Partei, an deren Spitze ein Advokat Ovam steht und deren Seele der Dichter Björnstjerne Björnson ist, werden fortan weder dem fungirenden noch einem gestürzten Ministerpräsidenten Sverdrup Gefolgschaft leisten, sondern ihren eigenen Weg gehen

Digitized by Google

und die Arbeitermassen auf ihre Seite zu bringen suchen. Es wird somit in Erfüllung gehen, was ein Kopenhagener socialdemokratisches Organ Sverdrup nachrühmte, als dieser vor einigen Monaten die dänische Hauptstadt besuchte: er sei der unbewußte Bahnbrecher der Socialdemokratie in Norwegen! Sehr zweifelhaft ist es zudem, ob der Rest der Radikalen voll und ganz Sverdrup folgen und unterstützen wird. Seit etwa 20 Jahren, also seitdem Sverdrup das Oberwasser bekam, sind die eigentlichen Bauern mehr und mehr aus dem Storthing verdrängt worden, und an Stelle derselben untere Beamte, Dorfschullehrer u. dgl. getreten, die bewährte Agitatoren und willenlose Werkzeuge der radikalen Führer sind, während der norwegische Bauer in seiner angeborenen Starrköpfigkeit nicht immer Ordre parirte und daher bei Seite gesetzt wurde. Da Sverdrup zudem die goldenen Berge, welche er und seine radikalen Mithäuptlinge den Bauern versprochen haben, als Regierungschef, ebensowenig hervorzuzaubern vermag wie irgend einer der von ihm auf Leben und Tod bekämpften Vorgänger in der Regierung, wird auch der Bauernstand Norwegens schwerlich noch lange die seinem Naturell durchaus nicht angepaßten grellen demokratischen Farben tragen. Er wird seine eigenen politischen Wege gehen, um möglichst ungenirt sein Klasseninteresse wahrnehmen zu können. Ob die liberale (Mittel-)Partei, welche seit Anfang der 70er Jahre eine sehr untergeordnete politische Rolle spielte, in Folge des Eintrittes einiger ihrer Führer (Richter, Sörensen und Dahl) ins Ministerium Sverdrup aber wieder in den Vordergrund getreten ist und sich neuorganisirt hat, reussiren wird, werden die im nächsten Jahre stattfindenden Storthingswahlen zeigen. Auch die Rechte, gegenwärtige oppositionelle Minorität, des Storthings, aus konservativen und gemäßigtliberalen Elementen zusammengesetzt, hat sich unter einer Centralleitung, an deren Spitze der Advokat Stang, Sohn des verstorbenen langjährigen Ministerpräsidenten steht, organisirt, und entfaltet eine kräftige Agitation gegen das jetzige Regime. Macht und Einfluß dieser Partei, die Jahrzehnte in Norwegen am Ruder stand, sind jedenfalls nicht zu unterschätzen. Von den 114 Storthingsmitgliedern gehören ihr 31 an, und bei den letzten Storthingswahlen (1882) entfielen trotz der krampfhaften radikalen Gegenagitation und trotzdem ihr jegliche Organisation fehlte, etwa $^2/_5$ der Gesammtzahl der abgegebenen Wählerstimmen auf ihre Kandidaten.

Auch in Schweden geht eine Parteizersetzung vor sich und zwar ist sie hier schon weiter entwickelt als in Dänemark und Norwegen. Diese Zersetzung ist ebenfalls durch die „Bauernpartei" (landmannapartiet) herbeigeführt. Das gegenwärtige politische Parteiwesen Schwedens ist kaum 20 Jahre alt. Im Jahre 1866 wurde die schwerfällige konservative

Digitized by Google

Staatsmaschine mit ihrem auf der Ständevertretung ruhenden Reichstag durch eine moderne gesetzgebende Versammlung (Reichstag) mit zwei Kammern ersetzt. Im folgenden Jahre wurde die Bauernpartei begründet, und entwickelte diese sich so rasch, daß sie schon in der zweiten Reichstagssession über eine bedeutende Anzahl von Stimmen verfügte und in der 206 Mitglieder zählenden zweiten Kammer nach der Wahl von 1881 120—130 Mitglieder unter ihre Fahne versammelte, während sie in der überwiegend aristokratischen ersten Kammer über 26 Stimmen von den 139 desselben verfügte. Ihrem Programme nach ist die Bauernpartei nicht eigentlich eine politische Partei; sie wirkt demselben zufolge für Sparsamkeit im Staatshaushalt, für die Entwickelung der Kommunikationsmittel und für eine „gerechte" Steuervertheilung. Was die Partei unter letzterer Bezeichnung versteht, geht zur Genüge aus ihrer bisherigen Haltung hervor. Die Partei hat im Laufe der Jahre ihr Klasseninteresse unter Beiseitesetzung der Lebensinteressen des Staates in einer Weise zu fördern gesucht, daß sich schließlich die eigenen Schöpfer und Führer derselben von ihr lossagten. Das Klasseninteresse der Bauernpartei trat namentlich bei der Frage der Reorganisation des Militair- und Grundsteuer-Wesens zu Tage, indem sie eine Lösung dieser Frage erstrebte, welche den schwedischen Bauernstand von einer Reihe von Reallasten befreien würde, die zu einem Betrage von 10 Mill. Kronen jährlich veranschlagt werden, ohne daß an die Stelle dieser Lasten irgend eine andere treten sollte. Nach und nach wurden nun, gleichwie in Norwegen und Dänemark, in den Landdistrikten mehr volksthümlichere Elemente in die zweite Kammer gewählt, während die Städte die Partei durch die Wahl demokratisch-radikaler Elemente vermehrten. Diese Elemente bemächtigten sich mehr und mehr der Führerschaft innerhalb der Bauernpartei, welche bis Ende der 70er Jahre in den Händen des Schonen'schen Magnaten Grafen Arvid Posse und anderer Gutsbesitzer und Bauern der reichsten Provinz Schwedens lag. Das Gros der Bauernpartei versagte schließlich unter ihrer fremdartigen Führerschaft ihrem früheren Chef Grafen Posse, der 1879 die Leitung der Regierung zum Zwecke der Durchführung der Militair- und Steuer-Reorganisation übernommen hatte, die vorausgesetzte Unterstützung und zwang denselben dadurch zum Rücktritt, der im vorigen Jahre erfolgte. Damit war auch die Bauernpartei faktisch gesprengt, wenngleich sie formell bis zum Schluß der diesjährigen Session, der letzten der Legislaturperiode der zweiten Kammer, zusammenhielt. Im Mai d. J., gleich nach dem Reichstagsschluß, trat eine neue Partei ans Tageslicht. Ihre Schöpfer und Leiter sind die Gebrüder Rundbäck, von denen der eine an der Spitze des Centrums, einer bürgerlichen Partei der zweiten Kammer, und der andere

Digitized by Google

Führer der oberschwedischen Mitglieder, der sogenannten Upp-Svear, der Bauernpartei war. Die neue Partei wird gewissermaßen eine Mittelstellung in der zweiten Kammer einnehmen, d. h. zwischen der Bauernpartei und der „Intelligenz"-Partei (Rechten) stehen, und in der soeben neugewählten Kammer etwa 100 meistens ehemalige Centrums- und Bauernpartei-Mitglieder zählen. Das Programm derselben geht dahin, die Reorganisation des Heereswesens auf der bestehenden, aus alter Zeit ererbten Grundlage, dem „Eintheilungswesen" (einer Art Landwehr) durchzuführen und auf eine möglichst kräftige Entwickelung der Kriegsflotte hinzuwirken; sodann verwirft die Partei jegliche Einmischung Schwedens in auswärtige Angelegenheiten, also jede Rücksichtnahme Schwedens auf Norwegen, soweit das unionelle Verhältniß eine solche nicht gebietet. In welcher Weise die weitere Parteibildung sich gestaltet, läßt sich noch nicht absehen. Die Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer wird in der im Januar beginnenden neuen Legislaturperiode 213 betragen, von denen 82 noch nicht der Kammer angehörten, und von den meisten dieser Neugewählten weiß man noch nicht, welcher Partei sie sich anschließen werden. Sicher ist, daß sich unter ihnen einige demokratische Ultras befinden, so daß sich von der Bauernpartei vielleicht auch noch eine radikale Gruppe abzweigt. Soviel läßt sich indessen schon jetzt übersehen, daß die äußerste Linke der zweiten Kammer durch die Wahlen verstärkt worden ist, wozu die von dem vielgenannten Industriellen L. O. Smith und Anderen inscenirte Arbeiterbewegung ein Wesentliches beigetragen hat. Namentlich bei den Stockholmer Wahlen hat die Arbeiterpartei eine hervorragende Rolle gespielt, und mehreren der 19 Vertreter der Hauptstadt in der zweiten Kammer zum Siege verholfen. Es ist wohl anzunehmen, daß das Klasseninteresse den jetzt in sich zerfallenen schwedischen Bauernstand wieder einen wird, sobald die Frage, welche ihn getrennt hat, nämlich die der Heeresreorganisation, mit welcher die Reorganisation des Steuerwesens unzertrennlich verbunden ist, ihre Lösung gefunden hat. Alsdann aber wird der schwedische Bauernstand sich jedenfalls nicht wieder ins demokratische Netz fangen lassen, von dem er zum großen Theil noch jetzt umgarnt ist, obgleich er sich nie zu politischen Extremen hat hinreißen lassen, wie die Bauernschaft Dänemarks und Norwegens. Wenn eine neuorganisirte schwedische Bauernpartei nicht in so krasser Weise wie die jetzige ihr Klasseninteresse vertritt, sondern dem wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit der Bevölkerung gebührend Rechnung trägt, wird sie ihre politische Machtstellung besser und länger aufrechterhalten können, als der Bauernstand in den beiden anderen skandinavischen Ländern es vermag, da die Bevölkerungsverhältnisse und die Verfassung Schwedens dem

Digitized by Google

Bauernstande in politischer Beziehung die denkbar günstigste Stellung einräumen. Das Wahlrecht zur zweiten Kammer ist in Schweden an Bedingungen geknüpft, die das eigentliche Proletariat und den leichtbeweglichen, weniger bemittelten Theil der Bevölkerung geradezu ausschließen, da es einen Besitz von mindestens 1000 oder eine mindestens 5jährige ländliche Pachtung von mindestens 6000 Kronen (= 6750 Mark) Taxationswerth, das kommunale Wahlrecht oder die Zahlung einer gewissen Einkommensteuer an den Staat voraussetzt. Es schafft also ein großes Wählerkorps von kleinen Grundbesitzern. Um die Interessen der Städte dem enormen Uebergewicht der ländlichen Bevölkerung gegenüber einigermaßen zu schützen, bestimmt das Grundgesetz von 1866, daß je 20,000 Seelen auf dem Lande, aber nur je 10,000 in den Städten einen Vertreter in die zweite Kammer wählen. Trotzdem ist das Uebergewicht der ländlichen Bevölkerung ein so überwältigendes, daß diese $^2/_3$ der Mitgliederzahl der Kammer zu wählen hat. Im Ganzen existiren in Schweden nur etwa 300,000 Wahlberechtigte zur zweiten Kammer, und nur etwa 7000 bis 8000 zur ersten Kammer. Die Mitglieder der letzteren werden von den Kreistagen (Gemeindevertretungen der Lehnsbezirke) und den Stadtvertretungen der über 25,000 Einwohner zählenden Städte gewählt, und zwar ein Vertreter für je 30,000 Seelen. Auch in dieser Kammer ist der Einfluß des ländlichen Grundbesitzes ein überwältigender, da das kommunale Stimmrecht nach den pekuniären Verhältnissen des Wählers bemessen wird, so daß namentlich auf dem Lande, wenige Großgrundbesitzer zuweilen die ganze kommunale Wahl kommandiren. So kommt es denn auch, daß die Mehrzahl der Mitglieder der ersten Kammer Großgrundbesitzer (Gutsbesitzer und Großbauern) sind. Der Einfluß und die Macht des ländlichen Grundbesitzes in Schweden ist daher in politischer Hinsicht ungleich größer und gesicherter als in den beiden skandinavischen Nachbarländern und speciell in Dänemark, wo die zweite Kammer des Reichstages aus allgemeinen Wahlen hervorgeht, und für die erste Kammer ein Klassenwahl-System besteht, welches den Städten, insbesondere der Hauptstadt einen großen Einfluß sichert, abgesehen davon, daß der König 12 von den 66 Mitgliedern des Landsthings ernennt. Daß das politische Wahlrecht in Norwegen, welches dem für die zweite schwedische Reichstagskammer bestehenden ähnlich ist, neuerdings eine Erweiterung nach Unten hin erfahren hat und Sverdrups Verheißungen zufolge des weiteren ausgedehnt werden soll, haben wir schon erwähnt. So lange die jetzigen Wahlrechtsbestimmungen des schwedischen Grundbesitzes in Kraft bleiben, ist demnach nicht daran zu denken, daß die unbemittelten Massen in Schweden zu politischem Einfluß gelangen und die Herrschaft des Bauern-

Digitized by Google

standes brechen. Aber die Abänderung des Wahlrechts zunächst für die erste Kammer steht schon seit Jahren auf der parlamentarischen Tagesordnung und hat in dieser Kammer selbst zahlreiche Anhänger; sie ist daher nur eine Frage der Zeit. Dann wird auch hier der Bauernstand auf politischem Gebiete in den Hintergrund gedrängt werden, zumal die Bevölkerung der größeren Städte des Landes (Stockholm, Gothenburg und Malmö) stark zunimmt, diejenige einiger Landdistrikte aber abnimmt. Es haben z. B. die drei genannten größten Städte Schwedens bei der jüngsten Neuwahl der zweiten Kammer resp. drei und je einen Vertreter mehr als vor drei Jahren gewählt, weil ihre Bevölkerung seitdem einen entsprechenden Zuwachs erfahren hat. Auch die dänischen und norwegischen Großstädte, namentlich die Hauptstädte Kopenhagen und Christiania sind gewaltig angewachsen und sollten daher, den bestehenden Wahlrechtsbestimmungen zufolge, ebenfalls eine beträchtlich größere Anzahl parlamentarischer Vertreter wählen als sie jetzt wählen; in beiden Ländern bedarf es indessen besonderer gesetzlicher Beschlüsse zwecks Vermehrung der Zahl der Volksvertreter auf Grund des Bevölkerungszuwachses und diese sind bisher nicht zu erzielen gewesen, weil die ländliche Majorität des dänischen Folkethings und norwegischen Storthings, im Hinblick auf die ihr nicht behagende regierungsfreundliche Haltung der Hauptstädte, ihre Zustimmung versagte. Jetzt hat Kopenhagen zum ersten Male theilweise oppositionell gewählt, und Christiania wird vielleicht im nächsten Jahre mit Hülfe des Sverdrup'schen Wahlgesetzes theilweise demokratisch wählen, da wird die Agrar-Demokratie in beiden Ländern denn wohl auch den Großstädten ihr Recht zukommen lassen, denn „gerecht" ist ja die Demokratie stets und überall — wenn sie Vortheil davon hat!

Fassen wir nun die obigen Ausführungen kurz zusammen, so ergiebt sich Folgendes: Sociale und legislative Eigenthümlichkeiten haben in den drei skandinavischen Ländern bewirkt, daß daselbst, im Gegensatz zu den meisten übrigen konstitutionellen Staaten Europas, die ländliche Bevölkerung und in dieser der Bauernstand in politischer und parlamentarischer Hinsicht das entschiedene Uebergewicht hat. Und da nun der Bauer überall, also auch in Skandinavien, Egoist ist, hat er seine politische Macht vorerst und allein zu egoistischen Zwecken, im Interesse seines Standes, ausgebeutet, wobei er selbstverständlich auf den Widerstand der die Gesammt-Interessen der Bevölkerung vertretenden Regierungen stoßen mußte, was ihn in eine oppositionelle Stellung zu diesen brachte und gleichzeitig mit der politischen Opposition verband. Das bis zum Extrem verfolgte Klasseninteresse hat die skandinavischen Bauern zu Demokraten gemacht und die demokratische Herrschaft in den skandinavischen Volksvertretungen geschaffen.

Digitized by Google

Hierdurch hat der Bauernstand aber zugleich seine politische Macht untergraben, indem er der Massenherrschaft, der Herrschaft der unteren Volksklassen im Staate, die Wege ebnete; und die Gefahr dieser dem bäuerlichen Interesse feindlichen Herrschaft wird um so drohender werden, je länger der Bauernstand in den drei Ländern im Bunde mit den diese Herrschaft erstrebenden extremen politischen Elementen steht, die sich gegenwärtig in allen drei Ländern mächtig zu regen beginnen. Daß eine Bauernpartei als solche regierungsunfähig ist, hat das Regime des Grafen Posse in Schweden bewiesen, und den weiteren Beweis wird das Sverdrup'sche Regime in Norwegen liefern. Seine Zukunft kann der Bauernstand daher nur durch den Anschluß an eine gemäßigtere politische Parteirichtung sichern, die seine politische Macht durch ihre dieser fehlende Intelligenz ergänzt.

Digitized by Google

# Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse*).

Von

**Eduard Schwan.**

---

Mit dem Ausgange des XIII. Jahrhunderts war in Südfrankreich die Troubadourpoesie, nachdem sie zwei Jahrhunderte herrlich geblüht hatte, scheinbar ohne junge kräftige Keime zu hinterlassen, untergegangen; die Höfe, welche einst ihre Pflegstätte gewesen waren, welche ihr Emporblühen und ihr Gedeihen auf das wesentlichste gefördert und bedingt hatten, waren theils infolge der Albigenserkriege, theils infolge von Erbschaft in die Hände der französischen Krone gefallen. Mit dem Jahre 1294 kann die höfische Dichtkunst in der Provence als erloschen betrachtet werden. Aus diesem Jahr stammt das letzte Gedicht Guiraut Riquiers, eines Bürgersohns aus Narbonne, der seinen Gönnern, den Vizegrafen seiner Vaterstadt, sowie späterhin dem Könige Alfons X. von Kastilien seine Dichtungen widmete, und der mit Recht als der letzte Troubadour bezeichnet wird. Noch vereinzelt finden sich zwar Dichtungen, welche im XIV. Jahrhundert entstanden sein müssen, wie die von P. Meyer in den „Derniers Troubadours" herausgegebenen Lieder, doch sind dies nur spärliche Nachklänge, im großen und ganzen ist der provenzalische Troubadourgesang am Ende des XIII. Jahrhunderts verstummt.

Im Jahre 1323 erfahren wir plötzlich von einer Gesellschaft von sieben Dichtern, welche sich „alle Sonntage in einem wunderschönen Garten des Faubourg des Augustines zu versammeln pflegen, um sich dort ihre neuen Werke vorzulesen und deren Fehler zu verbessern", und welche auf den 1. Mai des folgenden Jahres, um, wie sie sagen, den Fortschritt der Wissenschaften zu beschleunigen, alle Dichter zum Wettkampf

---

*) Die nachstehende Abhandlung wurde als Probevorlesung zur Erlangung der venia legendi vor der philosophischen Fakultät der Universität Berlin vorgetragen; für die Fachgenossen beabsichtige ich demnächst eine eingehendere Darstellung der Schule von Toulouse und ihrer Bestrebungen zu veröffentlichen.

Digitized by Google

um ein goldnes Veilchen, das sie zum Preis aussetzen, dorthin einladen. Dieser Kreis der „sobregaya companhia dels VII Trobadors de Tholoza“ (der fröhlichen Gesellschaft der sieben Troubadours von Toulouse) stellt nichts anderes dar als eine Meistersängerschule, welche die Pflege der Poesie durch Ermuthigung und Kritik, und Heranbildung einer festen Tradition, zumal was die Form betrifft, zum Zwecke hat.

Man könnte auf die Vermuthung kommen, diese Einrichtung sei mit den Franzosen aus Nordfrankreich in die Provence eingedrungen, wo schon vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts solche Meistersängerschulen, dort „puis“ genannt, bestanden. Allein diese Vermuthung stellt sich doch bei näherem Zusehen als irrig dar. Zunächst ist anzuführen, daß die Schule von Toulouse gerade in dem Wiedererwecken oder besser gesagt in dem Weiterpflegen des Troubadourgesangs den französirenden Bestrebungen einen festen Damm durch die Aufrechterhaltung des Provenzalischen als Schriftsprache entgegensetzte, welcher über ein Jahrhundert lang dem französischen Einflusse stand hielt; andererseits zeigen die Einrichtungen des nordfranzösischen „pui“, wie er z. B. in Arras bestand, und der fröhlichen Gesellschaft der sieben Troubadours zu Toulouse solche Verschiedenheiten, daß an die Nachahmung des einen durch die andere nicht zu denken ist.

Die Mitglieder des „pui“ waren meist weniger gebildete Bürger, Handwerker und dergl. und sie scheinen sich bei ihrer Organisation die Zünfte zum Vorbild genommen zu haben. Dem entsprechend verfolgten sie auch, wenigstens in späterer Zeit, über die frühere fehlt es noch an Untersuchungen, neben der Pflege der Poesie andere Zwecke, wie gegenseitige Unterstützung, sowie überhaupt die ganze „Confrérie“, wie man sie später nannte, einen durchaus genossenschaftlichen Charakter im Sinne des Mittelalters hatte. Im Gegensatz hierzu bestand die fröhliche Gesellschaft von Toulouse, wie man aus dem erhaltenen Verzeichniß der Gründer und aus den Angaben über die Gewinner von Preisen schließen darf, aus Mitgliedern der höheren Stände der Bürgerschaft: capitouls (den Stadtmagistraten), Kaufleuten, Juristen, auch Geistlichen, ja unter den 7 Gründern befindet sich sogar ein Junker (Damoiseau). Während die Einrichtung der „puis“ einen zünftischen Charakter trägt, ähnelt die der „sobregaya companhia“ mehr der der Universitäten, wie die von ihr ertheilten Grade des Doctors und Baccalaureus der Dichtkunst zeigen. Sie war ferner ausschließlich der Pflege der (heimischen provenzalischen) Poesie gewidmet, deren Aufblühen sie durch die Abfassung eines poetischen Gesetzbuches, der „Leys d'amors“ (Gesetze der Liebe) und durch jährliche Aussetzung eines und später dreier Preise zu befördern suchte.

Digitized by Google

Es mag auch nicht unwesentlich erscheinen, zu erwähnen, daß in Toulouse diese Preise aus goldenen und silbernen Blumen bestanden, während es in Frankreich Kränze, anfänglich wohl natürliche, dann silberne waren, weil gerade solche Aeußerlichkeiten bei Nachahmungen beibehalten zu werden pflegen.

Eine Nachahmung der „puis" von Nordfrankreich durch die fröhliche Gesellschaft von Toulouse ist also vollständig ausgeschlossen; es fragt sich nunmehr, auf welche Art denn sonst diese Meistersängerschule entstanden ist, oder, um es genauer zu formuliren, in wiefern ihre Bestrebungen und Einrichtungen mit denen der alten Troubadours zusammenhängen.

Sie selbst betrachteten sich zweifelsohne als Nachfolger der alten Meister. In der Einladung zu dem ersten Wettkampf heißt es gleich zu Anfang: „Wir Sieben, welche der Schaar der vorangegangenen Dichter nachgefolgt sind", was man fälschlich auf eine frühe Existenz der Gesellschaft hat deuten wollen. In ihrem Gesetzbuch, den oben erwähnten „Leys d'amors", nehmen sie fortwährend Bezug auf die „guten alten Troubadours", deren Dichtungen sie zu einem eifrigen Studium empfehlen. Sie erklären dabei ausdrücklich, daß diese ihre Autoritäten seien, und daß sie nur deren Bestrebungen aufrecht erhalten und fortsetzen wollen, wie dies schon ihr späterer Titel: „mantenedors del gai saber" (Aufrechterhalter der fröhlichen Wissenschaft) andeutet.

Sie beabsichtigen eigentlich nur, wie sie angeben, und dies rechnen sie sich als besonderes Verdienst an, die Wissenschaft der Dichtkunst, welche die alten Troubadours geheim gehalten hätten, offen darzulegen, so daß Jedermann die Möglichkeit gegeben sei, die Dichtkunst zu erlernen.

Dieses Verdienst ist indessen nicht so groß, wie sie es darstellen möchten. In der älteren Zeit mochte sich allerdings die Poetik, wie eine geheime Kunst, nur vom Lehrer auf den Schüler überliefern, wie selbst Raimon Gaucelm, einer der Troubadours von Béziers, noch klagt, daß ihn die Erlernung der Dichtkunst 500 Tourneser gekostet habe. Späterhin, als mehr Lieder bekannt waren, und als erst Sammlungen derselben existirten (für die Veranstaltung eines Theils der Sammlungen mag wohl überhaupt dieser Gesichtspunkt maßgebend gewesen sein), studirte man die Theorie der Dichtkunst aus den Liedern. So rühmt sich ein Schreiber Bernart Amoros, dem wir eine sehr werthvolle, leider jetzt verlorene Handschrift verdanken, daß er in den Landschaften der Provence, in denen es viel gute Troubadours gäbe, manche schöne Lieder gesehen und gehört, und soviel von der Wissenschaft der Dichtkunst erlernt habe, daß er in der Theorie und Praxis das richtige Dichten von dem falschen unterscheiden



Digitized by Google

könne. Von ihm sind uns zwar keine Lieder erhalten, während doch seine Ausdrücke auf eine praktische Verwerthung der theoretischen Kenntnisse schließen lassen, dagegen besitzen wir verschiedene Lieder von Uc de Saint-Circ, der, wie er selbst berichtet, Lebensnachrichten und wahrscheinlich auch die Lieder der betreffenden Troubadours aufschreiben ließ. Von ihm berichten die Handschriften, daß er, während seine Brüder ihn zu Montpellier mit theologischen Studien beschäftigt glaubten, Canzonen, Verse, Sirventese, Tenzonen und Coblas lernte und so sich zum Dichter heranbildete.

Schließlich haben wir sogar direkte Versuche, eine Theorie der Dichtkunst zu schreiben, so in der Handschrift 3207 der Vatikana, in welcher eine Reihe von Gedichten kritisch erörtert werden, und dann in den „Rasos de trobar" des auch als Dichter bekannten Raimon Vidal von Bezaudun, dessen Werk, wie schon der Titel besagt, nichts anderes ist, als eine Theorie der Dichtkunst, welche sich ebenso an die alten Troubadours anlehnt, wie die „Leys d'amors" der Troubadours von Toulouse. Gerade die „Rasos de trobar" sind um so wichtiger, als die „Leys d'amors" selbst an verschiedenen Stellen theils bestätigend, theils berichtigend auf sie Bezug nehmen.

Wenn so einerseits die Verfasser der „Leys d'amors" sich auf die alten Troubadours als ihre Vorgänger berufen und auf sie als ihre Autoritäten stützen, so machen sie doch in zwei Punkten der poetischen Technik denselben ausgesprochene Opposition (allerdings nicht so, daß nicht doch eine Verbindung mit ihnen herzustellen wäre); der eine betrifft den Inhalt, den Charakter der Dichtungen, der andere die Form.

Was den Inhalt anlangt, so tadeln sie in entschiedenster Weise das Vorwalten persönlicher Beziehungen in den Liedern der alten Troubadours. Vor allem trifft dies natürlich das Sirventes, das so recht eigentlich die Persönlichkeit seines Verfassers abspiegelte, wenn er seinem Haß gegen die Feinde, seinem Groll gegen den Unterdrücker, seinem Unmuth gegen die Freunde dichterischen Ausdruck verlieh. Die Verfasser der Leys d'amors erklären es für unpassend in dem Sirventes bestimmte Personen anzugreifen oder gar zu schmähen; die Angriffe sollen sich nur auf ganze Classen: Kaufleute, Bürger, Grafen, Könige richten, so daß sich Niemand persönlich hierdurch verletzt fühlen könne. Wenn sich hier allerdings die Nachfolger in einem direkten Gegensatz zu einem Vorgänger, wie Bertran de Born befinden, dessen Sirventese nur der Wiederhall seines an Kampf und Feindschaft reichen Lebens sind, so knüpfen sie doch andererseits nur an eine bereits vorhandene Form, das moralische Sirventes, an, welches besonders von Peire Cardinal gepflegt worden war, eine Form, die in

Digitized by Google

der letzten Periode der höfischen Poesie, der Periode des Verfalls, die herrschende war, wie die Dichtungen Guiraut Riquiers und besonders auch der bürgerlichen Troubadours von Béziers, deren wir noch öfter zu erwähnen haben werden, beweisen.

Auch in der Canzone, dem Liebeslied, bei welchem wir Modernen das Fehlen jeglicher persönlichen Beziehungen schwer vermissen, beanstandeten die neuen Gesetzgeber als Unanständigkeit ein Hineinspielen persönlicher Verhältnisse, wie es sich „in der Bitte um einen Kuß, oder dem Wunsche nach einer noch viel geheimeren Sache" ausspräche, den einzigen gelegentlichen Zeichen, daß diese Lieder nicht bloße Kunstübungen waren, sondern Gefühlsergüsse, bestimmt die Gunst einer Dame dem Dichter zu erwerben. Ferner tadelten sie als ungehörig die Anmaßung, mit welcher sich die alten Dichter als die besten und verschwiegensten Liebhaber dargestellt und die Ueberschwänglichkeit, mit welcher sie ihre Dame über alle Damen erhoben hätten, welches letztere allein von der Jungfrau Maria gestattet sei.

Hier spielt herein der neuerwachende Mariencultus, welcher durch die Rosenkranzbrüder, die Dominicaner, besonders seit Mitte des XIII. Jahrhunderts verbreitet worden war, und der in der höfischen Poesie schon vielfach ein Echo gefunden hatte. Diese Richtung der Zeit nun, sowie die Bestimmung, daß bei der Vertheilung der Preise dasjenige Werk den Vorzug erhalten solle bei sonst gleicher Güte, dessen Gegenstand der höhere sei, brachten es mit sich, daß allmählich die Jungfrau Maria wenigstens in der Canzone und merkwürdigerweise auch in dem Tanzlied alle übrigen Stoffe verdrängte, wozu auch die Beschränkung beitrug, welche den Dichtern in Bezug auf das eigentliche Thema jeder Lyrik: die Liebe auferlegt war.

Die Zurückdrängung alles Persönlichen aus der Lyrik bei den Dichtern von Toulouse ist leicht erklärlich; es zeigt sich darin nur der ängstliche, bedachtsame Sinn des Bürgers, dem die engen Verhältnisse einer Stadt vielfache Schranken auferlegten, von denen der freie, unabhängige Geist des Ritters nichts wußte. Sonst setzen die sieben Troubadours von Toulouse inhaltlich nur die Bestrebungen der letzten Periode der höfischen Poesie fort in ihrer Vorliebe für das Ernste, Elegische und ihrer Neigung für das Belehrende, Moralisirende, wie auch die Gedichte Guiraut Riquiers und besonders auch der Troubadours von Béziers, gerade diese Eigenschaften deutlich hervortreten lassen. Bei allen diesen nimmt auch das Marienlied eine besonders hervorragende Stelle unter den Dichtungen ein.

Durch die besprochene Ausmerzung alles Persönlichen, Individuellen



Digitized by Google

verflachte die provenzalische Poesie allerdings immer mehr. Man beschränkte sich nunmehr darauf, bekannte Gedanken, conventionelle Wendungen zu wiederholen, was nach den Vorschriften der „Sobregaya companhia" durchaus gestattet war, wenn man sich nur nicht derselben Worte und derselben Reime bediente. Man sieht, das Hauptgewicht wurde nicht auf den Inhalt sondern auf die Form gelegt.

Dies drückt sich auch deutlich in den Bestimmungen aus, nach welchen die Zuerkennung der Preise vorgenommen werden sollte. Hierbei soll neben der Schönheit des Gegenstands, wovon soeben gesprochen wurde, besonders auch die Güte der Reime und die Harmonie der Worte beachtet werden. Auf „bels motz e rimas caras" (schöne Worte und seltne Reime) legen auch die Leys d'amors einen besonderen Nachdruck und die praktische Anleitung zum Versemachen, welche ihnen angehängt ist, gipfelt in der Auffindung wohlklingender Wendungen und schwieriger Reime. Vor allem zeigen aber die preisgekrönten Lieder das sichtliche Streben diesen beiden Forderungen gerecht zu werden.

Auch diese Richtung ist eine alte. Das Streben nach „schweren" Reimen findet sich schon in der Blüthezeit der höfischen Poesie, ebenso die Sucht nach gewählten Ausdrücken, welche zu dem „clus trobar", der dunkeln Redeweise, führte. In der dritten Periode der höfischen Poesie wird aus dieser dunkeln Rede ein erhabenes und gelehrtes Dichten, wie wir es bei Guiraut Riquier finden. Raimon Gaucelm, einer der bürgerlichen Dichter von Béziers, der zu dessen Zeit lebte, klagt darüber, daß er nicht verstehe „belhs digz ni azautz motz triar" (schöne Phrasen und erhabene Worte zu wählen), noch wisse, „ques es trobars ab majestria" (was es heiße, mit Würde zu dichten). Und ähnlich, wie die „Leys d'amors", hatte schon der „Donatus provincialis", welcher die Italiener lehren sollte provenzalische Gedichte zu verfassen, ein Rimarium aufgestellt, das doch wohl neben seinem grammatischen Zwecke auch dazu dienen sollte, recht gewählte und künstliche Reime zu finden. So sehen wir auch hierin die „Set Trobadors" von Toulouse nur als Fortsetzer bereits vorhandener Bestrebungen.

Noch einen Punkt der Bestimmungen für die Zuerkennung der Preise, der sich auch auf die Form bezieht, habe ich unerwähnt gelassen: die Gedichte sollten nämlich in gutem Provenzalisch abgefaßt sein. Der Ausführung dessen, was unter gutem Provenzalisch zu verstehen sei, ist der ganze dritte Theil der „Leys d'amors", in der Ausgabe von Gatien-Arnoult ein stattlicher Quartband von 214 Seiten provenzalischen Textes gewidmet. Gerade auf ein „bo romans" legten die Verfasser der „Leys" ein besonderes Gewicht, wie sie immer und immer wieder betonen und

Digitized by Google

sie wenden sich mit aller Energie gegen die Einmengung gascognischer und auvergnatischer Formen in das reine Provenzalisch, wie sie es lehren. Dagegen wollen sie nicht die Bevorzugung eines bestimmten Dialektes gelten lassen, sie scheinen sich im Gegentheil zur Festsetzung einer provenzalischen Schriftsprache zu neigen, wenn sie sich auch nicht klar darüber aussprechen.

Auch in dieser Hinsicht, in der Betonung eines guten Provenzalisch als wesentliches Erforderniß für einen Dichter sind die Troubadours von Toulouse nicht ohne Vorgänger. Schon Raimon Vidals Theorie der Dichtkunst, die „Rasos de trobar", besteht ausschließlich aus einer Grammatik, welche eine Reihe von Verstößen gegen ein gutes Provenzalisch bei den alten Troubadours nachweist, wogegen sich zum Theil die „Leys d'amors" wenden. Ebenso, wie die „Rasos de trobar", besteht auch der erwähnte „Donatus provincialis", welcher die Italiener in dem provenzalischen Minnegesang unterrichten sollte, außer dem Reimwörterbuch nur aus einer Grammatik.

So haben wir gesehen, daß selbst in den Punkten, in welchen die „Set Trobadors" von Toulouse den alten Troubadours Opposition machen, sie im Grunde genommen doch nur Fortsetzer bereits vorhandener Richtungen sind. Nur in einem Punkte, allerdings dem wesentlichsten von allen, scheinen sie durchaus originell zu sein, in ihrer Vereinigung zu einer Gesellschaft, welche die Pflege der Dichtkunst zum Zweck hat. Doch auch hier läßt sich eine allmähliche Entwickelung anschaulich machen.

Was zunächst den Umstand betrifft, daß wir hier Bürger als Dichter haben, so bietet derselbe durchaus nichts auffälliges. Eine Reihe von Bürgerlichen hatten sich schon vorher als Minnesänger ausgezeichnet und zumal in der letzten Periode der höfischen Poesie scheinen sie zu überwiegen, nur hatten diese allerdings entweder ein Wanderleben geführt, oder sich in den Dienst eines adeligen Herrn begeben. Selbst Guiraut Riquier dichtete, wie wir erwähnt haben, im Dienste der Vizegrafen von Narbonne und späterhin in dem von Alfons X. von Castilien. Nur die schon öfters erwähnten Troubadours von Béziers scheinen nicht den Beruf eines Hofdichters oder Jongleurs betrieben zu haben, wenigstens rühmt sich Raimon Gaucelm, daß er niemals auch nur den vierten Theil eines Clermonteſers mit seinem Dichten verdient habe. Neu allerdings war die Vereinigung von Bürgern, zu dem Zwecke, die poetischen Leistungen concurrirender Dichter zu kritisiren und durch Preise zu belohnen. Doch läßt sich auch hier etwas Aehnliches unter den höfischen Dichtern nachweisen.

Eine Art poetischen Wettkampfes, der auch durch einen Urtheilsspruch

Digitized by Google

entschieden wurde, haben wir schon in der Tenzone, einer Dichtungsform, in welcher eine aufgeworfene Frage meist aus dem Gebiet der Liebe von zwei oder mehreren Dichtern in der Art besprochen wurde, daß sie abwechselnd jeder eine Auffassung vertheidigten. Ein oder oft auch mehrere Richter wurden zum Schluß von ihnen ernannt, welche einem der Streitenden den Sieg zuerkannten.

Dies waren allerdings nur gelegentliche poetische Gerichtshöfe, wenn man es so nennen will, doch scheinen auch, wenigstens zeitweise, dauernde „Höfe" bestanden zu haben, welche sich mit der Beurtheilung der poetischen Leistungen befaßten. So wird uns in der durchaus glaubwürdig erscheinenden Lebensnachricht des Mönchs von Montaudon berichtet, „er sei zum Herrn (seigner) des Hofs von Puy Sainte-Marie gemacht worden und habe das Recht gehabt den Sperber zu vergeben; lange Zeit habe er dem Hofe vorgestanden (ac la seignoria de la cort), bis dieser sich verloren hätte". Die Ausdrücke des Berichtes sind, wie man sieht, sehr dunkel; der Verfasser desselben spricht von dem Hofe als etwas ganz Bekanntem, was er ja auch zu seiner Zeit gewesen sein mag. Eine Erzählung der Cento novelle antiche wirft einiges Licht auf jenen „Hof"; dort trägt er allerdings mehr den Charakter einer geselligen Vereinigung, als eines poetischen Gerichtshofs. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Hof, zu dessen Vorsitzenden man einen Troubadour wählte, der nicht einmal Ritter war, vor allem auch poetische Zwecke verfolgen mußte. Auch berichten die Cento novelle antiche, daß an dem Hofe „die Ritter und Junker schöne Canzonen dichteten, sowohl die Weise als den Vers, und daß vier Richter eingesetzt waren, welche die gelungenen auszeichneten und die übrigen den Dichtern zur Verbesserung empfahlen". Dies wäre eine ganz ähnliche Einrichtung wie die der Blumenspiele von Toulouse. Der Sperber war vermuthlich der Preis, welchen der Mönch von Montaudon als Vorsitzender des Gerichtshofs das Recht hatte zu vergeben, ein Preis, der natürlich nur unter Rittern einen Sinn hatte.

Verschiedene Aeußerungen provenzalischer Dichter, welche allerdings auch eine andere Auffassung zulassen, scheinen mir für ähnliche, zeitweilige poetische Gerichtshöfe zu sprechen.

Von solchen Höfen bis zu den Blumenspielen von Toulouse ist nur ein kleiner Schritt. Wir hatten schon in den Troubadours von Béziers begüterte Bürger, welche nur zu ihrem Vergnügen dichteten, und bei ihnen zeigt sich schon, wie der Sinn für Poesie in immer weitere Kreise drang. Wenigstens rühmt sich Raimon Gaucelm, der bedeutendste unter ihnen, daß ihn viele angesehene Leute mit ihrer Liebe bestürmten, und er schildert in diesem Liede sehr anschaulich das Interesse, welches weitere Kreise

Digitized by Google

an seinen Dichtungen nähmen. „Kaum komme ich an einen Ort, sagt er, ohne daß man mich fragt: ‚Raimon Gaucelm, habt Ihr etwas Neues gemacht', und ich antworte Allen mit gutem Willen, denn allemal ist es mir in Wahrheit lieb und angenehm, und gefällt mir, wenn ich von mir sagen höre: ‚Das ist Einer, welcher Coblas und Sirventesen dichten kann!'"

Von einem solchen allgemeinen Interesse für die Poesie bis zu einer vollständigen Vereinigung zur Pflege der Poesie ist nicht mehr weit, und gerade Toulouse war der Platz, wo eine solche am leichtesten stattfinden konnte. Die Stadt war seit 1249 zu einer ruhigen, friedlichen Entwickelung gekommen, nachdem die Kriege mit Frankreich beendet und das Land in Alfons, dem Bruder des Königs Ludwigs IX., einen französischen Herrscher erhalten hatte. Durch die beständige Abwesenheit desselben wurde naturgemäß die Macht des Bürgerstandes, der schon von Anfang an eine freiheitliche Entwickelung genommen hatte, bedeutend gehoben. Durch die Einrichtung der Stadtmagistrate, der „Capitouls", sowie auch insbesondere durch die 1229 erfolgte Gründung einer Universität war ein gebildetes Bürgenthum heranerzogen worden, welches der Poesie ein reges Interesse darbringen mochte. Und gerade die Poesie hatte in Toulouse von jeher eine günstige Stätte gefunden; die Grafen von Toulouse gehören zu den gefeiertsten Gönnern der Troubadours.

Auch in Toulouse entwickelte sich der Meistergesang, wie wir ihn der Kürze halber auch dort bezeichnen wollen, aus kleinen Anfängen. Zuerst war es, wie aus dem erwähnten Einladungsschreiben hervorgeht, ein poetisches Kränzchen von sieben Dichtern, das sich wohl gelegentlich zusammengefunden haben mochte. Man kommt an Sonntagen zusammen und kritisirt gegenseitig die neuen Dichtungen, von einem poetischen Gesetzbuch, von Preisen ist noch keine Rede. So mag dies wohl eine geraume Zeit gedauert haben, da erwacht die Lust an die Oeffentlichkeit zu treten. Bestimmte kritische Gesichtspunkte haben sich ausgebildet, man will diese in die Praxis einführen. Vielleicht spielt auch ein gewisser patriotischer Sinn unter der Hand mit, man will die alte Herrlichkeit von Toulouse zurückrufen, und durch die Pflege der provenzalischen Sprache und Poesie den französirenden Bestrebungen, natürlich unter dem Deckmantel vollkommener Loyalität, entgegentreten. Man schreibt einen poetischen Wettkampf aus um einen werthvollen Preis. Der Wettkampf hat einen kaum geahnten Erfolg, man beschließt ihn zu wiederholen, die Capitouls, die Stadtmagistrate, interessiren sich, vielleicht auch aus einem gewissen patriotischen Interesse, für diese Einrichtung und übernehmen die Stiftung der Preise. Bestimmungen werden ausgearbeitet über deren Zuerkennung, ein

Digitized by Google

poetisches Gesetzbuch wird als nothwendige Ergänzung verfaßt und so ist die Meistersängergesellschaft fertig. Die sieben ursprünglichen Troubadours leiten natürlich das Ganze und bilden den Mittelpunkt, um welchen sich Alles gruppirt.

Auf die Organisation dieser Gesellschaft wirkt nun noch ein neues Moment bestimmend mit ein. Schon Guiraut Riquier hatte sich in einem Sendschreiben an König Alfons X. beklagt, daß man Gaukler, Spielleute und Dichter mit dem gemeinsamen Namen „Joglars" bezeichne und daß auch unter den Troubadours gar kein Unterschied zwischen den bedeutenderen und den geringeren gemacht werde. Alfons X. hatte darauf in einem Antwortschreiben verfügt, daß künftighin die Gaukler „Bouffons", die Spielleute „Joglars" und die Dichter „Troubadours" genannt werden sollten, und daß den vorzüglichsten unter diesen, welche Canzonen und Verse von Bedeutung (vers d'auctoritat) verfaßt hätten, der Titel: „Doctoren der Poesie" zuerkannt werden solle.

Dieser Briefwechsel beeinflußte gleichfalls die Einrichtung der „Jeux floraux", wie man sie späterhin nach den zur Vertheilung kommenden Preisen nannte, wozu auch der Umstand kam, daß man in der eigenen Stadt eine Universität als Muster hatte, welche von einigen der Mitglieder jedenfalls besucht worden war. Man schuf nämlich in der „sobregaya companhia" akademische Grade; es wurden zu Doctoren und Baccalaurei der Poesie solche Dichter ernannt, welche bestimmte Preise gewonnen und verschiedene Examina bestanden hatten, und diese wurden unter ähnlichen Ceremonien creirt, wie dies bei den Fakultäten üblich war, nur daß statt des Lateinischen das Provenzalische und statt der Prosa Verse eintraten. Selbst ein „bédeau" (Pedelle) fehlte dieser poetischen Hochschule nicht, so daß der Geschichtschreiber der „Jeux floraux" Poitevin-Peitavi sie durchaus ernsthaft als „faculté des lettres", die philosophische Fakultät der Universität Toulouse auffaßt.

Eine Universität war nun freilich diese „sobregaya companhia" nicht, allein es war der erste Anfang einer Akademie, welche sich späterhin auch wirklich daraus entwickelte und als solche verdient sie noch eine besondere Beachtung. Hier haben wir das erste Beispiel eines Instituts, dessen Aufgabe es war, die dichterische Produktion zu beaufsichtigen, vor allen Dingen in Rücksicht auf die Reinheit und Correktheit des sprachlichen Ausdrucks. Die späteren Akademien, wie die Academia della Crusca zu Florenz und die französische Académie zu Paris, welche zu so hervorragender Bedeutung gelangt sind, gehen in dieser Hinsicht durchaus in den Spuren der fröhlichen Gesellschaft von Toulouse. Ja die große französische Académie zu Paris hat sogar einen durchaus gleichen Anfang

Digitized by Google

gehabt; auch sie ist aus einem litterarischen Kränzchen hervorgegangen, das zusammenkam, um die neuesten poetischen Werke zu besprechen. So haben wir also in der „sobregaya companhia de Tholoza“ die ersten bescheidenen Anfänge einer geistigen Bewegung, welche einst alle gebildeten Nationen ergreifen sollte und insbesondere der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts ihr Gepräge aufdrückte, und welche sich in ihren Wirkungen wenigstens dem Namen, wenn auch nicht der Sache nach bis auf unsere Tage bei allen europäischen Völkern erhalten hat.

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

## Aus einem Wiener Brief.

Ihre Leser sind zuweilen über die innern österreichischen Verhältnisse durch politische Correspondenzen, die mir ganz gut unterrichtet zu sein schienen, informirt worden. Einem alten Diplomaten werden Sie es aber gewiß zu Gute gehalten haben, wenn er auf die etwas lärmenden Bewegungen, die sich in Wien und in den Provinzen unter der Aera Taaffe abspielten, nicht allzuviel Gewicht gelegt hat. In 17 Landtagen und einem Reichsrath wird diesseits, und in einem Reichstag und einem Landtag wird jenseits der Leitha — jährlich eine hinreichende Menge Staub aufgewirbelt, um sich einbilden zu können das alte Reich der Habsburger sei der parlamentarisch am meisten entwickelte oder wenigstens verwickelte Staat Europas geworden. Die demnächst wieder zusammentretenden Delegationen vervollkommnen das Bild vom Sturm im Wasserglas. Wenn man sich aber ehrlich Rechenschaft geben wollte, so würde man sich sagen, seit dem Berliner Congreß habe sich nicht viel anderes zugetragen, als daß man mit unverkennbarer Geschicklichkeit die inneren Verhältnisse der äußeren Situation angepaßt hat. Aus diesem Stadium ist heute die österreichische Politik durch das Drei-Kaiser-Bündniß herausgetreten, und man befindet sich in einer seit lange ersehnten Lage, welche allmählich auch wieder auf die inneren Verhältnisse eine Rückwirkung ausüben wird.

Es ist wenig bekannt aber nichts destoweniger sicher, daß an der Stelle wo diese Dinge ganz ausschließlich und streng monarchisch immer noch entschieden werden, sich stets der lebhafteste Wunsch gezeigt hat, das Einverständniß mit Deutschland durch eine festere Vereinigung mit Rußland zu ergänzen. Es wurde häufig als eine Unsicherheit empfunden, daß der bosnische Besitz und die orientalische Stellung Oesterreichs nicht durch das uralte Bündniß der „drei Alliirten" genug garantirt wäre. In dieser Beziehung hatte Andrassy sowol wie auch sein Nachfolger bei weitem nicht genug gethan. Kaiser Franz Joseph war geneigt alle Unglücksfälle

Digitized by Google

seiner Regierung auf die Differenzen zu schieben, welche zwischen Rußland Preußen und Oesterreich entstanden waren, und wer die diplomatische Geschichte der letzten Dezennien kennt, wird wissen, daß derselbe mehr als einmal seinen persönlichen Einfluß geltend gemacht hat, um diese „natürliche Gruppirung" wieder zu gewinnen. Wenn man die seit fünf Jahren bestehenden Abmachungen zwischen Preußen und Oesterreich niemals in die Form eines völkerrechtlich bindenden Vertrags zu bringen wünschte, so wird wohl die Ursache davon nicht am unrechten Ort gesucht werden, wenn man annimmt, daß man in Wien diese Zwei-Kaiser-Allianz als etwas unvollkommenes betrachtete.

Im Laufe der letzten Jahre geschah daher von Oesterreich mehr als man gewöhnlich zugestand, um den alten Stabilitätszustand wieder herbeizuführen. So wenig Mißtrauen man auch gegen die zukünftige Politik Preußens haben mochte, so schien doch der Abschluß einer engen Verbindung zwischen den drei Kaiserhöfen immer als eine Sache, welche noch von Kaiser Wilhelm zu Stande gebracht werden mußte, wenn die Sicherheit der Staaten über das Leben des greisen Monarchen hinaus garantirt werden sollte. In dieser Richtung wurde man insbesondere durch das Uebelwollen der englischen Politik im Orient bestärkt. Eine Hinneigung des preußischen Alliirten zu England wurde seit Gladstones bedenklichen Unternehmungen ganz besonders als eine Eventualität der schlimmsten Art angesehen. Gewisse Feindseligkeiten, welche von Seite englischer Unterthanen in den südslavischen Ländern gegen Oesterreich wiederholt ausgeführt wurden, gaben ein schreckerregende Perspective für den Fall, daß die deutsche Politik sich einst dem Westen nähern könnte, und so bedurfte Oesterreich wirklich einer energischen Annäherung an Rußland weit mehr, als man öffentlich zugestehn mochte. Unter den österreichischen Prinzen welche seit Jahren dem Gedanken eines Anschlusses an Rußland das Wort geredet hatten, stano Erzherzog Albrecht obenan, und wiewol man gewohnt war in dieser Beziehung zwei Strömungen anzunehmen, so darf man doch sagen, daß heute in Oesterreich eine seit lange nicht dagewesene Zufriedenheit und Glückseligkeit über das erreichte Ziel besteht. Man sieht sich seit den Tagen von Skiernewiece endlich wieder an den Fleck gestellt, den man mit dem unglückseligen Krimkrieg verloren hat. Denn aus dieser Pandorabüchse waren ja alle Unglücksfälle der Regierung des Kaisers geflossen.

Und soweit man sehn kann, dürfte die Vermutung nicht ungerechtfertigt sein, daß die Staaten, welche den Friedens- und Gleichgewichtszustand Europas seit 1815 am meisten erhalten haben, heute innerlich — wie Metternich dies ausdrückte — so „saturirt" sind, daß ihr Bündniß noch bei weitem fester und vielversprechender sein mag, als ehedem.

Digitized by Google

Man mag also vielleicht streiten, wem an der Gründung dieses Bundes das meiste Verdienst gebührt, sicher ist es Oesterreich, welches die meiste Befriedigung an den Tag legen darf. Es sieht sich jetzt erst in seinen neuen Besitzungen völlig beruhigt und weiß sich jetzt erst in seiner orientalischen Politik auf festen Füßen, wenn auch die Rücksichten, die auf Rußland genommen werden müssen, größer und ernster geworden sein mögen. Vor allem aber entspricht der heutige Zustand den dynastischen Traditionen, welche der Kaiser bei weitem mehr in seinem Herzen festgehalten hat, als man in manchen Epochen seiner Regierung glauben mochte. Es ist natürlich, daß daher die Empfindung Platz greifen konnte, man habe post tot discrimina rerum endlich das erreicht, was man ja immer als den eigentlichen Kernpunkt aller politischen Stabilität in Europa ansehn durfte und angesehen hat. Und dieses Ziel ist in einer Weise zu Stande gebracht worden, welche auf eine nächste Regierungsgeneration ihren unfehlbaren Einfluß ausüben muß. Man kann der Zukunft getrosteren Herzens entgegensehen, als dies seit zwanzig Jahren der Fall war.

An der alten europäischen Wahrheit wird nicht so leicht ein Ereigniß zu rütteln vermögen, welches doch nach den Gesetzen der menschlichen Lebensdauer früher oder später eintritt, an der Wahrheit, daß schließlich alle europäische Umsturzgedanken an der Eintracht der drei östlichen Höfe scheitern müssen. Dieses Resultat sieht man in Wien als ein höchst persönliches Werk und als persönliche Genugthuung an. Man vermeidet es daher über das allen inneren Angelegenheiten weit vorangehende Ereigniß viel zu sprechen und in den Vertretungskörpern Gelegenheit zu geben, diese höchsten politischen Standpunkte discutiren zu lassen. Voraussichtlich wird man auch in den Delegationen daher nicht die Erwartung erfüllen, über die höchsten Entschließungen sehr eingehende Auskünfte zu geben. Man wird mit Freundlichkeit alles ablehnen, was den Glauben erregen könnte, als hätte sich irgend jemand in die persönlichen Stellungen der mächtigsten europäischen Herrscher einzumischen. Dieselbe Methode, mit welcher man in Ungarn den Erörterungen über die große Kaiserverbindung aus dem Wege gieng, wird voraussichtlich auch für die Behandlung in den Delegationen maßgebend sein. Wer daraus schließen wollte, daß auf diese Dinge kein allzu großer Werth gelegt wird, wäre wohl in einem sehr bedenklichen Irrthum. Vielmehr möchte es fast als eine Gefahr erscheinen, daß man den Vertretungskörpern das erlangte dynastische Uebergewicht etwas zu stark fühlbar machen könnte.

So ist es aufgefallen, daß die der Regierung nahe stehenden Blätter anfangen, die inneren Kämpfe und Parteistreitigkeiten der Landtage mit einer Art von Humor zu besprechen, welcher selbstverständlich den Fort-

Digitized by Google

schrittsmenschen als ein Zeichen der immer näher rückenden Reaction erscheint. Denn sie wittern auch in Oesterreich das schlimmste und stellen sich schon jetzt in die Pose der Märtyrer, obwohl der sanfte oder richtiger energielose Charakter der Regierung hinreichende Bürgschaft giebt, daß niemanden wehe geschehen dürfte. Man wird, wie namentlich die Wiener „Presse" täglich versichert, fortfahren, „constitutionell" zu regieren. Diese Methode, welche der Graf Taaffe zu einer virtuosen Spezialität gebracht hat, bewährte sich im böhmischen Landtag wiederum auf das trefflichste. Nachdem die Debatten über Landessprachen und Verwaltungseintheilungen unter dem Eindruck von heftigen Straßenkravallen in Reichenberg und mancherlei gerichtlichen Anklagen wegen Ruhestörung und rednerischer Excesse begonnen haben, ist am Ende einer langen Reihe von aufregenden Scenen schließlich alles beim Alten geblieben. Der Wunsch der Deutschen in Böhmen, eine sogenannte Zwietheilung der Verwaltung herbeizuführen, so daß die rein deutschen Gebiete besonders zusammengefaßt werden sollten, ist ein so sehr berechtigter, daß man sich wundert, wie dieser Gedanke nicht schon längst zur Ausführung gebracht worden ist. Aber zu der Zeit, als die sogenannten deutschen Regierungen in Oesterreich dergleichen mit Leichtigkeit und zur großen Zufriedenheit der Tschechen hätten veranlassen können, wurde man eben so sehr als ein Verräther am Deutschthum gebrandmarkt, wie man jetzt als deutscher Patriot gilt, wenn man für die Zwietheilung des Landes eintritt. Die bekannte Definition der Herbstzeitlosigkeit der deutschen Partei, hat sich auch jetzt wieder bewährt, weil auch diese Idee zur unrechten Zeit aufgekommen ist. Denn es ist mehr als naiv von einem Ministerium, welches offen und ehrlich seine Tschechenfreundlichkeit auf die Fahne schreibt, zu erwarten, daß es helfen soll die Wirksamkeit der Tschechen zu beschränken, während dem deutschen Ministerium nichts ferner lag, als eine Eintheilung der Verwaltung nach den Sprachgrenzen zuzulassen.

Gewisse Anhaltspunkte sind auch aus der Geschichte Böhmens zu gewinnen, um diese Ausscheidung der deutschen Gebiete zu erlangen, allein die Verfassungspartei hat sich nicht auf diesen Standpunkt gestellt, als sie am Ruder war und wurde jetzt im Landtag von den Anhängern des böhmischen Landesrechts mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Es ist ein unverzeihlicher langjähriger Fehler der österreichischen Bureaukratie, daß man Eger, Asch und andere früher selbständige Territorien unter die Statthalterschaft von Böhmen gestellt ließ und dadurch einen nationalen Druck auf rein deutsche Gebiete hervorbrachte, welcher auf die Länge der Zeit doch nicht ungefährlich sein kann. Jetzt raisonniren die Machthaber in Böhmen umgekehrt: rein deutsche Gebiete — sagen sie — wären be-

Digitized by Google

denklich, für das Staatsganze ist es nöthig, daß die Zwitterhaftigkeit im ganzen Umfang Böhmens ein und dieselbe sei. Deutschtschechischer Zwitter ist die Parole der jetzigen Regierung und der Landtagsmajorität. So begreiflich es nun auch sein mag, daß die Verfassungspartei ihre Sünden büßt, so schlimm ist es nun aber doch, daß der Zustand Böhmens immer unruhiger wird. Denn schließlich hat der Abgeordnete und frühere Minister Herbst darin Recht, daß er behauptet, die Bewohner der alten deutschen Gebiete, Städte und Orte in Böhmen haben eine „Idiosynkrasie" gegen die Erlernung der tschechischen Sprache. Die Folge von diesem Zustande muß die sein, daß alle Beamten, Lehrer, Prediger, selbst Aerzte in rein deutschen Gebieten — zum Verkehre in der tschechischen Amtssprache ein für allemal verurtheilt — nur aus dem tschechischen Volksstamm genommen werden können, da nur dieser sich in der Lage findet, der geforderten Zweisprachigkeit gerecht zu werden.

Alle Söhne deutscher Eltern, welche sich einer höheren Lebensstellung zuwenden möchten, werden daher in der That heimathlos gemacht. Daß Dinge dieser Art nicht mehr bloße Theorien sind, sondern an das praktische Leben greifen, ist unendlich leicht einzusehn, und man steht hier vor einem Räthsel der österreichischen Politik. Vermuthlich sagt man sich in Wien und die Zeitungen von offiziöser Färbung deuten dies an, daß Befürchtungen solcher Art übertrieben sind; der Verwaltungsorganismus lasse genug Thüren offen, um mit ausgleichender büreaukratischer Gerechtigkeit die Härten des Lebens und der nationalen Gegensätze zu ermäßigen, aber ob man nicht die parlamentarischen Majoritäten in diesem Falle doch sehr im Sinne der Beamtenhierarchie unterschätzt, bleibt fraglich. Denn gewisse Veränderungen in der Stimmung der nationalen Parteien bereiten sich vor. Den Polen ist das Dreikaiserbündniß natürlich sehr unerwünscht, sie werden sich, was ihnen das ärgerlichste ist, eine gewisse Reserve gegenüber ihren ruthenischen Landsleuten auferlegen müssen, wenn sie nicht der Regierung Verlegenheiten bereiten wollen. Lassen sie sich aber beikommen der Regierung in die Zügel zu fallen, so wird sich rasch zeigen, daß die gute Gesinnung für sie doch nicht auf Kosten der großen politischen Rücksichten auf die Probe gestellt werden darf. Dadurch würde ihnen der Finanzsäckel, dessen Schnüre sie jetzt in ganz besonderer — nämlich in polnischer Weise — in den Händen halten, plötzlich zugedreht werden. Wahrscheinlich hält man durch solche Mittel auch für die nächste Reichstagssession die bisherige Majorität recht und schlecht zusammen, d. h. man regiert mit der kleinen Majorität über eine große Minderheit. Kommt es dann zu den nächsten Wahlen, so ist alle Aussicht vorhanden, daß die sogenannte Verfassungspartei sehr reducirt in den Reichsrath einzieht,

Digitized by Google

während die homines novi auch noch nicht einmal den Anfang einer Besinnung auf das zeigen, was sie wollen können und was sie nicht wollen dürfen.

Man darf daher, alles in allem den Jahresabschluß als einen günstigen bezeichnen. Die allgemeine Lage findet ein Echo in der vollkommenen Hilflosigkeit aller Parteien im Innern, welche sich in voller Auflösung befinden und mehr oder weniger freiwillig dem Ministerium in die Hände arbeiten. Dieses hat auch seinerseits keine Wünsche und keine Pläne, kein Programm und keine Politik und so löst sich alles in die österreichische „Gemüthlichkeit" auf — mit Ausnahme des Papiergelds und der Nationalbank, welcher beim nächsten ungarischen Ausgleich neue Fußangeln gestellt werden. Indessen prosperiren die Course der Staatspapiere und Staatsbahnen und werden mit Stolz und Eifersucht als die süßen Kinder der Regierungskunst des Ministeriums Taaffe dargestellt — während sie freilich einem anderen Genius von Oesterreich zu verdanken sein möchten, der aber mehr in Skiernewice als in Wien zu Hause zu sein scheint.

---

## Aegypten. — Kongokonferenz. — Die braunschweigische Thronerledigung. — Die Wahlbewegung und ihr Ergebniß.

Ende October.

In der vorigen Correspondenz hatten wir die Besprechung der auswärtigen Politik mit der Muthmaßung geschlossen, daß schon der October uns belehren könne, ob die europäische Antwort auf den anglo-ägyptischen Staatsstreich gegen die Gläubiger Aegyptens und gegen die Bürgen ihrer Rechte zu einer Wendung der europäischen Politik führen werde. Die Zurückbehaltung des für die Amortisation der unifizirten ägyptischen Schuld bestimmten Theiles der ägyptischen Staatseinnahmen für die Bedürfnisse der laufenden Verwaltung war noch mehr als ein Staatsstreich, war die eigenmächtige Hinwegsetzung über eine völkerrechtliche, von 14 Staaten verbürgte Verpflichtung. Zunächst hatten die Großmächte außer England gegen diesen Streich protestirt, alsdann aber hatten die Mitglieder der Staatsschuldencommission mit Ausnahme des englischen Mitgliedes das ägyptische Ministerium wegen widerrechtlicher Vorenthaltung von der Staatsschuldencommission zukommenden Geldern vor dem gemischten Tribunal verklagt. Man durfte nun gespannt sein, ob England das ägyptische Ministerium, welches seine Kreatur ist und auf sein Anrathen gehandelt hatte, gegen Europa in Schutz nehmen werde. Wäre

Digitized by Google

dies geschehen, so hätten wir wahrscheinlich die kontinentalen Großmächte gegen England vereinigt handeln sehen; dieses wäre die neue Wendung der europäischen Politik gewesen. Zu derselben ist es aber noch nicht gekommen, weil England sich beeilte, der Gefahr auszuweichen. Zunächst wurde von seiner Seite erklärt, Aegypten habe zwar unter englischer Gutheißung, übrigens aber unter eigener Verantwortung gehandelt. Sodann wurden die kontinentalen Mächte ersucht, das Ergebniß der Sendung eines Mitglieds des englischen Kabinets, des Marineministers Lord Northbrook abzuwarten, ein Ergebniß, welches in Vorschlägen zu einer Neuordnung Aegyptens bestehen solle, welche dann England den Großmächten unterbreiten würde. Bevor jedoch dieses Ergebniß in amtlicher Form zu London eintraf, war das englische Kabinet klug genug, ein paar einlenkende Schritte zu thun, welche den Kontinentalmächten den Aufschub aller ihrerseits zu ergreifenden Maßregeln rathsam machen mußten. Als der Protest der Kontinentalmächte gegen die Einbehaltung von Staatsgeldern, welche an die Staatsschuldencommission abzuliefern gewesen wären, in Kairo eintraf, da war Ein Termin, der vom 25. September einbehalten worden. Seitdem hat die ägyptische Regierung sich beeilt, der Staatsschuldencommission anzuzeigen, daß schon am nächsten Termin, am 25. October, der volle Betrag der für die Staatsschuldenkommission bestimmten Einnahme wieder an dieselbe werde abgeführt werden. Nun hat allerdings die Staatsschuldencommission noch den ihr am 25. September entzogenen Theil der Einnahme zu fordern, aber mit Rücksicht auf die anfangs November zu erwartende Rückkehr Lord Northbrooks, welche neue Vorschläge der englischen Regierung zur Folge haben soll, hat die Staatsschuldencommission in die Vertagung der Verhandlung ihrer Klage vor dem gemischten Tribunal bis zum 17. November gewilligt. Die englische Regierung aber hat noch einen weiteren Schritt gethan, der ein Einlenken oder wenigstens die Geneigtheit zu einem solchen bekunden soll. Sie hat nämlich, ehe noch der amtliche, das heißt der für das Parlament und die gesammte Oeffentlichkeit bestimmte, Bericht Lord Northbrooks in London eingegangen, ehe noch der Lord selbst dort angekommen, einen auf die vorläufigen, vertraulichen Aeußerungen desselben gegründeten Plan der Ordnung Aegyptens der Meinung Europas unterbreitet. Natürlich mußte dies in unverbindlicher Form geschehen, denn es handelte sich um einen sogenannten Fühler. Das englische Kabinet wählte zur Aussendung desselben die „Politische Correspondenz" in Wien, ein Organ, welches die Stellung einer Art von officiösem, internationalen Sprechsaal erlangt hat.

Wir machen hier die Zwischenbemerkung, daß die Regierungen zur Zeit keinen andern Weg haben, unverbindliche Meinungsäußerungen aus-

Digitized by Google

gehen zu lassen, als die Form scheinbar durch Indiskretion erlangter Zeitungsmittheilungen, von denen man nach Befinden zur gelegenen Stunde behaupten kann, sie seien ungenau oder auch ganz und gar erfunden. Wollten die Regierungen den offenen Weg gehen und sagen: hier ist ein Plan, den wir verfolgen möchten, wenn er Zustimmung finden könnte, so würden sie sich unerträglichen Unzukömmlichkeiten aussetzen. Die Freunde würden vorlaut triumphiren oder vorlaut klagen und eventuell bei einer unvermeidlichen Enttäuschung sich ganz ungeberdig stellen; die Feinde würden ihrerseits gegen die wirklichen oder angeblichen Uebergriffe unbändiges Geschrei erheben. Gegen alle diese Ständchen und Charivaris haben jetzt die Regierungen die bequeme Abwehr, den Musikanten zu sagen: Packt eure Instrumente ein, der Uebelthäter wohnt gar nicht hier, sucht ihn in dem oder jenem Gäßchen. — Ob dies einmal anders werden wird, was ein erzogenes Publikum voraussetzen würde, vermögen wir nicht zu prophezeihen. Heute gilt als Regel: Die Fühler sind nothwendig, aber die Regierung, welche sie ausstreckt, darf niemals eingestehen, wieviel davon ihr Eigenthum ist.

Werfen wir nun ein Auge auf den englischen, bis jetzt nur als Fühler existirenden Plan. Eine Berliner Zeitung, „die Post", hat die Alternative zutreffend aufgestellt, welche für die ägyptische Frage besteht. Aegypten kann zunächst nur werden und für die nächste Epoche nur bleiben: entweder ein englisches Vasallat oder ein europäisches Fideicommiß. Bedeutende französische Blätter hatten die Anforderung Frankreichs an die Gestaltung Aegyptens folgendermaßen formulirt: Keine Wiederherstellung des englisch-französischen Condominates, kein englisches Protectorat, sondern ein selbständiges Aegypten, welches gehalten und bestrebt ist, alle auf ihm ruhenden internationalen Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen. Das Programm ist, wie so oft die französischen Programme, lediglich ein Gebild der Phrase. In der Wirklichkeit der Dinge kann ein selbständiges Aegypten nicht mehr erstehen. Wenn einst Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim Pascha, Männer von eigenem militärischen Talent, eine Armee bilden konnten, mit türkischen Anführern, mit europäischen Technikern für die Specialwaffen, aus Fellahs als Grundstock der Soldaten und außerdem aus verschiedenen arabischen, hamitischen und Negerelementen, so ist es heute mit der Möglichkeit einer solchen Armee vorbei, weil es keinen Kitt mehr für dieselbe giebt. Dieser Kitt waren einst die türkisch-tscherkessischen und europäischen Offiziere auf der Basis des ungeschwächten Ansehens der Khedives. Heute wissen alle Elemente der ägyptischen Bevölkerung, daß der Khedive nur eine Puppe in den Händen dieser oder jener europäischen Macht sein kann, die türkischen



Digitized by Google

Offiziere sind verhaßt und unmöglich, weil kein Soldat aus der einheimischen Bevölkerung ihnen gehorchen will, die Fellahs sind zudem immer schlechte Soldaten gewesen und sind nicht brauchbar gegen das einheimische oder benachbarte, ihnen gleichartige Element der Araber, Hamiten, Neger. Ebenso wenig wie eine ägyptische brauchbare Armee kann aus den einheimischen Elementen eine brauchbare Verwaltung gebildet werden, wenn sie nicht unter europäischer Controle steht, mit europäischen Elementen durchsetzt ist und vor allem auf der Basis des europäischen Schutzes steht. Die bisherige Verwaltung hat sich zersetzt und aufgelöst, weil die Räubernatur der türkischen Paschas von der Bevölkerung nicht mehr ertragen wurde, welche andererseits in ihren verschiedenen Rassen kein zum Herrschen tüchtiges Element enthält.

Ein so beschaffenes Land kann man nicht selbständig machen und am wenigsten, wenn es überdies mit Schulden belastet ist und von wilden Nachbarn beunruhigt wird. Dem englischen Kabinet muß aber Alles daran liegen, bei seinen ägyptischen Plänen den französischen Widerspruch zu beseitigen, weil die kontinentalen Mächte geneigt sind, sich um Frankreich zu schaaren. So hat denn das englische Kabinet als Fühler einen Plan ausgestreckt, der aussieht wie die Organisation eines selbständigen Aegyptens. Die ägyptische Armee soll abgeschafft werden, was eine äußerst rationelle Forderung ist. In ihrer Funktion für die Aufrechthaltung der innern Ordnung soll sie durch ein Polizeicorps von 9000 Mann ersetzt werden. Die Vertheidigung Aegyptens nach außen übernimmt England, ohne jedoch in Friedenszeiten Truppen in das Land zu legen, mit Ausnahme einer kleinen Garnison in Wadi Halfa, am ersten Katarakt des Nil stromaufwärts, welche zur Abhaltung der räuberischen Stämme des Südens dienen soll. Alles bisher südlich von Wadi Halfa unterworfene Gebiet wird frei gegeben, aber nach den dem Lord Wolseley mitgegebenen und soeben im Blaubuch veröffentlichten Instructionen soll im ehemaligen ägyptischen Sudan womöglich einem Scheik zur Oberherrschaft verholfen und demselben eine ägyptische, d. h. englische Subsidie gewährt werden gegen die Beobachtung friedlicher Nachbarschaft und gegen Abhaltung räuberischer Einfälle. Die ganze afrikanische Küste des Rothen Meeres hat England soeben seiner Hoheit unterstellt und daselbst einen Generalgouverneur eingesetzt. So ist also Englands mittelbare Herrschaft in Aegypten, die unmittelbare Herrschaft im östlichen Sudan und das Rothe Meer entlang ins Auge gefaßt. — Die Abschaffung der einheimischen Armee macht einen Theil der ägyptischen Staatseinnahmen frei, welcher zur Verzinsung eines neuen, von Aegypten aufzunehmenden Anlehens verwendet wird; die Verpflichtungen

Digitized by Google

hinsichtlich der alten Schuld werden pünktlich erfüllt. Zur bestimmungsgemäßen Verwendung der Einnahmen wird eine europäische Finanzkontrole eingesetzt, wie sie schon in dem englischen Vorschlag an die Londoner Konferenz enthalten war, also so beschaffen, daß England das entscheidende Uebergewicht hat.

Es braucht keines geübten Auges, um zu sehen, daß dies das englische Vasallat ist. England beherrscht nach diesem Plan die ägyptische Verwaltung durch die Finanzkontrole und durch das Polizeicorps, welches offenbar nur von englischen Offizieren befehligt und nur aus englischen Mannschaften rekrutirt werden soll. England beherrscht ebenso die politischen Beziehungen Aegyptens, denn es besitzt das Monopol der militärischen Vertheidigung, aus welchem es das Recht herleiten kann, nicht nur bei Einfällen räuberischer Nachbarn, sondern bei jeder Annäherung europäischer Soldaten so viel englische Truppen, als es will, nach Aegypten zu werfen und jeder andern europäischen Macht das Betreten des Landes zu verbieten.

Wir haben schon in der letzten Correspondenz ausgeführt, daß wenn Frankreich die Situation ergreift, um aus Aegypten ein europäisches Fideikommiß zu machen, die andern Kontinentalmächte zu ihm stehen werden. Zu einer solchen Gestaltung würde gehören, daß das Polizeicorps durch ein gemischtes europäisches Truppencorps unter wechselndem Oberbefehl ersetzt würde, daß gegen das permanente Uebergewicht Englands bei der Finanzkontrole Vorkehrung getroffen würde, endlich daß die Vertheidigung Aegyptens gegen fremde Angriffe und Beunruhigungen entweder gleichzeitig oder abwechselnd auf den europäischen Mächten ruhte. Eine solche Einrichtung zu verlangen ist in erster Linie Frankreichs Sache. Wenn Frankreich das englische Vasallat hinnehmen kann, können es die andern Mächte auch und werden sich mit Bürgschaften für die freie Schifffahrt durch den Suezkanal wie durch das Rothe Meer für Kriegs- und Handelsschiffe in Krieg und Frieden begnügen. Für England ist natürlich viel daran gelegen, zu dem Vasallat, wie es jetzt projektirt ist, die Zustimmung Frankreichs zu erlangen. Deshalb sollte Lord Northbrook auf der Rückreise von Kairo nach London sich nach Paris begeben, denn die Vereinbarung mit Frankreich ist für das englische Kabinet nicht nur wichtig, sondern auch dringlich, weil Ende November die Kongo-Konferenz zusammentritt. Die Lage würde für England sehr unvortheilhaft, wenn es auf der Kongo-Konferenz als Gegner Frankreichs und daher wahrscheinlich des ganzen Kontinents erscheinen müßte. Wenn es dagegen dem englischen Kabinet gelingt, sich vorher mit Frankreich über Aegypten zu verständigen, so darf es sogar darauf rechnen, auch in den west-afrikanischen Fragen



Digitized by Google

auf der Konferenz Frankreich an seiner Seite zu sehen. Das Kabinet Ferry hat eine schwere Wahl. Schon bilden die Revancheblätter seinen Präsidenten ab, wie er sich anschickt, dem Fürsten Bismarck die Stiefel zu wichsen. Den vollen Umfang der französischen Interessen England gegenüber auf Deutschland gestützt vertheidigen, heißt auf die Revanche verzichten. Eine Regierung, welche dies wagen würde, könnte gerade dadurch sehr tiefe Wurzeln schlagen, aber durch ein Meer von Invektiven hindurchzugehen, müßte sie den Muth und die Festigkeit haben. Unglücklicherweise hat aber die heutige Regierung noch den schlimmen chinesischen Handel auszufechten. Dies gleichzeitig mit der ägyptischen Frage zu thun, erfordert einen Staatsmann von überlegenem Kraftgefühl und unerschütterlicher Ruhe. Ob der heutige Ministerpräsident aus solchem Stoffe, weiß nur er selbst. Wirft er sich durch Nachgiebigkeit gegen England in des letzteren Arme, so bereitet er Frankreich den definitiven Verlust Aegyptens und mag für den Augenblick allerdings den dringendsten Schwierigkeiten entgehen. Die Revanche zu sichern, vermag er jedoch auf diesem Wege nicht, sondern er erreicht nur, daß die Selbsttäuschung der Chauvinisten sich etwas länger an diesem Bild berauschen kann. Außerdem wird er Vorsicht und Geschicklichkeit brauchen müssen, um nicht die Möglichkeit der Verständigung mit Deutschland und dessen Alliirten zu verlieren, weil sonst Frankreich auf Gnade und Ungnade den Ansprüchen Englands überliefert würde.

Nach den Besitzergreifungen Deutschlands an der westafrikanischen Küste, welche im August bekannt wurden, hätte man wirklich keine neue Ueberraschung erwartet, und doch kam eine solche zu Anfang des Oktober durch die Nachricht von der Kongo-Konferenz, über deren Einberufung Deutschland sich mit Frankreich geeinigt und nicht bloß über die Einberufung, sondern auch über das auf der Konferenz zu erstrebende Ziel. Deutschland ist die führende Macht bei Festsetzung der europäischen Beziehungen zu einem fremden Welttheil! Dies geht über die kühnsten Träume hinaus, die in den Zeiten der Schmach von einer künftigen Herrlichkeit Deutschlands geträumt wurden. So weit gebracht in zwanzig Jahren! Die deutschen Besitzergreifungen in Afrika erscheinen nunmehr im Licht eines Mittels für den Zweck, dem deutschen Handel ganz Afrika zu erschließen. Um solche Festsetzungen beantragen und durchsetzen zu können, mußte Deutschland in Afrika Fuß gefaßt haben. Sicherlich können und sollen diese deutschen Erwerbungen auch selbständigen Werth gewinnen, aber wenn die Aussicht auf diesen Werth eine entfernte und eine unsichere ist, so ist der allgemeinere Zweck, zu dessen Erreichung sie dienen, von hohem unmittelbaren und langer Steigerung fähigem Werth.

Digitized by Google

Während England, Frankreich und ein internationaler Verein die Hand auf das entwicklungsreiche Kongogebiet gelegt hatten, kommt zuletzt, aber noch im rechten Augenblick der deutsche Staatsmann, um mit den sichersten Mitteln seinem Volk den vollen Antheil zu wahren. Dies ist der immer bewährte Blick und die immer bewährte Hand des Schützen, der nur ins Schwarze trifft.

Trifft diese Hand nur ins Schwarze, wenn auf der Scheibe sich auswärtige Dinge bewegen? Soeben haben sich zwei Ereignisse der inneren Politik begeben, welche zeigen können, wie der Schütze hier sein Ziel erfaßt. Das erste ist die braunschweigische Thronerledigung. Am 18. Oktober, 1¼ Uhr Morgens, war der Herzog in Sybillenort gestorben. Als die Braunschweiger einige Stunden später die Straßen ihrer Stadt betraten, fanden sie an den Mauern die Proklamation des General v. Hilgers, Kommandeurs der dortigen Infanterie-Brigade, worin der General ihnen anzeigte, daß der Kaiser ihm den Oberbefehl über die im Herzogthum stehenden Truppen übertragen habe; daß das Reich zu prüfen habe, wer dem unbeerbt verstorbenen Herzog als Reichsgenosse und Landesherr folgen werde; daß der Kaiser darüber wache, daß der rechtmäßigen Erledigung der Thronfolge nicht vorgegriffen werde. Erst nach dieser Proklamation erschien die offizielle Verkündigung vom Tode des Herzogs durch das Staatsministerium und noch etwas später die Verkündigung der Konstituirung des Regentschaftsrathes. Wie die Dinge sich dann bis jetzt entwickelt haben, brauchen wir nicht zu wiederholen. Sie sind nicht weiter gediehen, als zur Entscheidung des Bundesrathes, daß der Regentschaftsrath berechtigt ist, die braunschweigische Stimme im Bundesrath zu führen. Das lächerliche Besitzergreifungspatent des Herzogs von Cumberland hat in einem von Wolfenbüttel aus verbreiteten Verschen die angemessene Würdigung gefunden. Die deutsche Presse hat sich der Thronfolgefrage vielfach bemächtigt. So weit die Erörterungen verständig sind, stimmen sie überein, daß der Bundesrath zu keinem andern Ergebniß, als zur Ausschließung des Welfenhauses von jedem Thron eines deutschen Bundeslandes kommen kann. Denn das gegenwärtige Haupt dieses Hauses, welches durch Bruch des ehemaligen Bundesvertrages und durch Krieg gegen Preußen ein Königreich verloren, hat mit Preußen nicht Friede geschlossen und fährt fort, einen Theil des preußischen Staates zu beanspruchen. Das Sophisma, der Herzog von Cumberland könne als braunschweigischer Herzog das deutsche Reich und den Besitzstand des preußischen Staates anerkennen, als Prätendent auf das Königreich Hannover könne er mit dem Reich und mit Preußen im Kriegszustand bleiben, verdient keine Widerlegung. Diese

Digitized by Google

Theilung einer untheilbaren Person erinnert zu sehr an die Leistungen eines Namensvetters, um mit staatsrechtlichem Ernst abgewiesen zu werden. Aber wie sollen die Dinge gehen, wenn die Kontinuität der berechtigten Dynastie in Braunschweig für beendigt erklärt worden? Unsere Meinung ist folgende. Da aus tausend Gründen, welche theils historischer Art sind, theils in der Natur unseres Volkes unausrottbar liegen, das Einfache und Natürliche, welches die unmittelbare Vereinigung mit Preußen sein würde, nicht geschehen kann, so übertrage man von Reichswegen der braunschweigischen Landesvertretung die Befugniß, eine neue Dynastie zu wählen. Die Landesvertretung aber möge den einzigen Beschluß fassen, der dem Reiche und dem Lande Braunschweig zuträglich ist, sie möge bitten, daß der deutsche Kaiser ihr jedesmaliger Herzog sei. Man könnte dies Verhältniß als Personalunion mit der Kaiserwürde bezeichnen.

Nach dem Vers: naturam expellas etc. bleibt Deutschland der klassische Boden staatsrechtlicher Monstrositäten. Wir wollen zufrieden sein, wenn es gelingt, die Monstrositäten möglichst unschädlich und möglichst den gesunden Sinn verschonend zu bilden. Beides kann von der eben vorgeschlagenen Monstrosität gelten. Weniger würde es gelten, wenn es zur Errichtung eines Reichslandes kommen sollte, von welcher vielfach die Rede ist. Als Reichslande müssen alle Bundesländer betrachtet werden, wir besitzen demnach bis jetzt drei verschiedene Arten von Reichslanden: 1) die fürstlichen Reichslande; 2) die freistädtischen Reichslande; 3) die bundesräthlichen, vorzugsweise sogenannten Reichslande. In diesen letzteren wird die Funktion der inneren Landesgesetzgebung durch Bundesrath und Reichstag mit Zuziehung eines berathenden Landesausschusses geübt; die Verwaltung wird im Namen des Kaisers gehandhabt. Hoffentlich wird niemand aus Braunschweig ein bundesräthliches Reichsland machen wollen. Man müßte also an eine vierte Art von Reichslanden denken mit dem Kaiser als Landesherrn, aber ohne den Nebentitel Herzog von Braunschweig, was zur Folge hätte, daß die bisher herzoglichen Beamten im Titel zu kaiserlichen Beamten erhöht würden, während die innere Landesgesetzgebung vom Kaiser mit der Landesvertretung ausgeübt würde, sodaß kaiserliche Gesetze im Verein mit einer Landesvertretung und andere im Verein des Bundesraths und Reichstages entständen. In diesem Fall heißt es aber nicht: weniger wäre mehr, sondern mehr wäre weniger. Es ist wirklich einfacher und bequemer nach allen Seiten, wenn der Kaiser den Nebentitel Herzog von Braunschweig annimmt und unter diesem Namen die dortigen Regierungsrechte unmittelbar oder durch einen Stellvertreter ausübt.

Es ist nicht uninteressant, einen Blick zu werfen auf die Bundesge-

Digitized by Google

nossen, welche der Herzog von Cumberland bis jetzt gefunden. Es sind das Centrum, die partikularistische Demokratie und die große französische Presse. Das Centrum ist völlig in seiner Rolle, wie immer, was uns nur den Ausruf entlocken kann: alle Achtung, so sehr man die Rolle bekämpfen und unschädlich zu machen suchen muß. Das Centrum sucht nach dem bekannten archimedischen Punkt, um, mit durchaus gesetzlichen Mitteln natürlich, aus dem Reich das Gegentheil seiner selbst zu machen. Ein, mit gesetzlichen Mitteln natürlich, verkleinertes Preußen, welches durch eine Majorität der dem ultramontanen Einfluß zugänglichen Regierungen majorisirt werden könnte — das Weitere würde sich finden. Die päpstliche Kurie und ihre Werkzeuge scheuen sich nicht vor den langsamen Wegen, auf welche sie das schöne Sprüchwort anwenden: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher." Nach jesuitischer Lehre ist ja der Papst der Müller, der an Gottes irdischen Mühlen steht. Ein solches Mühlwerk würde man gern im kleinen Braunschweig anlegen, und wie die jesuitische Politik die unerschöpflichste an Sophismen stets gewesen ist, wenn auch nicht an feinen Sophismen, so stellt man sich jetzt erstaunt und fragt, was dem mächtigen deutschen Reich das kleine Braunschweig, selbst in den Händen eines Feindes, schaden könne. Mit demselben Recht kann man fragen, was einem mächtigen Reich ein paar tausend Vagabunden, Rädelsführer, Nihilisten, revolutionäre Journalisten u. s. w. schaden können. Sie schaden ihm in der That nicht, wenn man sie hinter Schloß und Riegel bringt oder dem Lande fernhält. Wenn man sie aber sämmtlich frei gebahren oder gar in obrigkeitliche Stellungen eindringen lassen wollte, so würden sie doch unerträgliche Störungen veranlassen.

Der zweite Bundesgenosse ist die partikularistische Demokratie, welche durch die „Frankfurter Ztg." spricht. Das Blatt erklärt, kein Freund der Kleinstaaterei zu sein, aber der bundesstaatliche Charakter des Reichs geht verloren, wenn auch nur der kleinste Einzelstaat fällt. Das Blatt erklärt, principiell nichts weniger als Anhänger der Legitimität zu sein, aber die Selbstbestimmung der Braunschweiger muß gewahrt werden. Wir kennen dieses Argument schon aus der Zeit, wo die Bestimmung über die Elbherzogthümer in Frage stand. Es beruht auf dem Grundsatz: die Theile sind souverän, wie unorganisch und zufällig ihre Beschaffenheit immer sein mag; die Souveränetät der Theile muß erhalten werden, wenn auch das Ganze zehnmal in Trümmer geht. Auch die „Frankfurter Ztg." ist in ihrer Rolle und wir beglückwünschen sie deshalb und bedauern um ihretwillen, nicht um des Vaterlandes willen, daß sie von der Art, wie der braunschweigischen Landesvertretung dem Anschein nach die Selbstbestimmung gewahrt werden soll, schwerlich befriedigt sein kann.

Digitized by Google

Der dritte Bundesgenosse ist die große französische Presse. Die „République française“ nennt den Ausschluß des Herzogs von Cumberland die Fortsetzung der ungerechtesten Beraubung, glaubt aber, daß unter der hohen zahlreichen Verwandtschaft des Herzogs sich nirgend eine Hand für ihn regen wird, weder in London, noch in Kopenhagen, noch in Petersburg, noch in Wien. Wenn die „République française“ die Entsetzung eines legitimen Fürsten so ungerecht findet, so werden wir sie wohl bald den Erben der älteren Bourbonen auf den französischen Thron berufen sehen. — Umsichtiger ist das „Journal des Débats“. Dieses ernsthafte Blatt erklärt, als Republikaner für die Schädigungen der Legitimität kein Bedauern zu haben, vielmehr sich zu freuen, daß die Träger des legitimen Rechts sich unter einander abthun. Gemach, Ihr weisen Herren! Es sind zwei sehr verschiedene Dinge, und dem „Journal des Débats“ sollte dieser Unterschied wohl geläufig sein, sehr verschiedene Dinge: das dem feudalen Zeitalter entstammende Privatfürstenrecht oder die Monarchie als Institution großer Nationen. Als die mit einer Halbselbständigkeit zu Unrecht und zum Schaden des alten deutschen Reiches ausgestatteten Fürstenhäuser bei jedem Todesfall ihren Besitz unter die Nachkommen theilten, standen sie auf dem Boden des Privatrechts, dem die fürstliche Macht und Hoheit so viel wie ein Gutsbesitz galt. Allmählig setzte sich wenigstens das Recht der Erstgeburt als ein Aufschwung zum Staatsgedanken durch. Doch diese Privatdomänen, wenn auch nicht mehr theilbar bis zum letzten Acker, konnten nimmer Staaten werden. Die deutsche Nation hatte aber ein Recht auf den Staat, und dessen ist das wahrhaft göttliche Recht, zu welchem das Privatrecht sich verhält, wie der Ausfluß zur Quelle, wie das Werk zu dem Schöpfer. Muß man das wirklich einem gebildeten Franzosen auseinandersetzen, dem Mitglied einer Nation, deren Stolz ist, von dem Staatsgedanken mehr als alle andere Nationen durchdrungen zu sein!

Das zweite Ereigniß der innern Politik, welches die Staatskunst des Fürsten Bismarck beschäftigen muß, sind die Reichstagswahlen vom 28. Oktober. Seit das deutsche Reich besteht, hat es noch keine so merkwürdige Wahlbewegung gehabt, eine Wahlbewegung, welche in moralischer und ästhetischer Hinsicht abstoßender Züge mehr als genug aufwies, obwohl weniger als der Wahlkampf von 1881, deren großes Interesse aber in ihrer diagnostischen Bedeutung liegt. Das deutsche Volk fängt an, bei seinen Wahlkämpfen auf den Kern der Personen und der Sachen zu kommen.

Ein Chor von Stimmen schallt uns seit dem Bekanntwerden der Wahlresultate immer zahlreicher entgegen: die Signatur dieser Wahlen

Digitized by Google

sei das Anwachsen der Socialdemokratie. Darüber sind sogar National-Zeitung und Germania völlig einig. Leicht vereinigen die Aerzte sich über die Erscheinung, schwer über die Ursache. Nach der Germania wächst die Socialdemokratie, weil die römische Kirche noch nicht souverän gemacht worden und weil das Gewerbe noch nicht ins Mittelalter zurückorganisirt worden ist. Nach der National-Zeitung wächst die Socialdemokratie, weil der Glaube an die Freiheit der individuellen Erwerbsthätigkeit von allen öffentlichen Pflichten, ausgenommen von den Kosten für einige herkömmlich vom sogenannten Staat ermiethete Leistungen, für Polizei u. s. w., durch die vom Staat unternommenen socialpolitischen Reformen zu sehr erschüttert worden ist. Wir bemerken, daß das manchesterliche Grunddogma den Wehklagen der National-Zeitung zu Grunde liegt, daß sie aber die von uns eben wiederholte Formel nicht gebraucht hat. Mit größerem Recht als die gesetzgeberischen Experimente klagt sie das Geschrei der ultramontanen und antisemitischen Agitation gegen das Kapital an. Wir glauben jedoch, daß die Socialdemokratie dieser Agitation zu ihrem Wachsthum nicht bedurft hat. Doch hat die National-Zeitung in ihrem Urtheil zahlreiche Genossen. Die einfältigsten Diagnosten sind die, welche das Wachsthum der Socialdemokratie auf das Socialistengesetz schieben. Die sonnenklare Wahrheit ist, daß wir ohne das Socialistengesetz längst den Bürgerkrieg und eine weit schärfere Repression gegen die Socialdemokratie bekommen hätten, aber auch einen weit längeren Weg zum innern Frieden vor uns sehen müßten. Man denke sich, wie es vor dem Socialistengesetz war. Eine größtentheils aus Neugierigen bestehende Menge, vor der eine Anzahl Agitatoren in ungebundener Raserei peroriren und gestikuliren. Sie schreien mit wutherstickter Stimme und zeigen mit Fingern: „Da, da wohnen die, die Euch plündern und elend machen, die sich von Eurem Schweiße mästen; sie sind alle lasterhafte Schurken, seht, wie sie schwelgen und prassen mit dem, was sie Euch geraubt haben, was sie Euch stündlich vorenthalten!“

Wenn das einer Menge täglich wiederholt werden darf, wenn die Beschimpften und Verlästerten das immerfort geduldig anhören müssen, so müßte die Menschennatur anders geschaffen sein, wenn die Aufgereizten nicht eines Tages versuchen sollten, über die Verlästerten herzufallen. Der Haufe der Aufgereizten aber wird gewaltig zunehmen, wenn die Aussicht auf Plünderung und Verwüstung ohne Gefahr sich zeigt, und wo sollte die Gefahr in den Augen der Menge herkommen, wenn der Staat derjenigen Gefahr, welche von den Aufgereizten droht, mit gebundenen Händen gegenüber steht?

Bewundernswerthe Weisheit, die uns versichert, sie würde den

Digitized by Google

Haufen zum ruhigen Auseinandergehen gebracht haben mit dem standhaften Beweise, wie unrichtig die Reden der Agitatoren seien! Nein, dieser Haufe, der größtentheils aus gar nicht schlimmen Leuten bestand, konnte nur davor bewahrt werden, anderen und sich selbst den schlimmsten Schaden zu thun, wenn ihm die Macht und das Verbot gezeigt wurde. Das ist die Wohlthat des Socialistengesetzes.

Die Presse des Centrums und des Fortschritts ist einig, in dem Wachsen der Socialdemokratie eine ungeheure Gefahr zu sehen. Wir erlauben uns, andrer Meinung zu sein. Ein Feuer frißt, soweit es dürres Holz findet, und macht Halt vor den steinernen Mauern. Es ist kein Wunder, daß die Socialdemokratie bis auf vereinzelte unzugängliche Elemente die ganze Arbeiterwelt ergreift. Sie hat zwei Medizinen zu verschenken, nach denen die Arbeiterwelt zunächst ein naturgemäßes Verlangen trägt. Die eine Medizin ist das Standesbewußtsein, das Gefühl des Zusammenhaltens und Zusammenwirkens, welches die Socialdemokratie den Arbeitern verleiht. Die andere Medizin ist der schmerzstillende, den Traum einer goldenen Zukunft hervorrufende Trank, der den Arbeitern über die Leiden der Gegenwart hinweghilft. Wer im Traum eine Erlösung sucht, wird aber doch den Trank wählen, der den schönsten Traum bringt. Noch liegt der Weg, der zur Besserung des Arbeiterloofes in regelmäßiger Kontinuität aus der Gegenwart führt, zu undeutlich und steil vor den Augen selbst derer, die überzeugt sind, ihn zu finden, als daß die Arbeiter, einmal aus stumpfer Ergebung aufgerüttelt, durch den Anblick dieses Weges beruhigt werden könnten. Sie sind noch nicht im Stande, sich jedes Traumes zu entschlagen. Aber, und hierauf legen wir das größte Gewicht, wir halten es für einen schweren Irrthum, zu meinen, daß alle heutigen Anhänger der Socialdemokratie verzweifelte Kämpfer der socialdemokratischen Revolution sind. Die Schaaren, die den Führern zur Wahlurne folgen, folgen ihnen nur in verschwindender Zahl, um mit Mord und Brand die bestehende Civilisation zu zertrümmern. Dies gilt von der deutschen Socialdemokratie zweifellos. Deshalb möchten wir allerdings die Therapie des Socialistengesetzes verbessert haben, noch bevor die positive Socialreform soweit vorgeschritten sein kann, um einen hinlänglichen Eindruck auf die Massen zu machen. Eine socialistische Presse der oben bezeichneten Art muß unterdrückt bleiben. Aber das ewige Auflösen der socialdemokratischen Versammlungen sollte vermieden werden. Gegen die Ausschreitungen revolutionärer Redner sollte man nicht präventiv durch Auflösung vorgehen, sondern repressiv durch Strafen. Dazu wäre die Unterlage einer zuverlässigen Berichterstattung nöthig, welche man durch Verpflichtung der

Digitized by Google

Zeitungsreporter und durch Zeugen, welche die überwachenden Organe zu begleiten hätten, erhalten könnte. Es kommt darauf an, die Socialdemokratie zu nöthigen, aus dem Element der namenlosen Aufreizung überzugehen auf das Feld der praktischen Vorschläge. Auf diesem Felde würde das Gefolge das geistige Vermögen der Führer beurtheilen lernen. Eine gute Nöthigung zum Betreten dieses Weges läge auch darin, wenn die Socialdemokraten, im Reichstag zu einer Fraktion von 20 und mehr Mitgliedern herangewachsen, eigene Anträge stellen könnten und müßten. Wollten sie lediglich Anträge stellen, welche der Aufreizung, der Verhöhnung und der Obstruktion dienen, so würden sie nur dem Widerstand gegen ihre Parteitaktik neue Stützen leihen. Wollen sie dagegen ernsthaft diskutiren, so werden sie ihrer Sache den besten Dienst erweisen, indem sie diese Sache verwandeln und verbessern.

Was Verblendung und Befangenheit leisten können, kann man wieder aus dem Ruf ersehen, den man jetzt so oft hört: das Wachsthum der socialdemokratischen Stimmen beweise die Vergeblichkeit der Socialreform. Erst Monate sind vergangen, seitdem das erste Reformgesetz beschlossen worden, noch befindet sich die Ausführung im Stadium der Vorbereitung, und da verlangt man, daß es bereits den durch Generationen eingenisteten socialistischen Aberglauben zerstört haben soll!

Soviel von der Socialdemokratie. Einen diagnostisch wichtigen Zug wird dieselbe noch bei den Stichwahlen hervorkehren müssen. Wir werden sehen, ob die Schaaren der von Liebknecht in dem Züricher „Socialdemokrat" ausgegebenen Parole folgen werden, überall die für die Auflösung, wenn auch nicht in dem von der Socialdemokratie geforderten Maße, wirkenden Parteien zu unterstützen: also den Fortschritt, das Centrum u. s. w. Wir werden sehen, ob die Socialdemokraten Berlins ihrem Instinkt folgen, der sie vielleicht zu Herrn Stöcker und seinen Kollegen zieht, oder der Parole Liebknecht, die ihnen heißt, für Virchow und Richter zu stimmen, oder mindestens durch Wahlenthaltung deren Sieg zu ermöglichen!

Die wahre Signatur der diesmaligen Wahlen ist die Schmälerung der Wahlsitze des Fortschritts. Der deutschen Nation beginnt es deutlich zu werden, daß sie die mit dem politischen Umschwung ihr gekommene große und reiche Lebensaufgabe nicht mit einer Partei fördern kann, die auf dem Gebiet der Verfassungs- wie der Socialpolitik nur formale Grundsätze kennt, niemals eine Abschätzung der lebendigen Kräfte und eine organische Verbindung derselben für die concreten Zwecke, welche aus dem nationalen Leben sich ergeben. Eine Partei von solcher Beschaffenheit muß in blinden Haß versetzt werden gegen den Staatsmann, dessen

Digitized by Google

Wirken ihre Postulate umwirft und vielleicht für immer beseitigt. Eine solche Partei wird bald nur die Losung haben: fort mit diesem Manne! Sie wird dahin kommen, daß jeder Feind desselben ihr ein willkommener Bundesgenosse ist. So haben sich denn Ultramontanismus und „Freisinn" bei den diesmaligen Wahlen zusammengefunden, und daß diese Verwandtschaft offenbar geworden, wird ein dauernder Gewinn der diesmaligen Wahlen sein. Der Romanismus fürchtet nichts mehr als die sogenannte Versumpfung des Kulturkampfes, welche darin bestehen würde, daß die katholische Bevölkerung, nachdem ihr die Seelsorge zurückgegeben, nicht mehr geneigt wäre, sich fort und fort wegen der gesetzlichen Machtmittel aufzubäumen, welche der Staat sich gegen den Clerus verschafft hat. So muß die Partei des Romanismus das Reich und dessen festen Zusammenhalt auf alle Weise zu erschüttern versuchen und die Bestrebungen einer Partei unterstützen, die vor allen andern das Reich seines Zusammenhaltes berauben würde. Wir werden Centrum und Fortschritt bald mehr und mehr Schulter an Schulter kämpfen sehen. Vorsorglich bemüht sich bereits die „Germania" den Deutschfreisinnigen zu empfehlen, daß sie prüfen, ob sie nicht taktische Fehler gemacht haben und Reformen ihres Programms bedürfen. Das kluge Blatt will bei der bevorstehenden Metamorphose aus dem eigenen Programm nicht die socialistischen Züge entfernen und wünscht, daß die künftigen Freunde sich auch solche beilegen möchten. Die conservative Maske aber wird das Centrum bald ganz abreißen, was nicht hindern wird, daß es einige sogenannte Hochconservative als Hospitanten empfangen kann. Es kann dies alle verständigen Patrioten nur freuen, denn nichts ist dringender als die Scheidung der Elemente, die sich nur in der Verwirrung zusammengefunden haben.

Die Nationalconservativen und die Nationalliberalen sind, zum Theil durch gegenseitige Unterstützung, bei den Wahlen gewachsen. Die Majorität des Reichstags haben sie nicht erlangt, und dies ist der einzige Trost der Gegner, bei dem Centrum wie bei dem Fortschritt. Allein kein verständiger Mann hatte eine solche Majorität erwartet. Unsere Leser erinnern sich, mit welcher Bestimmtheit wir am Schluß der letzten Correspondenz uns verwahrt haben, auf eine conservativ-nationalliberale Majorität zu rechnen. „Wir nehmen vielmehr an," so schrieben wir, „daß die „Germania" den Triumph, den sie schon seit Wochen ankündigt, erleben wird, eine klerikal-fortschrittliche Majorität zu sehen." Diese Majorität ist vorhanden, wenn zu dem Centrum die kleineren Hülfscorps: Polen, Elsasser, Welfen, Dänen und die Socialdemokraten gerechnet werden. Allein wir haben schon in der letzten Correspondenz erklärt, warum diese Majorität nicht allzu gefährlich sein wird. Die „National-Zeitung"

Digitized by Google

in ihrem Gespensterglauben, der aufrichtig sein mag, aber bei verständigen Männern unbegreiflich ist, spricht alle Tage noch von einer conservativ-klerikalen Majorität. Mit diesem Bündniß, sofern nicht einzelne sogenannte Conservative zum Centrum übertreten, ist es aus. Aber die nationale, d. h. aus den Nationalliberalen und den Nationalconservativen bestehende zahlreiche und, wie wir hoffen, immer geschlossener auftretende Minorität kann öfter erleben, daß, in einigen Fällen das Centrum, in anderen der Deutschfreisinn, genöthigt ist, auf ihre Seite zu treten, um nicht bei einer möglichen Auflösung alle Stützen unter den Wählern zu verlieren. Schon am Schluß der letzten Correspondenz wiesen wir auf die Gefahr für jede deutsche Partei hin, über welche selbst die Socialdemokratie nicht erhaben ist, die Rolle einer Opposition unter allen Umständen durchzuführen.

Wir wiederholen zum Schluß den Satz aus der vorigen Correspondenz, daß für die nationalen Parteien die dringendste Aufgabe während der bevorstehenden Legislaturperiode darin besteht, den gemeinsamen geistigen Kern, der sie zusammenhält, immer deutlicher herauszuarbeiten und zu festigen. Die Möglichkeit der Lösung dieser Aufgabe, welche unumgängliche Bedingung für die wahrhaft politische Erziehung der Nation bildet, ist der positive Gewinn, den uns die diesmaligen Wahlen gebracht haben. ω.

---

## Die Reichstagswahlen in Württemberg.

30. Oktober.

In dem ersten Artikel, den die Frankfurter Zeitung über den Erfolg der Wahlen brachte, war ihr das Herz schwer über die Niederlage, welche ihre eigene Leibgarde, die Volkspartei, in der alten Reichsstadt am Main erlitten hatte. 7900 Stimmen für den Socialisten Sabor, 7300 für Sonnemann, die Entscheidung bei den 3600 Nationalliberalen, da der Deutsche Freisinn sich von Anfang an Sonnemann zur Verfügung gestellt hatte — das ist freilich ein Resultat, welches die Trauer des demokratischen Organs rechtfertigt. Aber — solamen miseris socios habuisse malorum. Den Heidelbergern, so fuhr die Zeitung Sonnemann's fort, sei es nicht besser ergangen; auch sie hätten keine Erfolge erlangt, und den Profit hätten die Socialdemokraten, welche man durch ein strenges Polizeigesetz habe ersticken wollen und welche solchen Zuwachs aufweisen könnten, daß ihnen bald alle großen Städte zufallen würden. Den Weg, den Hamburg, Nürnberg und zum Theil Berlin schon gegangen seien, würden bald alle anderen Centren des Verkehrs gehen müssen.

Digitized by Google

Was nun das letztere angeht, so wollen wir die Berechtigung dieser pessimistischen Anschauung nicht in's einzelne prüfen. Ohne Ausnahme ist die Zunahme der Socialisten nicht; in Stuttgart z. B. sind sie von 4130 anno 1881 auf 3343, also in drei Jahren um 787 herabgegangen, und in Leipzig hat der Bürgermeister Tröndlin mit 12566 den Socialisten Bebel mit 9676 und den Deutschfreisinnigen Hänel mit 2161 im ersten Anlauf, ohne Stichwahl, aus dem Felde geschlagen. Auch ist die Anklage gegen das Socialistengesetz so verkehrt als möglich. Dieses Gesetz hat im Gegentheil auf die Socialisten, oder wie sie sich jetzt richtiger vielleicht und maßvoller nennen, die „Arbeiterpartei", erziehend gewirkt; sie treten oft so maßvoll auf, daß man ihre Programme fast nicht mehr kennt, und eben diesem maßvollen, gesetzlichen Auftreten verdanken sie ihr Anwachsen. Für den Normalarbeitstag stimmt mancher biedere Bürger, der sofort konservativ wählen wird, wenn die Arbeiter wieder die rothe Republik zu predigen anfangen sollten. Wenn sich ein Gesetz bewährt hat, so ist es das Socialistengesetz.

Nun aber zum andern Punkt. „Die Heidelberger haben auch nichts erreicht."

Dieser Satz war kaum gedruckt, so dürften dem Schreiber desselben die Augen übergegangen sein, als die Depeschen aus Württemberg einliefen. Nach dem Ergebniß der Stuttgarter Landtagswahl, welche wir im Juliheft der Jahrbücher besprochen haben, riefen wir unseren Gegnern zu: bei Philippi sehen wir uns wieder! Philippi kam mit dem 28. Oktober, und wir dürfen rufen: es soll Viktoria geschossen werden!

Am Ende des letzten Reichstages hatten die nationalen Parteien in Württemberg von allen 17 Sitzen nur noch 5: Böblingen (von Neurath), Eßlingen (Reiniger), Calw (Stälin), Freudenstadt (Hans von Ow) und Gmund (Georg von Wöllwarth). Der Volkspartei gehörten 8 Mandate: Stuttgart (Schott), Cannstadt (Ritter), Heilbronn (Härle), Tübingen (Paher), Tuttlingen (Schwarz, in Berlin beim Deutschen Freisinn), Hall (von Bühler), Mergentheim (Karl Mayer) und Ulm (Hähnle). Das Centrum hatte vier Plätze inne: Aalen (Graf Adelmann), Ehingen (Uetz), Biberach (Graf Neipperg) und Ravensburg (Graf Waldburg-Zeil).

Wie steht es jetzt?

Mit Sicherheit haben wir unsre fünf alten Bezirke behauptet und schon heute drei neue Wahlkreise erobert. Vor allem ist Ulm nach einem beispiellos heißen Kampfe, den die dortigen Parteifreunde in Ulm, Haidenheim und Geislingen seit Monaten mit einer bewundernswerthen Energie und Zähigkeit geführt haben, durch den tapfern Bürgermeister Fischer von Augsburg erobert worden; mit etwa 450 Stimmen Mehrheit

Digitized by Google

hat er die brüderlich vereinten Rothen und Schwarzen besiegt, und auf den Wällen der Reichsfestung flattert wieder das schwarzweißrothe Banner, das 1882—1884 herabgenommen war. Dann hat Landwirthschaftsinspektor Leemann in Schwäbisch-Hall mit 482 Stimmen den berühmten Friedensapostel, den Geheimen Hofrath von Bühler, aufs Haupt geschlagen; es hat dem seltsamen Mann nichts genützt, daß er statt Wahlreden zu halten in den Häusern Besuche machte und sich, wie stets zu Wahlzeiten und zu Wahlzwecken, in den schlichten „Bühler" verwandelte ohne Geheimrathstitel, der schönen Melusine vergleichbar, welche sich alle Sonntag, wenn auch aus andern Gründen, ihren Fischleib beilegte, dessen sie die Woche über sich entäußerte. Endlich ist der „muntere Posthalter" Friedrich Retter von Ellwangen, der innerhalb der volksparteilichen Fraktion vor allem den engen Anschluß an das Bataillon Richter vertrat, dem Landrichter Veiel in Cannstadt mit fast 1600 Stimmen Minus unterlegen; der Wahlkreis des Freiherrn von Varnbüler ist wieder in nationalen Besitz übergegangen.

Sonach steht die Sache heute so: die Wahl vom 28. Oktober 1884 ist bereits eine vollgültige Revanche für die Wahl vom 27. Oktober 1881. Der Sachverhalt ist gerade umgedreht: heute haben wir acht Mandate, die Demokraten aber sind auf den Besitz der fünf heruntergedrückt.

Aber das ist nicht alles! Von diesen fünf seither demokratischen Bezirken sind bloß zwei schon jetzt der Volkspartei gesichert; um drei muß sie in der Stichwahl kämpfen, wobei einer ihr wohl zufallen wird, zwei aber aufs äußerste bedroht sind. Leider ist Karl Mayer in Mergentheim gegen den schneidigen und populären Revierförster Keller von Dörzbach Sieger geblieben aber er ist Abgeordneter von Windthorst's Gnaden, wie nur je einer es war. Die protestantischen Bauern wiesen ihn mit solcher Energie zurück, daß er ohne die fast 4000 katholischen Stimmen im Tauber- und Jaxtgrunde „mit Pauken und Trompeten", wie der Franke sagt, durchgefallen wäre; mit knapper Noth, mit 200 Stimmen, hat ihm Windthorst durchgeholfen. Außerdem hat Payer in Tübingen mit katholischer Hilfe über den wackeren, beliebten Lammwirth Baha mit 200 Stimmen gesiegt. Schott in Stuttgart kann mit Hilfe der Socialisten, Schwarz in Tuttlingen mit Hilfe der Ultramontanen siegen; aber erheblich schlimmer sieht es in Heilbronn mit Härle aus, der einst diesen Wahlkreis für ewige Zeiten zu besitzen schien und heute hinter dem Freiherrn von Ellrichshausen um 800 Stimmen zurückblieb, so daß er nur geringe Aussicht hat mit Hilfe der 1100 Arbeiter durchzudringen, welche im ersten Wahlgang für einen Frankfurter Schreiner stimmten.

Digitized by Google

Man wird zugeben, daß das schöne Erfolge der vereinigten Nationalliberalen und Konservativen sind. Sie werden dadurch noch erfreulicher, daß überall die nationalen Kandidaten bei der Stichwahl in erster Linie stehen, mit Ausnahme Payers, der seinem Gegner aber nur um einige Dutzend Stimmen über ist. In Stuttgart beträgt das nationale Plus über 1500, in Heilbronn etwa 800, in Tuttlingen etwa 500 Stimmen. Selbstverständlich bedeutet auch dies eine Niederlage der Demokratie, welche früher bei den Stichwahlen die erste Stelle einzunehmen pflegte. Man kann schon soviel sagen: ohne die Beihilfe irgend einer andern Partei, ohne die Ultramontanen von rechts oder die Socialisten von links, vermöchte die Volkspartei nicht einen einzigen Wahlkreis mehr zu behaupten. Ueberall ist ihr allein die nationale Partei überlegen; in Ulm hat sie selbst der schwarze Ritter nicht vor der Niederlage bewahren können.

Was die Parteistellung der Gewählten anlangt, so dürften Staatsanwalt Lenz (Eßlingen), Leemann (Hall), Veiel (Canstatt) und Fischer (Ulm) der nationalliberalen Fraction sich anschließen; v. Neurath, v. Ow, Stälin und v. Wöllwarth gehörten seither schon zur deutschen Reichspartei. Unsere Abgeordneten werden also zu gleichen Theilen, 4 und 4, sich unter die beiden Schattiruugen der Mittelpartei vertheilen; alle acht aber stehen entschieden auf dem Boden des Heidelberger Programms. Noch ein Sieg in der Stichwahl, und die von unserer Demokratie todt gesagte Nationalpartei hat die absolute Mehrheit in unserer Deputation zum Reichstag erlangt, und soweit Württemberg in Frage kommt, wäre die nationale Mehrheit fertig! Jetzt sollen es die anderen Landschaften uns nachthun!

Natürlich ist die Freude über diesen Wahlerfolg groß und berechtigt. Wenn wir freilich einen Artikel der Neuen Züricher Zeitung, der sich von Stuttgart nach dem Ufer des Züricher Sees verirrt hat, Glauben schenken dürften, so wäre unsere Freude sehr übel angebracht. Der Verfasser ist kein Demokrat; er ist für das Militärseptennat und rühmt der deutschen Partei nach, daß sie ruhmvolle Tag gehabt habe und sich das Verdienst zuschreiben dürfe, den trotzigen „nationwidrigen" Sinn der Schwaben gebrochen zu haben. Aber eben jetzt habe diese Partei einen schweren Fehler gemacht, den sie noch bitter bereuen werde. In dem Augenblick, wo die Volkspartei sich ehrlich zum Reiche bekehrt habe, sei durch den Rechtsabmarsch der deutschen Partei das Zusammenwirken des fortgeschrittenen und des conservativen Liberalismus verhindert worden, auf das so viel ankomme. Die deutsche Partei habe den nationalen Geist, den sie in Württemberg immer zu wecken gesucht und dem sie auch bei der Demokratie endlich zum Durchbruch verholfen habe, seltsamer Weise nicht erkannt, und, trotzdem die Volkspartei sich zur nationalen Gesinnung erhoben

Digitized by Google

habe, ihr den Krieg angekündigt. Diese Grundgedanken des Artikels in dem schweizerischen Blatte verrathen einen wohlmeinenden Optimismus, der noch etwas verfrüht ist. Schon in unserem Artikel über die Parteien in Württemberg (Preuß. Jahrbücher Band 54, S. 85) haben wir den Proceß der Neubildung beleuchtet, der sich gegenwärtig innerhalb der Volkspartei vollzieht. Ohne Zweifel wächst in ihr eine Generation heran, welche sich wesentlich von der älteren unterscheidet. Sie stellt sich auf dem Boden des Nationalstaats und kommt der Socialreform mit Wärme und Verständniß entgegen. Sie könnte also einmal neben den conservativen Richtungen als spornendes Agens nützlich wirken. Aber dieser Proceß ist noch nicht abgeschlossen, wie die Neue Züricher Zeitung meint. Noch muß diese jüngere Volkspartei lernen, wahre Freiheitsfragen von vermeintlichen zu unterscheiden und nicht blindlings über Reaction zu schreien, wenn einmal etwas gegen ihr specielles Lehrsystem verstößt. Noch muß sie lernen, wie nothwendig eine conservative Richtung im Staate ist und muß sie als gleichberechtigt, nicht als einen verabscheuungswerthen Todfeind zu betrachten sich gewöhnen. Noch muß sie ihrem ärmlichen militärischen Dilettantismus entsagen lernen, die Organisation unseres Heeres und seines Mobilmachungsplanes nicht durch alljährliche parlamentarische Bewilligung in Frage stellen wollen, und sie muß aufhören, das Heerwesen als bequemes Mittel zu Wahlschlagwörtern zu mißbrauchen. Wenn sie einmal so weit ist, dann wird sie eine positive nationale Kraft darstellen; bis jetzt ist sie im Parlament de facto nichts — als eine Schachfigur Windthorsts. h.



Digitized by Google

# Notizen.

Dr. Edgar Bauer, Das Kapital und die Kapitalmacht.

Gelegentlich einer Erwähnung von K. Marx „Kritik der politischen Oekonomie" bemerkt der Autor, daß dies Buch auch in seiner „Bruchstückform vergnüglich und lehrreich" zu lesen sei.

„Vergnüglich" ist auch diese Schrift, „welche auf bescheidenem Raum die Geschichte der Gesellschaft und die Grundzüge des Gedeihens" umfaßt, — nur in etwas anderem Sinne als jene von K. Marx, wohl zu nennen. Der Autor hat sich das Ziel gesetzt, die Geschichte der Gesellschaft aus dem einzigen Begriff des Eigenthums und seiner Momente dialectisch zu construiren, um uns zu zeigen, in wie weit die Wirklichkeit von diesem Ideen-Bau abweicht — liegt hier eine Satire auf die Hegel'sche Methode vor — oder hat sich der Autor das Vergnügen gemacht, die Leser einmal gründlich zu mystifiziren?

Aus der Verknüpfung der „zwei Geschlechter des Eigenthums", des Grundeigenthums und des Geldkapitals, als „das Kind ihrer weltgeschichtlichen Ehe" wird das Privateigenthum römischen Rechtes geboren. „Die Völkergeschichte ist die Geschichte des Eigenthums. Der Anfang der Gesetzgebung liegt in der Thatsache des Eigenthums. Das Eigenthum ist eine natürliche Thatsache, welche der Bildung des Staates vorausgeht und daher oberhalb der Gesetzgebung steht. Wo die Staatsgewalt das Eigenthum anrührt, da ist der Anfang und die Grenze des Eigenthums."

An der Hand dieser und ähnlicher Sätze wird die sociale Bewegung und ihr Ziel skizzirt.

Das Resultat dieses gewaltigen Apparates ist der Hinweis auf die Heilsamkeit der Freimaurer und Odd-Fellowthums und auf die Herrscherfamilie der Hohenzollern, die in den Schlußsätzen wie ein deus ex machina in die sociale Frage einspringt. Wohin aber diese Dynastie die sociale Bewegung zu lenken habe, vergißt der Autor uns mitzutheilen.

Wir brauchen nur den § 1 „Die Krisis und ihr Ursprung" theilweise wiederzugeben, um ein anschauliches Bild der Methode zu bieten, mittels deren „nach Wahrheit und Thatsächlichkeit strebend" der Autor die sociale Evolution uns vorführt.

Die Stadt Rom war in ihrem Ursprunge eine Ackerbaugemeinde. „Das Land war Gemeindeland; der König vertheilte den Grund und Boden an die

Digitized by Google

Stämme des Volkes; dafür waren die Ackerbauer zu einer Abgabe an die Gemeinde verpflichtet. Weil die Auflage zunächst nur in Naturerzeugnissen zu zahlen war, so konnten die römischen Bürger wohl einander ernähren, aber nicht bereichern. Sie konnten, wenn sie nicht vermöge des Handels mit geldbesitzenden Nachbaren in Verbindung traten, kein Kapital erzeugen."

„Die kleine Republik der Sabiner in der Nähe von Rom war eine Geldgemeinde. Mit den Sabinern hätten die Römer Handel treiben können, sie hätten einen Theil ihrer Ernte . . . für Geld abgeben können, falls diese begüterten Kaufherren ein Gelüst nach den Kohlköpfen der Römer gefühlt hätten. Jedenfalls jedoch wäre dieses Verfahren, Geld anzuschaffen, ein sehr langsames .. gewesen. Nun besaßen die Römer noch etwas Besseres als ihren Kohl, nämlich robuste Arme . . . Sie beschlossen also, einen kürzeren Weg einzuschlagen . . . Sie entführten die Frauen und Töchter der Sabiner . . . und gewannen hierdurch das Heirathsgut für sich und für ihren Staat . . . Der Schluß des merkwürdigen Schauspiels war, daß beide Völker einen Einheitsvertrag schlossen. Die Sabiner zogen nach Rom und vermählten ihre Geldkraft mit dem römischen Ackerbau. So gelangten die Römer zum Kapital. Denn nun konnten die sabinischen Kaufleute ihren römischen Schwiegersöhnen und Schwägern Geld auf die Bauerngüter mitgeben . . ."

„Im Raube der Sabinerinnen und in der darauf folgenden Vermählung des römischen Ackerbaustaates mit der sabinischen Geldrepublik stellt sich dar die ewige gegenseitige Anziehung und gegenseitige Abstoßung der beiden Geschlechter des Eigenthums, nämlich des Geldkapitals und des Grundbesitzes. Die Furcht und Sehnsucht beider, ihr Suchen, Finden, Verbinden, ihr Streben einander zu unterwerfen, ihre Begier einander zu befruchten, ihre Flucht, ihr Kampf, ihr Abscheu, und dann wieder ihr Ausgleich: dies ist der Gährstoff der immerwährenden Krisis, dies ist die Bedeutung der socialen Frage." *A.*

---

L. v. Stein, Die Landwirthschaft in der Verwaltung und das Princip der Rechtsbildung des Grundbesitzes. — Drei Vorträge, gehalten im Club der Land- und Forstwirthe in Wien im November 1882. Wien 1883. Töhlitz & Durticke.

Was auch immer der regsamen Feder L. v. Stein's entfloß, athmet den Hauch der Genialität und trägt das volle Gepräge einer in sich geschlossenen, scharf geschnittenen Individualität. Man mag auf dem entgegengesetzten Standpunkte stehen, den sachlichen Inhalt einer Schrift absolut verwerfen, mag die souveräne Manier, mit der er fast überall die Meinung der Gegner ignorirt oder allzu „cavalièrement" abfertigt, mit Recht tadeln, seine constructive Architectur der Thatsachen verspotten: man wird nie leugnen, daß seine Fähigkeit, die concrete Frage in eiserner Kette mit den obersten Principien zusammenzuschließen, einzig dasteht. Sie zeigt sich auch in dieser neuesten Publication in schlagendster Weise.

Digitized by Google

Bedenkt man freilich, daß diese Vorträge einer Versammlung praktischer Männer gehalten wurden, so scheint diese agrarpolitische Abhandlung, welche die Theorie L. v. Stein's über das Wesen von Staat und Gesellschaft, der Verwaltung („der Herstellung der großen Bedingungen des Gesammtinteresses auf allen Gebieten des menschlichen Lebens") und ihrer einzelnen Zweige, über die Grenze zwischen Privat- und öffentlichem Recht, welche das Verwaltungsrecht zieht, in nuce wiedergiebt, wohl allzu weit ausgeholt und hinsichtlich des speciellen Zweckes kaum nothwendig und fördernd — doch Stein ist anderer Meinung; und daß er es ist, bildet eben das charakteristische Merkmal seiner geistigen Eigenart, der die Wissenschaft zu so großem Dank verpflichtet ist, daß man diese Methode, welche zunächst den Standpunkt erklimmt, von welchem „das Ganze mit einem Blick zu übersehen" ist, auch da nicht bekritteln soll, wo der kürzere Weg der tauglichere sein dürfte.

„Der Grundbesitz ist ein socialer Begriff und fordert als solcher eine Begrenzung des Rechtes der individuellen Freiheit. Aber wenn er diese Berechtigung blos seiner selbst willen forderte, so würde er das erreichen als etwas, um dessentwillen er uns als eine Restauration mittelalterlicher ständischer Gesellschaftsprincipien zu seinem Gegner haben würde. Will er ein Recht für seine sociale Function, so soll er auch diese sociale Function sich zum Bewußtsein bringen. Er soll wissen, daß es keine socialen Rechte ohne sociale Pflichten giebt."

Die Art, wie er dies besondere Recht des Grundbesitzes „im Gegensatz zum römisch-französischen Rechtsprincip und zum Kapitalstandpunkte der unbeschränkten Theilbarkeit und unbeschränkten Haftbarkeit des Grundes und Bodens" motivirt und mit concretem Inhalt erfüllt, ist ein Cabinetsstück socialtheoretischer, speciell socialöconomischer Argumentation. Ob man das Resultat theilt oder nicht, jedenfalls wird man eine Fülle von Belehrung und Anregung aus dieser kleinen Schrift gewinnen. Allerdings muß man sich der Mühe unterziehen, den Weg der Abstraction zu wandeln, dem man heute nur zu gern ausweichen möchte. *A.*

---

Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, dargestellt von Johannes Overbeck, 4. im Verein mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1884. 676 S. Groß Octav.

Overbecks Pompeji gehört zu den Büchern, die eine Geschichte haben und zwar eine anziehende. Besonders die neueste Phase, in die das Werk eingetreten ist, spricht für die Einsicht des Verfassers. Das Buch war bestimmt, ein Führer durch die Totenstadt zu sein für Jederman, den Touristen, wie den Fachmann: aber ein systematischer Führer, in dem gruppenweise mit dem gelehrten Detail das Bild der Stadt erstehen und ihre Bedeutung für unsere Kenntniß des Alterthum überhaupt klar gelegt werden sollte. Für den Leipziger Gelehrten, der immer nur während seiner Ferienmuße an Ort und Stelle arbeiten konnte,

Digitized by Google

war das Unternehmen gegenüber dem massenhaften, stets wachsenden Material ein kühnes. Ein unhaltbares, dürfen wir nun hinzusetzen, nachdem die vierte, unter Hinzuziehung eines in Italien lebenden Gelehrten gänzlich umgearbeitet erschienene Auflage es selbst bekannt hat; ein Akt von Selbstentäußerung, der immer anerkannt werden muß, hier aber, weil er mit einer äußerst günstigen Wahl verbunden ist, doppelt freudig begrüßt zu werden verdient. Der neue Mitarbeiter, Herr A. Mau, ist allen deutschen Philologen längst bekannt als stets bereitwilliger Vermittler italienischer Handschriftenschätze, als musterhafter Vergleicher. Ein besonderes Interesse führt ihn seit Jahren auf Monate nach Pompeji, in dem er heimisch ist, wie kein anderer Nichtitaliener. In der Wendung die in der wissenschaftlichen Behandlung Pompeji's insofern eingetreten ist, als man in ihm heute nicht mehr ein einheitliches Repertorium von Resten einer Kulturepoche sieht, sondern bemüht ist, den Indicien für die Entwicklung des Stils und die Stadtgeschichte nachzugehen, gehört Mau seit seinen „pompejanischen Studien" und seiner „Geschichte der decorativen Wandmalerei in Pompeji" zu den Stimmführern. Indem der Verfasser diesem Gelehrten einen großen Theil seines Werkes übertragen hat, ist erreicht worden, daß die vierte stets sachgemäß und gut geschriebene Auflage dem Laien durchweg den vollen Ertrag der neuesten Forschungen, dem Fachmann zur Orientirung und Weiterarbeit ein zuverlässiges Fundament bietet. B.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

# Corneille.

† 1. October 1684.

---

Der zweihundertjährige Todestag Corneille's giebt den französischen Kritikern willkommene Gelegenheit, sich mit diesem Dichter, der ihnen noch immer als ihr größter Dramatiker gilt, wieder eingehend zu beschäftigen. Wir haben alle Ursache, diese kritischen Arbeiten zu respectiren: die Franzosen gehen viel mehr auf das Sprachliche ein, sie haben ihr Ohr dafür sehr fein ausgebildet, und seit Voltaire und Laharpe ist über die Sprache Corneille's viel schönes und treffendes gesagt. Zudem wird über den Stil der Landsmann immer sicherer urtheilen als der Ausländer, so eifrig er sich auch bemüht hat, in das fremde Idiom einzudringen.

Uns Deutschen kommt es vielmehr darauf an, uns klar zu machen, wie wir uns selbst zu den großen Dichtern unserer Nachbarn stellen. Unser Urtheil kann jetzt ein völlig liberales sein; wir haben von ihrem Einfluß nichts mehr zu besorgen. In der Zeit Lessing's war es anders. Länger als ein Menschenalter hatte unser Theater unter dem Bann der französischen Regel gestanden, und es kam nicht darauf an, ihnen gerecht zu werden, sondern ihr Joch abzuschütteln.

Als Lessing zuerst gegen die Franzosen zu Felde zog, in den Literaturbriefen 1759, warf er Gottsched, den er mit Recht für den Apostel des französischen Geschmacks bezeichnete, vor, er habe die Richtung des deutschen Geschmacks verkannt, der sich vielmehr zu den Engländern neigte und in seiner natürlichen Entwicklung, wenn man ihn nicht irre geleitet hätte, unmittelbar auf Shakespeare geführt haben würde.

Dieser Vorwurf war insofern unbillig, als Gottsched so gut wie Lessing wußte, wohin die Neigung des deutschen Publikums ging: noch waren die Versuche der herumziehenden Englischen Komödianten unvergessen, noch hatte man die Schuldramen des Zittauer Rektors Christian Weise vor Augen. Aber gerade diese Neigung aus allen Kräften zu bekämpfen, hielt Gottsched für seine Lebensaufgabe, und man darf Niemand zumuthen, etwas zu unterstützen, was gegen seine Ueberzeugung geht. Das deutsche Theater,



Digitized by Google

als Gottsched zu wirken anfing, verstattete nur die Wahl zwischen Christian Weise und Lohenstein. Beide hielt Gottsched für gleich verwerflich.

Daß er sich an das französische Vorbild hielt, hatte verschiedene Gründe. Die französische Bildung hatte sich mehr und mehr in den Ruf gebracht, die allgemein europäische zu sein; sie stützte sich auf die vermeintlichen Regeln der griechischen Kunstrichter. Nirgend mehr als in Frankreich hatte sich ein so festes System von Regeln ausgebildet, vom Hof, von der guten Gesellschaft und von den Gebildeten anerkannt. Sie waren nicht schwer zu erlernen, und mußten einem Mann, der ohne rechten innern Fonds auf's Reglementiren ausging, der nicht bloß das Ueble wegschaffen, sondern das Bessere an die Stelle setzen wollte, schon als Recepte hochwillkommen sein. Außerdem aber billigte er auch ihren Inhalt vollkommen.

Die französische Tragödie verlangte einen gleichmäßigen gehobenen Stil; sie verlangte Einheit des Orts und der Zeit, sie schnitt das unnütze Beiwerk ab, und beschränkte die Action auf eine kleine Anzahl von Figuren; sie duldete auf der Bühne keine Greuel, namentlich keine Mordthaten, womit das bisherige deutsche Theater den Pöbel auf das widerwärtigste zu ergötzen pflegte; sie verbannte endlich den Hanswurst, in welchem Gottsched nicht mit Unrecht den schlimmsten Feind des gesitteten Bürgerthums verabscheute. Wenn Lessing, um Gottsched zu ärgern, sich des Hanswurst annahm, so darf man sich nur vorstellen, daß er einen Hanswurst in die „Minna von Barnhelm" eingeführt hätte, um seine Paradoxie als das zu erkennen, was sie wirklich war.

Wenn Gottsched nebst seinen Anhängern bei allem guten Willen auf dem Theater nichts anderes hervorbrachte als schaale und wässrige Nachäffungen der Franzosen, so lag das an der völligen Talentlosigkeit: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Eingehender als in den Literaturbriefen hat Lessing in der Dramaturgie 1768 die Sache durchgesprochen, und die Franzosen völlig aus dem Felde geschlagen. War er zuerst nur für die Neigung des deutschen Publikums eingetreten, das eine lebendigere Handlung, eine reichere Fülle von Charakteren und Begebenheiten verlangte, als das zahme und eingeschränkte französische Theater ihm bot, so zeigte er jetzt, daß die völlig gerechtfertigte Forderung einer einheitlichen Handlung von Niemand weniger befriedigt wäre, als von den Franzosen. Zur Einheit der Handlung gehört vor allen Dingen ein überzeugender realer und idealer Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, eine Herleitung der Schuld und des Schicksals aus der Bestimmtheit der Charaktere. Wie sehr die berühmten französischen Dichter gegen diese Anforderung verstießen, hat

Digitized by Google

Lessing durch die Analyse ihrer Stücke nachgewiesen, am glänzendsten vielleicht an Corneille's „Rodogune".

Mit Lessing's Dramaturgie sind für das deutsche Theater die französischen Dramatiker und ihre nächsten Nachahmer abgethan, und A. W. Schlegel hatte ein Menschenalter darauf leichte Mühe, sie noch einmal abzufertigen, und zwar mit einer Ueberhebung, die Lessing gewiß nicht würde gebilligt haben.

Es ist eigen, daß Lessing in dem nämlichen Jahre, wo er zuerst die Franzosen angriff, 1759, in seinem „Philotas" einen Versuch machte, der sich doch dem französischen Ideal sehr nähert: Einschränkung der Handlung auf wenig Personen, Ausmärzung der Nebenumstände; ein gehaltener Ton, getragen durch eine heroische Gesinnung. Wie leidenschaftlich auch Lessing in seinem Urtheil für Shakespeare eintrat, praktisch nachgeahmt hat er ihn nicht, weder in der Minna, noch in der Emilia noch im Nathan. Er suchte und, wie ich zu behaupten wage, er fand für das Theater eine neue Kunstform, aber diese lehnte sich mehr an die Franzosen an.

Als nun nach dem Vorbild des „Götz von Berlichingen" und unter dem Feldgeschrei „Shakespeare" eine ganze Schaar Sturm- und Drang-Genossen sich der Bühne zu bemächtigen suchte, hielt Lessing mit seinem verdammenden Urtheil nicht zurück. Gegen willkürliche und äußere Regeln hatte er sich aufgelehnt, aber in der Vernachlässigung der Regeln, die aus wirklichen Gesetzen hervorgehn, sah er den Ruin der Kunst.

Der vermeintliche Führer jener wilden Gesellen selbst, der Dichter des „Götz von Berlichingen", beschritt 1779 eine Bahn, welche die Bahn des französischen Theaters wenigstens nahe berührte. In der „Iphigenie" finden wir nicht blos Einheit, sondern Einfachheit der Handlung, Einschränkung des Personals auf das denkbar geringste Maaß, und einen getragenen Ton, der sich auf nur edle sittliche Gesinnung gründet. An poetischem Werth steht die Iphigenia unendlich hoch über den französischen Dramen, aber die Methode weicht nicht wesentlich ab; sie nähert sich ihr noch mehr in der römischen Ueberarbeitung. Ja noch im Wendepunkt des Jahrhunderts, als das deutsche Theater schon ein eigenes reicheres Leben entfaltet zu haben schien, wagte sich Goethe an eine Uebertragung zweier französischen Stücke, und wurde darin von Schiller secundirt. Seltsam genug: die Gründe, welche beide für ihr Beginnen anführten, kamen in der Hauptsache auf das nämliche zurück, was Gottsched siebzig Jahre früher ausgesprochen hatte. Die französische Muse wird als eine heilsame Gegenwirkung gegen den falschen Naturalismus angerufen, mit welchem das deutsche Theater die freie Kunst in das rohe Getümmel der Wirklichkeit verstrickt. „Der Franke darf uns zwar nicht Muster werden, wohl aber



Digitized by Google

ein Führer zum Bessern, um die oft entweihte Scene wieder zum Tempel der Kunst zu reinigen."

Der Versuch blieb ohne alle Wirkung, im Gegentheil wurde durch die Romantiker und deren ausländische Vorbilder die Verwilderung der Bühne nur noch gesteigert; aber er ist interessant als ein Zeugniß der Achtung dieser beiden Männer vor der von ihnen so oft angefochtenen Kunstform.

Als lebendiges Vorbild hat diese Kunstform nicht blos für uns, sondern für die Franzosen selbst aufgehört; eben darum können wir sie jetzt liberal betrachten als das höchst interessante Bild einer historisch wichtigen Zeit und eines geistreichen Volksstamms. Gegenwärtig werden Corneille, Racine und Voltaire in Deutschland nur noch in Mädchenschulen gelesen, zur argen Langeweile der armen Kinder; der Freund der Geschichte sollte sie wieder eifriger hervorsuchen. Vor allen Dingen Corneille, dem zwar Racine an Einheit und Ausbildung der Kunstform überlegen ist, der aber als Gründer der Richtung und wegen der leidenschaftlichen Einseitigkeit seiner Natur uns bestimmter sein Zeitalter vertritt. Ich erinnere hier nur flüchtig an einige historische Daten.

Corneille's Leben deckt sich fast ganz mit dem Calderon's: er wurde sechs Jahre später geboren und starb drei Jahre später als dieser; beide wurden über achtzig Jahr alt. Wenn Corneille an Fruchtbarkeit auch nicht im entferntesten mit Calderon zu vergleichen ist, so darf man doch auch ihn zu den fruchtbaren Dichtern rechnen. Ihre Stellung zur Literatur ihres Vaterlandes war eine verschiedene. Calderon fand bereits eine unendlich reich entwickelte Bühne vor, einen ausgeschriebenen Stil, dessen höchste Vollendung er bewirkte; Corneille konnte von seinen Vorgängern wenig brauchen. Er lehnte sich, was den Inhalt betrifft, wie die meisten seiner Landsleute vor ihm, an die Spanier, und seine Kunstform mußte er selber ausarbeiten; mehr gehemmt als gefördert durch die gleichzeitigen Kunstrichter, die ihn mit den Regeln des angeblichen Aristoteles plagten. Calderon's Ruhm blieb sich in seinem Lande völlig gleich, Corneille's classische Zeit beschränkt sich eigentlich nur auf die drei ersten Jahre seines Schaffens 1636—1639. Vollends mit dem Auftreten seines Nebenbuhler's Racine 1667 tritt er in die zweite Linie.

Mehr noch als Racine verliert Corneille bei der Lektüre. Durch den einförmigen Schritt des Alexandriners verführt, denken wir uns auch die Deklamation eintönig und gemessen. Seine Ausdrucksweise erscheint uns häufig steif und gezwungen. Aber sie war es nicht für die Zeit, in der er schrieb: damals war sein pathetischer Ton der allgemeine Ton der guten Gesellschaft, und klang natürlich.

Digitized by Google

Recht verstanden hat Corneille nur, wer einmal die Rachel gesehen. Mit besonderem Interesse erinnere ich mich an ihre Darstellung der Camilla in den „Horatiern"; sie stand in den ersten Acten, mit ihrem dunklen wunderbaren Auge, das vielleicht mehr zu verrathen schien als wirklich darin lag, in die unbestimmte Ferne gerichtet, bewegungslos da als ob sie sich viel zu vornehm fühlte, auch nur durch eine Geste von der Umgebung Notiz zu nehmen, die freilich lumpig genug aussah, bis plötzlich bei der Nachricht vom Tode ihres Geliebten der Wuthausbruch erfolgte, und der entsetzliche Fluch gegen Rom ausgesprochen wurde, mit einer dämonischen Gewalt, die in Bein und Mark eindrang. Der erste Eindruck war, als ob die geniale Künstlerin diese Rolle im vollsten Sinne des Worts erst „schuf", dem Sinne des Dichters ganz entgegen; aber bei einer aufmerksameren Lektüre des Stücks wird es immer wahrscheinlicher, daß Corneille sich so oder ähnlich die Deklamation in der That gedacht hat. Denn seine Sprache besteht aus einer Reihe von Contrasten, aus Sentenzen, die nicht etwa lehrhaft, sondern gleichsam wie Zornausbrüche den Zuhörern entgegen geschleudert werden.

Corneille hat grade am meisten durch seine Antithesen gewirkt, durch überraschende Einfälle, welche die gemeine Erwartung täuschten; aber so, daß unerwartet die sittliche Regel sich noch glänzender abhebt: wäre das nicht geschehen, so wäre die Ueberraschung ins Lächerliche übergesprungen, und das Stück wäre gefallen. Das Lächerliche zu vermeiden, ist die wichtigste Aufgabe des französischen Dichters.

Ungefähr gleichzeitig mit Corneille's „Cid" — um 1636 — erfolgte die Gründung der französischen Akademie und die Ausgabe des „Discours de la méthode pour bien conduire la raison" von Descartes: in diesen drei Erscheinungen kündigt sich die zweite classischen Periode der Franzosen an.

Die französische Academie wollte durch eine organische Verbindung des vornehmen Standes mit dem gelehrten eine anerkannte Aristokratie der Bildung, des Geschmacks und des guten Tons herstellen, welche die schöne Litteratur überwachen sollte; Cardinal Richelieu, der in literarischen wie in politischen Dingen eine feste Regel wollte, war ihr Beschützer. Sie hat die Sprache reglementirt und das Gesetz des Schicklichen so ausgearbeitet, daß kein Einzelner fehlgreifen durfte. Nach dem Muster der Lateiner hat sie für jeden Satztheil die rechte Stellung gesucht, in der er sich geltend machen konnte, für jedes Wort den bleibenden Sinn; überflüssige Synonyma, Inversionen und veraltete Ausdrücke wurden unerbittlich ausgemerzt.

Ihr Hauptaugenmerk richtete sie auf das Theater, vor allem schärfte

Digitized by Google

sie die drei Einheiten ein: der Ort sollte niemals wechseln, die Handlung die Zeit von 24 Stunden nicht überschreiten — als ob man in der Leidenschaft die Uhr aus der Tasche zöge! Alles Ueberflüssige wurde verbannt. Den Schauspielern wurde eine eigne poetische Convenienz auferlegt, deren Grenzen nicht zu überschreiten waren: sie durften sich keinen Ausdruck, keinen Tonfall, keine Geste erlauben, als was bei Hof für schicklich galt; nichts Ungehöriges durfte auf der Bühne vorgehen; die eigentliche Begebenheit erfuhr man aus Erzählungen und Gesprächen. Die Hauptaufgabe war das Aussprechen würdiger Gesinnungen: was die antike Tragödie dem Chor überließ, sollten nun die handelnden Personen selbst besorgen.

Mit diesen Regeln hat die Academie den Talenten einen nachtheiligen Hemmschuh angelegt: Corneille ist nicht durch sie, sondern gegen ihren Widerspruch in die Höhe gekommen.

Außer mit der Academie hatte Corneille noch mit einem mächtigen Gegner zu ringen, mit dem Cardinal Richelieu. Dieser hatte bei seiner Abneigung noch einen politischen Grund.

Im Kampf gegen die spanische Hegemonie waren seit Franz I. die französischen Könige in die Höhe gekommen; Heinrichs IV. ganzes Leben war ein unausgesetzter Kampf gegen die Spanier und ihre Verbündeten, die Ligisten und die Jesuiten. Richelieu setzte sein Werk kräftig fort.

Ebenso wuchs die französische Literatur im stillen Kampf gegen die Uebermacht der spanischen auf. Aber viel ärmer an Erfindung nahm sie ihre Stoffe überwiegend aus spanischen Vorbildern, uud mit den Stoffen überkam sie, zum Theil ohne es selbst zu merken, die spanische Lebensauffassung. Richelieu hatte Grund, den „Cid“ für eine Kundgebung der spanischen Partei anzusehen, wie er es auch im „Cinna“ garnicht billigen konnte, daß August mit dem überführten Verschwörer Frieden schloß: so sollte es sein Ludwig XIII. mit den gefährlichen Großen keineswegs halten. Auch die republikanischen Declamationen in der Art des Plutarch waren garnicht nach seinem Sinn. Noch an geringeren Dingen nahm er Anstoß. Schon im „Cid“ wurde die Pflicht des Duells gepredigt, auf dessen Abschaffung der Cardinal mit unerbittlicher Strenge hinwirkte. Die heroischen Frauen, die sich in die Politik mischten, wurden verherrlicht, grade wie in Paris vornehme Amazonen sich zu Pferde setzten, um wie später in der Fronde ihre rebellischen Vettern zu unterstützen. Die Ximene des Cid ist noch maßvoll: Cinna's Geliebte Emilie hat den Satan im Leibe, und die willenlose Galanterie, durch die sich ihr Anbeter zum Mörder und Verräther stempeln läßt, giebt der späteren criminalistischen Frage: où est la femme? bereits ihre volle Berechtigung. Die Einwirkung der Galanterie

Digitized by Google

auf sittliches Thun hat kein Dichter so auf die Spitze getrieben als Corneille.

Die Denk- und Empfindungsweise in seinen Stücken ist ganz spanisch: der Cid, Ximene, die Infantin, der König selbst, alle berechnen in jedem Stadium des Conflikts genau: was muß ich thun, um Bewunderung zu erregen? um ma gloire zu erhöhen? Nur daß bei den Spaniern dieser Ehrenpunkt mehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, während die Franzosen stets auf die beurtheilende Gesellschaft blicken. Zudem geht auf dem spanischen Theater etwas vor, man sieht die Heldenthaten, während die Helden Corneilles aus Mangel an Spielraum genöthigt sind, ihren Stolz und ihre Ehre beständig im Munde zu führen, d. h. zu prahlen.

Es war ferner von Corneille ziemlich gewagt, wenn er im „Polyeucte" einen christlichen Märtyrer auf die Bühne brachte. Die religiöse Bigoterie widerstrebte den politischen Zwecken des Cardinals. Der Dichter hatte sich die Sache noch dadurch erschwert, daß er Polyeucte zuerst als galant beschreibt, ja ein wenig unter dem Pantoffel seiner ungemein tugendhaften Gattin, daß er also in der Ouvertüre einen falschen Ton anschlägt. Diese Gattin, Pauline, kann von ihrer ehelichen Treue niemals reden, ohne der „Gloire" zu gedenken, die ihr dadurch zuwachsen muß. Aber daran hat kein französischer Kritiker Anstoß genommen: Polyeucte tritt gleich nach seiner Taufe mit einer so lebhaften Declamation für die Herrlichkeit des Märtyrertodes ein, daß er bei seinem Publikum keinen Widerstand fand: einer kraftvollen Declamation widersteht es niemals. Was in des Märtyrers Innern bei seiner Wiedergeburt vorging, kümmert es nicht.

Weder die Academie noch der Cardinal waren im Stande, dem ungeheuren Beifall, welchen der Cid im Publikum fand, wirksam entgegenzutreten. Außer Zweifel wurde der Ruhm des Dichters durch die drei nächstfolgenden Stücke gestellt: „Cinna", „Horaz" und „Polyeucte" 1636 bis 1639; was Corneille später gedichtet, wird von den Franzosen selbst nicht für voll genommen; er hatte sich wieder dem spanischen Intriguenstück genähert, wozu die knappen Mittel der französischen Bühne nicht den nöthigen Spielraum gaben.

Die Franzosen sind ein geselliges Volk, sie fühlen sich nur in der Gesellschaft wohl, dafür steht ihr Leben unter der Vormundschaft der guten Sitte, über welche die Gesellschaft sich geeinigt hat. Der Franzose denkt stets daran, welchen Eindruck er macht? Bei dieser beständigen Reflexion auf die kunstgerechte Haltung geht von der Individualität viel verloren. Corneille's Stücke werden nicht blos von Schauspielern darge-

Digitized by Google

ſtellt, ihre Helden ſelbſt ſind Schauſpieler, an deren ernſte Aufrichtigkeit man auch dann nicht glaubt, wenn ſie ſich im Feuer ſetzen; ſie ſpielen eine Rolle, ſie ſtehen Tableau.

Dieſen Eindruck machen ſie auf uns, aber nicht auf das franzöſiſche Publicum: es iſt nicht anders gewöhnt, es findet dies Verhalten ganz in der Ordnung. Wenn es würdige Anſichten feurig ausſprechen hört, fragt es nicht nach dem Charakter, den ſie vertreten ſollen. Jeder Franzoſe will adlig ſein, ſich anſtändig, allenfalls nach Vorſchrift des Tanzmeiſters bewegen; jedes individuelle Leben, das über dieſe Vorſchrift hinausgeht, kommt ihm unadlig, gemein vor. Entſchiedener noch als der Spanier, verlangt er die Ehre in geprägten Münzen.

Bei ihrer claſſiſchen Richtung bildeten die Franzoſen ſich ein, das Griechiſche Theater wieder hergeſtellt zu haben: in der That iſt dieſes der mittelalterlichen, der engliſchen und ſpaniſchen Bühne verwandter als der franzöſiſchen. Die Griechiſche Scene hat freilich keine Tiefe, aber viel Höhe und Breite, ſie iſt gegliedert, auf eine große Action berechnet, denn ſie hat die Orcheſtra und den Chor zur nothwendigen Vorausſetzung; ſie ſteht einer gewaltigen Maſſe gegenüber, ſie ſpielt nicht bloß äußerlich ſondern innerlich unter freiem Himmel. Die franzöſiſche Bühne iſt eng und geſchloſſen, ſie athmet Stubenluft, ſie ſchließt jede große Action aus. Bald kam es dahin, daß junge Hofleute die Bühne noch mehr verengten, um den Schauſpielerinnen recht nahe zu ſein und auf ihre Fehler zu merken. Die griechiſche Darſtellung war plaſtiſch gedacht; den Franzoſen kam es auf runde Geſtalten nicht an; ſie zeigten an ihren Figuren nur was zu ihrer Tendenz gehörte; ihr Bild war ein enges Relief, wändeflach; ihre Claſſicität ging auf Symmetrie aus, auf ſchnurgerechte Linien wie ihre Parks. Da nichts rechtes vorging, hatte jede ſpielende Figur ihren Vertrauten, dem ſie das nöthige mittheilte, bis es denn zur Auseinanderſetzung nach den Beſtimmungen des Ehrenpunkts kam.

Corneille und Racine haben Europa eine neue Kunſtform gegeben und nehmen in der Geſchichte des Dramas einen hohen Rang ein; aber doch wohl unter den großen Theaterdichtern den letzten: ſie ſtehn auch hinter Calderon zurück.

Wenn die franzöſiſchen Romantiker im erſten Viertel unſers Jahrhunderts, Victor Hugo und Alexander Dumas voran, den Sturm gegen ihre alten Claſſiker erregen, der viel leidenſchaftlicher ausſah als der Sturm unſerer deutſchen Kritik, und gleich wohl fortfuhren, Corneille hoch in Ehren zu halten, ſo könnte man das zunächſt von der liebenswürdigen Gewohnheit der Franzoſen herleiten, ihren anerkannten Größen auch dann treu zu bleiben, wenn ſie ſich ihnen entwachſen fühlen. Aber es ſteckt

Digitized by Google

mehr dahinter. Stellt man ein beliebiges Stück Victor Hugo's, womöglich eins in Alexandrinern, z. B. den „Hernani", neben ein beliebiges Stück des Corneille, so findet man bei aller Abweichung in der Aeußerlichkeit, eine starke innere Verwandschaft. Freilich treibt Victor Hugo ein zahlreiches Personal zusammen, in den buntesten Masken von der Welt; er legt auf die Decoration, von welcher Corneille gar nichts weiß, einen großen Werth; er wirkt gern durch Hornstöße und ähnliche Naturlaute. Aber wenn Hernani oder Triboulet oder Ruy Blas oder sonst einer seiner Helden sich anschickt, eine Rede zu halten, so hat man, von der romantischen Färbung abgesehen, wieder eine Rolle Corneilles vor sich. Erst scheinbare Kälte und Gemessenheit, mit etwas ironischer Wendung, dann Steigerung, bis endlich, doch immer noch überraschend, ein gewaltiges Donnerwort dem Gegner ins Gesicht geschleudert wird. Vollends die plötzlichen Reparties klingen ganz wie bei Corneille, selbst im Versbau. Noch ausgesprochener als bei Corneille ist bei Victor Hugo die Poesie des Contrastes. Aber auch der Inhalt verräth die Landsleute. Bei aller scheinbaren Mannigfaltigkeit von Farben, Figuren und Fabeln, sind es doch zwei Grundmotive, die immer wieder kehren: Liebe und Ehre. Die Liebe äußert sich bei ihm immer wie in Corneille's „Cinna": der eine ist Tyrann, der andere willenloser Sclave; freilich hat die Halbwelt, welche die moderne Romantik gern aufsucht und von welcher Corneille noch nichts wußte, das Verhältniß etwas pikanter gemacht. Die Ehre wird wiederum ganz in geprägten Münzen ausgegeben, ohne irgend eine Prüfung ihres Vollgehalts. Im Mittelpunkt aller Beziehungen der Ehre steht bei Calderon und Corneille das Duell mit seinen sieben „Ehrenpunkten": Die raffinirte Art wie z. B. in Hernani mit den Duellverpflichtungen umgesprungen wird, geht noch über das Raffinement im „Cid" hinaus, vielleicht gerade darum, weil unter Richelieu das Duell blutiger gehandhabt und blutiger geahndet wurde als unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp: je weniger ernst die Wirklichkeit, desto unbeschränkter die Sprünge der Phantasie.

Dies ganze Ehrenwesen ist undeutsch, und wird uns in den romanischen Dichtern immer wie etwas Fremdes berühren. Wenn uns das Ehrengesetz dramatisch interessiren soll, so muß es als innere dialektische Seelenbewegung erscheinen, wie bei Tellheim, wie bei Emilia Galotti und Odoardo; das Gemüth muß leiden unter dem Kampf der Ehren-Pflichten, nicht bloß durch die äußere Rechnung sich bestimmen lassen. Die fertigen und überlieferten Gebote der Romanen lassen uns kalt, wir wollen das wahre Gebot innerlich erleben.

Julian Schmidt.

Digitized by Google

# Gewerbliche Zustände in Preußen zur Zeit des großen Kurfürsten.

Von

**Wilhelm Stieda.**

(Rostock i. M.)

Schon während seiner Hauptblüthe giebt das Zunftwesen im Deutschen Reich Anlaß zu den mannigfaltigsten Klagen und bereits im 16. Jahrhundert treten Auswüchse zu Tage, welche es fraglich erscheinen lassen, ob die jahrhundertalte Verfassung der Gewerbe noch ihrer Aufgabe gewachsen ist. Bei aller Anerkennung der Verdienste, welche dieselbe in dieser Epoche um die Pflege der Gewerbe hat, kann doch nicht geleugnet werden, daß sie innerlich schon krankte. Die mehr und mehr sich geltend machende Arbeitstheilung bewirkte eine größere technische Geschicklichkeit der Einzelnen, aber sie führte auch gleichzeitig zur Begründung immer neuer Handwerker-Verbände mit besonderen Ordnungen und Artikeln. War das erstere ein Vortheil, so war das letztere ohne Zweifel ein Nachtheil. Der Schaden blieb denn auch nicht aus. Die Gewerbetreibenden, in bedrängter Lage und von der Konkurrenz bedroht, griffen zu Betrügereien gegenüber dem Publikum und drangen auf Maßregeln, sich die Konkurrenz vom Halse zu halten. Leider war Niemand da, der sie in diesem Vorhaben mit Erfolg hätte stören können. Wäre ein wachsames Auge vorhanden gewesen die drohende Gefahr wahrzunehmen und hätte demselben die Macht zur Seite gestanden sie zu beseitigen, so hätte die im Grunde nützliche Verfassung sich wohl länger mit Ehren halten können. Statt dessen legte die Reichspolitik nur ein geringes Verständniß für die Erscheinung zu Tage, ihr Schwanken glich der Schwäche und die Anordnungen, die hier und da getroffen wurden den Stand der Dinge in's Bessere zu verkehren blieben unausgeführt.

Verwickelter und unerquicklicher noch gestalten sich die Zustände im siebzehnten Jahrhundert. Statt daß das dehnende und wachsende Leben dem formalistischen Wesen der Zunftverfassung gegenüber Recht behielt, trat während dieses Zeitraums der umgekehrte Fall ein: der Schematismus

Digitized by Google

schlug jede frischere Geistesregung in Fesseln und die Verfassung verknöcherte. Der Abstand, welcher die Zunft des 17. Jahrhunderts von der des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts trennt, ist ein so gewaltiger, daß man nur mit Mühe sich die Grundzüge der einst so wohlthätigen Institution in's Gedächtnis zurückruft. Wohl ist manche Beschränkung, die sich jetzt breit macht, im Ansatz schon während des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden, aber die hauptsächlichsten Uebelstände, über die nun geklagt wird, die verallgemeinerte langandauernde Vorbereitungszeit, die Lehr- Wander- Gesellen- und Muthzeit, das Meisterstück, die hohen Gebühren beim Eintritt in den Verband, sie waren lauter Bestimmungen neueren Datums, die im Laufe der Jahre, als die zunehmende Bevölkerung die Basis der Erwerbsmöglichkeit immer mehr zusammenschrumpfen ließ, mehr und mehr engherzigen Charakter angenommen hatten. Die Zunft des vierzehnten Jahrhunderts hatte darnach gestrebt innerhalb des Verbandes Jedem eine annähernd gleiche Machtstellung zu verleihen und aus diesem Grunde die strenge Beaufsichtigung der Production, die Beschränkungen in der Zahl der Werkzeuge und der Gesellen, beim Einkauf des Rohstoffs, beim Verkauf der Erzeugnisse u. dgl. m. eingeführt. Die Zunft des siebzehnten Jahrhunderts verlor diesen Gedanken nicht aus dem Auge, aber verlieh ihm einen häßlichen Beigeschmack, indem sie die Befugniß das Gewerbe ausschließlich auszuüben einer kleinen Anzahl von Personen vorbehalten wissen wollte, für die dann die alten Grundsätze, übrigens verschärft und verbreitert zur Anwendung kommen sollten. Somit verengte sie den Zugang zum Verbande und suchte die Besitzenden im Genusse ihrer Vorrechte zu erhalten. Ein Gewerbetreibender, der außerhalb der Sphäre dieser Interessenten geboren und erzogen war und seine Ausbildung genossen hatte, konnte nur mit Mühe soweit gelangen für seine Leistungen Abnehmer zu finden. Ihm war das Recht auf Arbeit verkümmert und als „Freimeister" führte er in der Regel eine dürftige Existenz. Es kam jetzt nicht mehr darauf an, daß der Einzelne seine Handtierung gut und tüchtig verstand, sondern es wurde Gewicht darauf gelegt, daß die Erlernung derselben in dem vorschriftsmäßigen Geleise vor sich gegangen war, welches doch gleichwohl für die Erwerbung gründlicher Kenntnisse nur noch schwache Garantie bot.

Wie sich die gewerblichen Verhältnisse während der genannten Periode im Kurfürstenthume Brandenburg gestalten, setzt eine kürzlich erschienene verdienstliche Schrift von Moritz Meyer „die Handwerkerpolitik des Großen Kurfürsten und König Friedrich's I."*) auseinander. Dieselbe stützt sich

*) Minden in W. J. C. C. Brun's Verlag 1884 8° 526 S.

Digitized by Google

auf fleißige Studien im Königlichen Geheimen Staatsarchiv, bringt eine reichhaltige Sammlung bisher noch unedirter Statuten verschiedener Zünfte aus größeren und kleineren preußischen Städten und verdient bei dem Dunkel, in welches die deutsche Gewerbegeschichte zur Zeit größtentheils noch gehüllt ist, alle Anerkennung. In Brandenburg verfuhr man zunächst ebenso wie in anderen deutschen Ländern. Man wußte sich mehrfach gegen den immer heftiger andringenden Zunftgeist nicht anders zu wehren als daß man ihm die Zügel schießen ließ. Man trug ihm Rechnung, indem man den Handwerkern, die darum nachsuchten, neue Privilegien bewilligte, die Errichtung neuer Innungen genehmigte und wo es bereits alte Bestimmungen und Vorschriften gab, über deren Nichtbefolgung mannigfach Beschwerden eingingen, diese verschärfte, verbesserte, veränderte. So erhält z. B. die Stadt Angermünde, welche eine Gilde der Tuchhändler seit dem 15. Jahrhundert besaß, im Jahre 1506 auch eine Innung der Lakenmacher „zu Besserunge unserer Stadt und der gemeinen Einwohner" und im Jahre 1508 räumen Kurfürst Joachim und Markgraf Albrecht von Brandenburg den Tuchmachern zu Stendal das ihnen früher entzogene Recht des Gewandschnitts, d. h. des Verkaufs von Tuch, wieder ein. Im Jahre 1540 bestätigt Kurfürst Joachim II. einen Vertrag der Tuchhändlergilde zu Berlin und Kölln über Gewinnung ihres Gilderechts und verfügt, daß keinem Tuchmacher gestattet sein solle anderes als von ihm selbst bereitetes Tuch nach der Elle zu verkaufen. Fünf Jahre später verordnet er auf Antrag der Leinewebergilden zu Brandenburg, Berlin, Kölln, Frankfurt, Prenzlau, Ruppin und der zu diesen gehörigen kleineren Städte, daß in den Umkreisen derselben kein Leineweber geduldet werden solle, der nicht deren Gewerk und Innung gewonnen habe. Im Jahre 1563 erhalten die Leineweber in Havelberg auf ihre Klagen über die Störer ein Privilegium, in dem ihre Vorrechte wie Lehrzeit, Wandern, Gesellenrecht, Meisterstück, Gildemahlzeiten u. s. w. genau geregelt werden und weil die Klagen über die Konkurrenz auch anderswo nicht aufhören, so bewilligte Johann Georg den Leinewebern von Perleberg, Pritzwalk und Kyritz ein Privileg. So jagte ein Statut das andere und ein ertheiltes Privileg zieht im Laufe der Jahre ein Dutzend andere nach sich. Wir haben die Beispiele hier nur aus einem Gewerbe, der Weberei, gewählt*); vermuthlich ließen sich aus der Geschichte anderer Handwerke analoge Vorgänge nachweisen.

Gleichwohl blieben reformatorische Versuche nicht aus. Um den Widerspruch der verschiedenen Lokalstatuten gegen einander zu beseitigen,

*) Vergl. dazu Schmoller, die Straßburger Tucher- und Weberzunft, passim.

Digitized by Google

hatte man sich an manchen Orten schon früh zum Erlaß allgemeiner Ordnungen entschlossen, die für ein ganzes Handwerk in allen Landestheilen oder für einen bestimmten District gelten sollten. So hatte die Markgrafschaft Baden im fünfzehnten Jahrhundert eine Wollenweber-Ordnung bekommen; so gab Johann Friedrich von Sachsen im Jahre 1545 dem Tuchscheerer- und Tuchscheeren-Schleifer-Handwerk seines Kurfürstenthums ein einheitliches Statut. Und ähnliches strebte man in Brandenburg an. Die Polizeiordnung Joachim's I. von 1515 normirte das beim Eintritt in die Zünfte zu zahlende Meistergeld, schaffte die sogenannte Werkköste ab und beschränkte die Zahl der Morgensprachen auf drei. Joachim II. ließ sogar eine besondere „Ordnung von verschiedenen Punkten in Handwerkersachen" im Jahre 1541 ausgehen, welche die Gerichtsbarkeit der Zünfte und gewisse Mißbräuche einzuschränken beabsichtigte. Es beweist jedoch den geringen Erfolg derselben, daß den Handwerkern stets auf's Neue Konzessionen gemacht werden mußten, welche die alten Privilegien ruhig weiter existiren ließen. In mancher Beziehung wurde übrigens der Interessenpolitik der Gewerbetreibenden die Spitze abgebrochen und das geschah z. B. durch die allgemeinen Edicte, welche im mercantilistischem Geiste freilich, aber immerhin von allgemeineren höheren staatlichen Gesichtspunkten geleitet, den Handel mit Wolle und Tuchen zu organisiren sich angelegen sein ließen. Ein kurfürstlich brandenburgisches Edikt unterdrückte 1572 das Aufkaufen und die Ausfuhr von Wolle, ein anderes erneuerte im Jahre 1581 diese Verfügung und verbot fremde „untüchtige" Tuche, ein drittes regelte 1594 abermals den Verkauf der Wolle. Führten diese Bestrebungen auch nicht sofort zum Ziele, so war es doch erfreulich, daß sie überhaupt vorkamen.

Mit dem 17. Jahrhundert trat in der Behandlungsweise der Gewerbe-Angelegenheiten anfangs keine Wandelung ein. Die Edicte wegen der Vor- und Aufkäuferei der Wolle und des Wollhandels überhaupt wiederholten sich in den Jahren 1607 und 1611 und der große Kurfürst bestätigte, als er 1640 zur Regierung kam, gleichfalls die früheren Edicte sowie den Zünften, die darum baten, ihre Privilegien auf's Neue. Meyer erzählt, daß in den Jahren 1643—46 hauptsächlich diese Bestätigungen erfolgten und theilt in den Beilagen 12 derartige Statuten aus den Jahren 1643—53 mit, welche verschiedenen Handwerken in den kleinen Städten Cremmen, Köpenik, Salzwedel, Gardelegen, Ziesar, Derneburg und Nauen namentlich bewilligt wurden, übrigens auch den Fleischhauern in Berlin und den Kupferschmieden der ganzen Kurmark Brandenburg. Offenbar sind diese Stücke nur ein Theil der zugestandenen Privilegien; jedenfalls charakterisiren sie das System; ihnen folgten in den Jahren

Digitized by Google

1665 bis 1685 eine Menge anderer. Meyer druckt 21 derselben ab, die sich in ihrem Inhalt ziemlich gleich sehen.

Von 1653 bis 1665 trat ein Stillstand in diesen Bestätigungen ein. Denn in dem Landtagsreceß vom 26. Juli 1653 hatte der § 72 die Handwerker-Verhältnisse geregelt und der Kurfürst bei dieser Gelegenheit nicht umhin gekonnt sein bisheriges Vorgehen in Zunftangelegenheiten zu berühren. Wie es scheint war er selbst damit nicht ganz zufrieden. Wenigstens ist es sonst unerklärlich, daß er, obwohl erst kürzlich am 23. und 30. Juni den Kürschnern und Brauern in Nauen und Salzwedel die Privilegien neu bestätigt waren, dieses Verfahren in Abrede zu stellen sucht. Im Beginne des gedachten Paragraphen heißt es „daß Handelsleuten oder Handwerkern neue Privilegien sollen ertheilet sein, wissen wir uns soeben nicht zu erinnern" und wenn möglicherweise dabei mehr an ganz neue als an Genehmigung bereits in Kraft gewesener Statuten gedacht wurde, so kam das in seinen Wirkungen doch ziemlich auf dasselbe heraus. Eine Regel, wie weit er in der Bestätigung dieser Statuten geben dürfe, wollte er sich zwar nicht geben lassen. Denn, so fährt er fort, „kann uns zwar kein Ziel noch Maaß vorgeschrieben oder gegeben werden, wie wir uns in Ertheilung der Privilegien zu verhalten". Die einzige Richtschnur, die er aus freien Stücken versprach einzuhalten, war die Rücksichtnahme auf die wohlerworbenen Rechte Anderer („mit der cautela ne laedant alterius jus").

Diese Nachgiebigkeit gegen die Zünfte lag wesentlich in Gründen fiskalischer Art. Die Konfirmationsgebühren an die Lehnskanzlei trugen nicht unerhebliche Summen ein und die Errichtung neuer Gilden oder Innungen war daher für die Staatskasse keine unvortheilhafte Sache. Ferner bedurfte der Kurfürst zur Durchführung seiner Steuerpläne, der städtischen vorzugsweise indirecten Besteuerung, — der Accise — der Zünfte. Kaum hat etwas mehr dazu beigetragen sagt Meyer, (a. a. O. S. 53) die Zunftverfassung im 17. und vornehmlich im ganzen 18. Jahrhundert über Wasser zu halten, als diese engen Wechselbeziehungen zwischen Besteuerung und Zunftwesen; die Acciseverfassung mußte eines der Haupthindernisse bilden, die einer Beseitigung der alten Zünfte entgegenstanden". Aus diesem Grunde sind später die Zünfte auch, obwohl eigentlich der städtische Magistrat ihre vorgesetzte Behörde war, unter die Kontrole des Steuerkommissars gestellt, der den Mißbräuchen, besonders den Erschwerungen beim Eintritt in den Verband entgegen arbeiten sollte.

Jener Receß ist aber nicht nur dadurch, daß der Kurfürst das Recht zur beliebigen Ertheilung von Zunftprivilegien sich nicht verkümmern lassen wollte, interessant, sondern er zeigt sich nach anderer Seite gleichfalls bemerkenswerth. Man ersieht nämlich aus ihm, in welcher Richtung der

Digitized by Google

große Kurfürst Reformen vorgenommen wissen wollte. Der Receß sichert zu, daß die Zünfte bei allen ihren auf „Zucht und Ehrbarkeit“ abzielenden Bestimmungen verbleiben werden; nur in der mißbräuchlichen Ausübung der Gerichtsbarkeit wird man ihnen auf die Finger sehen. Desgleichen wird man ein wachsames Auge auf sie haben bezüglich der Handhabung ihrer Vorrechte über die Zulassung. Fremde Handwerker, die ihre Handtierung rechtmäßig erlernt haben, dürfen z. B. nicht zurückgewiesen und bei Ablieferung des Meisterstücks und Veranstaltung des Meister-Essens nicht übervortheilt werden. Und nicht minder wendet er sich gegen andere Mißbräuche. Handwerker sollen auf dem Lande sich niederzulassen wohl befugt sein, die Zahl der Leineweber, Schmiede, Schneider, obgleich sie keine Realgewerbe waren („obgleich dieselbige nicht auff gewisse Häusser gewidmet sein“), nicht gegen früher beschränkt, die Verfolgung von Böhnhasen nicht ohne obrigkeitliches Vorwissen vorgenommen werden. Es ergiebt sich hieraus wie wohl vertraut der Kurfürst mit den Bedürfnissen des Gewerbstandes war. Derselbe Geist der ihn im Jahre vorher — 1652 — zu der Verordnung veranlaßt hatte in seinen cleve-märkischen Ländern mit der Unehrlichkeit der Leineweber ein Ende zu machen, indem alle Zünfte und Aemter sich nicht länger weigern durften Leineweber und deren Kinder aufzunehmen, dieser Geist spricht auch aus dem Receß und leitet ihn bei späteren Edicten gegen die Zunftmißbräuche. So in dem Landtagsreceß für die Neumark vom 19. Aug. 1653, in dem Special-Revers für die Städte der Neumark am 29. Aug. desselben Jahres, in dem Edict endlich vom 4. Juli 1659. Die geschlossenen Innungen, die heimlichen Preisverabredungen, der Ausschluß ganzer Klassen der Bevölkerung von der Aufnahme in die Zunft — dies und anderes wird in diesen Verordnungen verboten.

Ueber die Wirksamkeit des Recesses weiß uns Meyer nichts zu berichten. Er sagt daß durch ihn ein erträglicher modus vivendi zwischen Staat und Zünften geschaffen war und daß er als das Fundament der Kurfürstlichen Gewerbepolitik angesehen werden müsse, an dem in der Folgezeit festgehalten wurde. Gewiß ist das Alles ganz richtig. Man muß nur hinzufügen, daß die Bestrebungen des Herrschers die Mißbräuche zu beseitigen, ihr Ziel nicht erreichten. Die alten Klagen dauerten fort, nur wenig, vielleicht gar nichts mochte in den Zuständen sich gebessert haben. Angesichts dieser Wahrnehmung ist es doch auffallend, daß der große Kurfürst keine einschneidenderen Schritte that das Uebel auszurotten, um so mehr als die Erschwerungen in den Aufnahmebedingungen seinen auf Kolonisation gerichteten Wünschen direct entgegenstanden.

Hatte der Kurfürst mit den allgemeinen Reformen kein Glück, so ge-

Digitized by Google

lang ihm doch entschieden auf die Hebung einzelner Gewerbe günstig einzuwirken, so insbesondere auf die Wollenindustrie. Von dem bekannten Schriftsteller Justi, einem wohl unterrichteten besonnenen und sorgfältigen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts rührt ein hartes Urtheil her über die deutschen Tuche des 17. Jahrhunderts. Er sagt*) daß Deutschlands Wollenmanufacturen in der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht viel besser diesen Namen verdienten als die isländischen Wadmals oder die polnischen sogenannten Schipptücher. Wenn man an die grausamen Nachwirkungen des 30jährigen Krieges denkt, so wird dieses Urtheil weiter nicht überraschen. In der Mark war nun eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Gewerbe die Tuchmacherei. Hatte sie hier seit dem 13. Jahrhundert einen ehrenvollen Platz eingenommen, so erlitt sie mit dem zunehmenden Verfall der Hanse, später wohl auch durch die politischen Wirren arge Stöße. Daher ließen, wie bereits erwähnt wurde, die Kurfürsten sich früh es angelegen sein dafür zu sorgen, daß das Gewerbe wieder zur Blüthe gelangte. Das geschah durch Regelung des Wollhandels, durch Verbote der Einfuhr fremder Tuche, Ausfuhrverbote von Wolle u. dgl. m. Der Renovation des Wolledicts von 1611 im Jahre 1641 folgten weitere Erneuerungen in den Jahren 1660 und 1678, im Jahre 1657 eine Verordnung, daß „in denen Residenzien die Tuchmacher vor Anderen die Wolle einkaufen dürfen", sowie über den Handel der Tuchmacher mit fremden Tuchen, im Jahre 1681 ein Befehl, daß die öffentliche oder heimliche Feilbietung der unter dem Namen Aachener, Leipziger und Lenneper Tuche eingeführten ausländischen Wollentuche im Herzogthume Cleve verboten seien. Daran schlossen sich andere Dekrete im Jahre 1681 wegen des in der Stadt Brandenburg angelegten Tuchmarktes, im Jahre 1687 wieder über Auf- und Vorkauf der Wolle, Import fremder Tuche, und überhaupt über die Verbesserung der Wollenmanufactur nebst einer Schauordnung über die Wollweberei in den brandenburgischen Städten, eine Verfügung, die wie Meyer hervorhebt (S. 96) fortan die Basis der „Wollpolitik" in Preußen geblieben ist. Mit allen diesen Verfügungen glückte es besser. Mochten sie nicht alle das Richtige getroffen haben, hier und da für die Betheiligten recht unbequem gewesen sein — der Erfolg blieb nicht aus und derselbe Justi konnte die Tuchmacherei der Mark Brandenburg und in den preußischen Landen im 18. Jahrhundert als obenanstehend bezeichnen. Es war natürlich hier nicht die Vielheit der Ordnungen gewesen, welche den Segen gebracht hatte, sondern die einheitliche gleichmäßige Regulirung der Angelegenheit im ganzen Lande.

*) Manufacturen und Fabriken I. S. 7. (1757.)

Digitized by Google

Und nicht weniger glücklich wirkten auf die Hebung der Industrie die Kolonisationen ein, welche der große Kurfürst sichtlich begünstigte, zunächst nur von dem Wunsche beseelt, seine menschenleeren Lande zu bevölkern. Durch das Statut vom 4. Oktober 1669 wurden die städtischen Behörden angewiesen Fremde, die sich niederlassen wollten, unentgeltlich in das Bürgerrecht aufzunehmen und dafür zu sorgen, daß sie auch in Zünfte und Gilden ohne „Entrichtung einiger Unpflicht" angenommen würden.

In anderen Patenten vom Jahre 1670 wurden die „Neuanziehenden" von der Anfertigung der Meisterstücke befreit, ihnen Abgabenfreiheit für 10 Jahre zugesichert, bis endlich durch das epochemachende Potsdamer Einladungsedict von 1685 der Einwanderung freiester Spielraum gewährt und der Bedeutung, welche sie unter König Friedrich erreichte, in wirksamster Weise vorgearbeitet wurde.

Mittlerweile begann man von Seiten des Reiches sich wieder mehr für Abstellung der Handwerksmißbräuche zu interessiren. Schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte man damit angefangen, in der Reichspolizei-Ordnung von 1530 das „Schenken" der zugewanderten Gesellen untersagt und in der von 1548 diesem Verbote hinzugefügt, daß die Gesellen keine Vereinbarung treffen durften, was und wieviel sie von ihren Meistern zu essen und zu trinken begehren wollten, sowie andererseits den Meistern an's Herz gelegt ihre Gesellen gut zu halten und bei der Aufnahme in die Zünfte die Leineweber, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter, Bader und deren Kinder nicht zurückzustoßen. Aber alle diese und ähnliche Verordnungen blieben erfolglos und es half nichts, daß die Reichsabschiede von 1559, 1566 und 1577, sowie die Polizeiordnung von 1577 sie wiederholte und einschärfte. Nach dem 30jährigen Kriege, der die politische Bedeutung der Zünfte ganz untergrub, gewann die Ansicht, daß eine Regelung des Handwerkerwesens von Reichswegen erfolgen müsse, die Oberhand und schon die Wahlkapitulationen von 1661 mahnten bereits an diese Aufgabe. So faßten denn im November 1666 die Reichsstände auf Anregung Straßburg's Regensburg's und Nördlingen's ein Konklusum über die „bey denen Handwerkern entstehenden Insolentien und gegen die ordentlichen Obrigkeiten bezeigenden Widerspenstigkeiten" des Inhalts, daß „endlich mit bestem Fleiß dahin noch ferner zu laboriren, damit denen wider die Reichskonstitutionen und gemeine Polizeyordnung sonderbar de anno 1548 und de anno 1567 eingerissenen Unordnungen und schädlichen Aufstehen, Schmähungen und andern unzuläßlichen Exzessen", durch gesammte Verfügung des Reichs gesteuert würde. Einstweilen blieb indeß diese Anregung ohne Erfolg und erst im April 1667 wurde, durch Oesterreich veranlaßt, welches fürchtete der Reichstag könne sich mit Dingen befassen,



Digitized by Google

die ihm unbequem wären, beschlossen demnächst über einige Punkte des Polizeiwesens zu berathen, unter denen die Einrichtung der Zünfte und Abschaffung der Mißbräuche sich befand. Im Juli 1669 kamen diese Fragen zur Verhandlung, bei denen der Vertreter Kur-Brandenburg's sich für nichts geringeres als gänzliche Aufhebung der Zünfte aussprach.

Diese Forderung war den meisten Staaten offenbar zu radical und ohne diese prinzipielle Seite überhaupt zu discutiren, beschloß man für's erste noch mehr Material von den Städten einzusammeln, welcher Art die gerügten Mißstände des Zunftwesens eigentlich wären. Bis zum Mai 1671 zog sich diese Berichterstattung hin und die Berathungen wurden erst wieder aufgenommen, als vom 16. Mai genannten Jahres die Reichsdiktatur dem Reichstage einen „unvorgreifflichen Aufsatz" übermittelte, was wegen Abstellung der Handwerker-Mißbräuche in künftigen Reichsabschied zu bringen sei. Jetzt häufte sich die Zahl derer, welche die Beseitigung der Zünfte für die zweckmäßigste Maßregel erklärten. Der Kurfürst von Brandenburg ließ daran erinnern, daß er schon 1669 die Aufhebung derselben angeregt habe; der Vertreter von Braunschweig-Celle sprach sich gleichfalls dahin aus, daß sein Fürst „wenig auf die Zünfte hielte" und der Vertreter von Braunschweig-Calenberg war mit der Abschaffung einverstanden, wenn sie im ganzen Reiche vorgenommen würde. Kurz, fast die ganze weltliche Fürstenbank stimmte dem Brandenburg'schen Vorschlage zu. Zur Ausführung desselben kam es indeß nicht. Die Ansicht, welche das Wesentliche der Institution festhalten und nur die Mißbräuche beschneiden wollte, behielt die Oberhand. Um den letzteren Zweck zu erreichen, wurden fortwährend Projekte ausgearbeitet. Aus dem „unvorgreiflichen Aufsatze" und dem Gutachten von 1669 wurde ein neues Aktenstück komponirt. Die Reichsdiktatur lieferte „Additiones", das Kurfürsten-Collegium „Monita" zum ersteren und alles zusammen ermöglichte die Vereinbarung eines neuen Projekts, „was in den künftigen Reichs-Abschied wegen derer bey den Handwerkern eingerissenen Mißbräuche zu bringen seyn möchte." Dieses bildete die Hauptunterlage für das Reichsgutachten vom 3. März 1672, aus dem später das Reichsgesetz von 1731 hervorging.

Große Wirkung kann dem Reichsgutachten von 1672 nicht nachgerühmt werden; seine Bestimmungen zur Beseitigung der Mißbräuche blieben fromme Wünsche. Nicht einmal die äußerliche Approbation vermochte es zu erringen. Den Landesherren aber war mit ihm keine Richtschnur gegeben, wie sie zu Hause bei sich die Angelegenheit regeln sollten. Wohl hatte mit musterhafter Klarheit der brandenburgische Gesandte in den Berathungen hervorgehoben, worauf das Hauptge-

Digitized by Google

wicht zu legen sei, nämlich 1) die vollständige Aufrechterhaltung der den Ständen zustehenden jura territorialia et regalia 2) Aufhebung aller Jurisdiktion der Zünfte 3) ständige Gegenwart der Magistrats-Deputirten bei den Morgensprachen 4) rationelle Einrichtung der Meisterstücke 5) Ermäßigung der Rezeptionsgebühren 6) Erleichterung des Meisterwerdens für die Gesellen überhaupt (Meyer, a. a. O. S. 81). Aber in verschwommener Weise entsprach das Gutachten den Forderungen und wenn nicht im Jahre 1726 in Augsburg ein Aufstand der Schuhknechte stattgefunden hätte, der die Gefahr der immer mehr um sich greifenden Entartung deutlich zeigte, so wäre aus dem Gutachten das Reichsgesetz von 1731 wohl kaum geworden.

Das eine Gute hatten die Verhandlungen doch gehabt, daß nun die Fürsten daran gingen, in ihren eigenen Landen zu reformiren. In der Polizeiordnung vom 3. Januar 1688 ordnete der große Kurfürst in Brandenburg das Zunftwesen. Braunschweig folgte mit einem Reglement wegen Einrichtung der Aemter und Gilden am 4. August 1692 und Kurhessen mit einer allgemeinen kurhessischen Zunftordnung vom 29. Juli 1693. In Brandenburg entschloß man sich dabei trotz der früher verfochtenen Ansicht von der Zweckmäßigkeit der Aufhebung der Zünfte dieselben beizubehalten.

Nur wurde ihre Organisation eine etwas andere, Lehrlingswesen, Wanderzeit, Meisterstück durch strenge Vorschriften geregelt, die allgemeinen Rechte wie Morgensprachen und Gerichtsbarkeit beschränkt, wirthschaftliche Mißbräuche wie Preisverabredungen, Veruntreuungen des Materials, Nichtausführung der Bestellungen u. s. w. mit Strafen bedroht. Ob wirklich mit diesen Reformen etwas erreicht wurde, bleibt dahingestellt. Meyer untersucht das nicht und da sich die Antwort, augenscheinlich nur mit Hülfe eingehendsten Aktenstudiums geben lassen wird, müssen wir darauf verzichten. In anderen deutschen Staaten scheint man das kurfürstliche Vorgehen nicht für ganz ausreichend gehalten zu haben. Namentlich die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig und Lüneburg dachten an weitere Schritte und übersandten dem Kurfürsten unter d. 12. März 1688 ein Schreiben, in welchem sie sich darüber äußerten. Sie erachteten nämlich für zweckmäßig, daß einige Kurfürsten und Stände sich zur gemeinsamen Ausarbeitung eines Gildestatuts zusammenthäten, das alle Mißbräuche und Verordnungen in ihren Landen beseitigen könnte und unterbreiteten ihm eine darauf bezügliche Vorlage. Anders fürchteten sie, würden die Beschlüsse des Gutachtens nicht recht zur Ausführung gelangen „und solch heilsames Werk, wo nicht gar ins stocken gerathen, wenigstens nicht sobald und mit dem nachdruck,



Digitized by Google

als es die notturft erfordert, zu billigem stande gebracht werden." Die Braunschweigischen Herzöge vertraten also den Gedanken einer Einheitlichkeit des Zunftrechts, überall sollte gleichmäßig vorgegangen werden, eine inhaltlich gleiche Gewerbeordnung in allen Theilen des Reichs zu Kraft bestehen. In diesem Sinne sollten alle bisherigen Gildebriefe kassirt werden und nur diejenigen Geltung haben, die auf Grund des Musterstatuts ausgegeben werden würden. Demgemäß wurden im einzelnen das Lehrlings- und Gesellenwesen, die Aufnahme-Bedingungen, die Rechte und Pflichten der Zünfte, ihre finanziellen Verhältnisse durch Vorschriften bestimmt. Kurfürst Friedrich Wilhelm zögerte nicht lange mit der Antwort; er mochte fühlen, daß auf diesem Wege mehr erreicht werde, als durch seine in erster Linie die Mißbräuche angreifende Polizei-Ordnung, die wenig positive Reformen enthielt. So theilte er am 25. April 1688 das Braunschweigische Projekt seinen verschiedenen Regierungen mit es „gebührend zu erwegen und eure desfalls habenden unterschiedlichen Gedanken und unmaßgebliches Gutachten mit denen ehestens gehorsamst einzuschicken", den Herzögen aber schrieb er am 4. Mai, daß die „projectirte Verordnung" seinen Beifall habe, nur sei ein und das andere darin „welches sich allhier und in Unseren Landen nicht practiciren lassen möchte" und so wolle er sich die Angelegenheit einstweilen überlegen. Leider machte der bald darauf erfolgende Tod des Kurfürsten die weitere Verfolgung dieser Pläne unmöglich und obgleich Kurmainz und Baden-Durlach dem Vorschlag zustimmten, kam es unter König Friedrich I. nicht zur Ausführung. Braunschweig erließ sein Statut — das sog. Hannöversche Gildestatut für seine Lande allein.

Der große Kurfürst erscheint auf diese Weise als Herscher, der auch in gewerbepolitischen Dingen recht gut Bescheid wußte. Er hat nicht nur volles Verständniß für die damaligen Zustände bewiesen, sondern nicht minder durch eigene Anordnungen das Zunftwesen gefördert, das ohne ihn und sein weises Dazwischentreten viel früher wohl verloren gewesen wäre. Zwar der Wunsch nach Aufhebung der Zünfte mag wie die That des raschen Kriegsmanns aussehen, der aus Verlegenheiten sich am liebsten durch Vernichtung der ihn hindernden Umstände, wenn auch auf etwas gewaltsame Weise reist. Immerhin war der Staatsmann in ihm zu mächtig, um mit einer derartigen Maßregel vorzugehen, wenn die Verhältniße davon abriethen. So hob er die Zünfte in seinen Landen nicht auf, sondern zog die Vortheile von ihnen, die sie boten. Was er that sie zu reformiren verräth freilich nicht durchweg eine glückliche Hand. Er kritisirt und tadelt die Mißbräuche und sucht sie zu beschneiden, aber er bringt keine positiven Neuerungen an die Stelle der gerügten Uebertretungen. Diesen Mangel,

Digitized by Google

möchte man glauben, hat er selbst gefühlt, denn willig bietet er die Hand zu gemeinsamem Vorgehen als von befreundeter Seite Vorschläge gemacht werden, welche in der That fruchtbringend zu werden versprechen.

Gelang dem großen Kurfürsten auf dem theoretisch gesetzgeberischen Wege nicht die Blüthe des Handwerks zu erzielen, die er erstrebte, so bewährte er seinen eminent praktischen Blick für das was den Gewerben noth that auf andere Weise — durch die Berufung des Refugiés und durch Unterstützung der für Brandenburg besonders wichtigen Gewerbe, namentlich der Wollindustrie. So zeigt er sich als der „große" Kurfürst schließlich auch auf gewerbepolitischem Gebiete.

Digitized by Google

# Landrath und ‚Regierung' in Preußen.

Von

**Hans Delbrück.**

---

Conrad Bornhak, Geschichte des Preußischen Verwaltungsrechts. In drei Bänden. Erster Band. Bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. Berlin, Julius Springer 1884. 8 Mark.

S. Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtenthums von Anfang des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Drei Bände. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht 1874—1884. Infolge des Todes des Autors unvollendet.

Martin Philippson, Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Erster und zweiter Band. Leipzig, Veit und Comp. 1880; 1882.

Ernst Meier, ord. Prof. d. Rechte zu Halle, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. 451 S.

---

Die vier Werke von Bornhak, Isaacsohn, Philippson und Meier, alle im Laufe des letzten Jahrzehntes erschienen, schließen derartig aneinander an, daß sie bald umfassender, bald specieller fast eine fortlaufende innere Geschichte Preußens bis zum Abschluß der großen Reform in den Freiheitskriegen darstellen. Bornhak reicht mit dem bisher erschienenen ersten Bande bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. Isaacsohn deckt sich bis dahin mit ihm und führt die Darstellung weiter bis zu den Anfängen Friedrichs des Großen. Philippson setzt ein mit dem Tode Friedrichs des Großen — hier ist also eine Lücke — und führt bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. Meier gibt die Stein-Hardenberg'sche Reform unter Friedrich Wilhelm III. mit einer Einleitung über die voraufgehende Periode. Am engsten zieht die Grenzen seiner Darstellung Bornhak; seine „Geschichte des Verwaltungsrechts" gibt naturgemäß nichts als die Formen des Staatslebens in ihrer allmählichen Abwandlung. Umgekehrt zieht Philippson auch die Politik und namentlich das Persönliche sehr umfassend mit hinein. Dazwischen halten sich Isaacsohn und Meier.

Digitized by Google

Nicht minder groß, als in der Anlage ist der Unterschied in dem wissenschaftlichen Werth der vier Werke. Vortrefflich sind Meier und Bornhak; ersterer ist seit vielen Jahren anerkannt als einer der tüchtigsten Gelehrten auf diesem Gebiete; letzterer bringt sein Erstlings-Werk, welches ihn seiner Schule, der Gneist'schen würdig erscheinen läßt. Isaacsohn's Geschichte des Preußischen Beamtenthums ist ein sehr fleißiges solides Buch; aber der Verfasser hat den Stoff zu wenig beherrscht und gestaltet, als daß man ihm eine uneingeschränkte Anerkennung zollen dürfte. Zur Lectüre eignet sich das Buch nicht, so nutzbringend sich auch der Inhalt für die Wissenschaft erweisen mag. Eigentlich garnicht in einer Reihe mit diesen ernsthaften Werken dürfte das Philippson'sche genannt werden. Es ist ein trauriges Machwerk in Form und Inhalt, Forschung und Auffassung. Wir werden, um ein solches Urtheil nicht ohne Beweis hinzustellen, dieses in unserer Tages-Presse vielfach gepriesene Buch in einem Anhang etwas eingehender unter die Lupe nehmen.

Vergleichen wir den preußischen Verwaltungsorganismus mit demjenigen anderer Staaten, so treten uns abgesehen vom Heerwesen namentlich zwei Institute entgegen, welche unserem Staate eigenthümlich sind und ihn von den außerdeutschen und auch den meisten deutschen Staaten unterscheiden und bis auf unsere Zeit seinen Charakter wesentlich bestimmt haben. Es sind das Landraths-Amt und die Collegial-Behörden in den höheren Verwaltungs-Instanzen. Der Charakter und die Genesis dieser beiden Institute möge uns heute, aus der Masse des Verwaltungsrechts und seiner Geschichte losgelöst, hier beschäftigen.

Zur Vergleichung heranzuziehen sind als die am besten bekannten namentlich das alt-englische und das modern-französische Verwaltungs-System. Das englische basirt auf der Eintheilung des Landes in Grafschaften und Kirchspiele, das französische auf der Eintheilung in Departements, Arrondissements und Kantons: weder den einen noch den andern entspricht jedoch eine preußische Institution. In Preußen werden seit Alters die Functionen der Grafschaft und des Departements ausgeübt im Regierungsbezirk (ehedem Kammerdepartement) und dem Kreise.

Ziehen wir in Betracht, daß die englischen Kirchspiele, und die französischen Arrondissements und Kantons entweder gar keine selbständige oder eine bloß communale Bedeutung haben, die Entscheidung ausschließlich in der Grafschaft und im Departement liegt, während in Preußen der Kreis ganz ebenso wie der Regierungsbezirk eigenes individuelles Leben besitzt, so können wir sagen, daß wir eine Doppeltheilung anwenden, wo jene beiden Staaten sich mit einer einfachen begnügen. Ja über dem Regierungsbe-

Digitized by Google

zirk erhebt sich bei uns noch wieder für einige Functionen die Provinz. Auch von der Provinz aber mögen wir absehen, wie dort von den Unterabtheilungen und es bleibt als das eigentlich Entscheidende der Regierungsbezirk und der Kreis. In dem Unterschied dieser beiden Institutionen von der Grafschaft und dem Departement liegt der Unterschied zwischen dem preußischen und dem englischen und französischen Verwaltungssystem.

Wir gehen aus von dem rein äußerlichen Unterschied der Größe. Ein preußischer Regierungsbezirk ist etwa doppelt so groß wie ein französisches Departement, dreimal so groß wie eine englische Grafschaft; eben deshalb bedarf er noch einer mit einer gewissen Selbständigkeit bekleideten Unterabtheilung, des Kreises. Der Kreis wird vom Landrath, der Regierungsbezirk von einem großen Collegium von Regierungsräthen (Kriegs- und Domänen-Räthen) verwaltet; die englische Grafschaft vom Lordlieutenant, Sheriff und Friedensrichtern; das französische Departement vom Präfecten mit seinem Stabe von Räthen und Unterpräfecten.

Die Grafschafts-Beamten in England sind angesehene Insassen der Grafschaft, meist Großgrundbesitzer, welche von der Regierung zu ihrem Amte auf Lebenszeit, mit Ausnahme des Sheriff's, der jährlich wechselt, ernannt werden. Sie erhalten keine Besoldung. Sie besorgen die Verwaltung entweder einzeln, in erster Instanz, oder in ihrer Gesammtheit in den Vierteljahrssitzungen, in zweiter Instanz. Damit ist der Instanzenzug abgeschlossen; sie haben über sich nur noch das Reichsgericht, aber kein Ministerium des Innern. Eine Unzahl von Special-Gesetzen geben die Normen der Verwaltung. Ein Beamter in unserem Sinne des Wortes, der den Willen der Central-Regierung oder der Krone zur Ausführung brächte, kommt in diesem Organismus nicht vor. Die Grafschaft verwaltet sich durchaus selbst. Die Reichseinheit wird dadurch erhalten, daß alle Selbstverwaltungsbeamten von der Regierung ernannt und die Normen der Verwaltung sehr speciell durch die Gesetzgebung festgestellt werden.

Im stricten Gegensatz hierzu ist der französische Präfect mit seinen Hülfsbeamten nichts als das Organ der Central-Regierung. Er ist der besoldete, in jedem Augenblick abberufbare Commissar der Regierung.

Das preußische System ist so durchaus verschieden von beiden, daß es schwer hält, nur die Vergleichspunkte zu finden. Stellen wir uns vor, um uns die Vergleichung zu erleichtern, wir hätten die Aufgabe, das preußische System dem englischen und dem französischen möglichst anzupassen, um es allmählich in jene Formen hinüberzuleiten. Um zur englischen Grafschaft zu kommen, müßte man die Landräthe in Friedensrichter verwandeln. Das wäre so schwer nicht; angesehene Grundbesitzer sind sie

Digitized by Google

in der Regel ebenso wie die Friedensrichter. Man müßte also ihre Zahl sehr vermehren, ihnen die Besoldung nehmen, die Competenz jedes Einzelnen über den ganzen Bezirk erstrecken und endlich an die Stelle des jetzigen Regierungs-Collegiums eine Versammlung aller dieser so umgewandelten Landräthe setzen. Ganz naturgemäß würde sich dann eine bedeutende Verkleinerung der Regierungsbezirke ergeben, um die häufige Vereinigung dieser Versammlung zu erleichtern.

Wollten wir umgekehrt zu dem französischen System gelangen, so müßten wir statt einen Grundbesitzer des Kreises, der neben seinem eigenen Einkommen ein verhältnißmäßig geringes Gehalt bezieht, einen beliebigen Assessor zum Landrath ernennen, der nur von seinem Gehalt lebt und angewiesen wird, nichts selbst zu entscheiden, sondern stets an die Regierung zu berichten. Das Regierungs-Collegium aber wird in der Weise umgebildet, daß der Präsident allein die entscheidende Stimme erhält, die Räthe nicht mehr abstimmen, sondern blos vortragen. Ganz von selbst würde sich auch hier die Nothwendigkeit einer Verkleinerung der Regierungsbezirke ergeben, um dem Regierungspräsidenten (Präfecten), der Alles zu entscheiden hat, die Uebersicht zu ermöglichen. Der preußische Regierungsbezirk ist, neben andern Gründen, deshalb so groß, um für ein ganzes Collegium ein genügend großes Arbeitsfeld zu haben.

Das preußische System hat also, wie wir sehen, wesentliche Eigenschaften sowohl des alt-englischen als des modern-französischen Systems. Mit dem englischen hat es gemeinsam, daß die unterste Instanz von einem Angesessenen des Kreises geübt wird; ja hier geht das preußische System sogar noch einen Schritt über das englische hinaus, insofern der Kreis selbst ein Präsentationsrecht für die Besetzung der Landraths-Stelle hat. In England herrscht die reine Ernennung; der preußische Landrath wird zwar auch ernannt, aber in erster Linie dabei auf den Vorschlag des Kreises selbst Rücksicht genommen. Der Landrath und der Friedensrichter bieten also eine thatsächlich sehr bedeutende Analogie. Auch die zweite Instanz bietet insofern eine Analogie, als sie hier wie dort aus einem großen Collegium gebildet wird. Hier ist aber auch zugleich der Unterschied: das preußische Collegium besteht aus besoldeten Beamten, das englische aus den Friedensrichtern selbst.

Damit sind wir übergelenkt zum französischen System, welches auch den reinen Beamten hat, aber kein Collegium, sondern einen Einzel-Beamten. Der wesentliche Unterschied eines Collegiums von einem Einzel-Verwaltungsbeamten ist der Schutz, den jenes gegen die Willkühr bietet. Ein Collegium, auch von lauter Beamten, giebt eine einer Gerichts-Entscheidung analoge Garantie gegen Ungerechtigkeit und Willkühr.

Digitized by Google

Wie ist jenes eigenthümlich gemischte und complicirte System in Preußen entstanden? Diese Frage wollen wir zunächst suchen mit Hülfe des Isaacsohn'schen und namentlich des Bornhak'schen Buches zu beantworten.

Den entscheidenden Wendepunkt bildet, wie für die gesammte preußische Geschichte, der dreißigjährige Krieg und die Regierung des Großen Kurfürsten. Vorher unterschieden sich die Besitzungen der brandenburgischen Kurfürsten in Nichts von den Territorien der andern großen deutschen Fürsten. Die straffere Gewalt, welche die Markgrafen einmal auf dem Coloniallande ausgeübt hatten, war wieder verloren gegangen. Auch die momentane Machtsteigerung, welche die Reformation dem Fürstenthum verschafft hatte, war nicht von Dauer gewesen. Neben anderen Gründen hatte namentlich auch die große Preis-Revolution am Ende des 16. Jahrhunderts sehr ungünstig gewirkt. Die bestehenden Steuern und Einkünfte hatten einen großen Theil ihres Werthes eingebüßt und die Fürsten waren auf den guten Willen der Stände angewiesen, sich einen Ersatz zu verschaffen. Sie wurden damit völlig von den Ständen abhängig. Die Stände bewilligten so knapp wie möglich, behielten sich vor das Bewilligte selbst zu verwalten und versäumten nicht es auf's deutlichste zum Ausdruck zu bringen, daß die Leistung ausschließlich von ihrem guten Willen abhänge. Auf des Kurfürsten „hohes und emsiges Anhalten und Erzählung seiner merklichen Obliegen, Nothdurft, Schulde und Verderb der Herrschaft, Land und Leute auf die genommene Rücksprache und zuletzt nicht aus Pflichten, sondern lauter Liebe, Treue und unterthänigen Willen zur Rettung der Herrschaft, Lande, Leute und Erledigung aus Nöthen nnd Schulden" — heißt es in einem Receß, hätten die Stände sich entschlossen, die Schulden des Kurfürsten zu bezahlen. Eine eigentliche Regierung in unserem Sinne des Wortes existirte kaum. Die Edelleute regierten ihre Bauern; die Patricierfamilien, welche den Rath besetzten, die Städte. Der Kurfürst war nichts als der größte unter den Patrimonialherren, der die Souverainitätsrechte, soweit sie nicht von den Ständen occupirt, oder noch beim Reiche waren, verwaltete. Die Domänen lieferten ihm die Haupt-Einkünfte, sowohl für seinen Hof als seine Politik. Die von den Ständen bewilligten Steuern waren nur Zuschüsse dazu. Dieses idyllisch-faule Dasein wurde ermöglicht durch den Stand der auswärtigen Verhältnisse. Es ist die große Friedens-Epoche in Deutschland, welche eines größeren Aufwandes politischer Kräfte nicht bedurfte.

Die Ansätze und Keime der späteren Entwicklung sind aber auch schon in dieser Periode zu entdecken. Es ist die Eintheilnng der Mark in zwei große Bezirke (Kurmark und Neumark) und Kreise statt der alten Land-

Digitized by Google

schaften (Altmark, Priegnitz, Ukermark, Mittelmark, Neumark, Sternberg, Krossen, Kottbus ꝛc.), und die Errichtung collegialisch zusammengesetzter Verwaltungsbehörden.

Die Eintheilung des gesammten Kurfürstenthums Brandenburg in die Kurmark und Neumark ist nichts als die stehengebliebene Theilung unter den Söhnen Joachims I. Als Markgraf Johann kinderlos starb und die Neumark an seinen Neffen Johann Georg zurückfiel, behielt sie doch ihre einmal eingerichtete eigene Organisation. Im Zusammenhang hiermit steht die Constituirung der ersten Collegial-Regierung. Um der Neumark die von ihr gewünschte eigene Regierung zu lassen, wurde bestimmt, daß ein Statthalter mit einigen Räthen in Küstrin die Regierung fortführen sollte. Indem man nun die Räthe, deren Votum der Statthalter einzuholen hatte, ein für allemal bezeichnete und dann den Statthalterposten selbst aufhob, gelangte man ohne es zu wollen und fast ohne es zu wissen zu dem neuen System einer collegialen Regierungsbehörde.

Die Kreise, die sich zum Theil an die alten Landschaften anschließen, sind ursprünglich nichts als die Beritte der Gerichtsvollzieher, der Landreiter. Diese Eintheilung wurde benutzt, kleinere Versammlungen der Stände abzuhalten, namentlich zur Wahl von Deputirten, welche an Stelle der allgemeinen Stände-Versammlung mit dem Kurfürsten verhandelten und die ständischen Obliegenheiten versahen. Diese Deputirten nannte man auch „Land-Räthe" des Kurfürsten, im Gegensatz zu seinen „Hof-Räthen." Mit der Verwaltung des Kreises haben sie fast so wenig zu thun, wie heutige Volksvertreter mit der Verwaltung ihrer Wahlkreise. Sie sind noch nicht ständig und eine Kreisverwaltung, abgesehen von Steuerrepartitionen, existirte überhaupt kaum.

Der dreißigjährige Krieg verwandelt diesen Zustand; er giebt dem Kurfürsten die Armee; mit ihr bricht er die Macht der Stände und begründet die absolute Monarchie, in deren Aufbau wir als die Charakteristika eben die collegialen Verwaltungsbehörden und das Landrathsamt im neueren Sinne ansehen.

Mit dem alten Landrath hat dies neue Amt kaum etwas gemein; es ist noch während des dreißigjährigen Krieges selbst entstanden. Jeder Kreis, d. h. die Stände, die adligen Rittergutsbesitzer jedes Kreises wurden angewiesen, einen Vertreter aus ihrer Mitte zu bestellen, um bei den Durchmärschen der Truppen, zuerst der Hülfstruppen des Winter-Königs, später der Schweden die nöthigen Anordnungen für Verpflegung und Einquartierung zu treffen, den Kreis und seine Interessen gegenüber der Soldateska zu wahren, mit den Truppenführern die Verhandlungen zu führen. Für die eigenen Truppen des Kurfürsten waren später ähnliche Vorkehrungen

Digitized by Google

nothwendig. Des Weiteren bedurfte man eines Organs zur Einsammlung der Kriegssteuern. Anfänglich hatte der Kurfürst neben dem ständischen zuweilen einen eigenen Commissar. Dann wurde dessen Function an den ständischen Commissar mitübertragen. Diese Vereinigung lag im Interesse beider Parteien: der Kurfürst bedurfte eines Mannes, dem der Kreis Vertrauen entgegenbrachte; der Kreis bedurfte eines Mannes, der mit möglichst großer Autorität bekleidet war. Eine gewisse Polizeigewalt hatte derselbe, da er ja recht eigentlich zur Erhaltung der Ordnung creirt war, von vornherein. Sie blieb ihm nicht nur, sondern wurde noch erweitert und so entstand also eine Behörde, welche zu gleicher Zeit ständischer Natur und Organ der monarchischen Centralgewalt war. Auf Präsentation der Ritterschaft ernannte ihn der Kurfürst.

Die Institution hat sich gleichzeitig in den mittleren Provinzen Brandenburg, Pommern und Magdeburg entwickelt. Von hier ist sie allmählig auf die anderen Provinzen übertragen worden. Sie ist als etwas durchaus Neues zu betrachten, das mit dem voraufgehenden ständischen Staat fast nur durch den Namen verbunden ist. Lange Zeit hießen die neuen Beamten in Brandenburg Kreiscommissare, auch Kreisdirectoren. In Pommern und Magdeburg wurden sie zuerst Landräthe genannt. Diese Abwandlung der ursprünglichen Bezeichnung eines ständischen Abgeordneten in den Titel seines Verwaltungsbeamten ist sehr erklärlich. Als ständisches Wahlamt und Vertrauensposten wurde das neue Amt von den Ständen naturgemäß auf keinen andern als den „Landrath" übertragen; diesen Titel zogen die Inhaber als den vornehmeren natürlich vor und behielten ihn bei und übertrugen ihn auf ihre Nachfolger, auch als die alte Landraths-Function d. h. die so zu sagen parlamentarische Vertretung der Stände schon verschwunden war. Den Kreis-Commissaren und Directoren der Kurmark wurde der Titel bei Gelegenheit der Königskrönung auf ihr Ansuchen feierlich von Friedrich I. verliehen; zugleich wurde ihnen, ebenfalls auf ihr Gesuch in der Anrede das Prädicat „Vester" zugestanden.

Recapituliren wir also: der Landrath ist ein im dreißigjährigen Kriege entstandenes monarchisch-ständisches Amt. In früheren Zeiten bedeutete der Name einen ständischen Vertreter des Kreises und er wurde auf das neue Amt nur dadurch übertragen, daß die Stände zu demselben meist eben ihren alten Vertreter wählten.

Im ständischen Staate vor dem dreißigjährigen Kriege hatten die Patrimonial-Herren allein das Land regiert. Durch den Landrath wurden ihre Befugnisse eingedämmt, die Mitregierung in den allgemeinen Landesangelegenheiten wurde ihnen gänzlich genommen, als Ersatz aber ein

Digitized by Google

wesentlicher Einfluß bei der Bestellung des Landraths zugestanden. Man mag das so ausdrücken: die ständische Mitregierung wurde reducirt auf Selbstverwaltungsbefugnisse. Eine Selbstverwaltung freilich feudaler Natur, die erst in unseren Tagen in die Formen der modernen Selbstverwaltung übergeführt ist. An die Stelle der patrimonialen Polizei ist heute der vom Staat ernannte Amtsvorsteher getreten. Den Kreistag bilden nicht mehr ausschließlich die Rittergutsbesitzer, sondern auch Stadt- und Klein-Grundbesitz-Vertreter. Die bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung ist damit in die Selbstverwaltungs-Befugniß eingetreten, die der Rittergutsbesitzer-Stand in Preußen niemals verloren hatte. Man erinnere sich der Bedeutung, welche der Adel im Staate und in den Augen Friedrichs des Großen hatte, um die Wichtigkeit dieser Organisation der Kreisverwaltung voll zu würdigen. Wenigstens *ein* gesellschaftlicher Stand wurde dadurch in Verbindung mit dem Staats-Organismus gehalten und gab so dem preußischen Staate die gesellschaftliche Basis, deren ein Staat auf die Dauer nicht entbehren kann und die eben damals in Frankreich von den Ludwigen definitiv zerstört wurde.

In anderen deutschen Staaten z. B. Hannover war die Entwickelung eine andere. Zunächst weil der sociale Organismus ein andrer war. Der Rittergutsbesitzer-Stand, welcher in Preußen den Aufzug bildet, in den das staatliche Beamtenthum als Einschlag eingeführt wird, um das kunstvolle Gewebe des Verwaltungs-Organismus zu bilden, war in Hannover für eine solche Aufgabe zu schwach. Der adlige Grundbesitz beträgt in Hannover nur 5% der Gesammtfläche, in Pommern an 70%. In Hannover wurden deshalb die Reste des Feudalismus viel früher beseitigt als in Preußen; die reine Bureaukratie trat an die Stelle der Patrimonial-Gewalt. Auch in die jüngst zu Stande gekommene hannover'sche Kreis-Ordnung ist deshalb der Haupt-Beamte der Selbstverwaltung, der Amtsvorsteher, nicht aufgenommen. Das Beamtenthum, der Unterstützung durch die Selbstverwaltung ermangelnd, mußte deshalb in Hannover von je sehr zahlreich sein. Das Land war nicht in Kreise, sondern in sehr viele kleine Aemter eingetheilt, in denen der fürstliche Beamte, der Drost, auch Amtmann die Local-Polizei persönlich verwalten konnte. Gleichzeitig versah er auch die Justiz und je nachdem auch die Bewirthschaftung der fürstlichen Domäne. Während in Brandenburg-Preußen die Domänen verpachtet, die Justiz von der Verwaltung getrennt wird, ist in Hannover patriarchalisch Alles in einer Hand. Ein solcher Zustand ist nahezu entwickelungsunfähig. Weder können die Domänen genügend ausgenutzt werden, noch die Selbstverwaltung eingefügt, noch die Justiz selbständig gemacht werden. Nicht mit Unrecht nannte Stein Hannover das deutsche China und jener

Digitized by Google

alte Verwaltungs-Organismus hat völlig beseitigt werden müssen, um neue Formen an seine Stelle zu setzen*).

Der preußische Landrath ist im Unterschied von dem hannoverschen Drosten weder ein Justiz- noch ein Wirthschafts- sondern ein reiner Verwaltungsbeamter. Da die Local-Polizei den Großgrundbesitzern verbleibt, so kann der Landrath ein ziemlich bedeutendes Gebiet übersehen und wird zu einer Art höherer Instanz; er bleibt verschont mit den kleinsten Klein-Quengeleien des Tages und diese Function, die Größe des Kreises, der halbständische Charakter der Ernennung gaben ihm den Charakter eines vornehmen Beamten, der auch nach oben hin eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten vermag. Er ist nicht der bloße Unter-Präfect, das Organ der Regierung, sondern gleichzeitig der Vertrauensmann seines Sprengels und je mehr er das Letztere ist, desto fester knüpft sich das Band zwischen der Landschaft und der Monarchie.

Mehr noch innerlich als äußerlich trifft die Charakteristik zu, die wir an die Spitze stellten; der preußische Landrath ist ein Mittelding zwischen dem Hauptbeamten der alt-englischen Selbstverwaltung, dem Friedensrichter und dem Hauptbeamten einer modernen, energischen Central-Regierung dem Präfecten.

Die nächste Instanz über den Landräthen bilden die Regierungen. Wir haben bereits vor dem dreißigjährigen Kriege eine collegiale Regierung für die Neumark kennen gelernt. In Pommern entwickelte sich die Behörde auf eine ganz analoge Weise, als das Land (1637) nach Aussterben des Herzogshauses an Brandenburg fiel. Der von dem letzten Herzog eingesetzte Geheime Rath führte die Regierung zunächst fort und diese Form wurde beibehalten. Aus der ursprünglich bloß berathenden Behörde des Regenten wird also jetzt, da der Regent fern ist, eine nicht mehr bloß berathende, sondern beschließende Behörde in der Mittelinstanz. In der Kurmark selbst wurde ebenso der Geheime Rath des Kurfürsten bei der häufigen Abwesenheit desselben während des dreißigjährigen Krieges zur Provincial-Verwaltungsbehörde für diese Central-Landschaft.

Aber nicht diese alten Regierungen sind die wahren Vorfahren der späteren specifisch preußischen Provincial-Verwaltungsbehörden, unserer heutigen Regierungen. Im Gegentheil, Stück für Stück sind die Befugnisse von ihnen abgetrennt worden, um an neue Behörden übertragen zu werden und in diesen neuen Behörden hat sich dann auch erst der neue

*) Die Durchführung dieser Parallele mit Hannover verdanke ich, wie ich nicht unterlassen darf dankend zu bemerken, den freundlichen persönlichen Informationen durch Herrn Geh. Reg.-Rath Ernst Meier.

Digitized by Google

Geist aufgethan. Die Regierungen hatten zu viel von dem alten ständischen Geist und Charakter. In Pommern mußte nach der Regiments-Verfassung von 1654 der Präsident der Regierung aus gräflichem oder uradligem Stande und von der unveränderten augsburgischen Confession, der Kanzler aus vornehmem adligen pommerschen Geschlecht, alle übrigen Beamten eingeborene Pommern augsburgischer Confession sein. Mit einem so gebundenen Beamtenthum konnten die Kurfürsten nicht zum Ziel gelangen. Grade umgekehrt schrieb Friedrich Wilhelm I. später vor, daß kein Beamter in seiner Heimath angestellt werden solle und recht geflissentlich wurde der Pommer nach Cleve und der Preuße nach Pommern versetzt. Die überkommenen „Regierungen“ waren aber nicht so leicht umzuschaffen. Auf allerhand Umwegen sind sie deshalb unter Beibehaltung des Namens zu vorwiegend blos richterlichen Behörden gemacht worden. In Landschaften, wo neben ihnen noch andere höhere Gerichtsbehörden bestanden z. B. Neumark, Pommern, später Ostfriesland sind sie mit diesen Gerichtsbehörden endlich ganz verschmolzen worden. In anderen z. B. Minden existirte von vorn herein kein anderes höheres Gericht. So entstand die eigenthümliche Anomalie, daß das Gericht den Namen „Regierung“ führte, die eigentliche Regierungs- d. h. Verwaltungsbehörde aber den Namen „Kammer“. Die „Amtskammern“, welche die Domänen verwalteten, waren schon früh von der „Regierung“ losgelöst worden; neben den Amtskammern entstanden nun die „Kriegskammern“.

Auf diese kommt es an. Nicht umsonst heißt die Verwaltungsbehörde „Kriegskammer“, denn aus dem Krieg ist sie hervorgegangen und für die Bedürfnisse des Krieges zu sorgen war ihr Zweck.

Bei der ersten Aufstellung eines brandenburgischen Heeres im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1620, — 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Roß und diese nur auf drei Monate — hatten die Stände noch die dazu nöthigen Geldmittel durch ihre eigenen Beamten aufbringen, die Verwendung auch durch ihre Beamten überwachen lassen. Naturgemäß ging die Verwaltung d. h. Aufstellung, Löhnung, Verpflegung, Einquartierung der Truppen bald ausschließlich an kurfürstliche Beamte über. Bald war es ein General-Commissar für alle Lande und Truppen, der diese Verwaltung führte, bald mehrere. Der Große Kurfürst gestaltete es 1655—60 so, daß ein General-Commissar, den man also mit modernen Namen als General-Intendanten bezeichnen könnte, an die Spitze der gesammten Armee-Verwaltung gestellt wurde und an die Spitze jedes Bezirks (Provinz) ein Ober-Commissar, der jenem untergeordnet war.

Der General-Commissar mit seinem Ober-Commissar hatte ursprünglich von den Ständen oder auch von der Regierung die von dem

Digitized by Google

Lande aufgebrachte Steuer in Empfang zu nehmen und davon das Heer zu erhalten. Aus der Empfangnahme der Steuern entwickelte sich die Controlle derselben, von der Controlle ging man den Schritt weiter, sie selbst zu erheben, nahm dies Geschäft also den Ständen und den Regierungen ab. Die Steuererhebung mit der sonstigen Heeresverwaltung, Einquartierung, Lieferungen, Bauten ꝛc. führten weiter zu einer allgemeinen Fürsorge für die Landes-Wohlfahrt, um das Land steuerfähig zu erhalten und vor Schaden zu bewahren: im Laufe eines halben Jahrhunderts war also aus dem Intendanten der Armee der Finanz-, Handels- und Polizei-Minister des Landes geworden; aus seinen Gehülfen in den Provinzen: Präfecten.

In den letzten Jahren des Großen Kurfürsten und besonders unter Friedrich III. sind nun erst die Ober-Commissariate in den Provinzen und endlich auch (1712) das General-Commissariat in collegialisch zusammengesetzte Behörden umgewandelt worden.

Unter den Motiven dieser Umwandelung, soweit dieselben bei Isaaksohn und Bornhak angegeben sind, finden wir das politische Moment nicht erwähnt. Es sind immer nur technische Vortheile, die hervorgehoben werden, die bessere Vertheilung der Arbeitslast und die gegenseitige Controlle der gleichberechtigten Collegen. Trotzdem dürfen wir doch wohl ein mehr oder weniger bewußtes Mitwirken des, man möchte sagen constitutionellen Momentes in diese Maßregel hineininterpretieren. Man folgte dem Zuge, den Ideen der Zeit. Diese aber drängte auf Collegialbehörden. Wenn das Commissariat in langem Kampfe Stück für Stück den Ständen und den Regierungen ihre Functionen entriß, so mußte man Adel und Städten doch wenigstens irgend eine Sicherheit geben, daß man nicht in die reine Pascha-Wirthschaft hineintreibe. Bis unter Friedrich Wilhelm I. hat ja die ständische Opposition sich noch fortwährend geregt. Im Magdeburgischen zahlte die Ritterschaft die Lehnpferdegelder nicht freiwillig, sondern ließ sie sich alle Jahre abpfänden. Als 1714 in Cleve die Accise eingeführt werden sollte, weigerte sich die Stadt den Thorschreibern die Thorstuben einzuräumen. Niemand wollte dem Accise-Einnehmer ein Zimmer vermiethen, so daß er mit seinen Thorschreibern Aussicht hatte unter freiem Himmel seines Amtes zu warten. Nur mit militärischer Hülfe konnte der Widerstand überwunden werden; ein Haus wurde als Dienstgebäude gewaltsam in Besitz genommen. Noch zwei Jahre später berichtete die Regierung gegen die Accise an den König. Die Antwort lautete: „Ich declarire hiermit, daß alle die, die gegen die Accis gesprochen, geschrieben, absonderlich gegen vottiret, vor schelm, hundsvötter, Ignoranten, Benhasen, Dachdiebe, unnütze Brohtfresser halte. Dies

Digitized by Google

ist mein Konclusum und soll bei der Accis bleiben. Das Kommissariat soll alle ordre expedieren“. Friedrich Wilhelms I. „rocher de bronce“ hatte seine Zacken, wer ihn angriff, konnte sich die Finger daran blutig reißen. Man versteht es aber, daß trotz aller Gewaltsamkeit von der höchsten Stelle man doch geneigt war, der neuen Behörde, welche die alten expropriirte, wenigstens die überlieferten Formen zu geben, die den Uebergang und Unterschied weniger schroff erscheinen ließen und auch wirklich weniger schroff machten.

Ihren Abschluß erhielt die Organisation durch die Reform Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1723. Sowohl in den Provinzen, wie an der Centralstelle wurden die beiden coordinirten „Kriegs“- und „Amtskammern“ zu einem einzigen großen Collegium verschmolzen. Die Provinzen werden also von jetzt an in der mittlern Instanz verwaltet durch die „Kriegs- und Domänen-Kammern“, über ihnen steht als höchste und Central-Instanz das „General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium“.

Die absolute Monarchie war begründet. „Wir sind Herr und König und können thun, was wir wollen“ decretirte Friedrich Wilhelm I. Aber trotz ihrer formellen Unumschränktheit gab sich diese Monarchie im Bewußtsein ihres Zwecks und ihrer Pflicht doch selbst die Formen, welche ihr die Ausartung in die Despotie versperrten. An der höchsten Stelle selbst freilich konnten solche Formen nicht viel helfen; hier hing Alles von der Person des Monarchen ab und es hat an Acten despotischen Mißbrauchs der Gewalt nicht gefehlt. Aber die verderblichsten und widerlichsten Eigenschaften des Despotismus erscheinen nicht sowohl an dem einen Träger der höchsten Gewalt selbst, als bei seinen Organen und in deren vielgestaltiger allumfassender Thätigkeit. Hier war der überlieferte germanische Freiheitsbegriff stark genug, sich in dem Landrathsamt, der Collegial-Verwaltung und wie natürlich hinzuzufügen ist, den unabhängigen Gerichten eine Sicherheit zu verschaffen, die auch in dieser harten Zeit und in diesem harten Staate dem Recht und der Ehre fortzuleben ermöglichten.

Friedrich der Große nahm principielle Aenderungen in der Verwaltungs-Ordnung, wie sie ihm von seinem Vater überliefert wurde, nicht vor. Er bildet sie fort im Einzelnen — erst unter ihm wurde z. B. das Landrathsamt auch auf Preußen übertragen — er hat sie auch hier und da verbildet. Schon in seinen letzten Lebensjahren, noch mehr unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. ist das alte System im Niedergang. Endlich erfolgt nach der äußern Niederlage unter Friedrich Wilhelm III. die Reform. Heben wir zunächst hervor, was auch unter dieser Reform bleibt: das Landrathsamt und die Collegialität der Bezirksregierungen.



Digitized by Google

Reformirt wird außer dem Heer und der Städte-Verfassung, die wir hier bei Seite gelassen haben, die Centralstelle: an die Stelle des General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directoriums treten eine kleine Zahl einzelner Minister, welche wohl zusammen auch ein Collegium bilden, aber von denen jeder Einzelne in seinem Departement allein entscheidet.

Diese Reform, von Stein beschlossen, nach seinem Rücktritt verwirklicht, ist zunächst ein Schritt nicht etwa liberalerer Gestaltung der Regierung, sondern im Gegentheil ein Fortschritt im Absolutismus. Die Garantie gegen die Willkühr ist gerade in der höchsten Instanz beseitigt. Es hat des Constitutionalismus bedurft, um hier die nöthigen Dämme in unseren Tagen wieder zu errichten. Damals aber war gerade die völlige Ungebundenheit der Regierung erforderlich, um mit der höchsten Energie und Rücksichtslosigkeit die Reform-Gesetzgebung im Einzelnen durchzuführen. Alle die zahllosen kleinen ständischen und landschaftlichen Privilegien und Eigenthümlichkeiten, welche sich unter der alten Monarchie noch conservirt und auch noch immer Einiges zur Erhaltung des Rechtsstaats beigetragen hatten, mußten schonungslos weggeschnitten werden, um für die moderne einheitliche Steuer- und Wirthschaftsgesetzgebung Platz zu machen. Collegien sind zu solcher Reformgesetzgebung unfähig; sie verwalten ehrlich nach bestehendem Recht, aber sind eben deshalb von unbedingtem Conservatismus. Eine Reformgesetzgebung bedarf des einheitlichen Willens des Einzelnen, sie bedarf geradezu der Willkühr. Die alte Ordnung zeigte noch einmal die beste Seite ihres Wesens zu dem schlechtesten Zweck: sie bildete einen Damm gegen die Willkühr, damit aber auch gegen die Reform.

Hier liegt der Schlüssel zu dem Verständniß der Regierungsperiode von 1806. Von den großen Fundamental-Reformen, die nach der Niederlage durchgeführt wurden, ist vorher kaum die Rede gewesen. Wohl aber war man sich zahlloser kleiner Mißbräuche bewußt, die sich allmählich wie Rost und Staub in der Staatsmaschine festgesetzt hatten. Aber selbst diese Einzel-Mißbräuche war man nicht im Stande zu überwinden. Stein hat wohl mit seiner gewaltigen Energie in seinem Departement schon vor 1806 an einigen und doch auch nur nebensächlichen Stellen ausgefegt, aber selbst ein Mann von der Einsicht und Redlichkeit Struensee's legte resignirt die Hände in den Schoß. „Wie will man A. B. C. von den Mißbräuchen überzeugen?“ sagte er „das hängt von zehn antiquen Etats, zwanzig Registraturen, fünfzig Verfassungen, hundert Privilegien und unzähligen persönlichen Rücksichten ab, welche alle miteinander ich allein, da ich nicht Premier-Minister bin und mein einzelnes Departement zu sehr mit der allgemeinen Schreiberei verflochten ist, nicht umändern und wegräumen

Digitized by Google

kann.“ Das „da ich nicht Premier-Minister bin“ ist des Pudels Kern. Nur eine unumschränkte Dictatur, wie sie nachher Stein und Hardenberg übten und in der Verwaltung seines Departements jeder einzelne Minister, konnte wirklich reformiren. Es wäre die Aufgabe des Philippson'schen Buches gewesen, den Widerspruch, in den die preußische Regierung vor 1806 mit sich selbst gerieth darzulegen und durch alle Einzelheiten zu verfolgen; es klar zu machen, wie in diesem Staate, der die sittlichen Riesenkräfte der Freiheitskriege in sich barg, der in seinem Beamtenthum die ausgezeichnetsten Männer vielfach schon in hoher Stellung, aufweist, sich dennoch vor der Katastrophe die Mißbräuche bergehoch thürmen und von dem Zusammenhang des gesammten alten Staatswesens so fest umschlossen werden konnten, daß keine persönliche Kraft im Stande war, sie herauszureißen und auszutilgen. Das Staatsgebäude selbst mußte umgebaut werden. In dem Philippson'schen Buche findet sich von diesem Zusammenhang der Dinge keine Spur. Es bleibt alles im Persönlichen stecken: der Unlauterkeit Wöllners, der Schwäche Friedrich Wilhelms II. Die zweifellose, auch von Philippson selbst öfter berührte Thatsache, daß bereits unter Friedrich II. selbst die Verwaltung voll der gröbsten Mißbräuche war, ist ihm nicht zum Fingerzeig geworden, daß hier Verhältnisse walteten, die stärker waren, als die Kraft eines Regenten. Oder darf man von einem Regenten verlangen, daß er mehr sei als Friedrich? Es ist bei diesem Versagen des Philippson'schen desto wichtiger, daß uns die Einleitung des Meier'schen Buches über die Stein-Hardenberg'schen Reformen in vollem Maß und ausgezeichneter Präcision den vor der Reform bestehenden Zustand schildert. Meier theilt uns auch mit, wie unreif, unfertig, voll der unbegreiflichsten Fehler im Einzelnen die Reformgesetzgebung endlich in's Leben trat. Es ist ein historisches Beispiel von dem höchsten politischen Werth, wie wenig zuletzt auf die Details einer großen Gesetzgebung ankommt. Denn trotz aller Mängel im Einzelnen bedeutet diese Gesetzgebung dennoch die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands. Sie bleibt auch die Vorbereitungs-Periode der politischen Freiheit in Deutschland, obgleich in ihr der Absolutismus seine formelle Vollendung erreichte. Selbstzucht mußte die Gefahr, welche dem Absolutismus seine eigene Schrankenlosigkeit zu bereiten pflegt, überwinden. Hätte die Generation von Staatsmännern, welche die Bewegung der Freiheitskriege an die Spitze des preußischen Staates brachte, nicht aus der Noth und dem Idealismus der Zeit das unbedingteste Pflichtgefühl, die reinste Hingabe an die Sache mitgebracht, hätte nicht ferner der Druck der öffentlichen Meinung, wenn auch noch ohne die Form des Constitutionalismus sich kräftig geltend gemacht — dieser neue „Ministerial-Despotismus“ hätte



Digitized by Google

in seiner Schrankenlosigkeit alles Leben außer ihm verschlingen und ersticken müssen und Preußen statt zur Freiheit zur Knechtschaft und Revolution erzogen. Das erste Zeichen dieses Geistes wahrer Selbstbeschränkung in der äußeren Unbeschränktheit war die Zurückweisung der von manchen Seiten vorgeschlagenen Einführung des französischen Präfecten-Systems in der Mittelinstanz. Hier, wo die unmittelbare persönliche Berührung die Gefahr der Entscheidung nach persönlicher Gunst und Haß noch vergrößert, sollte das Collegial-System bleiben. So geschah es, daß wie wir voranstellten, in der Unter-Instanz das Halb-Selbstverwaltungsamt des Landraths, in der Mittel-Instanz das Collegial-System blieb. Nur in der höchsten Instanz trat an die Stelle des Collegiums der Einzel-Minister.

Erst in unseren Tagen hat man sich auch in den unteren Instanzen dem Präfectur-System angenähert. Der Landrath hat vielfach die alten, so zu sagen patriarchalischen Beziehungen zu seinem Kreise verloren und ist zum reinen Beamten geworden. Der Regierungspräsident ist von seinem Collegium emancipirt und entscheidet heute auf vielen Gebieten ohne Beschluß des Collegiums oder ohne an denselben gebunden zu sein, nach eigenem Ermessen. Die Verwaltung gewinnt dadurch eine erhöhte Energie und Promptheit. Die nothwendigen Schranken sind darum nicht verloren gegangen; in der Selbstverwaltung und Verwaltungsgerichtsbarkeit sind sie in neuer Gestalt wiedererstanden und weiter als irgend ein Staat der Welt ist heute Preußen in der Ueberwindung jenes Gegensatzes der alle Regierungskunst bestimmt: zugleich der Regierung die größte Kraft zu verleihen und die Freiheit des Individuums darum nicht nur nicht einzuschränken, sondern ihr die weiteste Entfaltung zu ermöglichen.

Digitized by Google

# Rudolph von Iherings Theorie des gesellschaftlichen Utilitarismus.

Von

Hugo Sommer.

Originell und geistreich wie alle Schriften Rudolph von Iherings ist auch dessen kürzlich erschienenes Buch „der Zweck im Recht“*). Originell ist schon dessen Entstehungsgeschichte. Während der Ausarbeitung seines „Geist im römischen Recht“ ergreift den Verfasser das unabweisbare Bedürfniß, Begriff und Wesen des Rechts in angemessenerer Weise, wie solches bisher geschehen ist, zu bestimmen. Im stolzen Selbstvertrauen auf die Kraft seines eigenen Denkens, und nicht angekränkelt von der Gedankenblässe philosophischer Systeme, macht er sich auf eigene Hand an die Bearbeitung dieses schwierigen Problems. Er findet einen Ausgangspunkt in dem Gedanken, welcher dem Werke als Motto vorangestellt ist: „Der Zweck ist der Schöpfer des ganzen Rechts“. Während der Ausarbeitung des ersten Bandes erweitert sich dieser Gedanke über die ursprünglich gesteckten Grenzen hinaus. Er erscheint dem Verfasser als ein neues Licht, welches ihm die ganze Welt des geistigen Lebens in einer neuen eigenartigen Beleuchtung zeigt. Der Zweck stellt sich ihm jetzt als das tiefer belegene Grundprincip dar, welches nicht blos dem Recht, sondern auch der Moral, als gemeinsame Basis dient, dem Recht und Moral ihren Ursprung verdanken. „Der Zweck ist auch der Schöpfer der ganzen Moral: Auch die bisherigen Auffassungen der Moral genügen ihm nun nicht mehr. Er fühlt in sich das Bedürfniß, auch die Moral von seinem neuen Gesichtspunkt aus neu zu begründen.

Dieser erweiterten Aufgabe sind der zweite und die noch in Aussicht stehenden folgenden Bände seines Werkes bestimmt.

*) „Der Zweck im Recht“ von R. von Ihering (Leipzig, Breitkopf und Härtel. Erster Band 2. Aufl. 1884, zweiter Band 1883.

Digitized by Google

Nachdem der erste Band durch das treffliche Buch Felix Dahn's „die Vernunft im Recht" bereits eine erschöpfende allgemein zugängliche Beurtheilung gefunden hat, der ich bis auf gewisse principielle Bedenken in der Hauptsache beipflichte, beschränke ich mich auf die Darlegung und Kritik des weitergehenden Plans Iherings, welcher die Neubegründung der Moral zum Gegenstande hat, indem ich den ersten Band nur insoweit in Betracht ziehen werde, als er auch jenem umfassenderen Unternehmen dient.

Der Iheringsche Versuch einer Neubegründung der Moral ist zwar nach Lage der Sache zur Zeit noch ein unvollendeter, denn der bis jetzt erschienene zweite Band enthält nur den Grundriß und den Anfang der Ausführung seines Unternehmens, während die eingehendere Begründung der „ethischen Selbstbehauptuug", des Pflichtgefühls und der Liebe, den folgenden Bänden vorbehalten ist, aber doch treten die Gedanken des Verfassers über diese Hauptpunkte aus den Linien des Grundrisses bereits mit hinreichender Bestimmtheit hervor, um der Kritik seiner Gesammtansicht die nöthigen Anhaltspunkte zu bieten. Ich unterziehe mich deshalb dieser Kritik auf die Gefahr hin, durch die nachfolgenden Ergänzungen den principiellen Gegensatz vielleicht demnächst in wichtigen Punkten gemildert zu sehen. Sei dem, wie ihm wolle. Jedenfalls werden Jahre vergehen, bis die vorbehaltenen Ergänzungen dem Publikum in ganzer Vollständigkeit vorliegen, und die bis dahin unwiderlegt gebliebenen Principien des Verfassers inzwischen in der gegenwärtigen unvollendeten aber nichts destoweniger schon prägnant genug ausgedrückten Form eine tiefgreifende Wirkung ausüben, deren Abschwächung mir am Herzen liegt.

Der Verfasser, welcher die Freundlichkeit hatte, unter den Vertretern der von ihm bekämpften „nativistischen Theorie" auch meiner zu gedenken, wird mir daher hoffentlich verzeihen, wenn ich, seinem ausgesprochenen Wunsche entgegen, schon jetzt mit meiner Kritik vorgehe; um so mehr, als er selbst wohl kaum der Ansicht sein dürfte, daß die Fortsetzung seines Werkes demnächst ganz neue Gesichtspunkte erschließen werde, welche in dem ausgesprochenen Grundgedanken nicht schon ihre Wurzel und ihre Erklärung fänden. Wäre dies jedoch der Fall, handelte es sich mithin um Geheimnisse, deren Offenbarung das Princip selbst erst rechtfertigen oder in seiner vollen Bedeutung hervortreten lassen würde, so wäre es meines Erachtens Pflicht des Verfassers gewesen, dieselben seinen Lesern nicht auf die Gefahr gänzlichen Mißverstandenwerdens hin, und der architektonischen Regelmäßigkeit seines systematischen Aufbaus zu Liebe, so lange und so vollständig vorzuenthalten, die letzteren mithin über den eigentlichen Sinn und die Tragweite seiner Gedanken einstweilen ganz im Unklaren zu lassen,

Digitized by Google

denn es handelt sich hier nicht um die Erweckung oder Conservirung des ästhetisch schönen Eindrucks eines systematischen Gedankenwerks, sondern um Verständigung über die höchsten und wichtigsten Lebensfragen, wobei die Bedeutung des Inhalts das Interesse ästhetischer Abrundung der Darstellungsform in jedem Stadium der Untersuchung weit überwiegt.

In der That lassen die erschienenen beiden Bände klar, deutlich und ohne alle Umschweife erkennen, was der Verfasser denkt und worauf er hinaus will. Dieses formelle Verdienst desselben steht außer Frage. Er stellt sein Princip in wenigen, scharfen, jedermann erkennbaren und verständlichen Umrißlinien hin, und deckt eben so offen den inneren Zusammenhang der daran geknüpften Folgerungen auf, so daß wir seine Darstellung als ein Muster systematischer Durchsichtigkeit hinstellen können. In dieser Klarheit, Gefälligkeit und logischen Glätte des systematischen Aufbaus liegt das Leichtverständliche, Ueberredende und Bestechende des Iheringschen Buches, dessen Wirkung schon weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bemerkbar geworden ist.

Dieselben Eigenschaften erleichtern aber auch dessen Kritik. Das aufgestellte neue Grundprincip bietet dieser eine bequeme Handhabe. Gelingt es, die Haltlosigkeit dieses centralen Punktes nachzuweisen, so lockert sich das ganze Gewebe der peripherischen Folgerungen und das ganze System verliert seinen inneren Halt.

Der Zweck ist der Schöpfer des ganzen Rechts und der ganzen Moral. Dies ist der volle und ganze Grundgedanke des Verfassers, der dessen Buch von Anfang bis zu Ende durchzieht. Der Zweck, nicht mehr und nicht weniger. Der Zweck ist in der Auffassung Ihering's die reale Macht, welche die Welt schafft und bewegt. „Der Zweck hat alles gemacht". „In dem Zwecke steckt der Mensch, die Menschheit, die Geschichte." Der Zweck waltet in der ganzen belebten Natur wie eine oberste Wirklichkeitskategorie. Um das Wesen des Zwecks zu verdeutlichen, wählt der Verfasser „eine Stelle, wo er in so einfacher Gestalt zu Tage tritt, daß kaum ein Verkennen möglich ist," „eine Stufe, wo er zuerst in der Schöpfung auftritt", die niedere Stufe des Thierlebens (Bd. I. S. 27). Dem Gebiete des Thierlebens entnimmt er „das Schema des Zwecks", und einige allgemeine Betrachtungen über das Leben überhaupt dienen ihm dabei als Richtschnur. Alles Leben soll sein: „Behauptung der Existenz aus eigener Kraft" und „praktische Zweckbeziehung der Außenwelt auf das eigene Dasein" (Bd. I. S. 9). Er entwickelt aus dem Beispiele des Thierlebens an der Hand jener allgemeinen Charakteristik des Lebens die drei constituirenden Momente des Zweckbegriff's, nämlich:

Digitized by Google

1. Die „Fähigkeit zur Selbstbestimmung."

2. „Das Vorhandensein eines im Subjekt belegenen Grundes des Zwecks."

3. Die „Zweck- oder Selbstbeziehung", vermöge deren das Subjekt die gewollte Veränderung in der Außenwelt auf sich bezieht, und „welche den Uebergang des Grundes des Willens zum Zweck vermittelt."

Dies ist der wesentliche Inhalt des Zweckbegriffs, der das Wesen aller Zwecke, auch beim Menschen, ausmachen soll, denn „der Mensch steht ja im Zweck." Das charakteristische Moment des Zwecks ist überall und stets „die Beziehung auf das eigene Selbst des Wollenden." Aus diesem Hauptmomente des Zweckbegriffs schöpft der Verfasser dann eine Ansicht über das Wesen der Menschen, welche für seine neue Theorie grundlegend ist. Alles menschliche Handeln ist durch einen Zweck bestimmt. Im Wesen des Zwecks liegt die Beziehung auf das eigene Selbst. Alles, was der Mensch seiner Natur nach will, will er für sich. Der Mensch ist mithin ein geborener Egoist. Er ist es, weil der Egoismus als constituirendes Moment des Zweckbegriffs in diesem enthalten, und weil alles Wollen des Menschen durch den Zweck der Selbstbehauptung der eigenen Existenz bestimmt gedacht wird.

Selbstbehauptung der eigenen Existenz ist jedoch an sich eine leere Formel, welche erst durch den Inhalt dessen erfüllt werden muß, was der Mensch ist und bedeutet, indem er sich selbst behauptet. Das Iheringsche Zweckprincip selbst giebt darüber keine Auskunft. Eine neue ergänzende Behauptung tritt jedoch zu diesem hinzu und bewirkt dessen inhaltliche Erfüllung. „Die Natur will, daß die Menschheit bestehe. Zur Verwirklichung dieses ihres Willens ist nöthig, daß der einzelne Mensch das Leben, das sie ihm gegeben, erhalte und weitergebe. Selbsterhaltung und Fortpflanzung des Einzelnen sind also die nothwendigen Bedingungen zur Erreichung ihres Zwecks. Wie erreicht sie diesen Zweck? Dadurch, daß sie den Egoismus bei demselben interessirt; dies aber bewirkt sie in der Weise, daß sie ihm eine Prämie aussetzt für den Fall, daß er thut, was er soll: die Lust, und eine Strafe androht, wenn er nicht thut, was er soll, oder thut was er nicht soll: den Schmerz" (B. I S. 33. B. II S. 200). Die Lust oder das Wohlsein ist die Prämie, welche die Natur für die Selbstbehauptung ausgesetzt hat. Diese Prämie der Lust bildet den eigentlichen Inhalt des Lebens, nach dessen Verwirklichung der Mensch trachtet, indem er sich selbst behauptet. Sie bildet den naturgemäßen Inhalt aller Zweckthätigkeit des Menschen. „Vom Standpunkte des Subjekts aus ist Wohlsein der letzte Zweck des Daseins, das bloße Dasein ist nur der leere Rahmen, bestimmt, das Wohlsein in

Digitized by Google

sich aufzunehmen." Das höchste Lebensziel des Individuums ist, „daß es sich wohlgefühlt hat auf Erden" (B. II S. 155).

Erscheint nach diesen Voraussetzungen das Wohlsein als einziger naturgemäßer Zweck alles Individuallebens, und der Egoismus gleichsam als die Seele des Zwecks, so ergiebt sich aus dem Iheringschen Zweckprincip ohne Weiteres der für die neue Ethik grundlegende Satz, daß das Einzelindividuum unfähig und unwürdig sei, als Zweckſubjekt des Sittlichen zu gelten. Es bleibt danach in der That im Individuum kein achtbarer Kern übrig, der dessen Selbstbehauptung als sittliche Selbstbestimmung erscheinen lassen, und der Ethik einen fruchtbaren Anhaltspunkt bieten könnte. Es giebt danach keine „Individualethik."

Diese principiellen Voraussetzungen bestimmen den obersten Eintheilungsgrund, den der Verfasser seiner Systematik der Zwecke zu Grunde legt. Um das Inhaltsgebiet des Ethischen zu präcisiren, unterscheidet derselbe zwischen subjektiven und objektiven, d. h. selbstischen und selbstlosen Zwecken, zwischen Zwecken, die der Mensch für sich, und solchen, die er für andere will. Nur den letzteren wird eine ethische Bedeutung beigelegt. Ein Wollen für andere scheint zwar dem Wesen des Zwecks zu widerstreiten, da es die Beziehung auf das eigene Selbst des Wollenden nicht ohne Weiteres erkennen läßt. Aber es scheint nur so, so lange man den specifischen Charakter des Sittlichen noch nicht begriffen hat. Die Erfahrung lehrt zunächst, daß es thatsächlich Selbstverleugnung und Selbstlosigkeit giebt und gegeben hat, und das Nachdenken überzeugt uns bald, daß die Welt bei dem puren Egoismus nicht bestehen könnte. Selbstverleugnung und Handeln für andere sind thatsächliche ethische Phänomene, welche nur begriffen werden müssen, um das Wesen der Ethik zu verstehen. Dieselben können innerhalb des Rahmens der principiellen Festsetzungen des Verfassers aber nur dadurch begriffen werden, daß sie als folgerichtige Consequenzen dieses egoistischen Zweckprincipes dargelegt werden. „Die Selbstverleugnung muß unter den Begriff des Handelns für sich fallen," denn „das eigene Interesse ist der einzige reale Drücker für das menschliche Handeln." (B. I S. 53. B. II S. 190. 194).

An diesem scheinbaren Widerspruche des Systems setzt der originelle Grundgedanke desselben ein, der dessen centralen Kern bildet.

Das Handeln für Andere ist das Kennzeichen des Sittlichen. Wer sind aber diese Anderen? Wer ist das Zweckſubjekt des Sittlichen, wenn das Individuum es nicht sein kann? Die anderen Einzelindividuen können es auch nicht sein, denn wenn einmal das bloße Wohlsein Zweck des In-

Digitized by Google

dividuallebens ist, und dieses mithin auch bei anderen keinen ehrwürdigeren Inhalt in sich trägt, als bei dem handelnden Subjekte selbst, so kann diesem nicht zugemuthet werden, dem Individualleben anderer seine Kräfte oder gar seine eigene Existenz zu opfern. Auch Gott kann es nicht sein. Wollte man dies annehmen, so hieße es behaupten, „daß Gott in seinem Dasein bedingt sei durch die Verwirklichung des Sittlichen von Seiten des Menschen, — eine Behauptung, die mit der Vorstellung eines höchsten Wesens unvereinbar ist," denn „dies würde einen Mangel bedeuten, der der göttlichen Vollkommenheit widerstreitet: (B. II S. 91. 137). Noch weniger eignen sich dazu die Thiere oder gar die leblosen Sachen," denn wenn die Sittlichkeit auch Thierquälerei und Sachbeschädigung verbietet, so kann diesen Geboten doch nicht das Grundprincip des Sittlichen entnommen werden. Es bleibt mithin nur eine Möglichkeit, und diese ist es, welche der Verfasser ergreift. Die „Gesellschaft ist das Zweckſubjekt des Sittlichen." „Das Wohl und Gedeihen der Gesellschaft ist der Zweck aller sittlichen Normen." „Sittlich und gesellschaftlich ist gleichbedeutend, überall wo man sittlich sagt, kann man den Ausdruck mit gesellschaftlich vertauschen — alle sittlichen Normen sind gesellschaftliche Temperative", sie alle sind durch praktische Zwecke der Gesellschaft in's Leben gerufen. (B. II S. 105.). Die Gesellschaft ist das „Ganze", und das Individuum ist nur „Theil dieses Ganzen" und muß von diesem das Gesetz seines sittlichen Verhaltens empfangen, es kann als Theil nicht umgekehrt dem Ganzen Gesetze vorschreiben.

Ja, diese principielle Auffassung der Gesellschaft als eines Ganzen, „welches vor den Theilen ist", genügt Ihering noch nicht. „Wir steigern unsere bisherige Vorstellung eines Ganzen, welches auch unbelebt sein kann, zu der eines belebten, zur Einheit der Persönlichkeit zusammengefaßten Wesens." (B. II S. 191. 192). „An dieser Personification der Gesellschaft hängt nach meinem Dafürhalten die ganze Ethik." An Stelle der Individualethik" muß die „Socialethik" treten, „denn die Erhaltung der Lebensbedingungen der Gesellschaft ist der einzige Zweck der Ethik."

Diese Auffassung giebt der neuen Ethik eine Anknüpfung „an das oberste Gesetz der Natur, das der Selbsterhaltung." „Gehört die Gesellschaft zu den lebenden Wesen, so unterliegt auch sie dem Gesetz, das die Natur für alles, was Odem hat, aufgestellt hat. Der Selbsterhaltungstrieb ist der unzertrennliche Begleiter alles Lebens; der Wächter und Hüter, dem die Natur die Sorge für die Erhaltung desselben anvertraut hat. Mit der Statuirung des Lebens auf Seiten der Gesellschaft ist der Selbsterhaltungstrieb auf deduktivem Wege für sie dargethan" (B. II S. 194).

Digitized by Google

Während man sich nach der bisherigen „individualistischen Theorie des Sittlichen" zu der Annahme gezwungen sieht, daß die Natur zwei Ausgangspunkte nöthig gehabt, zwei Fäden angeknüpft habe, um die sittliche Welt zu Stande zu bringen, und damit einen Dualismus und Antagonismus (Ihering nennt es an anderer Stelle „das psychologische Zweikammersystem") statuirt habe, den die Natur sonst nirgends kennt", während „Egoismus und Sittlichkeit sich danach als zwei separate Gedanken der Natur schroff gegenüberstehen", soll „das Große" der neuen Auffassung darin liegen, daß danach „das Sittliche nichts ist als der Egoismus in höherer Form: der Egoismus der Gesellschaft" (B. II S. 195). „Derselbe Trieb der Selbsterhaltung, der auf der Stufe des individuellen Daseins die Gestalt des Egoismus annimmt, tauscht dafür auf der gesellschaftlichen die Form des Sittlichen ein. Nur der Name, mit dem die Sprache diese höhere Form desselben belegt, wird ein anderer, die Sache bleibt dieselbe. Den Namen gebraucht sie nur für die Mittelregion des individuellen menschlichen Daseins; was unter dieser Region liegt: die Sphäre des thierischen, und was über derselben liegt: die des gesellschaftlichen Daseins, wird von ihr mit diesem Namen nicht belegt; Egoismus wird nur von demjenigen Wesen gebraucht, welches das Wort Ich aussprechen kann, das kann aber weder das Thier noch die Gesellschaft. Der Grund ist darin zu erblicken, daß nur in der mittleren Region jener Gegensatz zum Sittlichen stattfindet, den die Sprache stillschweigend bei dem Wort Egoismus im Sinn hat; die untere kennt denselben nicht, weil das Sittliche nicht bis zu ihr hinabreicht, die obere nicht, weil sie selber das Quellgebiet des Sittlichen enthält — das Licht kann sich selber nicht im Licht stehen. Allein dies hindert nicht, das Phänomen, das alle drei Stufen uns wiederspiegeln, als ein seinem letzten Grunde nach gleiches zu erkennen. Die Vorderfüße des Vierfüßlers nehmen beim Menschen die Gestalt und den Namen der Arme an, aber der Zoologe, der den Gedanken der Natur in der Schöpfung nachgeht, erblickt in den Armen des Menschen nur eine Fortbildung der Vorderfüße der Thiere. Das Verhältniß des Sittlichen zum Egoismus ist kein anderes — eine Repetition desselben Gedankens auf einer höheren Stufe des Daseins. Freilich eine Repetition, welche mit einem Ruck der ganzen Welt eine andere Gestalt giebt. Aber auch der Ruck, den die Natur bei der Verwandlung der Vorderfüße in Arme macht, ist ein ungeheurer."

„Mit dieser Zurückführung des Sittlichen auf den Selbsterhaltungstrieb haben wir nicht blos die Kluft zwischen ihm und dem Egoismus überbrückt, den Antagonismus der angeborenen Menschennatur beseitigt, sondern wir haben damit zugleich für dasselbe die Anknüpfung an die ge-

Digitized by Google

sammte Natur gewonnen. Ein einziger Gedanke geht durch die ganze Schöpfung hindurch: Selbsterhaltung alles Geschaffenen, das Anklammern an das Dasein, so lange die Bedingungen desselben ausreichen. Er beginnt mit der todten Materie und endet mit dem Sittlichen. Auf der niedrigsten Stufe der Schöpfung: in der unorganischen Welt ist er beschränkt auf die Form des rein negativen oder passiven Verhaltens im Kampfe ums Dasein, auf den Widerstand der Materie, den der Körper dem Körper entgegensetzt, bis er durch die Uebermacht überwältigt dem äußeren Andrängen des fremden, der ihm den Raum streitig macht, erliegt und seine bisherige Daseinsform einbüßt. In der organischen steigert sich die negative und passive Form der Selbsterhaltung zur positiven oder aktiven d. h. zur Behauptung des eigenen Daseins auf Kosten der Umgebung: jeder Daseinsmoment ist Aufnahme aus der Außenwelt, bestände das Aufzunehmende auch blos in der Luft, die er einathmet — Leben ist Zweckverwendung der Außenwelt für das eigene Dasein. Von der Pflanze zum Thier abermals ein Fortschritt. Die Umgebung, aus der der Organismus sich versorgt, und die bei der Pflanze ein für alle Male fest bestimmt ist, wird durch die Bewegung des Thieres eine wandelbare, wechselnde, das Thier kann sich seine Lebensbedingungen im Raum suchen. Beim Uebergang vom Thier zum Menschen geht mit der physischen Ausstattung zur Selbsterhaltung keine erhebliche Aenderung vor sich. Das Mittel wodurch die Natur auf der Stufe des Menschen die Selbsterhaltung dem Thiere gegenüber steigert, ist das Organ des Geistes, die Sprache, wodurch er das Vermögen gewinnt, seine individuellen Erfahrungen anderen mitzutheilen. Die menschliche Selbsterhaltung operirt nicht mit der beschränkten Erfahrung des Individuums, sondern mit der unendlich reicheren des ganzen Geschlechts. Dies ist möglich, ohne daß der individuelle Egoismus eine höhere Stufe (die des Sittlichen) beschritte." (B. II S. 198.)

„Zum Sittlichen steigert er sich erst, wenn er die Einsicht gewinnt, daß seine individuelle Selbsterhaltung durch seine gesellschaftliche bedingt ist. Das ist der entscheidende Punkt, wo das Sittliche durchbricht. Nicht also der Uebergang vom Thier zum Menschen, an den die individualistische Theorie das Auftreten desselben knüpft, ist der Punkt, wo das Sittliche in der Schöpfung auftritt — damit ist dasselbe potentiell, aber noch nicht aktuell gesetzt — sondern diesen Punkt bildet der Uebergang vom Individuum zur Gesellschaft. Das Sittliche ist nicht das Werk der Natur, welche den natürlichen Menschen in die Welt gesetzt hat, so daß der Mensch es bereits fertig mit zur Welt brächte, sondern das Werk der Geschichte, welche aus dem natürlichen den geschichtlichen d. i. gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Menschen bildet, der Geschichte, welche die Natur ablöst, um ihr Werk ganz in ihrem Sinne und Plane fortzusetzen und den Gedanken der Selbsterhaltung auch in Bezug auf die Gesellschaft zu verwirklichen."

Ich habe diese Stellen ihrem Wortlaut nach reproducirt, weil sie die Grundansicht des Verfassers mit wünschenswerther Deutlichkeit erkennen lassen.

Das Sittliche beruht danach nicht auf einer angeborenen Naturanlage des Menschen, und das Bewußtsein desselben ist nicht Ergebniß einer Selbstbesinnung des Menschen, sondern es erscheint als ein Produkt der geschichtlichen Entwickelung. Das Sittliche enthält nicht einen dem Menschen mit auf den Lebensweg gegebenen inneren Maßstab des Rechten und Guten; es giebt überhaupt keinen allgemeingültigen Maßstab solcher Art, sondern der thatsächliche Verlauf der geschichtlichen Entwickelung entscheidet über den jedesmaligen stets relativen Inhalt dessen, was recht und gut ist und die sittlichen Normen bestimmt. Der Maßstab, welcher über den sittlichen Charakter dieser Normen entscheidet, ist selbst relativ und wechselnd, er ist in jedem Stadium der geschichtlichen Entwickelung lediglich durch das Wohl der Gesellschaft bedingt, welches natürlich davon abhängt, wie sich die Gesellschaft in jedem Stadium ihrer Entwickelung gestaltet hat, wie die jeweiligen Bedürfnisse ihrer Mitglieder beschaffen sind. Alle sittlichen Normen sind Niederschläge der historischen Erfahrung, keine ist dem Menschen durch ein angeborenes sittliches Gefühl vorgezeichnet, sondern auch das sittliche Gefühl, das Gewissen, erscheint umgekehrt stets als ein Product des geschichtlich Gewordenen. „Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, wo die Medicin und Naturwissenschaft in den verschiedenen Zersetzungsprocessen des organischen Körpers: der Eiterbildung, Fäulniß, Gährung, dem Schimmeln, Verwesen u. s. w. von innen heraus (spontan) erfolgende Vorgänge erblickte. Inzwischen hat die Wissenschaft mit Hülfe des Mikroskops den Nachweis erbracht, daß alle jene Processe von außen durch Aufnahme der dem unbewaffneten Auge nicht wahrnehmbaren in der Luft schwebenden Pilze und Sporen hervorgerufen werden. Das Phänomen, um das es sich bei der Frage vom sittlichen Gefühl handelt, ist ganz dasselbe. Auch die sittlichen Wahrheiten schweben gleich jenen Sporen in der uns umgebenden Luft und wir athmen sie ein, ohne uns dessen bei der Allmählichkeit und Unmerklichkeit dieser Aufnahme bewußt zu werden." Das Sittliche verhält sich also auch in dieser Beziehung nicht anders wie ein Naturproduct, dessen jedesmalige Gestaltung von dem Laufe abhängt, den die Entwickelung der Geschichte thatsächlich genommen hat. Es giebt in der Natur des Menschen kein Correctiv, welches etwaige Abirrungen und Verkehrtheiten der that-

Digitized by Google

sächlich geschehenden Entwickelung signalisiren und bemerkbar machen könnte. Solche Abirrungen können überhaupt nicht vorkommen, denn der thatsächliche Geschichtsverlauf ist ja die oberste Instanz, welche über Inhalt des sittlichen Gefühls und der sittlichen Normen in jedem Entwickelungsstadium der Menschheit allein entscheiden soll.

Dies ist der Sinn der „realistischen" oder „geschichtlichen" Ethik des Verfassers gegenüber der von ihm als abstract und ungeschichtlich verworfenen bisherigen sogenannten „nativistischen Theorie", welche das Sittliche aus einer angeborenen Naturanlage des Menschen abzuleiten sucht. Alle sittlichen Normen erscheinen von dem neuen Gesichtspunkte aus als „gesellschaftliche Imperative". Die Ethik ist nichts als „der wichtigste Zweig der socialen Politik". „Der Mensch ein ζῶον πολιτικόν." „Die Staatsgewalt ist in erster Linie als Vertreterin des Sittlichen berufen, das Sittliche zu fördern und zu verwirklichen." Die Gesellschaft bildet „den Angelpunkt" der gesammten ethischen Auffassung Iherings. Alle drei von demselben aufgeworfenen Kardinalfragen der Ethik führen auf sie zurück. „Was ist die Quelle der sittlichen Normen? Die Gesellschaft. Was der Zweck derselben? Die Gesellschaft. Was die Erzeugerin des sittlichen Willens? Die Gesellschaft."

Wie nun „das Wohlsein" den wesentlichen Inhalt des Individuallebens bildet, als eine Prämie, welche die Natur auf die Selbsterhaltung gesetzt hat, so wird auch der wesentliche Inhalt des gesellschaftlichen Lebens nur durch denselben allgemeinen Gedanken des Wohlseins überhaupt bestimmt gedacht, welcher natürlich ein wechselnder ist, je nach den wechselnden Bedürfnissen der Gesellschaft. „Der gesellschaftliche Eudämonismus ist das Princip des Sittlichen." Das Wohlsein der Gesellschaft aber wird durch das bestimmt, „was der Gesellschaft nützt". Es ist mithin „das gesellschaftlich Nützliche", das Gemeinnützige, was durch das sittliche Handeln realisirt werden und die inhaltliche Erfüllung des objectiven Zweckes bilden soll, dem die Ethik dient. „Die Dauer und das Gesammtwohl sind die Kriterien des gesellschaftlich Nützlichen".

Der Verfasser selbst bezeichnet seine Theorie als „gesellschaftlichen Utilitarismus".

Natürlich gestalten sich die Grundbegriffe der sittlichen Welt im Lichte dieses Utilitarismus ganz abweichend von der bisherigen Auffassung.

Der Gegensatz von gut und böse erscheint nicht mehr, wie bisher als ein objectiver, dem ein subjectives Unterscheidungsvermögen, das Gewissen, entspräche, sondern dieser Gegensatz wird lediglich „durch die Beziehung der Dinge zu den Zwecken des Menschen bestimmt". Das sitt-

Digitized by Google

liche Urtheil erscheint als ein „Zweckurtheil". „Gut im sittlichen Sinne ist, was erfahrungsmäßig den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, böse, was sie hindert" (Bd. II. S. 214), „Der alleinige Maßstab des Sittlichen ist Verwendbarkeit für die Zwecke der Gesellschaft." „Von schlechthin gut und böse können wir nur sprechen, indem wir die gewöhnliche Gestaltung unserer Bedürfnisse und Zwecke zu Grunde legen," und „mit dem Bedürfniß wechselt der Maßstab desselben". Daraus folgt, daß „gut und böse im physischen und im sittlichen Sinn auf ein und derselben Linie steht". „Tugend ist Tauglichkeit für einen bestimmten Zweck." „Sie hat keinen Werth an sich." Zweck und Motiv fallen auseinander. Wenn das Sittliche nicht mehr seines Eigenwerthes halber befolgt werden soll, wenn es nicht mehr Selbstzweck ist, so erscheint jener Eigenwerth auch nicht mehr als Motiv des sittlichen Willens. „Pflichtbegriff ist Bestimmungsverhältniß der Person für die Zwecke der Gesellschaft. In der Pflicht liegt die Bestimmung für etwas, d. h. durch die Pflicht soll ein außer ihr belegener Erfolg erreicht werden." „Es giebt keine Pflicht um der Pflicht willen." Die bisherige Ansicht, welche den Werth des Sittlichen in der Befriedigung findet, welche das sittliche Handeln gewährt, und welche die verbindliche Kraft des Sittengesetzes aus dem Werthgefühle der sittlichen Selbstachtung ableitet, wird von Ihering lebhaft bekämpft. Er bestreitet, daß das Sittliche überhaupt ein Gut sei. „Man frage sich unbefangen, ob die Beschränkung unserer natürlichen Triebe, welche das Sittengesetz uns auferlegt, geeignet ist, unser Lustgefühl zu erhöhen. Grade im Gegentheil: Wie mühsam hat der Mensch mit sich zu kämpfen, um den Einklang mit sich selber, den die Natur ihm von vorn herein in seinem sinnlichen Dasein gewährt hat, und den das Sittengesetz ihm stört, wieder herzustellen! Und doch, wenn er alle Anstrengungen zu dem Zwecke aufgeboten hat, wie oft wird er sich gestehen müssen, daß das Glück, das er auf diese Weise wieder gewonnen hat, mit dem des Kindes oder des Naturmenschen kaum einen Vergleich aushält. Man täusche sich nur nicht über das wahre Sachverhältniß. Die Frage lautet nicht: gehört, das Dasein des Sittengesetzes vorausgesetzt, die Befolgung zum vollen Glück des Menschen, zur Herstellung des inneren Friedens? sondern: würde das menschliche Glück durch das Fehlen des Sittengesetzes eine Einbuße erleiden? Das Wohlbefinden eines Menschen, dem ein hohler Zahn heftige Schmerzen verursacht, wird zweifellos gehoben, wenn er sich den Zahn ausziehen läßt, aber darum wird man doch einen hohlen Zahn nicht für eine Quelle gesteigerten Glückes erklären. Die Idee, daß die Natur den Menschen, lediglich um ihm eine zweite Quelle des Glückes zu erschließen, mit dem Sittengesetz

Digitized by Google

ausgerüstet habe, ist um nichts besser als dieselbe Annahme beim hohlen Zahn. Als ob die Natur, wenn es ihre Absicht gewesen wäre, dem Menschen ein möglichst hohes Maß des Glückes zuzuwenden, dies nicht in viel wirksamerer Weise hätte bewerkstelligen können! Sie hätte ihm nur einen Sinn oder eine vollkommenere Organisation seines Körpers, Geistes oder Gemüths zu gewähren oder ihm negativ nur Schmerzen und Schwäche zu ersparen brauchen. Statt dessen wirft sie mittelst des Sittengesetzes den Zwiespalt in seine Seele, dem reinen Accord desselben fügt sie die Dissonanz hinzu, die, wenn es ihm nicht gelingt, sie aufzulösen, den Einklang stört, und wenn sie aufgelöst wird, ihn um nichts besser stellt, als wenn die Saite, von der sie erklang, in seiner Seele von Anfang an gar nicht aufgezogen worden wäre." (B. II S. 149.)

Diese Stelle beweist mit zweifelloser Evidenz, wie ernst Ihering es mit seiner Behauptung nimmt, daß das bloße, an sich farblose Wohlsein, das Wohlsein à tout prix, den vollen Inhalt des menschlichen Individuallebens bilde, und daß der Mensch eben deßhalb unwürdig sei, als Zwecksubject des Sittlichen zu gelten. Das Sittliche erscheint nach dieser Auffassung lediglich als Mittel zur Herbeiführung eines außer ihm selbst belegenen Zweckes, des Wohlseins der Gesellschaft, und auch dieses letzte Ziel entbehrt jeder näheren specifisch inhaltlichen Bestimmung. Wohlsein der Gesellschaft und Werth des Sittlichen fallen auch hier völlig auseinander. Sie verhalten sich wie Zweck zum Mittel. Das neue System predigt einen Eudämonismus der Gesellschaft, dessen Zweck ein Wohlsein ist, das die Mittel heiligt.

Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, der überall das geschichtlich Gewordene als die oberste Instanz hinstellt, welche über den Inhalt des Sittlichen zu entscheiden hat, so hätte der Verfasser, seinem Principe und der von ihm als Norm hingestellten empirischen Methode getreu, seine Untersuchungen auf einer breiten geschichtlichen Basis eröffnen müssen, denn alles, was sich im Laufe der Zeiten an sittlichen Normen gebildet hat, muß ihm in Betreff der Begriffsfestsetzung des Sittlichen als gleichwerthig erscheinen, weil alles sich in gleichem Maße als relativ berechtigt darstellt. Er beschränkt sich jedoch in dieser Beziehung auf gelegentliche Prüfung der Worte, welche die Sprache bei den verschiedenen Völkern zur Bezeichnung der sittlichen Begriffe ausgebildet hat. In der Hauptsache zieht er nur diejenigen „socialen Imperative" in Betracht, welche ihm das Leben der Gegenwart darbietet, um sie der Kritik vom Standpunkte seines socialen Utilitarismus zu unterwerfen und sie demnächst als Bausteine zu seinem ethischen Neubau zu verwerthen.

Digitized by Google

Er unterscheidet auf Grund seiner sprachlichen Untersuchungen vier Hauptarten gesellschaftlicher Imperative: die Mode, die Sitte, das Recht und die Moral.

Die Mode ist eigentlich nur der Vollständigkeit halber in die Darstellung aufgenommen. Eine ethische Bedeutung wird ihr nicht beigemessen, sie wird vielmehr lediglich aus dem Bestreben der höheren Bevölkerungsklassen erklärt, etwas vor den unteren voraus haben zu wollen.

Von höchster Wichtigkeit aber erscheint dem Verfasser die Sitte. Es bedurfte in der That kaum der Berufung auf die sprachliche Ableitung des „Sittlichen", um dies vom Ihering'schen Standpunkte aus vollkommen begreiflich erscheinen zu lassen. Hier, bei der Betrachtung und Würdigung der thatsächlich aufgetretenen Formen der Sitte geräth der Verfasser aus den abstracten Höhen der begriffsmäßigen Construction in sein eigentliches Element, in dem er gründlich zu Hause ist. Diesem Gegenstande, insbesondere den Umgangsformen, widmet er eine ganz besondere Sorgfalt. Hier entfaltet sich seine für alle Feinheiten der Gestaltung im Einzelnen empfängliche Beobachtungsgabe, sein bewährter juristischer Scharfsinn und seine brillante Charakteristik des Besonderen und Eigenthümlichen im vollen Umfange und im vollen Glanze. In diesem umfangreichsten Theile des zweiten Bandes (S. 238 bis 716), wo der Gegenstand noch nicht einmal zu Ende gebracht ist, wird uns in übersichtlicher und ansprechender Form eine breite Fülle interessanten Stoffes vorgeführt, dessen Zusammenstellung und Gliederung jedenfalls eine bedeutende Leistung von bleibendem Werthe ist, mögen die Grundgedanken des geistreichen Verfassers sich als haltbar erweisen oder nicht.

Der knapp zugemessene Raum gestattet mir leider nicht, hier auf die Einzelnheiten dieser nach Form und Inhalt meisterhaften Darstellung näher einzugehen, wozu der auf die Kritik der Grundgedanken der neu aufgestellten Theorie des Verfassers gerichtete Zweck dieser Abhandlung um so weniger Veranlassung bietet, als bereitwillig anerkannt wird, daß den Hauptgesichtspunkten der neuen Theorie innerhalb des engeren Gebietes der Sitte allerdings eine sehr umfassende Geltung beigemessen werden muß, nämlich der Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und der Rücksicht auf das gesellschaftlich Nützliche. Die Sitte ist ja in der That ein geschichtlich Gewordenes, bei dessen Gestaltung nicht immer die in der menschlichen Naturanlage begründeten sittlichen Regungen als das ausschlaggebende Moment mitgewirkt haben, sondern vielfach auch andere, durch Zeit und Umstände bedingte Rücksichten mehr äußerlicher, oft sogar rein zufälliger Art. Die Sitte bezweckt überdies in der Hauptsache grade das, was der Verfasser als das Maßgebende und Ent-



Digitized by Google

scheidende der ganzen Ethik hinstellt: die Regelung der Formen des geselligen Zusammenlebens der Menschen und das Wohl und Gedeihen des gesellschaftlichen Verbandes als solchen. Man trifft nahezu, wenn auch nicht vollständig, das Richtige, wenn man das gesellschaftlich Nützliche hier im Sinne des Verfassers als obersten Maßstab hinstellt. Dieser, die „Theorie der Sitte" betreffende, umfangreichste Theil erscheint daher als der bestbegründete des ganzen Buches, den niemand ohne hohen Genuß lesen und ohne reiche Belehrung aus der Hand legen wird. Derselbe bietet jedoch eben deßhalb den geringsten Anlaß zu kritischen Bedenken, und, so groß die Verlockung ist, sich in das interessante Detail desselben zu vertiefen, so werde ich ihn doch im Interesse der Kürze und Uebersichtlichkeit hier nur in soweit in Betracht ziehen, als dies der Zweck der Beleuchtung und Beurtheilung der Gesammtansicht des Verfassers, welcher ich mich nunmehr zuwende, dienlich und nothwendig erscheinen läßt.

Die Gesammtansicht des Verfassers wurzelt in dem Grundgedanken: *Der Zweck ist der Schöpfer der ganzen Moral.*

Es fragt sich zunächst: was versteht der Verfasser hier unter „Zweck"?

Der Zweck an sich ist weder ein lebendiges Wesen noch eine reale unpersönliche Macht. Er ist *kein selbstständiges Wirkliches*, sondern lediglich ein *Allgemeinbegriff*, den wir aus der Beobachtung des eigenen Seelenlebens abstrahirt haben. Das eigene Seelenleben ist daher die reale Basis, deren Betrachtung uns allein in zutreffender Weise über Sinn und Bedeutung des davon abstrahirten Zweckbegriffs aufklären kann.

Einer der wichtigsten Factoren des menschlichen Seelenlebens ist bekanntlich *das Wollen*, welches auf der Fähigkeit des Menschen beruht, sich Vorstellungen über künftige Ereignisse zu machen und auf dem Bewußtsein der Fähigkeit, durch eigene Thätigkeit in den Lauf dieser Ereignisse eingreifen und deren Richtung in einer Weise bestimmen zu können, welche den Neigungen und Wünschen des Wollenden mehr oder weniger entspricht. Was dem Menschen *wollenswerth* erscheint, das will er, das bestimmt die Richtung und den Zweck seines Wollens. Man kann daher bei jedem Zwecke, den der Mensch hat, ein *inhaltliches* und ein *formales* Moment unterscheiden, nämlich *das, was der Mensch will, und den formalen Character der Zwecksetzung überhaupt. In dem Allgemeinbegriffe Zweck kommt nur allein dieses letztere formale Moment der Zwecksetzung zum begrifflichen Ausdruck, weil man bei der Bildung dieses Allgemeinbegriffs von den besonderen Inhalten absieht, welche den Gegenstand der Zwecksetzung in jedem concreten Falle bilden.* Der „Zweck" als solcher ist daher ein *Formalbegriff*, der weiter nichts enthält als

Digitized by Google

die allgemeine Schablone des bewußten Wollens, als das formale Merkmal des bewußten Wollens überhaupt, welches in der Fähigkeit des Menschen besteht, sich in seinem Wollen nach Vorstellungen zu bestimmen, die er sich über künftige Ereignisse bildet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Formalbegriff des Zwecks unterschiedslos auf *Alles* anwendbar ist, was der Mensch nur irgend wollen kann, mag es recht oder unrecht, sittlich oder unsittlich sein. Es leuchtet daher ein, daß der formale Allgemeinbegriff des Zwecks nicht das characteristische Merkmal dessen enthalten kann, was recht oder unrecht, sittlich oder unsittlich ist, daß vielmehr das Merkmal des Sittlichen *nur in dem Gebiete der besonderen Inhalte* belegen sein kann, welche den Gegenstand möglicher Zwecksetzung bilden können, also in einem Gebiete, welches bei der Bildung des Allgemeinbegriffs „Zweck" völlig außer Acht bleibt, denn zweckmäßig kann, seiner formalen Natur nach, auch das sittlich Indifferente und das Unsittliche sein.

Schon diese einfache Vorerwägung läßt unschwer den Hauptmangel des Ihering'schen Zweckprincips erkennen. *Dieses Zweckprincip ist ein reines Formalprincip, welches den Inhalt dessen gar nicht berührt, was das Wesen des Sittlichen ausmacht.*

Indem Ihering den Zweck, die reine Form des bewußten Wollens, zum Princip der Ethik macht, leugnet er die specifische Natur des *Sittlichen* und schiebt an Stelle des Sittlichen einen ganz neuen Begriff ein, den des *Zweckmäßigen*, der etwas ganz anderes bedeutet als das *Sittliche*, und wenn derselbe trotzdem den Namen des Sittlichen beibehält und auf sein neues Princip überträgt, so erscheint das vorläufig als eine Usurpation, welche sich nur aus dem gerechtfertigten Bestreben erklärt, die Achtung, welche sich an den bisherigen Begriff des Sittlichen knüpft, thunlichst für das neue Princip der Zweckmäßigkeitslehre in Anspruch zu nehmen. Aber durch diese Namensvertauschung dürfen wir uns nicht beirren lassen. *Die Substituirung des Zweckmäßigen an Stelle des Sittlichen ist und bleibt der Kernpunkt der neuen Ethik R. von Iherings.*

Dieser Gedanke ist an sich nicht neu. Er ist sowohl im Laufe der geschichtlichen Entwickelung als auch in der Gegenwart öfter und stets um so energischer hervorgetreten, je mehr man sich von den idealen Zielen des Lebens abwandte und seine Befriedigung hauptsächlich in der Lösung practischer Aufgaben industrieller, technischer oder rein fachwissenschaftlicher Art zu suchen pflegte, welche den Geist anregen und unterhalten, ohne ihn über das Alltägliche zu erheben. In solchen Zeiten geistiger Ebbe pflegt sich meist die Rücksicht auf das Mein und Dein in den Vordergrund des



Digitized by Google

Interesses zu drängen, und nur die Berechnung eines wohlverstandenen Egoismus auch den tieferen sittlichen Beweggründen kluge Beachtung zu schenken. Das Sittliche rubricirt sich in der Auffassung der Empiriker dieses Schlages leicht unter den Begriff des bloß Nützlichen und Zweckmäßigen. Es liegt uns jedoch ferne, den Ursprung der Zweckmäßigkeitslehre des Verfassers in einer so niederen Manchester-Gesinnung zu suchen. Verstehen wir ihn recht, so ist seinem Geschmacke nichts antipathischer als das Manchesterthum. Seine Grundtendenz ist vielmehr eine idealistische. Er will die Fahne des Idealismus hochhalten, er will den edleren Regungen des Menschenherzens in vollem Maße Rechnung tragen — aber, wie der Materialist die Wunder der Schöpfung aus Kraft und Stoff zu deduciren sucht, so will Ihering die sittlichen Motive und die sittliche Gesinnung, deren Thatsächlichkeit er nicht beanstandet, aus dem leeren Princip des Zwecks und der von ihm als ursprünglich hypostasirten egoistischen Grundform alles Wollens ableiten. Es ist mehr theoretische Schwärmerei als realistische Denkart, welche ihn bestimmt, die Elemente seines ethischen Neubaus in dem trüben Grunde eines Realismus zu suchen, der gänzlich außerhalb der sittlichen Sphäre belegen ist. Es ist das Haschen nach einem einfachen Princip, welches ihn ein einseitiges finden ließ. Dieses einseitige Princip ergreift er dann mit einer Zuversicht, die aller Gründe spottet, mit einer Ausschließlichkeit, die kein anderes Interesse mehr kennt, als den systematischen Ausbau auf der einmal statuirten Grundlage.

Neu und eigenartig ist daher dieses Ihering'sche Zweckprincip dennoch, obwohl es in der Hauptsache einen alten Irrthum wiederholt. Neu und eigenartig in seinem systematischen Ausbau, und in Anbetracht der geistigen Bedeutung seines Urhebers wohl werth einer sorgsamen Prüfung. Es sind überdies nicht bloß geistreiche Gedanken eines geistreichen Mannes, um die es sich dabei handelt, sondern es sind weitverbreitete, das Zeitbewußtsein in großem Umfange beherrschende Strömungen, denen der Verfasser bei der Aufstellung seiner neuen Theorie bewußt oder unbewußt folgt, und welche sich hier wie in einer systematischen Sammellinse vereinigen. „Ich habe", so erklärt der Verfasser selbst B. II S. 173, „die Luft meiner Zeit eingeathmet, ohne im Stande gewesen zu sein, über jeden Athemzug Buch zu führen, ich weiß nur, daß ich alles, was ich geben werde, der Zeit verdanke, in der ich lebe, und ich fühle mich nur als den Punkt, in dem der Gedankenstoff der Zeit vorübergehend persönliche Gestalt angenommen hat."

Aber der Gedankenstoff der Zeit, mag er enthalten, was er wolle, ist nicht über der Kritik erhaben. Er ist wie alle Produkte menschlicher Geistesarbeit dem Irrthum unterworfen, und wir werden alsbald sehen,

Digitized by Google

daß es im Wesentlichen Verirrungen des Zeitgeistes sind, welche in der neuen „geschichtlich gesellschaftlichen Theorie" ihren Ausdruck gefunden haben.

Zu diesen landläufigen Verirrungen gehört in erster Linie das jetzt vielfach mit erneutem Eifer auftretende Bestreben, alles Wirkliche, oder bestimmte Gebiete desselben, auf einfache Principien zu reduciren, und in diesen die concentrirte Bedeutung der in dieselben hineinprojicirten Inhalte enthalten zu wähnen. Es ist ein althergebrachter Fehler philosophischer Speculation, der dieser Verirrung zu Grunde liegt. Indem man die logische Ueber- oder Unterordnung der Gedanken mit sachlicher Erkenntniß verwechselte, suchte man die letzten erklärenden Principien der Dinge in den übergeordneten Allgemeinbegriffen, welche zwar dem Denken zum Zwecke der Uebersicht und Orientirung unentbehrlich, doch ihrem Wesen nach bloße Schemata des Denkens und Vorstellens sind, ohne an sich etwas Wirkliches zu bedeuten. Dieser Fehlgriff hat stets dazu gedient, die Speculation von dem Leben und der Wirklichkeit abwendig zu machen, denn jene allgemeinsten Begriffe sind zugleich die allerärmsten und inhaltleersten. Sie bezeichnen gemeinsame Charaktere des Inhalts oder der Form der concreten Wesen oder Ereignisse, in denen der specifische Sinn und inhaltliche Reichthum dieser nicht mehr erkennbar ist. Erhebt man solche Allgemeinbegriffe wie den der Substanz oder des Absoluten, des Seins, des Werdens ꝛc. zu obersten Principien philosophischer Welterklärung, so artet letztere leicht in abstracte systematische Gedankenconstruction aus, welche allenfalls das logische Gerippe des inneren Zusammenhangs unserer Gedanken, nicht aber Sinn und Bedeutung der concreten Wirklichkeit, zum Ausdruck bringen.

Ein solcher leerer Allgemeinbegriff ist auch der „Zweck", den der Verfasser als Princip der Moral hinstellt.

Es ist zwar ein großer und bedeutsamer Gedanke, der den offenbaren Impuls zu dieser Aufstellung gegeben hat, es ist der lebenskräftige Grundgedanke des Idealismus, der Gedanke, daß es der Geist ist, der sich seine Welt baut. Der Geist in seiner activen Bethätigung. Der Geist, der sich in seinem bewußten Wollen über den Mechanismus des blinden Naturwirkens erhebt. Aber dieser an sich so bedeutsame und gesunde Gedanke erstarrt sogleich in der abstracten Formulirung, in deren Fesseln ihn der Verfasser bannt. In dem leeren Allgemeinbegriffe des Zweckes kommt der volle Inhalt des geistigen Princips, welches hier dem Naturmechanismus gegenübergestellt werden soll, auch nicht entfernt zum Ausdruck. Es ist nur die leere Form des bewußten Wollens welche in der Statuirung des Zweckprincips der leeren Form des mechanischen Wirkens entgegen-

Digitized by Google

gesetzt wird. Diese Gegenüberstellung läßt die Prävalenz des Zweckprincips noch keineswegs erkennen. Im Gegentheil. Wenn man das Wesen des Geistes lediglich in dem Formalprincipe des Zwecks enthalten wähnt, und ganz von den inhaltlichen Motiven absieht, welche den Geist zum Wollen antreiben und sich in der Form bewußter Zweckthätigkeit entfalten sollen, so drückt man den Werth dieser Form auf das Niveau des Mechanismus herab. In dem Allgemeinbegriffe „Zweck" liegt an sich noch gar kein Hinweis auf die inhaltvollen Güter, welche erfahrungsmäßig durch die bewußte Zweckthätigkeit des Menschen realisirt werden können, ebenso wie der Begriff des Mechanismus an sich noch keinen Hinweis auf die Bedeutung des mannigfachen Geschehens erkennen läßt, welches sich in der Form mechanischer Causalität vollzieht, oder auf die Bedeutung, welche der Einrichtung der allgemeinen Naturgesetzlichkeit in dem Ganzen des Weltprocesses zukommt. Es sind bloß zwei verschiedene Formen des Geschehens, welche hier einander gegenübergestellt werden, aber die wahre Bedeutung alles Geschehens liegt nicht in der Form, wie es geschieht, sondern in dem Inhalte dessen, was geschieht.

Stellen wir uns ganz vorurtheilsfrei auf den Boden der Erfahrung und überblicken von hier aus die Summe alles Geschehens, welches sich unserer Wahrnehmung darbietet, so scheidet sich dasselbe in zwei wesentlich verschiedene Arten. Wir unterscheiden zwischen den eigenen Erlebnissen und den Vorgängen in der Außenwelt, deren Einwirkungen wir in der Form sinnlicher Empfindungen erfahren. In den ersteren concentrirt sich das ganze Interesse unseres Lebens, während die letzteren an sich indifferent erscheinen und unser Interesse nur mittelbar insoweit erregen, als sie den Lauf unseres Lebens beeinflussen. Alle Vorgänge der ersteren Art, und die letzteren, insoweit sie uns berühren, erregen uns ein bestimmtes, inhaltlich sehr verschieden qualificirtes Gefühl des Wohl oder Wehe, je nachdem sie unserer geistigen Naturanlage entsprechen oder ihr widerstreiten. In dieser wurzeln all unsere Lebensinteressen Die inhaltliche Natur des Geistes ist das lebendige Quellgebiet, dem alle Zwecke entspringen, welche wir uns setzen. Es ist der unabsehbare Reichthum, die Höhe und Tiefe der sich hier offenbarenden Werthe und Interessen, welche die Prävalenz des geistigen Geschehens gegenüber allen Naturvorgängen bedingen. Es sind die Ideale des Geistes, welche sich in der Form des bewußtens Wollens und der Zwecksetzung verwirklichen, und welche eben der bewußten Zweckthätigkeit den höheren Werth verleihen, welchen diese in unseren Augen vor der Form des mechanischen Wirkens auszeichnen. Es sind die in der menschlichen Naturanlage begründeten und durch die Schule des Lebens und die Arbeit der Wissenschaft

Digitized by Google

entwickelten Ideale des Geistes, welche die Zwecke des Geistes adeln, und dem Formalbegriffe Zweck diejenige inhaltliche Ergänzung beifügen, welche dessen eigenthümlichen Werth gegenüber der Form des bloß mechanischen Geschehens bedingt.

Diese inhaltliche Ergänzung fehlt dem Ihering'schen Zweckprincipe. Der Verfasser übersieht bei dessen Aufstellung die Hauptsache, die Natur des Menschen und die Lebensinhalte, welche durch die Zweckthätigkeit des Menschen realisirt werden sollen. Indem er den „Zweck" als oberste Wirklichkeitskategorie hinstellt, hat er lediglich die Form des zweckmäßigen Wollens im Sinne, ohne der Inhalte zu gedenken, welche dieser Form ihren eigenthümlichen Werth zu verleihen bestimmt sind. Diese Unterlassung ist der principielle Mangel, der seinen Grundgedanken entwerthet. Nur weil er von diesem Inhalte abstrahirt, erscheint ihm der Zweck überall wo er Spuren desselben, sei es im Menschenleben, sei es in der Natur, zu entdecken glaubt, als gleichwerthig. Nur deßhalb konnte er auf den seltsamen Einfall kommen, die drei angeblichen Hauptmomente des Zweckbegriffs aus der Beobachtung des Thierlebens zu entnehmen, als dem angeblich einfachsten Beispiele, wo der Zweck zuerst in der Natur hervortreten soll. Aus dem Thierleben, von dem wir durch unmittelbare Erfahrung gar nichts wissen, über welches wir vielmehr nur unbestimmte Vermuthungen hegen können. In der That sind diese drei Momente, die Fähigkeit zur Selbstbestimmung, das Vorhandensein eines Grundes der Zweckbestimmung im Subject und die Beziehung des Zwecks auf das eigene Selbst des Wollenden, lediglich Momente der Form, welche nur die formale Seite des Zweckbegriffs zum Ausdruck bringen, welche an sich noch gar keinen Hinweis auf das enthalten, was möglicherweise den Inhalt der gewollten Zwecke bilden könnte. Die Inhalte des Gewollten erscheinen hier nur als nebensächliche gleichgültige Beispiele.

In Wahrheit sind es die Inhalte allein, welche über Werth und Bedeutung der gewollten Zwecke entscheiden.

Nur in dem Inhaltsgebiete dessen, was der Mensch möglicherweise wollen kann, ist das Merkmal des Sittlichen oder Unsittlichen zu suchen. Hier, wie überall, ist der Inhalt die Hauptsache und die Form das Nebensächliche. Dieses Sachverhältniß kehrt Ihering durch die Aufstellung seines Zweckprincips gradezu um. Die Form des zweckmäßigen Wollens ist bei ihm Ein und Alles. Aus der Betrachtung dieser Form allein sucht er das specifische Charakteristicum des Sittlichen zu deduciren. Die eigenartige Natur des Subjects, welches sich selbst bestimmt, indem es Zwecke setzt, und welches die Inhalte der Zwecke, welche es sich setzt, doch nur aus seiner irgendwie bestimmten Wesensnatur schöpfen kann,

Digitized by Google

bleibt dabei vorläufig ganz außer Acht. Das dritte Moment der Form: die Beziehung des Gewollten auf das eigene Selbst des Wollenden, erscheint Ihering bei der Aufstellung seines Princips als allein wesentlich und entscheidend.

Diese Beziehung des Gewollten auf das eigene Selbst des Wollenden ist aber als reines Moment der Form an sich ganz indifferent für die Beurtheilung der sittlichen Qualität des Gewollten. Sind es sittliche Motive, die den Wollenden bestimmen, sei es Liebe zum Guten, sei es Dankbarkeit oder Rücksicht auf das Wohl anderer Personen ꝛc., so sind die gewollten Zwecke sittlich. Sind es unsittliche Motive, sei es sinnliche Lust, Trägheit, Selbstsucht oder Bosheit ꝛc., so sind die gewollten Zwecke unsittlich. Beiden Arten, und allen Zwecken überhaupt, gemeinsam ist die Form ihrer Beziehung auf das eigene Selbst des Wollenden, dessen Zwecke sie sind. In allen Fällen entspringen die Inhalte der gewollten Zwecke aus der Natur des Wollenden, und nur diese Inhalte, nicht die leere Form der Zwecksetzung, unterliegen der sittlichen Beurtheilung. Wollen wir daher das charakteristische Merkmal des Sittlichen suchen, so können wir es nicht in dem leeren Allgemeinbegriffe „Zweck", nicht in der bloßen Form der Zwecksetzung, welche stets die Beziehung auf das eigene Selbst des Wollenden in sich schließt, finden, sondern wir können es nur aus einer unbefangenen Betrachtung der Natur des Menschen ableiten, welcher die Zwecke setzt, welcher das zwecksetzende Subject ist, aus der Würdigung der Lebensinhalte, in denen sich die Natur des Menschen offenbart und entwickelt.

Hätte der Verfasser, seiner ausgesprochenen Untersuchungsmaxime getreu, bei der Aufstellung seines ethischen Grundprincips sich vorurtheilsfrei und unbefangen auf den Boden der Thatsachen gestellt, so hätte er an die Basis der unmittelbaren Selbstbeobachtung und an die Beobachtung des Menschenlebens überhaupt anknüpfen, und hier nach dem Merkmal des Sittlichen suchen müssen.

Statt dessen geht er mit einem Federstrich über dieses reiche und unerschöpfliche Gebiet hinweg. Er richtet sein Augenmerk nur auf die Form des zweckmäßigen Wollens, und verliert darüber das Interesse für die Vielgestaltigkeit der inhaltlichen Motive, welche den Menschen zur Zwecksetzung anregen. Er construirt, anstatt zu beobachten. Anstatt den Schwerpunkt seiner Untersuchung in die Betrachtung der Menschennatur zu verlegen und hier nach dem Kriterium des Sittlichen zu forschen, rubricirt er den Menschen unter den Allgemeinbegriff eines Subjects, dessen constituirende Merkmale er der Beobachtung des Thierlebens ent-

Digitized by Google

lehnt, und dessen Natur er durch die leere Formel: „Selbsterhaltung der eigenen Existenz" hinreichend und erschöpfend bestimmt denkt.

Diese leere Abstraction, diesen unvollständigen Allgemeinbegriff eines Subjectes, das seiner Natur nach durch nichts weiter bestimmt gedacht wird als durch den ihm innewohnenden Trieb zur Selbsterhaltung, substituirt er dem vollen Wesen des Menschen, wie ihn die unbefangene Beobachtung erkennen lehrt.

Diesen farblosen Subjectbegriff verbindet er dann mit seinem formalen Allgemeinbegriffe „Zweck", und entnimmt ihm eine inhaltliche Ergänzung seines Zweckprincips, welche allerdings ganz außerhalb der Sphäre des Sittlichen belegen ist. Denkt man sich ein Wesen, das, wie man es beim Thiere gewöhnlich, obwohl mit Unrecht, voraussetzt, gar keine anderen Lebensinteressen hat, als die stete Rücksicht auf Selbsterhaltung der eigenen Existenz, so reicht dessen Wollen überhaupt nicht bis an die Sphäre des Sittlichen hinan. Die dem Zwecke eigenthümliche Form der Beziehung des Gewollten auf das eigene Selbst ist hier lediglich natürlich. Die Zwecke eines solchen Wesens liegen außerhalb der sittlichen Beurtheilung, weil ein solches der sittlichen Naturanlage und der sittlichen Motive baar ist. Es ist ein gewaltsamer und verhängnißvoller Schritt des Verfassers, daß er, entgegen dem durch die einfachste Beobachtung oder Selbstbesinnung zu constatirenden Thatbestande, alle Motive, welche den Menschen zum Wollen bestimmen können und in dessen Naturanlage begründet sind, noch unter die Sphäre des Thierlebens hinabsteigend, ausnahmslos in die leere Formel „Selbsterhaltung der eigenen Existenz" hineinzwängt, und das Wesen aller dieser Motive durch den nichtigen Sinn dieser Formel hinreichend und erschöpfend bestimmt denkt.

Die falsche Sucht nach Vereinfachung des Princips läßt ihn hier die wichtigsten Thatsachen übersehen, welche für die Bestimmung des Sittlichen maßgebend sind. Eine verkehrte Zeitströmung zwingt seinen sonst so scharfblickenden Geist unwiderstehlich in ihre Bahnen. Die Ableitung aller organischen Existenzformen aus einer Urzelle, die Reduction alles Geschehens auf einfache Gesetze, diese Ideale exact-wissenschaftlicher Methode, welche das moderne Denken in weitem Umfange beherrschen, diese zeitgemäßen Schwärmereien sind es, deren verführerischer Glanz auch den zur Systematisirung stark inclinirenden Geist des Verfassers verblendet haben. Er schwelgt förmlich in dem triumphirenden Gedanken, die Hauptsätze der Ethik durch die Aufstellung seines Zweckprincips aus einem allgemeinen Gesetze der Selbsterhaltung abgeleitet zu haben, welches angeblich die ganze Natur beherrscht. Es fehlt ihm jedes Bewußtsein des

Digitized by Google

Opfers, welches er diesem abschließenden Gedanken seines Systems gebracht hat. Die Freude an der systematischen Glätte seines ethischen Neubaus übertäubt hier das Gewissen des Forschers. Es ist nicht eine gewissenhafte Berücksichtigung des thatsächlich Gegebenen, sondern ein Gewaltstreich der Construction, der den Verfasser hier bei der Feststellung der principiellen Grundlagen seines Systems bestimmt, indem er die abstracte Formel „Selbsterhaltung der eigenen Existenz" als den erschöpfenden Ausdruck alles persönlichen Seins hinzustellen, indem er den inhaltvollen Reichthum menschlicher Motive auf die eine Grundkraft des Egoismus zu reduciren sucht. Er schlägt damit den Thatsachen gradezu in's Gesicht, er setzt ein kahles Gespenst der Abstraction an die Stelle des vollen warmen Menschenlebens. Er zerstört in dem Bestreben, das Princip der Ethik zu vereinfachen, die erfahrungsmäßigen Grundlagen aller Ethik.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik.

Die wunderliche Begriffsverwirrung, die wir unserem zerfahrenen und veralteten Parteiwesen verdanken, bekundet sich nirgends so grell wie in der allgemein verbreiteten Meinung, daß unsere Jugend heute conservativer denke als die Alten. Die Einen freuen sich darüber, die Anderen klagen und suchen den Grund wohl gar in den Verführungskünsten reaktionärer Lehrer; aber die Thatsache selbst wird fast niemals bestritten. Und doch ist sie schlechthin unmöglich. Denn so lange die Welt steht hat die Jugend stets freier gedacht als das Alter, weil sie das glückliche Vorrecht besitzt mehr in der Zukunft zu leben als in der Gegenwart, und nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Naturgesetze heute mit einem male ihre Geltung verloren hätten. Wenn das heranwachsende Geschlecht sich von den Schlagwörtern des alten Liberalismus gleichgiltig abwendet, so beweist dies nur, daß eine neue Zeit mit neuen Idealen heraufsteigt. Diesen jungen Männern, denen die Sonne von Sedan die Kindheit bestrahlte, ist der Nationalstolz nicht mehr wie den Vätern eine in harter Arbeit erst erkämpfte Empfindung, sondern eine starke naturwüchsige Leidenschaft; sie singen ihr „Deutschland, Deutschland über Alles" Mann für Mann mit einer fröhlichen Zuversicht, wie sie unter den Aelteren nur vereinzelte starke Charaktere hegen konnten. Sie lassen den Streit um parlamentarische Rechte, der dem älteren Geschlechte oft Selbstzweck war, höchstens noch als Mittel zum Zwecke gelten. Ihr Ehrgeiz geht dahin, daß der junge Riese, der sich soeben erst den Schlaf aus den Wimpern geschüttelt, seine starken Arme nun auch brauchen solle um die Gesittung der Menschheit zu fördern und den deutschen Namen der Welt zugleich furchtbar und theuer zu machen. Darum ging es wie ein elektrischer Schlag durch die deutsche Jugend, als im August die Kunde kam, daß unsere Flagge auf der Küste von Angra Pequena und Camerun wehe, daß Deutschland den ersten bescheidenen aber entscheidenden Schritt auf den Bahnen selbständiger Colonialpolitik gewagt habe.

Digitized by Google

An die Stelle des alten Staatensystems, das durch die Schwäche der Mitte des Festlandes bedingt war, ist eine neue Staatengesellschaft getreten, die auf der Stärke Mitteleuropas ruht: Durch eine Friedenspolitik großen Stiles hat unser Reich die Mächte des Continents genöthigt, sich in diese veränderte Ordnung der Dinge zu finden, während unsere Gesetzgebung zugleich daran arbeitet, den socialen Unfrieden, der die Grundlagen aller Cultur bedroht, zu beschwichtigen. So erfüllt sich vor unseren Augen die Weissagung des Kronprinzen Friedrich: sein Staat solle dereinst noch so stark werden um den Frieden zu wahren aus Gerechtigkeit, nicht aus Furcht; und es ist nur ein nothwendiger Schritt weiter auf den Bahnen dieser Friedenspolitik, wenn Deutschland sich endlich anschickt an der großen Arbeit der expansiven Civilisation seinen gebührenden Antheil zu nehmen. Wie so viele geniale Ahnungen des sechzehnten Jahrhunderts erst in unseren Tagen ihre Erfüllung gefunden haben, so wird auch der stolze Ausspruch: il mondo è poco, der in den Tagen des Columbus noch wie Prahlerei klang, erst jetzt zur Wahrheit. Seit wir die Welt in elf Wochen umsegeln können, ist die Erde wirklich klein und ihre politische Zukunft dem ahnenden Blicke erkennbar geworden.

Mit voller Sicherheit läßt sich heute sagen, daß die Massenaristokratie der europäischen Völker und ihrer Abkömmlinge dereinst fast den gesammten Erdball beherrschen wird. Mögen China und Japan ihre alte eigenartige Civilisation mit einer starken Beimischung europäischer Culturelemente noch durch Jahrhunderte bewahren; mag in Vorderindien dereinst — was keineswegs sicher ist — aus dem Durcheinander unzähliger Stämme und Religionen eine selbständige indische Nationalität hervorgehen; mag endlich — was noch viel unwahrscheinlicher — der alte streitbare Islam, wenn er aus Europa vertrieben ist, sich in Vorderasien eine neue mächtige Staatenbildung schaffen: mit Ausnahme dieser Länder ist auf der weiten Welt kein Volk mehr zu finden, das der ungeheueren Ueberlegenheit der Waffen und des Handels der Europäer auf die Dauer zu widerstehen vermöchte. Der Damm ist zerstochen, unaufhaltsam muß sich der Strom der europäischen Colonisation über alle Nähen und Fernen des Erdballs ergießen, und erst das zwanzigste Jahrhundert wird in vollem Ernst von einer Weltgeschichte reden können.

Dafür ist freilich gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nirgends in der Natur entscheidet die räumliche Größe allein. Wie unsere kleine Erde, nach Allem was wir errathen können, das edelste Gestirn des Planetensystems bleibt, so wird auch dies alte vielgestaltige Europa, wie großartig auch der Weltverkehr sich ausbilden mag, in einer irgend absehbaren Zukunft immer das Herz der Welt bleiben,

Digitized by Google

die Heimath aller schöpferischen Cultur und darum auch die Stätte, wo die großen Machtfragen der Staatenwelt zuletzt entschieden werden. Alle Kolonien sind Propfreiser; ihnen fehlt die Jugend, das natürliche Wachsthum aus der Wurzel heraus. Erstaunlich wächst die Volkswirthschaft, wenn das reiche Capital und die geschulte Arbeitskraft eines Culturvolks sich plötzlich mit den Bodenschätzen einer jungfräulichen Natur berühren; doch die stille Sammlung des Geistes, die Mutter aller dauernden Werke der Kunst und Wissenschaft, kann in der athemlosen Hast des kolonialen Lebens nicht leicht gedeihen. Wie viel reicher als das kleine Mutterland waren die Kolonien Großgriechenlands und Siciliens von der Natur ausgestattet. Dort lag Sybaris, die Stadt des Genusses, dort Syrakus, die Millionenstadt der hellenischen Welt, dort Akragas, die schönste Stadt der Sterblichen, wie Pindar sie nennt, an Glanz und Pracht selbst Athen überstrahlend. Und doch wie gering erscheint der Antheil dieser reichgesegneten Lande an Allem was der griechischen Geschichte Werth und Inhalt giebt. Auch die Geschichte Nordamerikas, der größten aller Kolonien der modernen Völker, bestätigt nur die alte Erfahrung. Wunder über Wunder hat die wirthschaftliche Thatkraft dieser werdenden Nation schon geschaffen, von Meer zu Meer reichen ihre Riesenstraßen, die alle ähnlichen Werke der alten Welt in den Schatten stellen. Gleichwohl zeigt, allen Weissagungen zum Trotz, der Stern der Weltgeschichte bisher noch durchaus keine Neigung westwärts zu ziehen. Jener Reichthum des geistigen Lebens, welchen Washington einst für sein Vaterland erhoffte, ist ausgeblieben, und schon Mancher, der europamüde gen Westen zog, kehrte amerikamüde zurück, weil er in der dünnen Luft dieses Landes der Dollarjagd nicht zu athmen vermochte.

Wie viel hundertmal ist in den Zeitungen beider Welten schon jener Neuseeländer der Zukunft vorgeführt worden, der nach Macaulay's berühmter Prophezeiung dereinst von den gesprengten Pfeilern der London-Brücke auf die unermeßlichen Backsteintrümmer der Themsestadt herniederschauen soll. Wer diese majestätische Vision nüchtern prüft, muß zu dem tröstlichen Schlusse gelangen, daß besagter Neuseeländer wohl niemals in die Lage kommen wird, seine archäologische Reise nach den Ruinen Londons anzutreten. Christliche Völker können nicht sterben, und solche ungezählte Schwärme jugendkräftiger und jugendreiner Barbaren, wie sie einst das römische Weltreich zerstörten, beherbergt heute die Erde nicht mehr. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Nationen Europas, wenn sich der Erdkreis mit ihren Pflanzungsstaaten bedeckt, nicht von ihrer Höhe herabsinken, sondern durch die Auswanderung

Digitized by Google

ihrer überschüssigen Kräfte und durch die Fülle ihrer neuen Culturaufgaben neue Rüstigkeit erlangen werden. Als die ersten Conquistadoren in Amerika landeten, badeten sie sich begierig in jedem Quell, weil sie hofften, dort im Westen den Jungbrunnen ihrer Sagen zu finden. Die Zeit scheint nahe, da jene Sehnsucht der ersten Entdecker ihre Erfüllung finden und die neue Welt, in einem tieferen Sinne als sie einst meinten, ein Jungbrunnen für die Europäer werden wird. Durch die Besiedelung der fernen Welttheile gewinnt auch die Geschichte Europas einen neuen reicheren Inhalt, und mit vollem Rechte verlangt die Nation, daß Deutschland in diesem großen Wettbewerbe der Völker nicht zurückstehen dürfe. Sie sieht sich nicht blos in ihrem politischen Ehrgeiz gekränkt, wenn sie ihre Stellung in der transatlantischen Welt betrachtet; sie empfindet auch eine sittliche Beschämung, da sie sich gestehen muß, daß wir Deutschen zu den großen kosmopolitischen Arbeiten des modernen Völkerverkehrs bisher nur sehr wenig beigetragen haben. Die Begründung des Weltpostvereins und die Theilnahme an der Erbauung der Gotthardbahn — das sind nahezu unsere einzigen Verdienste auf diesem Gebiete, und wie schrumpfen sie zusammen neben den Thaten der englischen Kolonialpolitik, ja selbst neben dem Wirken des einen Franzosen Ferdinand von Lesseps!

Dies Gefühl der Scham drückt um so schwerer, weil wir uns sagen dürfen, daß die Deutschen an kolonisatorischer Begabung keiner anderen Nation nachstehen. Unser Volk hat einst in den Ländern rechts der Elbe die größte und fruchtbarste Kolonisation vollführt, welche der europäische Boden seit den Tagen des Römerreichs gesehen; denn hier gelang es den natürlichen Gegensatz von Kolonie und Mutterland so gänzlich zu verwischen, daß diese Pflanzungslande der Kern unserer neuen Staatenbildung werden und seit Luthers Tagen auch an dem geistigen Schaffen der Nation als ebenbürtige Genossen der älteren Stämmen theilnehmen konnten. Mehr denn zwei Jahrhunderte behauptete Deutschland, allein durch die Thatkraft seines freien Bürgerthums, die Herrschaft auf den Meeren des Nordens. Durch seine Handelskolonien wurden die schlummernden Kräfte Skandinaviens für den Weltverkehr erweckt; und wahrlich nicht durch die Schuld unserer Väter, sondern durch ein unentrinnbares tragisches Verhängniß ging die Herrlichkeit der Hansa zu Grunde, zur selben Zeit, da unsere alten Schicksalsgenossen, die Italiener, die Meeresherrschaft im Süden verloren. Denn jeder Zeit und jedem Volke ist ein letztes Maß des Könnens gesetzt. Es war unmöglich, daß die beiden Nationen, welche durch die Renaissance und die Reformation der modernen Cultur die Bahn brachen, in dem nämlichen Augenblicke, da ihnen die Entdeckung der neuen

Digitized by Google

Welt alle gewohnten Handelswege verschüttete, auch sogleich hätten die Kraft finden sollen, mit den Welteroberungsfahrten der Spanier und Portugiesen den Wettbewerb aufzunehmen.

Eine Schuld, eine schwere Unterlassungssünde haben die Deutschen erst später auf sich geladen: in der langen öden Friedenszeit, welche dem schmalkaldischen Kriege folgte. Damals eröffnete sich den deutschen Protestanten die sichere Aussicht, die verlorene Meeresherrschaft zurückzugewinnen, wenn sie mit den stammverwandten Glaubensgenossen in den Niederlanden sich verbündeten. Doch in dieser schimpflichsten Epoche unserer neuen Geschichte standen die beiden Nationalfehler, welche uns noch heute so oft die wirthschaftliche Thatkraft lähmen, doktrinärer Idealismus und behäbige Genußsucht, in üppiger Blüthe. Die Nation verkam in theologischem Gezänk und in der rohen Völlerei eines faulen Friedens. Sie überließ es den Holländern, die Seeherrschaft der Spanier zu brechen und nachher den Briten, die holländischen Sieger zu überwinden. Jedermann weiß, wie furchtbar die Sünden jener Friedensjahre durch den gräuelvollen Untergang unserer alten Cultur bestraft wurden. In den harten zwei Jahrhunderten nachher, da wir uns mühsam die Herrschaft im eigenen Hause zurückerobern mußten, verbot sich jeder Versuch deutscher Kolonialpolitik von selbst. Die genialen afrikanischen Pläne des Großen Kurfürsten eilten der Zeit weit voraus; sie mußten scheitern, ein feudales Ackerbauland ohne oceanische Küste konnte einen entlegenen Kolonialbesitz auf die Dauer unmöglich behaupten.

Aber selbst in dieser langen Zeit des binnenländischen Stilllebens hat unsere Nation bewiesen, daß sie nach Anlage und Weltstellung das weltbürgerlichste aller Völker ist; sie verlor weder den alten Drang in die Ferne noch die Kraft, sich unter den Fremden tapfer zu behaupten. Auf allen Schlachtfeldern der Welt floß deutsches Blut in Strömen; die meisten Kronen Europas fielen in die Hände deutscher Fürstenhäuser; wesentlich durch deutsche Kraft wurde Rußland in die Reihe der europäischen Mächte eingeführt. Freilich ward durch dies gewaltige Hinausströmen einer überschwellenden Volkskraft nur stets aufs Neue die Klage Goethes bestätigt, daß die Deutschen als Einzelne respektabel, als Ganzes miserabel seien. Immer und immer rief uns das Schicksal zu: Sic vos non vobis! Als dann in der neuesten Zeit die Völker angelsächsischen Stammes die transatlantische Welt unter sich zu theilen begannen, da waren die Deutschen wieder ihre unermüdlichen Genossen. Deutsche Kaufleute wetteiferten mit den ersten Firmen der Welt, von Singapore bis Philadelphia, Millionen Deutscher halfen den Nordamerikanern ihren Welttheil der Gesittung zu erobern.

Digitized by Google

Die Deutschen daheim aber hatten, so lange der Bundestag über ihnen schaltete, im Hause allzu schwere Sorgen um ernstlich an das Loos ihrer ausgewanderten Landsleute denken zu können. Sie machten aus der Noth eine Tugend und erklügelten sich nach ihrer systematischen Art den Lehrsatz: es sei der historische Beruf des deutschen Geistes, sich dort im fernen Westen mit dem Genius anderer Völker zu vermählen. Die Amerikaner allerdings bezeichneten diese geheimnißvolle Vermählung mit einem minder unklaren Ausdruck, den man heute vergeblich in Abrede zu stellen sucht; sie sagten: die Deutschen bilden einen trefflichen Dünger für unser Volk! Als ich vor grade zwanzig Jahren — damals noch ohne die nahe Erfüllung der deutschen Geschicke zu ahnen — in meiner Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat" die ketzerische Bemerkung wagte, nur die seegewaltigen Staaten, die Beherrscher überseeischer Gebiete könnten sich in Zukunft noch als Großmächte behaupten, da wurde ich von der Kritik hart angelassen: das seien altväterische Vorurtheile, erwiderte man mir mit jener unermeßlichen Ueberlegenheit, welche der Urtheiler gegenüber dem Beurtheilten bekanntlich immer besitzt, seit den Unabhängigkeitskriegen Nordamerikas und der spanischen Kolonien habe das Zeitalter der Kolonisationen längst sein Ende erreicht. So war die allgemeine Meinung in dem Deutschland des Bundestags, und unterdessen erweiterte England, unbekümmert um die Weisheit unserer Geschichtsphilosophen, sein Kolonialreich über die halbe Welt.

Wie wunderbar hat sich seitdem die Gesinnung unseres Volkes verwandelt. Mit anderen Ansprüchen als vordem schauen wir heute in die Welt hinaus, zumal die Deutschen im Auslande, die den Segen des neuen Reichs noch weit lebhafter als wir daheim empfinden. Die unruhige Gährung der letzten fünf Jahre hat uns neben der Zersetzung der alten Parteien, neben einer Fülle wüster Gehässigkeit und undankbaren Tadels doch auch manche heilsame Selbstkritik gebracht: wir sind aufmerksam geworden auf unsere Schwächen und beginnen zu fühlen, wie viel uns noch fehlt um die Stellung einer großen Nation würdig auszufüllen. Ohne jede Förderung von oben her, frei aus dem Volke heraus, gleich einem Naturlaut erhob sich während dieser jüngsten Jahre der Ruf nach deutschen Kolonien, ebenso nachdrücklich und ebenso zukunftsicher wie vormals der Ruf nach der deutschen Flotte. Seit F. Fabri die Debatte eröffnete ist eine ganze Literatur über die Kolonialfrage entstanden. Soeben läßt Wilhelm Roscher sein treffliches Werk über Kolonien und Kolonialpolitik, das zuerst schon im Jahre 1848, noch von Wenigen verstanden, die Blicke der deutschen Gelehrtenwelt auf diese großen Zukunftsfragen zu lenken versuchte, in verbesserter Ausgabe erscheinen, und

Digitized by Google

R. Jannasch hat einen lehrreichen neuen Abschnitt über „die deutschen Aufgaben in der Gegenwar“ hinzugefügt*). Im Verlaufe dieser Debatten entdeckten die Deutschen mit freudiger Ueberraschung, daß wir noch außerhalb der Kreise des Beamtenthums eine stattliche Zahl praktischer politischer Talente besitzen, die uns über die zunehmende Verödung und Verarmung unseres parlamentarischen Lebens trösten kann: durch die langjährige Arbeit unserer tapferen Reisenden, Missionäre, Kaufleute ist der erste Versuch deutscher Kolonialpolitik vorbereitet und ermöglicht worden. Nur darum erregten Deutschlands unscheinbare Erwerbungen an der afrikanischen Küste weithin in der Welt so großes Aufsehen, weil Jedermann wußte, daß sie nicht, wie einst jene Ansiedelungsversuche Kurbrandenburgs, dem kühnen Einfall eines großen Kopfes entstammten, sondern daß eine ganze Nation sie mit einem freudigen „Endlich, endlich!“ begrüßte.

Für ein Volk, daß an einer beständigen Ueberproduktion leidet und Jahr für Jahr an 200 000 seiner Kinder in die Fremde sendet, wird die Kolonisation zur Daseinsfrage. In den ersten Jahren nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs gaben sich viele wohlmeinende Männer der Hoffnung hin, mit den politischen Verfolgungen, dem Mißmuth und den kleinlichen wirthschaftlichen Zwangsgesetzen der guten alten Zeit würde auch der beharrliche Abfluß deutscher Kräfte nach dem Auslande allmählig aufhören. Diese Hoffnung trog und sie mußte trügen, denn jene politischen Mißstände waren nicht die einzigen, nicht einmal die wichtigsten Ursachen unserer Auswanderung. In den kurzen Jahren seines Bestandes hat die Bevölkerung des Reichs schon wieder um ein volles Achtel zugenommen, und dies rasche Wachsthum bleibt, trotz allem Elend, das daran anschießt, doch das Kennzeichen eines gesunden Volkslebens, das sich in seinem sorglosen Kraftgefühl um die Warnungen der Apostel des Zweikindersystems nicht kümmert. Gewiß ist Deutschland noch keineswegs übervölkert, am wenigsten in jenen Landschaften des Nordostens, aus denen die Auswanderung neuerdings am stärksten abfluthet; tausende unserer Auswanderer könnten mit dem rastlosen Fleiße, den ihnen in Amerika die unerbittliche Noth aufzwingt, auch im alten Vaterlande auf einen grünen Zweig kommen. Doch es giebt Zeiten der Seßhaftigkeit und wieder andere, in denen der Wandertrieb wie eine dunkle elementarische Macht auf das Gemüth der Völker wirkt. Wie einst das Lied „na Oost-

*) W. Roscher und R. Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 3. Aufl. Leipzig 1884. F. Fabri, Bedarf Deutschland der Kolonien? 3. Aufl. Gotha 1884. Hübbe-Schleiden, Ueberseeische Politik. Hamburg 1880. Hübbe-Schleiden, Deutsche Kolonisation. Hamburg 1881. O. Livonius, Kolonialfragen. Berlin 1884. E. Deckert, die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. Leipzig 1884. R. Stegemann, Deutschlands koloniale Politik. Berlin 1884 u. s. w.



Digitized by Google

land wille wi varen" verführerisch durch die Dörfer Flanderns klang, so träumen jetzt unzählige von den Wunderlanden jenseits des großen Wassers; und so wenig nüchterne Belehrung die Kreuzfahrer von der heiligen Reise zurückhalten konnte, ebenso wenig vermögen heute Vernunftgründe gegen die unbestimmte Sehnsucht nach dem Westen. Auch ist leicht zu berechnen, daß unsere Volkszahl, falls ihr Wachsthum wie bisher anhält, in einer nicht sehr ferner Zukunft auf hundert Millionen und mehr anschwellen muß; und dann würde das Vaterland dem Deutschen zu eng werden, selbst wenn Preußen die Kolonisation seiner östlichen Grenzlande in dem alten großen friedericianischen Stile wieder aufnimmt und auf den Latifundien dort Raum schafft für Tausende von Bauern und Erbpächtern.

Allem Anscheine nach wird die deutsche Auswanderung noch auf lange hinaus eine unabwendbare Nothwendigkeit bleiben, und dem Mutterlande erwächst die Pflicht dafür zu sorgen, daß seine auswandernden Kinder unserem Volksthum treu bleiben, unserer Volkswirthschaft neue Absatzgebiete erschließen. Darauf zunächst kommt es an, nicht auf die politische Beherrschung der Pflanzungslande. Ein Staat, der an drei Großmächte angrenzt, einem vierten seine offenen Küsten zukehrt, wird der Regel nach nur große Nationalkriege führen können und seine Hauptmacht in Europa sorgsam gesammelt halten müssen. Die Beschützung eines weit entlegenen, leicht zu bedrohenden Kolonialreichs würde ihm nur Verlegenheiten bereiten, nicht seine Macht verstärken. Nun bricht heute, nachdem sich unsere Gutmüthigkeit allzulange wider das beschämende Eingeständniß gesträubt hat, endlich die Erkenntniß durch, daß die nach Amerika Auswandernden unserem Staate und unserem Volksthum gänzlich verloren gehen. Inmitten eines zwar minder geistvollen, aber wirthschaftlich rührigeren Volkes muß die deutsche Minderheit durch die Nationalität der Mehrzahl ebenso gewiß erdrückt werden, wie einst die französischen Refugiés im deutschen Volksthum untergegangen sind; und wie die Vertreibung der Hugenotten für Frankreich ein ungeheures, noch heute nachwirkendes Unglück war, so bedeutet die nordamerikanische Auswanderung für unsere Nation schlechthin einen Verlust, ein ohne jeden Entgelt dem Auslande dargebrachtes Geschenk. Aber auch für die allgemeine Cultur ist die Anglisirung der Deutschamerikaner ein schwerer Schaden. Selbst der Franzose Leroy-Beaulieu gesteht dies mit rühmlicher Unparteilichkeit ein; unter Deutschen vollends darf gar nicht darüber gestritten werden, daß die Gesittung der Menschheit jedesmal eine Einbuße erleidet, so oft sich ein Deutscher in einen Yankee verwandelt. Alle die rührenden Beweise treuer Erinnerung, welche das Mutterland seit dem Jahre 1870 von den Deutschamerikanern empfangen hat, ändern nichts an der Thatsache, daß bisher alle deutschen

Digitized by Google

Einwanderer spätestens in der dritten Generation zu Amerikanern wurden. Mag sich in einzelnen Strichen Pennsylvaniens neben der englischen Sprache noch ein verdorbener deutscher Dialekt behaupten, mögen einzelne gebildete Familien jetzt, da der deutsche Stolz überall erstarkt, vielleicht im Stande sein, die vollständige Anglisirung bis in die vierte Generation hinauszuschieben: die politischen Gedanken der Eingewanderten gehen doch bald gänzlich in dem Ideenkreise der neuen Heimath auf; im wirthschaftlichen Leben werden sie sogar unsere Feinde, gern oder ungern helfen sie den deutschen Landbau durch einen erdrückenden Wettbewerb schädigen. Unausbleiblich zwingt sie die Uebermacht der neuen Verhältnisse, sich ihres Volksthums zu entäußern, bis ihnen schließlich vielleicht nur noch eine platonische Liebe für die deutsche Literatur übrig bleibt.

Darum ist es eine berechtigte That nationaler Selbstbehauptung, wenn der neue Deutsche Kolonialverein nach Mitteln und Wegen sucht um den Strom der deutschen Auswanderer in Länder, wo ihr Volksthum keine Gefahr läuft, abzuleiten. Ein solches Gebiet ist bereits gefunden: der Süden Brasiliens. Vom Mutterlande nicht begünstigt, anfangs sogar beargwöhnt, erhält sich dort das Deutschthum seit drei Generationen völlig unberührt, und unsere rasch wachsende Ausfuhr nach Porto Alegre beweist, daß auch die Volkswirthschaft der alten Heimath aus dieser Treue ihrer ausgewanderten Kinder reichen Gewinn zieht. Noch andere ähnliche Gebiete lassen sich auffinden, wenn unsere Nation die neue Aera, welche sich eben jetzt der kolonisatorischen Arbeit der Europäer eröffnet, klug und kühn zu benutzen versteht.

Mit der Durchquerung Afrikas beginnt die letzte Epoche der großen Entdeckungen. Ist erst die Mitte des dunklen Welttheils aufgethan, dann liegt der ganze Erdball, bis auf wenige der Cultur ewig unzugängliche Striche, offen vor den Augen der Europäer. Das gemeinsame Interesse aller Völker — England ausgenommen — fordert, daß diese letzte Conquista der neuen Geschichte sich freier, gerechter, menschlicher gestalte als einst die erste, die zunächst allein den Völkern der pyrenäischen Halbinsel Gewinn brachte um auch diese schließlich zu Grunde zu richten. Die Berufung der Congo-Conferenz und die Verständigung mit Frankreich beweisen, daß unsere Reichsregierung die Bedeutung dieses ernsten Augenblicks zu würdigen weiß. Als eine Seemacht zweiten Ranges ist Deutschland in der Kolonialpolitik der natürliche Vertreter eines menschlichen Völkerrechts, und da England, mit seinen ägyptischen Händeln vollauf beschäftigt, dem vereinten Willen aller anderen Mächte schwerlich widerstehen wird, so steht zu hoffen, daß die Conferenz einen glücklichen Verlauf nehmen und das Innere Afrikas dem freien Wettbewerbe aller Nationen erschließen wird. Dann ist es an uns zu beweisen was wir vermögen; die Staatsgewalt kann in



Digitized by Google

jenen entlegenen Fernen dem freien Schaffen der Nation nur folgen, nicht ihm vorangehen. In dieser jungen Welt muß es sich zeigen, ob der kleinliche Philistersinn einer traurigen Vergangenheit, nachdem er soeben noch in dem Kampfe der Hansestädte wider die nationale Zolleinheit seine Saturnalien gefeiert hat, nun endlich für immer überwunden ist, ob der deutsche Kaufmann sichs zutraut, den Wettlauf mit der übermächtigen Capitalkraft zu wagen.

Die Zukunft wird lehren, ob im Inneren Afrikas deutsche Ackerbaukolonien möglich sind; für ergiebige Pflanzungen und Handelskolonien findet sich die Gelegenheit ganz gewiß. Nachdem uns das Schicksal so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelt hat, dürfen wir wohl einmal auf die Gunst des Glückes zählen. Auch im Süden Afrikas liegen die Verhältnisse für uns entschieden günstig. Die sonst überall erfolgreiche englische Kolonialpolitik hat am Cap ihre glückliche Hand nicht bewährt. Was dort von Cultur gedeiht ist teutonisch, holländisch; die zwischen Schwäche und Gewaltthätigkeit hin und her schwankende Haltung Englands hat unter den tapferen holländischen Buern eine tödliche, unausrottbare Feindschaft hervorgerufen, und da die Niederländer auf ihren hinterindischen Inseln ein überreiches Gebiet für ihre kolonisatorische Kraft finden, so wäre es nur eine naturgemäße Wendung der Dinge, wenn das stammverwandte Deutschland dereinst in irgend welchen Formen den Schutz der teutonischen Bevölkerung Südafrikas übernähme und die Erbschaft der Briten anträte in einer verwahrlosten Kolonie, welche seit der Eröffnung des Suez-Kanals für England wenig Werth mehr hat.

Wagt unser Reich die neue Bahn einer selbständigen Kolonialpolitik entschlossen weiter zu verfolgen, so wird es unvermeidlich in einen Interessenkampf mit England gerathen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die neue Großmacht Mitteleuropas sich mit allen anderen großen Mächten auseinandersetzen muß. Mit Oesterreich, mit Frankreich, mit Rußland haben wir bereits abgerechnet, die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und die schwierigste sein; denn hier tritt uns eine Politik entgegen, die seit hundert Jahren, fast unbelästigt von den anderen Mächten, gradeswegs auf das Ziel der maritimen Weltherrschaft lossteuert. Wie lange hat Deutschland in vollem Ernst geglaubt, dies Inselvolk, das unter allen Völkern Europas unzweifelhaft die stärkste nationale Selbstsucht besitzt, dessen Größe grade in der harten, unzugänglichen Einseitigkeit liegt, sei der großherzige Beschützer der Freiheit aller Völker. Jetzt beginnen uns endlich die Augen aufzugehen, und wir erkennen, was klare politische Köpfe freilich nie bezweifelt haben, daß Englands Staatskunst seit den Tagen Wilhelms III. nie etwas anderes war als eine wunderbar kluge

Digitized by Google

und wunderbar gewissenlose Handelspolitik. Die staunenswerthen Erfolge dieser Staatskunst sind um einen hohen Preis erkauft. Zunächst durch eine Fülle von Sünden und Gräueln; die Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie ist ohne jeden Vergleich das unsauberste Blatt in den Annalen der modernen europäischen Völker, denn die namenlose Blutsaugerei dieser Kaufmannsherrschaft entsprang lediglich der Geldgier, sie kann nicht, wie etwa die Thaten Philipps II. oder Robespierres, mit dem Fanatismus einer politischen Ueberzeugung entschuldigt werden. Noch schwerer wiegt, daß England über seinen transatlantischen Erfolgen seine Stellung als europäische Großmacht verloren hat; in den Händeln des Festlands gilt seine Stimme gar nichts mehr, alle die großen Wandlungen in der Mitte Europas vollzogen sich neuerdings ohne Englands Zuthun, zumeist unter dem ohnmächtigen Wuthgeschrei der Londoner Presse. Die schlimmste Folge der britischen Handelspolitik ist aber der ungeheuere, wohlberechtigte Haß, der sich allmählich in allen Völkern gegen England angesammelt hat. England ist heute der Hort der Barbarei im Völkerrecht; England allein verschuldet, daß der Seekrieg noch heute nur ein organisirter Seeraub ist, und eher nicht kann die Welt zu einem menschlichen Seerechte gelangen, als wenn auch auf dem Meeren, wie längst auf dem Festlande, ein Gleichgewicht der Mächte besteht und kein Staat mehr wagen darf sich Alles zu erlauben. Niemals gebrach es Englands Staatsmännern an menschenfreundlichen Schlagworten um die Rechnungen ihrer Handelspolitik zu verdecken; bald nahmen sie das europäische Gleichgewicht, bald die Abschaffung des Sklavenhandels, bald die constitutionelle Freiheit zum Vorwand; und doch rechnete ihre Staatskunst, wie jede Politik, welche nach dem vernunftwidrigen Ziele der Weltherrschaft trachtet, stets grundsätzlich auf das Unglück aller anderen Völker.

Durch den Unfrieden des Continents entstand Englands Handelsherrschaft, und im Verlaufe dieser glänzenden fast kampflos errungenen Erfolge ist im britischen Volke ein Uebermuth herangewachsen, der mit dem Ausdruck Chauvinismus gar nicht mehr genügend bezeichnet werden kann. Das bekannte radikale Mitglied des Cabinets Gladstone, Sir Ch. W. Dilke, verlangt in seinem vielgenannten aber leider bei uns nur wenig gelesenen Buche Greater Britain für das größere Britannien als nothwendige Eroberungen: China, Japan, Chili, Peru, die La Plata Staaten, die Tafelländer Afrikas, kurzum die ganze Welt. Angesichts der himmelschreienden Mißhandlung Irlands und der bestialischen Roheit des Londoner Pöbels nennt er sein Großbritannien das Land, in dem sich, seit die Welt stehe, „die größte Masse von Erziehung und Einsicht mit der geringsten Beimischung von Unwissenheit und Laster“ zeige. Mit Sicherheit

Digitized by Google

sieht er die Zeit voraus, da Rußland und Frankreich neben England nur Pygmäen sein würden. Die Deutschen würdigt er nur an drei Stellen einer beiläufigen Erwähnung; so einmal, da er uns entrüstet fragt: ob wir denn wirklich so selbstisch sein wollten, die dem größeren Britannien unentbehrliche Euphratbahn nicht mit deutschem Gelde zu unterstützen?! So soll denn die vielgestaltige Herrlichkeit der Weltgeschichte, die einst mit dem Reiche der monosyllabischen Chinesen begann, nach einem trostlosen Kreislaufe mit dem Reiche der monosyllabischen Briten endigen!

Solchen Ansprüchen gegenüber — und der heißspornige Minister spricht nur unbedacht aus, was ganz England denkt — sind alle Völker Europas durch ein gemeinsames Interesse verbunden. Seit die erstarkende Industrie des Continents der britischen Ausbeutung entwachsen ist, seit die Verständigung der drei Kaisermächte den Frieden auf dem Festlande gesichert hat und selbst Frankreich sich an die neue haltbarere Machtvertheilung zu gewöhnen beginnt, sind die Grundlagen der englischen Seeherrschaft ins Wanken gekommen. Es ist weder nöthig noch wahrscheinlich, daß die weitere Entwickelung zu einem Weltkriege führen müßte: hat doch auch Holland einst seine Handelsherrschaft nicht durch Kriege verloren, sondern durch die zärtlichen Umarmungen seines englischen Bundesgenossen. Die stärkste Landmacht kann den Wunsch nicht hegen, selber die Herrschaft auf den Meeren zu erlangen. Die deutsche Politik ist national und weltbürgerlich zugleich; sie rechnet, anders als die britische, auf das friedliche Gedeihen ihrer Nachbarvölker. Wir können uns unbefangen jeden Fortschritts der Russen in Innerasien, jedes Erfolges der Franzosen in Tonking freuen; unser Ehrgeiz geht für jetzt nur dahin, daß in den noch unbesetzten Strichen der Erde Wind und Sonne zwischen den Culturvölkern ehrlich vertheilt werde. Gelingt es der Congo-Conferenz, den Briten in Innerafrika eigenmächtige Willkür zu verbieten, so wird diese erste gemeinsame Abwehr englischer Uebergriffe nicht die letzte sein, da die Interessen der Continentalmächte außerhalb Europas sich nirgends feindlich berühren. Den großen deutschen Hafenplätzen, die jetzt noch halb grollend der Reichsgewalt gegenüberstehen, erschließt sich die Aussicht auf ein Zeitalter neuer Blüthe; sind es doch Hanseaten, die unserer Nation in Afrika als kühne Pfadfinder voranschreiten. Was Schiller beim Antritt des neuen Jahrhunderts von Englands gierigen Polypenarmen sang, ist noch heute nicht veraltet; wir aber hoffen: wenn das zwanzigste Jahrhundert heraufsteigt, dann wird auch die transatlantische Welt schon erfahren haben, daß die Deutschen heute nicht mehr wie in Schillers Tagen aus des Lebens Drang in des Herzens heilig stille Räume fliehen. —

25. November. Heinrich von Treitschke.

Digitized by Google

# Politische Correspondenz.

## Auswärtige Politik. — Braunschweigische Frage. — Endurtheil über die Wahlen.

Ende November.

Das merkwürdigste und bedeutungsvollste Stück Weltgeschichte, das in den 80er Jahren dieses Jahrhunderts sich abgespielt hat, wird in den Augen der Nachwelt vielleicht die ägyptische Frage sein. Wir unterlassen deshalb nicht, den Faden derselben in den hier gegebenen Betrachtungen aufmerksam zu verfolgen. — Ende Oktober war Lord Northbrook von Kairo über Brindisi und Marseille, Frankreich auf der Eisenbahn durchfliegend, nach London zurückgekehrt. Einige Wochen vorher war man der Ankündigung begegnet, der Lord werde einen kurzen Aufenthalt in Paris nehmen, um mit den dortigen Ministern ein Verständniß über die in der ägyptischen Frage zu thuenden Schritte anzubahnen. Dieser Besuch ist unterblieben, und man wird für das Unterbleiben keinen andern Grund finden, als den, daß der Lord und seine englischen Ministerkollegen daran verzweifeln mußten, über die aus einer neuen Prüfung der ägyptischen Lage für England sich ergebenden Nothwendigkeiten zum vorgängigen Einverständniß mit Frankreich zu gelangen. Den englischen Ministern scheint das Licht aufgegangen zu sein, daß sie die nunmehr als unvermeidlich erkannten Ziele nur als vollzogene Thatsachen Europa würden annehmbar machen können. Als der Lord in London eingetroffen war, wurde angekündigt, daß er an einem der nächsten Tage seine Vorschläge im Parlament entwickeln werde. Allein diese Entwicklung ist ausgeblieben; statt dessen haben die Minister in beiden Häusern erklärt, es sei unthunlich, die Vorschläge zu veröffentlichen, bevor sie den andern Mächten unterbreitet worden seien. Dies sieht doch beinahe aus, als habe das Kabinet einen Augenblick den Gedanken gehabt, die ägyptische Frage, gleichsam als innere englische Angelegenheit, zwischen sich und dem Parlament auszumachen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man eingesehen hat, man werde angesichts der damals bevorstehenden Kongokonferenz das zu ge-

Digitized by Google

meinsamen Beschlüssen sich anschickende Europa durch eine einseitige Entscheidung der ägyptischen Frage geradewegs zu einer antienglischen Koalition herausfordern. Im Laufe des November hat nichts von der Entschließung der englischen Regierung verlautet, obgleich leicht zu erkennen ist, was dieselbe thun möchte oder thun zu müssen eingesehen hat. Sie möchte die immer mehr anschwellenden Kosten der Reorganisation und Pazifikation Aegyptens, welche das zerrüttete und ausgesogene Land aus sich nicht aufbringen kann, auf das englische Budget übernehmen, dafür aber dem englischen Jingoismus die Genugthuung gewähren, das englische Protektorat über Aegypten offen und als dauerndes Verhältniß proklamirt zu sehen. In den letzten Tagen ist viel zu lesen gewesen über tiefgehende Meinungszwiespalte im englischen Kabinet, welche die Ursache seien, daß die zu fassenden Beschlüsse nicht zustande kommen wollen. Wir können uns der Vermuthung nicht erwehren, daß keine solchen Zwiespalte bestehen, sondern daß das Kabinet einstimmig der Meinung ist, daß die nothwendigen Entschließungen hingehalten werden müssen — wozu die angeblichen Zwiespalte ein guter Vorwand sind — bis die Kongokonferenz zu Ende ist. Es entsteht jedoch die Frage, ob die Geduld Europas ausreicht, so lange auf die Entschließungen Englands zu warten. Es fehlt schon seit längerer Zeit nicht an Zeichen, daß diese Geduld bald erschöpft ist. Schon im Oktober war in dem internationalen Sprechsaal zu Wien, der sich „Politische Korrespondenz" nennt, ein merkwürdiger Brief aus Paris zu lesen, welcher ausführte: die Regierungen der bei der muthwilligen Beschießung Alexandriens beschädigten Europäer würden genöthigt sein, die Ansprüche ihrer seit zwei Jahren vergeblich auf eine Entschädigung wartenden Unterthanen demnächst bei der englischen Regierung geltend zu machen, welche die wahre Anstifterin des Schadens sei. In den letzten Tagen haben wir gelesen, daß Deutschland und Rußland bei dem Khedive die Zulassung je eines ihrer Bevollmächtigten in die internationale Kommission der ägyptischen Staatsschuld verlangt haben. Wenn wir vermuthen, daß dem englischen Kabinet an dem Aufschub der ägyptischen Entscheidung bis nach dem Schluß der Kongokonferenz etwas gelegen sei, so nehmen wir natürlich nicht an, daß dieser Konferenz, deren Mitglieder die mit Spezialvollmachten ad hoc versehenen Botschafter der Großmächte bei dem Deutschen Reiche sind, an sich eine besondere Macht beiwohne. Wohl aber muß der englischen Regierung daran gelegen sein, nicht in zwei Fragen auf einmal der Vereinigung der civilisirten Staaten gegenüber zu stehen. Die Zusammenfassung dieser beiden Fragen in einen und denselben Gegensatz könnte das Ergebnis beider nur zum Nachtheil Englands und zwar in hohem Grade beeinflussen. Wie das Kabinet Glad-

Digitized by Google

stone aus dieser durchaus nicht bequemen Situation herauskommen wird, dürften wir nicht mehr in dem zu Ende gehenden Jahre sehen. Aber das Jahr 1885 wird von der nun erst in das kritische Stadium tretenden ägyptischen Frage vielleicht seine Signatur erhalten. Die neuesten Meldungen von Finanzvorschlägen, welche England den Mächten unterbreitet habe, laufen wiederum darauf hinaus, das ägyptische Defizit auf Kosten der europäischen Gläubiger zu decken. Dies wie der Umstand, daß die Frage der politischen Organisation ganz übergangen wird, charakterisirt die Vorschläge als bloßes Hinhaltungsmittel der eigentlichen Entscheidung.

Wenn wir den Blick auf die innere Politik richten, so begegnen wir der noch ungelösten braunschweigischen Frage. Ausgemacht ist bis jetzt nur dieses worden, daß, entsprechend dem bei Lebzeiten des verstorbenen Herzogs vereinbarten Regentschaftsgesetz, die Regierung während des ersten Jahres nach dem Ableben des Herzogs von einem Regentschaftsrath geführt wird, den der Bundesrath bereits für legitimirt erklärt hat, die Stimme Braunschweigs in der Reichsregierung zu führen. Wenn aber in den Zeitungen bereits davon gesprochen wird, nach Ablauf dieses Jahres werde entsprechend der weiteren Bestimmung des Regentschaftsgesetzes der braunschweigische Landtag aus den nicht regierenden Angehörigen der deutschen Fürstenhäuser einen Regenten zu wählen haben, der in Behinderung des berechtigten Thronfolgers die Regierung bis auf weiteres führe, so glauben wir an einen solchen Verlauf der Dinge nicht. Unseres Erachtens darf und wird das Reich nicht zulassen, daß in einem Bundesstaat ein Thronfolger als erbberechtigt angesehen wird, der an der Uebernahme der Regierung behindert ist, weil er den Territorialbestand der Bundesstaaten nicht anerkennt, wie ihn die Verfassung verbürgt, und vielmehr eine eingreifende Veränderung desselben anstrebt. Der Bundesrath muß und wird diesen Thronfolger sowohl in seiner eigenen Person als in der Person seiner voraussichtlich in denselben Ansprüchen aufwachsenden Erben von jeder Berechtigung zur Regierung in einem deutschen Bundesstaat ausschließen. Die Bedeutung dieser Frage liegt nicht in ihrem materiellen Gewicht, aber es handelt sich um den großen Grundsatz, ob die Bundesstaaten, welche das Deutsche Reich bilden, als internationale Landgüter zu behandeln sind, welche durch die Zufälligkeiten des Erbgangs an einen Prinzen von China, von England oder welchem Staat es sei, fallen können, und ob der Erbe berechtigt ist, ein solches Gut nach fremdländischen Gewohnheiten und Launen, unter anderen auch zum Dienst seiner dem Deutschen Volk noch so fremden Heimath zu verwalten. Weil dieser Grundsatz ein Widersinn und eine Verhöhnung des deutschen Volkes sein würde, so muß der entgegengesetzte Grundsatz gelten, nach welchem das

Digitized by Google

deutsche Volk so berechtigt wie verpflichtet ist, durch die geordneten Reichsgewalten zu entscheiden, ob die Zufälligkeiten der Thronfolge in den Bundesstaaten mit den höchsten Lebensinteressen des deutschen Volks gegebenenfalls vereinbar sind. Dieser Grundsatz steht allerdings nicht in der Reichsverfassung, und zwar darum nicht, weil es eine Pedanterie und ein Pleonasmus gewesen wäre, ihn erst hineinzuschreiben. Das Urrecht jedes Volkes ist, sich nicht bei lebendigem Leibe zerreißen zu lassen. Nichts ist verständlicher, als daß der Ultramontanismus dieses Recht für das deutsche Reich nicht aufkommen lassen will. Das Berliner Organ desselben brachte am Tage der Reichstagseröffnung einen Artikel über die Kompetenzen des Reichs gegenüber der braunschweigischen Erbfolgefrage, aus der Feder eines „gewiegten Juristen." Die Ausführung sucht die Ausdehnung der Reichskompetenz auf diese Fragen ad absurdum zu führen durch Folgerungen, die unbestritten sind, denen aber der „gewiegte Jurist" ein abstoßendes Ansehen zu geben bemüht ist. Er sagt, wenn das Reich die Legitimität der Thronfolge in den Bundesstaaten zu prüfen habe, so müsse diese Prüfung in allen Fällen angestellt werden. Die Folgerung ist richtig, aber nur mit dem Zusatz: in allen Fällen, wo ein Zweifel oder Anstoß hervortritt. Der „gewiegte Jurist" ist taktlos genug, zu fragen, ob bei einer Erledigung der preußischen Krone der Bundesrath die legitime Abstammung des Kronprinzen zu prüfen habe. Das hätte er ganz gewiß, wenn jemals ein solcher Zweifel eintreten sollte. Die preußische Verfassung verleiht dem Landtag das Recht, im Fall einer dauernden Verhinderung des Königs über die Nothwendigkeit einer Regentschaft zu beschließen, welche der nächstberechtigte Agnat seinerseits konstatirt haben muß. Anders würde es nicht sein bei Zweifeln über die Thronfolge, und nachdem das deutsche Reich begründet worden, könnten die Reichsgewalten nicht unbetheiligt bleiben an der Entscheidung über den Thronfolgestreit in demjenigen Staat, mit dessen Krone die Kaiserwürde sammt ihren eingreifenden Attributen verbunden ist. Diesen staatsrechtlichen Nothwendigkeiten gegenüber will der „gewiegte Jurist" die Unbedingtheit des privaten Erbfolgerechts in den Bundesstaaten zur Geltung bringen; das Reich könne einen den Bundespflichten nicht nachkommenden Fürsten nur im Wege der Exekution dazu anhalten. Wie aber, wenn ein Thronfolger schon vor dem Regierungsantritt die Bundespflichten verletzt, dadurch, daß er den verfassungsmäßig verbürgten Territorialbestand im Reiche anzufechten für sein Recht erklärt? Soll ein solcher etwa im Wege der Execution durch die ganze Welt angehalten werden, die Reichsverfassung sammt allen Verträgen, auf denen sie beruht, anzuerkennen?

Digitized by Google

Die 98 Stichwahlen, welche durch unentschiedene Resultate der Hauptwahl zur Nothwendigkeit geworden waren, sind inzwischen vollzogen worden. Sie haben aufs neue den Satz eingeprägt, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben darf; denn die 31 Wahlsitze welche die Fortschrittspartei bei der Hauptwahl davongetragen, sind durch die Stichwahlen auf 68 vermehrt worden. Dies ist indeß nicht der Zug, welcher den Charakter der ganzen diesmaligen Wahl entscheidet. Dieser Zug liegt in den Wahlkoalitionen, welche schon für die Hauptwahl, auffälliger und zahlreicher aber für die Stichwahlen eingegangen worden sind. Diese Koalitionen haben einen großen Jammer hervorgerufen, als ob der letzte Rest politischer Moral im deutschen Volke damit zerfressen worden sei. Zur Heilung des Uebels ruft man nach Abschaffung der Stichwahlen. Dieser Ruf gleicht dem Wunsch des Kranken, der den Sitz seines Uebels nicht erkennt und deshalb unruhig von der Aenderung bald dieser bald jener Aeußerlichkeit Hülfe erwartet. Als ob die Stichwahlen eine andere Schuld an den Parteikoalitionen trügen, als diejenige, die Gelegenheiten zu denselben um einige Nummern zu vermehren!

Sind denn nun diese Parteikoalitionen so überaus unmoralisch? Man begründet diese Anklage damit, daß die Bündnisse nicht von verwandten Parteien eingegangen worden, sondern von solchen, die sich in extremer Feindschaft gegenüberstehen und deren Bund nur durch gemeinsamen Haß bewirkt werde. Daß die Extreme sich zuweilen zusammenschließen, ist eine Erscheinung, die man aus keinem Lebensgebiet verbannen kann; aber sind es denn im vorliegenden Fall Extreme gewesen, die sich zusammengefunden haben?

Wir behaupten das Gegentheil. Wir sehen geradezu einen Fortschritt, den die politische Erziehung des deutschen Volkes durch die diesmaligen Wahlen gemacht hat, indem diese Wahlen das wirklich Verwandte zusammengeführt oder wenigstens den Anfang zur Zusammenführung gemacht haben. Zum ersten Mal tritt es vor die Augen des deutschen Volks, daß durch unsere Parteizerklüftung ein Hauptgegensatz geht. Wir haben drei nationale und drei kosmopolitische Parteien. Von den nationalen Parteien nennen sich zwei konservativ, die dritte nationalliberal; ihr endliches Zusammenwirken ist das Jahre lang verfolgte Ziel des Fürsten Bismarck. Die kosmopolitischen Parteien sind das Centrum, der Fortschritt und die Sozialdemokratie. Diese drei verfolgen als unmittelbares Ziel eine Weltorganisation: das Centrum durch die römische Kirche, der Fortschritt durch den Freihandel und die Verlegung aller wesentlichen Gemeinfunktionen in Privatthätigkeit, die Sozialdemokratie durch die Revolutionirung des Proletariats. Es ist

Digitized by Google

durchaus naturgemäß, daß diese drei Parteien in dem nationalen Staat ihren gemeinsamen Gegner erkennen und daß sie, wo sie eigene Candidaturen nicht durchsetzen können, lieber sich gegenseitig unterstützen, als Candidaten der nationalen Parteien. Daß diese wirkliche Verwandtschaft endlich in das volle Licht tritt und zum allgemeinen Bewußtsein kommt, ist ein großer und segensreicher Fortschritt, der Anfang zur Befreiung von einer lähmenden und verderblichen Verwirrung. Die Fortschrittspartei hat den Vortheil, zwischen ihren Vettern die Mitte zu bilden. Da sie neben ihrer Wirthschaftspolitik auf dem Boden der Verfassungspolitik nur das Ziel verfolgt, innerhalb eines formalen Rahmens die Herrschaft des Zufalls zur Geltung zu bringen, so wird sie als auflösende Kraft ebenmäßig von dem Centrum wie von der Sozialdemokratie geschätzt nnd bei den Wahlen nach Verdienst unterstützt. Daher kommt ihr Gewinn bei den Stichwahlen. Unmoralisch kann die Koalition dieser Elemente nur finden, wer die Verwandtschaft derselben, die doch deutlich genug in die Augen springt, nicht erkennt oder sich verstockt, um sie nicht zu erkennen. Auf der anderen Seite haben die nationalen Parteien da, wo ein Gegensatz kosmopolitischer Kandidaturen bestand, denjenigen Kandidaten unterstützt, der ihnen der ungefährlichere Gegner schien, also beispielsweise einen Sozialdemokraten einem Centrum-Welfen vorgezogen. Dies ist das einfache Gebot der politischen Logik.

Wir wollen indeß nicht denjenigen Umstand übergehen, welcher dieses so naturgemäße Verhalten der Parteien auch für manchen verständigen Mann abstoßend und schmerzlich macht. Dieser Umstand ist, daß in allen Parteien ein Unterschied besteht zwischen den unbedingt und folgerichtig prinzipiellen Elementen und zwischen dem großen, durch allerlei Zufälligkeiten zusammengeführten Gefolge. Die Maxime ist längst erfunden, daß der einzelne Mensch besser sein kann, als sein System, seine Partei, sein offiziell angenommener Glaube. Kein Zweifel, daß unter der Fortschrittspartei, namentlich unter den ehemaligen Sezessionisten, sich Männer befinden, die ein warmes Herz für den nationalen Staat haben, die es aber ihrer formalpolitischen Ueberzeugung, die es ihrer wirthschaftlichen Anschauung schuldig zu sein glauben, unter der Führung Eugen Richters zu fechten. Ebenso giebt es viele Katholiken, welche sich des unversöhnbaren Gegensatzes der jetzt ihre Kirche beherrschenden Richtung gegen den nationalen Staat nicht bewußt sind oder nicht bewußt sein möchten; ebenso viele Sozialdemokraten, welche nichts weniger als Weltbrand, Revolution und Blutvergießen anzurichten im Stande wären. Auf diesem Unterschied innerhalb der Parteien beruht es, daß Parteikämpfe, auch wenn sie nicht mit Kanonen geführt werden, einen Sinn, ein Ziel

Digitized by Google

und ein Ergebniß haben können. Wir leugnen andererseits nicht, daß unter den zur nationalen Gruppirung gerechneten Hochkonservativen sich Elemente befinden, bei denen der Ausspruch ihres einstigen Parteiführers, des Präsidenten v. Gerlach, in unbeschränkter Geltung steht, daß die Partei über dem Vaterland stehe. Herr v. Gerlach war nach seiner ganzen Ueberzeugung Kosmopolit mit dem ganzen Kreis, der ihn verehrte; zum Kosmopolitismus gehört aber überall und stets der Partikularismus. Der Ultramontanismus und sein antipodischer Nachahmer, das sogenannte Altlutherthum, der Fortschritt, die Sozialdemokratie sind alle partikularistisch. Der Zug des Herzens zieht viele Altkonservative zum Centrum, als dessen Hospitanten sie zu sehen der national gesinnte Mann je eher je lieber wünschen muß.

Daß aber dieser große Gegensatz im deutschen Partei- und Geistesleben endlich in die ihm gebührende Herrschaft eingesetzt zu werden anfängt, das ist der wirkliche Fortschritt, welchen die diesmaligen Wahlen gebracht haben. Wir sagen es mit Absicht zum dritten Mal. Aeußerst kurzsichtig erscheint uns das Verlangen, durch die Einführung der Gültigkeit relativer Majoritäten und dergleichen Mittelchen die unaufhaltsame und wohlthätige Verbindung der wirklich verwandten Elemente hindern zu wollen.

Wir hegen die begründete Hoffnung, daß aus dem Fortgang der wahren Verbindung und Scheidung die nationale Partei als die stärkere hervorgehen wird. Jetzt, wo sie noch in der Minorität sich befindet, ist sie bereits moralisch die stärkere. Daher auch der gewaltige Hohn der Gegner, namentlich gegen die nationalliberale Gruppe. Diese liberale Gruppe hat aber für den Zusammenschluß der nationalen Elemente den unschätzbaren Vortheil, ihnen die Bundesgenossenschaft der in den großen Wahrheiten und sittlichen Ueberzeugungen, welche einst das Erbgut des einheitlichen Liberalismus ausmachten, festbleibenden gebildeten Stände zuzuführen.

Die liberalen Elemente, welche die nationale Idee zum Kern ihres Strebens machen, müssen ihre Tradition zum Theil reformiren, geradeso wie es die konservativen Elemente thun müssen; aber das wahrhaft Werthvolle beider Richtungen kann erhalten und vereinigt werden, und dafür ist endlich die Zeit gekommen. Möge die erste Session des neugewählten Reichstags uns auf diesem heilsamen Wege ein Stück vorwärts führen! ω.

Digitized by Google

## Der Reichs-Etat.

Die Uebersichtlichkeit unseres Reichs-Etats leidet ganz ebenso wie der preußische Etat daran, daß in das Budget die Ueberschüsse des vorvorhergehenden Jahres als Einnahme eingestellt werden. Kehren die Ueberschüsse mit einer gewissen Regelmäßigkeit wieder, so ist dadurch nicht viel Schaden angerichtet. Geschieht es aber nicht, weist ein Jahr einmal statt des Ueberschusses über den Voranschlag etwa gar einen Fehlbetrag auf, so kommt in die Staatsfinanzen eine Unregelmäßigkeit, die auch materiell schädlich sein kann.

Alle Welt ist erschreckt, daß die diesjährige Etat-Vorlage für das Jahr 1885/86 gegen den laufenden Etat einer Verschlechterung von nicht weniger als 41 Millionen aufweist. Thatsächlich aber ist dieses Ereigniß gar nicht so plötzlich gekommen, sondern hat sich schon seit drei Jahren vorbereitet.

Da es ein Deficit im eigentlichen Sinne des Worts im Reiche nicht giebt, so ist der gegebene Maaßstab für die Finanzlage nicht das Verhältniß der Ausgabe zu den Einnahmen, sondern die Höhe der Matricular-Beiträge, resp. der Matricular-Dividenden.

Formell haben diese, wenn wir erstere mit minus, die anderen mit plus bezeichnen, folgende Bewegung durchgemacht.

| | | |
|---|---|---|
| 1877/78 . . . . . | — 64*) | Millionen |
| 1878 . . . . . | — 70 | „ |
| 1879 . . . . . | — 72 | „ |
| 1880 . . . . . | — 25 | „ |
| 1881 . . . . . | — 17 | „ |
| 1882 . . . . . | — 1 | „ |
| 1883 . . . . . | + 11 | „ |
| 1884 . . . . . | + 32 | „ |
| 1885/86 . . . . . | — 9 | „ |

Hiernach würde also das laufende Jahr, welches 32 Millionen zu vertheilen hatte, das günstigste von allen sein und gegen das bevorstehende, welches 9 Millionen fordert, wirklich eine Differenz von 41 Millionen aufweisen.

*) Hierbei sind die Aversional-Summen der süddeutschen Staate, die sonst den Matricular-Beiträgen zugerechnet werden, abgezogen.

Digitized by Google

Die Lage wird aber verschoben durch die folgende Tabelle.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Das Jahr | 1881 | hatte einen | | Ueberschuß von | 25 Mill. |
| „ „ | 1882 | „ „ | | „ „ | 15,7 „ |
| „ „ | 1883 | „ „ | | Fehlbetrag „ | 2 „ |
| „ „ | 1884 | „ „ | (wahrscheinlichen) | „ „ | 14,5 „ |

Der Fehlbetrag resp. der Ueberschuß wird nun jedesmal auf das nächste oder übernächste Jahr übertragen. Bringen wir das in Anschlag, so hat aus eigenen Kräften das Jahr

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1881 | mit | — 17 | + 25 | — 6,4 | = | + 1,6 | Mill. |
| 1882 | „ | — 1 | + 15,7 | — 10,5 | = | + 4,2 | „ |
| 1883 | „ | + 11 | — 2 | — 14,5 | = | — 5,5 | „ |
| 1884 | „ | + 32 | — 14,5 | — 15,7 | = | + 1,8 | „ |
| 1885/86 | „ | — 9 | + 2 | | = | — 7 | „ |

abgeschlossen; vorausgesetzt, daß der Voranschlag für 1885/86 wirklich eintrifft.

Das Jahr 1882, welches anscheinend noch eine Million Matricular-Beiträge erhob, hatte aus dem Jahre 1881 eine Zubuße von 10,5 Mill. und warf einen Ueberschuß von 15,7 Millionen ab — ergab also thatsächlich das größte Plus, nämlich von 4,2 Millionen.

Das Jahr 1883, welches den Ruhm hat zum ersten Mal Matricular-Dividenden vertheilt zu haben, verdient denselben in der That nicht, da es 14,5 Millionen aus dem Jahre 1881 erhalten und selbst einen Fehlbetrag von fast 2 Millionen hinterlassen hat.

Das laufende Jahr 1884/85 wird in derselben Art, wenn die jetzt gemachten Schätzungen eintreffen, in Wahrheit nur ein Plus von 1,8 Millionen ergeben.

Der Abstand gegen das kommende Jahr beträgt also nicht 41 sondern nur 8,8 Millionen.

Zum besonderen Trost darf uns freilich dies Ergebniß nicht gereichen, da der Abstand nur deshalb geringer ist, weil die beiden letzten Jahre ihrerseits schon schlechter waren, als sie schienen. Wir sind nicht plötzlich in den Abgrund des Manco hinabgestürzt, sondern allmählich heruntergeglitten.

Wenn auch nicht grade tröstlich, so ist dennoch diese Erkenntniß von großem Werth. Durch sie nämlich wird es erst möglich, die Ursache des Uebels völlig zu durchschauen. Diese Ursache ist einzig und allein der Verfall der Zuckersteuer.

Stellt man gegenüber den anscheinenden Abfall des kommenden Jahres gegen das laufende mit 41 Millionen, so ist der Schluß, den man nothwendig ziehen muß, daß vielerlei, sei es nun in den Einnahmen oder

Digitized by Google

Ausgaben des Reichs oder dem Zustande des Nationalwohlstands nicht in Ordnung sei. Hat man aber, wie es in Wahrheit ist, erst den Rückgang auf 11,2 Millionen seit 1882 reducirt, so ist der Anblick weniger erschreckend.

Die Forderung, die man von Rechtswegen an unseren Reichsetat stellen darf, ist, daß das natürliche allmähliche Steigen der Einnahmen ausreiche dem ebenso natürlichen Wachsen der Ausgaben die Stange zu halten. Militär und Marine haben wachsende Bedürfnisse, Zölle und Verbrauchsabgaben müssen unter gesunden Verhältnissen jährlich ein gewisses Mehr abwerfen. Corresponiren diese beiden Größen wie bisher, so ist nichts weiter zu verlangen; es ist namentlich nicht zu verlangen, daß die bestehenden Reichssteuern, ganz von selbst so sehr wachsen, daß die Matricular-Dividende, welche an die Einzel-Staaten vertheilt wird, fortwährend wachse. Um das zu ermöglichen, müßten erst neue Steuern im Reiche bewilligt werden.

Dieses so charakterisirte Verhältniß würde nun vorliegen, sogar reichlich vorliegen, wenn die Zuckersteuer ihre Schuldigkeit gethan hätte. Schon seit dem Ende der 70er Jahre aber ist dieselbe stationär geblieben und im laufenden Jahr wird sie nach der Ankündigung des Finanz-Ministers gegen den sehr niedrigen Voranschlag noch einen Ausfall von 21 Millionen Mark wenigstens aufweisen. Hier also liegt das entscheidende Manco. Alle anderen Irregularitäten, z. B. in der Tabaksteuer verschwinden dagegen. Solche kommen immer an irgend einer Stelle vor und werden durch ein Plus an anderer Stelle wieder ausgeglichen. Der kranke Punkt ist allein und ausschließlich die Zuckersteuer.

Daß dies, so viel man auch darüber sprach, doch in der Debatte des Reichstages nicht constatirt wurde, hat seinen guten Grund. Weder die Regierung noch die Opposition hatte ein Interesse daran: die Opposition wollte beweisen, daß „das ganze System Fiasko gemacht habe", durfte also nicht gar zu viel allein auf die Zuckersteuer wälzen. Die Regierung wiederum betonte dies Moment auch nicht zu sehr, weil sie den Vorwurf fürchtet, trotz aller Warnungen hier nicht rechzeitig vorgebeugt zu haben.

In der That ist ihr dieser Vorwurf nun auch nicht zu ersparen. Sie führt die unerwartete gegenwärtige Krisis in der Zucker-Industrie zu ihrer Entschuldigung in's Feld. Aber die Krisis hat mit dem Rückgang des Steuer-Ertrages nur sehr mittelbar zu thun. Der Rückgang der Steuer beruht darauf, daß dieselbe nicht nach dem Fabrikat, sondern nach dem verbrauchten Roh-Material, den Rüben berechnet wird. Werden nun, wie es im letzten Jahrzehnt geschehen ist, die Methoden sehr verbessert, also aus dem Material sehr viel mehr Zucker gewonnen, so sinkt die

Digitized by Google

Steuer in demselben Maaße. Besonders empfindlich macht sich das beim Export geltend: hier ist die Export-Bonification nach der alten Voraussetzung berechnet, also zu hoch; sie wird zur Prämie. Diese Prämie hat in Folge der kolossalen Steigerung des Exports die halbe Steuer wieder aufgefressen. Die jetzige Krisis in der Zuckerindustrie hat also mit der Steuer nur in so fern etwas zu thun, als sie in diesem Augenblick eine Reform so gut wie unmöglich macht. Man würde damit einen großen Theil der Industrie ruiniren.

Wenn nun gegen die Regierung der Vorwurf erhoben wird, sie habe durch das Prämien-System die Ueberproduction und damit die Krisis herbeigeführt, so ist dieser Vorwurf wohl ungerechtfertigt, denn viele Zweige der Landwirthschaft und Industrie weisen annähernd ähnliche Preis-Niedergänge nach. Es ist auch falsch, daß die Prämie einfach den großen Zucker-Industriellen in die Tasche gefallen sei. Die Prämie hat natürlich auf den Weltpreis und damit auf den heimischen Preis influirt, ist also zum Theil auch den Consumenten zu Gute gekommen. Immer aber bleibt es ein schweres Versehen, daß die Reform der Steuer nicht früher in Angriff genommen worden ist. Man mochte noch so sehr wünschen, den Export zu beleben: die erste Rücksicht mußte immer auf die Finanzen des Reiches genommen werden und es wird nicht leicht sein, aus der Verlegenheit, in der wir uns jetzt befinden, einen Ausweg zu finden. D.



Digitized by Google

# Notizen.

Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Von Martin Philippson. Zwei Bände. Leipzig. Veit u. Co. 1880 und 1882.

Als Referent in der Zeitschrift f. Preußische Geschichte (Jahrg. 1881 p. 35 ff.) den ersten Band des Philippsonschen Werkes besprach, schloß er mit dem Wunsch, daß dasselbe nicht fortgesetzt werden möchte, da die deutsche Wissenschaft es als ein Werk ihrer Schule nicht anerkennen dürfe. Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen und ich muß, da mir jetzt der zweite Band vorliegt, was ich damals sagte positiv wiederholen: es ist ein Buch, welches die deutsche Wissenschaft von sich abschütteln muß, damit es ihr nicht zum Schimpf gereiche.

Man kann Philippson als eine dritte Species der Gattung von Historikern anreihen, welche in anderen, von uns ehedem besprochenen Werken Johannes Janssen und Colmar von der Goltz repräsentiren. Sie machen alle denselben methodischen Fehler, aber in verschiedener Art. Goltz — ich muß ihn um Entschuldigung bitten, daß ich ihn in dieser Zusammenstellung nenne, aber es geschieht nur um des Gegensatzes willen — Goltz also kommt zu seiner unrichtigen Darstellung, weil er in den Grundsätzen der kritischen Methode nicht genügend geübt ist. Geist, Fleiß und guter Wille, was ihm alles nicht abzusprechen, machen doch noch keinen Gelehrten. Von Janssen ist es unmöglich anzunehmen, daß er aus Unkenntniß fehlt: im Gegentheil: er benutzt die landläufigen Denkfehler, welche die Methode vermeiden lehrt, systematisch um tendenziöse Unwahrheiten scheinbar zu beweisen. Philippson endlich macht zum dritten Mal denselben Fehler, aber weder aus bewußter böser Absicht — weit entfernt; noch auch aus Unkenntniß — er hat ja die regelmäßige Schulung durchgemacht; er macht ihn aus bloßer Liederlichkeit, absolutem Mangel an wissenschaftlichem Ernst und Petulanz.

Grade wie Janssen hat er sich aus Büchern, Zeitschriften und Archiven eine Summe von theils interessanten, meist aber werthlosen Einzelheiten zusammengelesen und reiht diese nun aneinander — aber nicht wie Janssen mit einem fein berechneten Effect und bestimmter Tendenz, sondern in wilder Unordnung, ohne jede wirkliche Disposition, aber jedesmal versehen mit dem Ur-

Digitized by Google

theil des Herrn Autors. Das ist ihm die Hauptsache. Janssen, der Jesuitenschüler, hütet sich, so viel er kann, eigene Urtheile auszusprechen — er schreibt bloß die Berichte und Urtheile Anderer, so ausgesucht, daß sie ihm passen, nach und bleibt selbst der glatte und kühle, nur den Sachverhalt referirende Forscher. Das wäre Philippson völlig unmöglich. Dazu ist er weder hinterlistig noch reservirt genug. Von einer tendenziösen Auswahl der Citate ist nicht die Rede. Ebensowenig aber von einer irgend ernstlichen Prüfung auf ihre Zuverlässigkeit. Die Hauptsache ist, daß es Citate sind, womöglich etwas piquante und vor Allem, daß wir erfahren, was Philippson von der Sache meint und wie er sie sich vorstellt. Philippson theilt uns das also nicht nur mit, sondern macht auch jedesmal ein Ausrufungszeichen dabei. Nicht viele Seiten wird man finden ohne ein solches Zeichen, oft sind drei, vier, fünf auf einer Seite. Darüber ist denn Kritik, Disposition, Zusammenhang vergessen und das Buch besteht aus einer confusen Sammlung unzuverlässiger Notizen, deren jeder Martin Philippson den besonderen Stempel seines Geistes in seiner ebenso besonderen Sprache aufgedrückt hat.

Einige der ergötzlichsten Beispiele dieser Art der Beurtheilung mögen vorausgeschickt werden.

Philippson theilt mit über den Orden der Rosenkreuzer, dem auch der König Friedrich Wilhelm II. angehörte: „Alle einem Bruder anvertrauten Geheimnisse, selbst die mit einem Eide beschworenen, mußten von jenen den Ordensoberen, die sie ja schon kannten, offenbart werden". Sollte das wirklich eine statutenmäßige Verpflichtung gewesen sein? Hält man den Orden einer eingehenden Untersuchung werth, so wäre die Authenticität jener Bestimmung gewiß von großer Wichtigkeit. Eine solche Untersuchung aber gehört nicht zur Methode Philippsons. Er citirt dafür in der Anmerkung eine Schrift, „welche von den Oberen selbst den Brüdern übergeben wurde" — im Text aber fügt er die imponirende Bemerkung hinzu, (natürlich mit Ausrufungszeichen): „Eine listige, aber höchst unsittliche Anordnung!" In der That — höchst unsittlich. Wir werden nicht umhinkönnen, in diesem Falle Philippson's sittlichem Urtheile beizustimmen. Weniger in einem andern Falle (I. 102) wo er es auch für „höchst unsittlich" erklärt, daß die Regie im Auslande den Taback billiger verkauft als im Inlande. Der Mann hat also vom Wesen der indirekten Steuer, Export-Bonificationen ꝛc. gar keine Ahnung und schreibt ein Buch über die Geschichte des preußischen Staatswesens.

Friedrich Wilhelm II. spendete bei seinem Regierungsantritt der Karschin und einigen ähnlichen Poeten Gnadenbeweise. Aber — macht uns unser gebildeter Professor aufmerksam: „Eine wahrhaft einsichtige Begünstigung der deutschen Litteratur hätte nicht diese veralteten Größen untergeordneter Art, sondern die Genies von Weimar und Jena betreffen müssen!" (Ausrufungszeichen.)

Im Jahre 1789 gebrauchte der König für seine persönlichen Bedürfnisse 87000 Thaler mehr als im Jahr vorher: „wieviel Chausseen hätte man schon



Digitized by Google

mit jährlicher Zahlung nur dieser 87000 Thaler anlegen können!" urtheilt Philippson und macht sein Ausrufungszeichen dabei. Man kann nichts besseres thun, als auf seine Frage kaltblütig einzugehen und zu antworten: Nun nach heutigen Preisen kann man für 87000 Thaler im Durchschnitt anderthalb bis zwei Meilen Chaussee bauen, nach den damaligen Preisen wird es wohl etwas mehr gewesen sein. Die Absurdität des Philippson'schen Ausrufs ist aber noch verschwindend gegen die Incorrectheit seiner Darstellung selbst. Er schildert uns die Verschwendung Friedrich Wilhelms II. im Gegensatz zu der Sparsamkeit Friedrichs des Großen. Er berechnet die Civilliste Friedrich Wilhelms in diesem Jahr auf 2 163 000 Thaler („damals fast der achte Theil der gesammten Staatseinnahmen!" Ausrufungszeichen). Einige Seiten vorher (S. 192) hat er die Civilliste Friedrichs II. auf 492 500 Thaler berechnet. Es geht nichts über den Effect; aber wer demselben gar zu eifrig nachstrebt, geräth ins Stolpern. Philippson ist hier die Kleinigkeit zwischen die Beine gekommen, daß er in der Civilliste Friedrich Wilhelms II. den Bauetat mitgerechnet, ihn bei Friedrich dem Großen aber weggelassen hat. Da ist es denn nicht schwer, gleich im ersten Jahr der Regierung des neuen Königs ausfindig zu machen, daß derselbe „für seine Person" „reichlich eine Million mehr als Friedrich der Große" (Ausrufungszeichen) verbraucht habe. Es genügt Philippson aber nicht uns diese Entdeckung einmal mitzutheilen. Nachdem Seite 196 schon die Hofstaatskasse mit 600 000 Thaler ausgestattet, erfahren wir einige Capitel weiter im Jahre 1790 (S. 388) abermals, daß „der Bedarf der Hofstaatskasse auf 600 000 Thaler (es ist also noch immer derselbe Betrag) wuchs" und endlich wird uns S. 397 zum dritten Mal „der achte Theil der damaligen reinen Staatseinnahmen" (wieder mit Ausrufungszeichen) vorgerechnet.

Da wir einmal bei der Verschwendung Friedrich Wilhelms II. sind, so wollen wir hier auch nicht unterdrücken, in welcher Art Philippson dem König seine Carnevalsfreuden nachrechnet. Er erzählt wörtlich: „Welche ungeheure Summen der Carneval verschlang, kann man daraus ersehen, daß bei einem der drei Maskenbälle, welche jeden Winter auf königliche Kosten im Opernhause — wo überhaupt die Billets stets verschenkt, nie Eintrittspreise erhoben wurden — stattfanden, unter anderem 1800 Butterbrote, 300 Ochsenzungen, 200 Kalbs- und Wildbraten, 200 Torten, 200 Baumkuchen, 6 Scheffel Bonbons, 6 Scheffel gebrannte Mandeln und Macronen, 100 Hasen, 1 Centner Chocolade, 300 Flaschen Champagner vertilgt wurden. Man sieht, die Berliner ließen es sich auf Kosten des Königs schmecken!" Ausrufungszeichen. Wir fürchten, wenn wir die Rechnung genau besehen, daß dabei sogar noch der Rothwein vergessen ist. Wenn es Philippson aber gar gelungen wäre, auch noch diese Rechnung aufzufinden, wie würde er dann erst gejammert haben über die „ungeheuren Summen", welche die Carnevalsfeste des Königs von Preußen verschlangen — hier wollen wir auch einmal ein Ausrufungszeichen machen!

Geht man auf eine sachliche Prüfung dieser Philippson'schen Berechnungen

Digitized by Google

ein, so zeigt sich, daß sie ein in jeder Einzelheit verkehrtes Bild geben. Wie schon erwähnt, ist der gesammte Bau-Etat auszuscheiden. Ein Vergleich mit Friedrich ist hier nicht möglich, da dessen Bauten aus der Dispositions-Kasse bestritten wurden und deren Rechnungen nicht erhalten sind. Für die Bauten bei Potsdam allein soll der König aber über 10 Millionen Thaler ausgegeben haben. Wenn man den Prachtbau des nach dem Siebenjährigen Kriege von Friedrich erbauten Neuen Palais mit dem Hauptbau Friedrich Wilhelms II., dem Marmor-Palais vergleicht, so kann man kaum zweifeln, daß Friedrich sowohl verhältnißmäßig — in der armen Zeit nach dem Kriege — als auch wahrscheinlich absolut mehr für Bauten ausgegeben hat, als sein Nachfolger.

Das ist aber noch nicht Alles. Nicht nur die 700 000 bis 750 000 Thaler des Bau-Etat müssen von den „persönlichen Ausgaben" Friedrich Wilhelms II. abgesetzt werden, um den Vergleich mit Friedrich zu ermöglichen. Die Grundlage der ganzen Rechnung ist falsch. Philippson geht von der Annahme aus, daß Friedrich für seine Person nie mehr als 220 000 Thaler gebraucht habe. Diese Annahme stützt sich ausschließlich auf eine Notiz in Friedrichs Testament aus dem Jahre 1769; es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß Friedrich später mehr gebraucht hat. Selbst wenn das aber nicht, oder nur in geringem Maaße der Fall gewesen ist, so ist der Vergleich dennoch schief, da Friedrich Wilhelm auf den erhöhten Etat auch viele Ausgaben der besseren Ordnung halber übernahm, die Friedrich aus andern Kassen hatte bestreiten lassen. Wie groß diese Summen gewesen sind, ist unbekannt. Endlich bestand ein Theil der Mehrausgaben aus den Pensionen des Hofstaats des verstorbenen Königs und aus Gehalts-Erhöhungen, die Friedrich nicht bewilligt, die mit der Zeit aber dringend nothwendig geworden waren. Wenn trotzdem zuletzt natürlich noch eine gewisse Erhöhung übrig bleibt, so beträgt dieselbe höchstens einige hunderttausend Thaler (falls auch das nicht etwa durch einen niedrigeren Bau-Etat wieder ausgeglichen werden sollte) — und nun frage man sich, ob in einer solchen Mehrausgabe ein Vorwurf liegt für den König eines großen Reichs, der einem bis zum Geiz sparsamen Vorgänger succedirt ist? Philippson aber urtheilt: „Bei einem so unverhältnißmäßig großen Aufwande für die Person des Herrschers blieb freilich in dem armen geldknappen (sic) Preußen für Industrie, Unterrichtswesen, Landstraßen nichts übrig!" (Ausrufungszeichen.)

Später (S. 397) ist er so freundlich „dem König so geradezu sinnlose Verschwendung nicht zum Vorwurf machen zu wollen", findet aber doch, daß die Selbstsucht, die in den großen Ausgaben für seine Person, seinen Hofstaat und seine Hofbauten liege, ein Flecken sei, den man von dem Andenken Friedrich Wilhelms II. nicht werde entfernen können. Wir bemerken unsererseits zu diesem Urtheil nur noch, daß wir die Correctur der Philippson'schen Berechnungen nicht etwa neuen unbekannten Quellen, sondern dem von Philippson ebenfalls hierfür benutzten und citirten Werke von Riedel, „der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt" entnommen haben.

Ganz besonders charakteristisch für den Verfasser ist sein Urtheil über

Digitized by Google

Alles was Kirche und Religion betrifft: Wir stellen seine Urtheile zunächst einfach nebeneinander. . . . . „Kampf der absterbenden Aufklärungsperiode mit der Romantik und mit einer starren, wenn auch meist nicht ganz überzeugten Orthodoxie. Aus der letzteren entwickelt sich immerhin eine Wiederbelebung des religiösen Gefühls." (Einl. S. IV.)

. . . „auf zahllosen Dorfkanzeln ertönten [in der Aufklärungsperiode] die Lehren praktischer Vernunft und reiner Menschenliebe, anstatt dogmatischer Grübeleien und confessionellen Hasses." (I, 39).

„Waren diese Geistlichen der Aufklärung wirklich noch protestantische Theologen? Hatten sie nicht das Lehrgebäude ihrer Kirche bis zur Unkenntlichkeit nivellirt? Wäre es nicht offener und ehrlicher gewesen, sie hätten gesagt: wir sind nicht mehr Diener der protestantischen, sondern der deistischen Kirche? Konnten sie sich wirklich darüber täuschen, daß sie nicht mehr im Sinne des Neuen Testaments lehrten, indem sie dasselbe mit kühner und rücksichtsloser Kritik und Hermeneutik von Grund aus umgestalteten? Erklärte doch selbst ein so frommer Theologe wie Semler, nicht alle Bücher des Neuen Testaments seien verbindlich, nicht der biblische Kanon, sondern die Wahrheit mache das Wesen des Christenthums aus. Waren die Vorwürfe der Gläubigen nicht gerecht, daß auf diese Weise von einer kirchlichen Gemeinsamkeit nichts mehr übrig sei, sondern nur die bare subjective Willkür eines jeden, großen oder kleinen Theologen?" (I, 40.)

Die Aufklärung . . . „sprach den äußeren Uebungen den Werth ab und milderte die Furcht vor göttlichen Strafen — damit zerstörte sie aber ein überaus wichtiges Koerzitiv für die so rohen Gemüther des damaligen niederen Volks". (I, 43.)

Von einer gegen einen Geistlichen wegen Irrlehren beantragten Untersuchung urtheilt Philippson, „daß man sie als völlig gerechtfertigt anerkennen muß" und die Zurückweisung der Anklage durch den Minister Zedlitz, weil der Betreffende seine philosophisch-speculativen Sätze nur als Schriftsteller, nicht als practischer Geistlicher ausgesprochen habe, versieht er mit einem ironischen Ausrufungszeichen.

„Die Ausschreitungen der Aufklärungsperiode erforderten allerdings eine Reaction von Seiten der Staatsgewalt. Die bloße Betonung der Moral, das Achselzucken über alle wahrhaft religiösen Anschauungen von Seiten der Theologen selbst war unleidlich . . . . . Nur Schade, daß die Rückführung zu besseren Verhältnissen Männern anvertraut wurde, die theils — wie vor allem Wöllner selbst — gewissenlose Heuchler, theils — wie Hermes und Silberschlag — blind wüthende Schwärmer und Fanatiker waren." (197.) Das Bestreben dieser Leute wird charakterisirt. (II, 75.) „Glauben mochte jeder Geistliche, was er wollte — er sollte sich nur verpflichten, buchstäblich jeden Satz, wie ihn die Reformatoren fast drei Jahrhunderte früher aufgestellt hatten, zu verfechten! Offener war die Heuchelei wohl niemals auf die Kanzel erhoben worden!" (Zwei Ausrufungszeichen.) II, 60 wird uns endlich die

Digitized by Google

Religion „in ihrer edlen Auffassung“ definirt als „der Inbegriff der idealen und göttlichen Aspirationen in jedem einzelnen Menschenherzen“ und dieser eine todte gleichförmige Buchstabengläubigkeit gegenübergestellt.

Man sieht, wohin diese Auffassung führt: alle Parteien in der protestantischen Kirche erhalten nacheinander Unrecht. Unter der alten Orthodoxie wurde „dogmatische Grübelei und confessioneller Haß“ gepredigt. Die Prediger der Aufklärung waren in Wirklichkeit nicht mehr Protestanten; „alle wahrhaft religiösen Anschauungen wurden von ihnen mit Achselzucken behandelt“. Eine „Wiederbelebung des religiösen Geistes“ ist nöthig. Dieser wahrhaft religiöse Geist, den Philippson nun doch für nöthig hält, scheint also das ausschließliche Besitzthum der Orthodoxie. In der Praxis erscheint aber eine solche wahrhaft religiöse Orthodoxie nicht. Die Orthodoxie, welche uns als wirklich vorgeführt wird, ist starr und fanatisch und „meist nicht ganz überzeugt“.

Gewiß steckt in den meisten der obigen Urtheile hier und da ein Stück Wahrheit. Ständen die einzelnen Urtheile allein, so würde man sagen: das ist eine einseitige Auffassung. In der Zusammenstellung aber wird das Ganze zur Caricatur: keine Erscheinung ist vollständig und wirklich objectiv charakterisirt, sondern von jeder eine Seite herausgesucht, über die sich ein suffisantes Urtheil abgeben läßt; diese Urtheile treten natürlich, wie sich zeigt, in Widerspruch miteinander und ergeben so ein wahres Zerrbild der kirchlichen Bewegung. Was muß das für ein religiöser Geist sein, der seine Wiederbelebung einer meist selbst nicht überzeugten Orthodoxie verdankt? Erst wird der Aufklärung der Vorwurf gemacht, daß sie durch die Aufhebung der Furcht vor der Höllenstrafe die Sittenlosigkeit befördert habe, dann (II, 77) wird der Richtung, die nun wieder auf die alten Lehren zurückgreift, nachgesagt, daß sie „frömmelnde Buchstabengläubigkeit, die sich recht gut mit der inneren Rohheit der Gesinnung verträgt“ in der Masse der Bevölkerung zu verbreiten suche. Alles weil der Autor sich allenthalben mit seinem eigenen Urtheil vorzudrängen wünscht und dabei von dem Wesen des Protestantismus nur die alleroberflächlichste Vorstellung hat. Wie kann ein Mann sich herausnehmen über Bewegungen in der protestantischen Kirche zu schreiben, der nicht einmal weiß, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen Ansichten, die im Amt und in der Seelsorge verbreitet und Ansichten, die schriftstellerisch ausgesprochen werden? Der etwas Unbegreifliches darin findet, daß „ein frommer Theologe“ nicht alle Bücher des Neuen Testaments für verbindlich erklärt? Eine mit einer solchen Unwissenheit verbundene Anmaßung des Urtheils darf man nicht anstehen als das zu bezeichnen, was es ist, nämlich als Petulanz.

Die Manier Philippsons zu urtheilen und die Art die Quellen zu benutzen, hat etwas so Irritirendes, daß man sich versucht fühlt selbst Wöllner und Friedrich Wilhelm II. gegen ihn in Schutz zu nehmen. Nicht als ob das End- und Gesammt-Urtheil über diese beiden Persönlichkeiten grade viel milder ausfallen dürfte, als bei Philippson: es ist von Beiden in der That nicht viel

Digitized by Google

Gutes zu sagen, aber die Behauptungen Philippsons sind darum an vielen Punkten nicht weniger falsch.

Philippson sucht die Wurzel zu Wöllners Kirchenpolitik nicht in herrschsüchtigem Fanatismus, sondern in heuchlerischer Berechnung. Er deducirt das aus Wöllners Lebenslauf. In seiner Jugend war dieser, wie einige gedruckte Predigten darthun, Rationalist; er war, bis auf eine von Friedrich II. empfangene Kränkung dessen begeisterter Anhänger; er befreundete sich mit Nicolai; er arbeitete an dessen Zeitschrift mit, „welche das Panier aller Neuerer in Deutschland war und gesellte sich somit zu deren Generalstab". „In einem Alter von vierzig Jahren pflegt man seine Gesinnung nicht mehr von Grund aus zu ändern. Wenn Wöllner jetzt dennoch zu einer Verbindung von ausgesprochen mystischer und katholisirender Tendenz überging [Freimaurer der strikten Observanz], so kann man darin nur seinen Wunsch erkennen, sich damit von der verhältnißmäßig bescheidenen Stellung eines prinzlichen Domänenbeamten den Weg zu höherer Karrière zu eröffnen."

Wir fragen zunächst, in wie fern war denn damals der Maurer-Orden strikter Observanz ein Mittel Karrière zu machen? Er hatte einige hochgestellte Mitglieder — aber doch keines, das so hoch gestanden hätte, wie der Herr, in dessen Dienst Wöllner 1770 trat, der Prinz Heinrich. Prinz Heinrich aber war decidirter Anhänger der Aufklärung. Bei Friedrich dem Großen selbst war am allerwenigsten etwas auf diesem Wege zu erreichen. Sollte Wöllner etwa schon auf den Prinzen von Preußen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., speculirt haben? Um auch nur die Bahn für die Möglichkeit dieser Combination frei zu machen, war es nöthig nachzuweisen, daß der Umschwung bei Wöllner erst erfolgt ist, nachdem die mystische Richtung bei dem Prinzen zum Durchbruch gekommen war. Es hängt Alles ab von der möglichst genauen Datirung dieser beiden Thatsachen der Bekehrung des Prinzen, wie Wöllners. Ueber beide drückt sich Philippson, statt sie genau zu untersuchen, nicht nur unbestimmt, sondern widersprechend aus.

Friedrich Wilhelm II. trat 1772 bei den Freimaurern ein. Philippson schließt sofort, daß derselbe damit Stellung genommen habe in dem großen Kampf für und wider die Aufklärung — und zwar wider diese. Der Schluß ist völlig unsinnig, da es bei den Maurern mehrere Richtungen gab, die sich untereinander bekämpften. Nach der positiven Angabe von Bailleu in dem Artikel Gräfin Lichtenau in der Allg. d. Biographie wäre die Wendung bei dem Prinzen erst im Jahre 1778 erfolgt. Erst von diesem Jahre an erscheint auch bei Philippson der Prinz in Verbindung mit den Rosenkreuzern. Ja, nach Philippson I, 57 „warf sich Friedrich Wilhelm der Mystik gänzlich in die Arme" erst 1780. Erst 1781 trat er in den Orden der Rosenkreuzer. Endlich läßt ihn Philippson (I, 197) gar erst als König, also erst 1786 „eilfertig in den Hafen der Mystik und Frömmelei einsegeln".

Zu welcher Zeit können wir nun die Sinnesänderung bei Wöllner zwei-

Digitized by Google

fellos nachweisen? Nach Philippson I, 71 hätte sie in seinem vierzigsten Jahre also, da er 1732 geboren, etwa 1772 stattfinden müssen. Auf der unmittelbar vorhergehenden Seite drückt er sich aber so aus, als sei es bereits in den ersten 60er Jahren geschehen. Bd. II, 253 hat er beide Daten schon wieder völlig vergessen und er läßt ihn noch im Jahre 1781 unbekehrt sein. Schlagen wir nun die von Philippson selbst citirte Quelle nach, die Lennig'sche Encyklopädie der Freimaurerei (2. Aufl. unter d. Titel Allgem. Handbuch der Freimaurer), so finden wir: „Wann Wöllner Maurer geworden ist, wissen wir nicht; 1767 finden wir ihn als Meister und Mitglied der Loge zur Eintracht der Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin im Verzeichniß. Den 20. Januar 1768 trat er der stricten Observanz [der mystischen Partei] zu." Also auf Jahr und Tag genau wissen wir, daß Wöllner zum wenigsten vier, wahrscheinlich aber zehn Jahre vor dem Prinzen von Preußen sich offen zum Mysticismus bekannt hat. Unmöglich kann die Rücksicht auf den Prinzen ihn bestimmt haben.

Hiermit ist nun auch schon das zweite Argument, in seinem vierzigsten Jahre ändere der Mensch nicht mehr von Grund auf seine Ansichten, hinfällig geworden. Wöllner war erst 35 Jahr, als er der stricten Observanz beitrat, also die Wandlung bereits vollendet war. Sie kann aber auch erheblich früher erfolgt sein. Daß er Friedrich den Großen bewunderte, mit Nicolai freundschaftlich verkehrte, sich mit Gleim sogar duzte, was Alles Philippson geltend macht, dürfte doch wohl nicht durchschlagen. Auch daß er Mitarbeiter der Allg. deutschen Bibliothek war, wird weniger imponiren, sobald man hört, daß er die Recensionen über Haushaltung, Ackerbau und Gartenkunst schrieb; selbst hier hat er übrigens in späteren Jahren, wo er immer noch Mitarbeiter blieb, einmal eine Prophezeihung über Geisterseherei eingeschmuggelt. Endlich die Behauptung Philippsons, er habe in Unterhaltungen mit Nicolai in dessen freie theologische Ansichten anstandslos eingestimmt, ist thatsächlich unrichtig und nur eins von den vielen Beispielen für die unerhört liederliche Arbeitsweise unseres Autors. Nicolai sagt an der von Philippson angezogenen Stelle nicht, daß Wöllner in seine Ansichten eingestimmt, sondern nur, er habe „nicht das geringste Mißvergnügen darüber merken lassen". Die gedruckten rationalistischen Predigten, auf die zuletzt Alles ankommt, sind erschienen im Jahre 1761; schon 1760, 28 Jahre alt, hatte Wöllner sein Predigtamt niedergelegt. Ob diese Predigten nun wirklich so entschieden rationalistisch sind, wäre vielleicht noch zu untersuchen; Philippsons Urtheil (er hat sie natürlich nicht selbst gelesen; sein Urtheil würde auch nicht viel beweisen) geht auf Preuß zurück. Ihm steht aber die Aussage Nicolais gegenüber, wonach Wöllner in seiner Theologie bei J. S. Baumgarten stehen geblieben, also von jeher der Orthodoxie nahegestanden hat.

Man sieht: Philippson hat seine durch das ganze Buch hindurch mit Emphase immer von Neuem wiederholte Behauptung von der Heuchelei Wöllners nicht nur nicht erwiesen, sondern es muß aus den von ihm selbst benutzten Quellen, zum größten Theil aus seinen eigenen Angaben das gerade Gegentheil geschlossen werden.

Digitized by Google

Ganz in derselben Weise, d. h. indem fortwährend Philippsons Urtheile mit den von ihm selbst angeführten Thatsachen im Widerspruch stehen, ist das Verhältniß Friedrich Wilhelms II. zu Wöllner durchgeführt.

Wöllner hielt Friedrich Wilhelm II. noch als Prinzen von Preußen politische Vorträge, die vielfach ein sehr richtiges Urtheil zeigen. Bald nach der Thronbesteigung wurde er geadelt. „Auf sein ferneres ungestümes Verlangen mußte ihn sein königlicher Ordensbruder zum Geheimen Ober-Finanzrath und Chef des Baudepartements ernennen, .... beständig war er in des Monarchen Umgebung. Besonders in den Finanzangelegenheiten erwies ihm der letztere unbedingtes Vertrauen. Die Minister, welche diese Sachlage wohl kannten, zeigten ihm knechtische Unterwürfigkeit. .... Da bestimmt wurde, daß alle Bittgesuche schriftlich und durch die Post einzureichen seien, während Friedrich II. die Klagen seiner Unterthanen am liebsten selbst entgegengenommen hatte [hierfür ist eine Quelle nicht angegeben; es ist natürlich Unsinn] —: so konnten Wöllner und seine Verbündeten alles, was ihnen unangenehm war, von vornherein beseitigen; bald nannte man ihn „den kleinen König“ .... „So drang die Schaar der Geisterseher und mystischen Dunkelmänner immer weiter vor am preußischen Hofe. Wer nicht zu ihr gehörte, hatte keine Aussicht auf Beförderung. Schwere Besorgniß bemächtigte sich aller Ehrlichen und Wohldenkenden. Nur General Graf Kalkreuth erfreute sich neben den Männern des Rosenkreuzerbundes noch offenbarer Auszeichnung durch den Monarchen..... Sonst sah sich jeder vernachlässigt, der nicht zu den Obscuranten gehörte“.

Der hier geschilderte Zustand beginnt sehr bald nach dem Regierungsantritt; als ein Zeichen der Zeit wird auch die Entsiegelung des Nachlasses Friedrichs des Großen durch den Obscuranten Wöllner angesehen (I, 186). Nun vergleiche man mit diesem Gemälde folgende andere Stellen und Mittheilungen des Philippson'schen Buches. „Hertzbergs Einfluß auf den Gang der preußischen Politik wurde mit dem Thronwechsel ein so maßgebender, ja allein bestimmender ....“ (S. 92) ... „man betrachtete ihn geradezu als allmächtig“ (S. 94). Hertzberg, ein Haupt der Aufklärer, behielt seine Stellung bekanntlich bis zum Sommer 1790. Der aufklärerische Cultusminister von Zedlitz, der eigentliche Antipode Wöllners, behielt seinen Posten bis zum Jahre 1788 und wurde noch bei seinem Abgang mit dem Schwarzen Adlerorden bedacht. Geradezu als „Günstling“ wird uns endlich noch ein dritter Anti-Wöllnerianer, Graf Schulenburg-Blumberg geschildert, und nach dessen Tode (1790) trat an seine und später auch Hertzbergs Stelle Graf Schulenburg-Kehnert und stieg „trotz Wöllners Neid“ (II, 7) immer höher in des Monarchen Gunst. Auch Voß, der den Rosenkreuzern feindlich gegenüberstand, war gegen Wöllners Wunsch 1789 Minister geworden.

I, 233 berichtet Philippson „hier, wie überall“ geschah es nach Wöllners Willen; im December 1788. Zwei Seiten darauf und einige Tage weiter, Anfang Januar 1789 „war alles fußfällige Flehen Wöllners“ vergeblich den König zur Unterzeichnung eines strengen (übrigens bloß theoretischen) Edicts

Digitized by Google

gegen die Aufklärung zu vermögen. Ja um dieselbe Zeit traten zwei Aufklärer neu in das Oberkonsistorium, den Hauptsitz des Widerstands gegen Wöllner ein, S. 251 aber heißt er doch wieder „der allmächtige Wöllner" und S. 289 lesen wir: „So völlig stand die innere Leitung des preußischen Staates unter der Regierung dieses einen Mannes". Zweimal im Jahre 1791 (S. 338 und 351) wird uns berichtet, wie der König die Wöllner'schen Anträge ablehnte und eine selbständige Entscheidung in Censur- und Cultus-Angelegenheiten fällte; trotzdem ist es nach Philippson I, 360 „selbstverständlich", daß der König im April 1792 eine von Wöllner ausgearbeitete Cabinetsordre vollzog.

Emphatisch wird das zweite Capitel im zweiten Bande „Höhepunkt des Wöllnerschen Regiments" betitelt: der Inhalt desselben bildet — man muß es nachlesen, um es zu glauben — eine Niederlage dieses angeblich „Allmächtigen" nach der andern. Was er wirklich durchsetzt sind ziemlich unbedeutende Dinge, in denen mehrfach Philippson nicht umhin kann, ihm materiell Recht zu geben. Der Prediger Schulz in Gielsdorf, der „Zopfschulz", wird zwar entgegen der Sentenz des Kammergerichts abgesetzt, erhält aber eine Civil-Versorgung. Die von Wöllner verlangte Bestrafung der Kammergerichtsräthe unterbleibt. Wöllner wünscht einen neuen Katechismus einzuführen, die Angelegenheit „lag ihm vorzüglich am Herzen": er dringt nicht damit durch. Er sucht Professoren, Pastoren, Lehrer unter die hierarchische Disciplin zu bringen: es mißlingt eigentlich Alles. An Niemeyer, den Wöllner fortwährend chicanirt, wird der „Allmächtige" gezwungen selber im Namen des Königs eine Art Belobigungsschreiben zu richten. Der passive Widerstand des gesammten Beamtenthums ist so stark, daß Wöllner und seine Immediat-Commission sich mit groben Verweisen begnügen, aber keinen einzigen Absetzungs-Proceß auch nur einzuleiten wagen. Es werden momentan einige starke Repressiv-Maßregeln gegen die aufklärerische Litteratur durchgesetzt, aber es dauert kein Jahr, so sind sie wieder zurückgenommen. Eine große Visitations-Reise, welche Wöllners nächste Genossen, Hermes und Hillmer unternahmen, endete, als ihnen die Studenten in Halle die Fenster einwarfen mit dem schleunigen Rückzug der beiden Edlen und die Excedenten wurden nicht einmal bestraft. Das ist neben einigem Anderen, z. B. dem Vorgehen gegen Kant, der Inhalt des Capitels „Höhepunkt des Wöllner'schen Regiments".

Ein andermal ist es übrigens statt Wöllners der Abwechselung halber Bischofswerder (II, 145), der die „fast unumschränkte Macht" in Preußen genossen hat — leider ist es ihm zum Verderben ausgeschlagen, denn dieser „Genuß" hat „sein Herz verdorben".

Wer nach mehr Stellen Begehr hat, in denen das Raisonnement unseres Autors mit den von ihm selbst mitgetheilten Thatsachen in flagrantem Widerspruch steht, den verweise ich auf die Genesis der Theilnahme Preußens am französischen Revolutionskriege (passim); den Tod des Grafen Schulenburg-Blumberg (I, 384); die Geschichte des Allgemeinen Landrechts (I, 299 ff. II, 47 ff.); die Unterdrückung der bäuerlichen Unruhen in Schlesien 1793 (II, 25 ff.):

Digitized by Google

die Behandlung der neu erworbenen polnischen Provinzen (II, 116ff. und 187ff.); die Charakteristik der „Instruction für das General-Directorium" (I, 166).

Die Art, wie Philippson die Quellen verwerthet, habe ich oben schon durch die Zusammenstellung mit Janssen characterisirt.

Subjective Aeußerungen von Zeitgenossen werden ohne Weiteres als vollgültige Zeugnisse für wirthschaftlichen wie sittlichen Auf- und Niedergang angenommen. Dabei werden nicht einmal diese Zeugnisse sorgfältig und vollständig zusammengestellt. Ich will nur einige Beispiele dafür anführen. Graf Schulenburg-Kehnert wird charakterisirt mit dem Ausspruch Steins: „Schulenburgs Verwaltung der Lotterie, der Münze, der Bank war gegen alle richtigen Grundsätze und voll der größten Mißbräuche; man würde seine Verwaltung loben, wenn man sie schlecht nennte". Es ist offenbar unerlaubt, ein solches Urtheil ohne Weiteres in eine geschichtliche Darstellung aufzunehmen; denn es ist bekannt, daß in Beurtheilung von Persönlichkeiten Niemand einseitiger, leidenschaftlicher und ungerechter war, als Stein. Glaubt man aber trotzdem in einem bestimmten Falle auf sein Urtheil recurriren zu müssen, so ist es wenigstens nöthig, alle Stellen in denen der Gegenstand etwa berührt wird, gleichmäßig heranzuziehen. Nicht mehr als sechs Seiten hinter jenem Citat findet sich bei Pertz (Stein, I, 279) eine zweite Aeußerung Steins über Schulenburg in einem Briefe an Beyme (1804). Diese lautet: „Gegen das in der Cabinets-Ordre angedeutete Verhältniß zu dem Herrn Grafen v. d. Schulenburg habe ich garnichts einzuwenden, da ich ihn als einen Mann von einem hellen Scharfblick, einer unermüdeten kraftvollen Thätigkeit und einer ausgebreiteten Geschäfts-Erfahrung kenne". Hat Philippson bei der Sammlung seiner Notizen hier ein Paar Seiten überschlagen, oder hat er sich nur die erste gemerkt, weil sie ihm piquanter schien?

Zweites Beispiel: „um recht viele Günstlinge vortheilhaft unterbringen zu können, wurden Zahl und Gehälter der Beamten der dreizehn Akzise- und Zolldirektionen auf das dreifache erhöht, wobei die Geschäfte lediglich Verschleppung erfuhren" (I, 249). Dazu die Anmerkung „Ziffermäßige Angaben in ‚das gepriesene Preußen'", S. 53. Ich habe mir nicht die Mühe gegeben, diese Schrift aufzusuchen und ihre Zuverlässigkeit zu prüfen*). Denn die Ueber-

*) Nachträgliche Anmerkung. Ich habe mir noch hinterher die von Philippson benutzte Schrift „Das gepriesene Preußen" angesehn und gefunden, daß ich dieser Schrift unrecht gethan habe, aber nur weil ich Philippson immer noch zu viel getraut habe. „Das gepriesene Preußen" ist zwar, wie ich von vorn herein annahm, ein Pamphlet, dem man keine Behauptung ohne die strengste Controlle nachschreiben darf, aber in diesem Fall steht wieder einmal das gar nicht darin, was Philippson mittheilt. Die Zahl der betreffenden Beamten ist nicht auf das Dreifache, sondern bei jeder Direction von 5 bis 6 auf 11 bis 12 vermehrt. Die Insinuation, daß es geschehen sei, um „recht viel Günstlinge vortheilhaft unterbringen zu können", macht selbst jenes Pamphlet nicht — dagegen berichtet es die Thatsache im Zusammenhang mit der Aufhebung der Regie, wodurch also die Geschäfte der Accise- und Zolldirectionen ungemein vermehrt wurden — Man mag dieses Philippson'sche Buch wirklich anfassen, wo man will, man findet immer nur noch Stärkeres.

Digitized by Google

treibung ist so kolossal und so handgreiflich, daß der Charakter des Pamphlets, dem Philippson die schwere Beschuldigung ohne Weiteres nachschreibt, keinem Zweifel unterliegen kann.

Drittes Beispiel. Den Diaries of Malmesbury schreibt Philippson nach (I, 44): „Berlin ist eine Stadt, wo wenn fortis ehrenhaft bedeutet, weder vir fortis nec femina casta vorhanden ist. Eine grenzenlose Verderbtheit der Sitten herrscht bei beiden Geschlechtern in jeder Sphäre des Lebens verbunden mit Dürftigkeit. Die Männer sind beständig damit beschäftigt, wie sie mit ihren beschränkten Mitteln die Extravaganzen ihres Lebens bestreiten können. Die Frauen sind Harpyen, ausschweifend aus Mangel an Schamgefühl, und alle Delikatessen des Benehmens, alles Gefühl wahrer Leidenschaft sind unbekannt. Im allgemeinen sind die Unterthanen Friedrich II. arm, eitel und ohne Grundsätze". Philippson schickt dieser Lesefrucht die Bemerkung voraus, daß Malmesbury Friedrich II. und Preußen sehr feindlich gesinnt gewesen und die Schilderung selbstverständlich weit übertrieben sei, aber ganz grundlos könne sie doch nicht sein, da Andere Aehnliches sagten. Das ist wirklich die müheloseste Kritik der Welt: die Hauptfrage, wieviel denn nun in jener piquanten Schilderung übertrieben ist, ist bei Seite gelassen: wenn nun etwa die Uebertreibung so stark wäre, daß im Vergleich mit dem damaligen Paris, Wien, London, Petersburg — Berlin eine relativ günstige Stellung eingenommen hätte? Auch in der Beurtheilung des Prinzen von Preußen genirt sich Philippson garnicht, (S. 53) das Zeugniß eben dieses Malmesbury anzurufen: ja, er vindicirt ihm hier sogar eine specielle Glaubwürdigkeit — warum? Weil Malmesbury den König haßte: deßhalb verdient er Vertrauen, wenn er den Prinzen von Preußen schmäht. Es scheint völlig unglaublich — aber ich kann nur bitten, die Stelle nachzulesen.

Was übrigens die böse Sittenlosigkeit betrifft, so hält Philippson dieselbe doch nicht für einen Cardinal-Fehler. II, 258 versichert er uns: „die ausschweifendsten jungen Männer und Frauen wurden oft später die tüchtigsten Bürger, die sorgsamsten Gattinnen und Mütter."

Von Styl-Blüthen haben wir uns aus unserem Werke folgendes Bouquet gewunden.

Friedrichs geliebteste Freunde „verfielen dem Heldentode" (I, 6). „Mit . . . . . Pflichttreue galt all' sein Denken und all' sein Schaffen nur diesem Staate." (Auf derselben Seite.) Ein Organ, „welches diesen . . . . . Zeitschriften ein Gegengewicht zu leisten vermochte". (I, 52.) „Alle diese schamlosen Lügen wurden mit heuchlerischer Anrufung des göttlichen Namens, seines Bestandes und seiner Rache bestätigt!" (63.) Die Mystik „vertrug sich durchaus mit unbedenklichen Lüsten" (78). Friedrich Wilhelm „widmete der kaum erkalteten Leiche des großen Königs . . . eine würdige und bewegte Aufmerksamkeit (92). „Seine Arbeiten als Chef des Salz- und Postdepartements hatten ihn nicht gerade zur Neuordnung der Zoll- und Accisever-fassung befähigt" (103). „Sein Patriotismus setzte ihn über alle Bedenklich-

Digitized by Google

keiten hinweg" (251). „Ohne Festigkeit, ohne Entschlossenheit, ohne gründliches Interesse, ließ er (Friedrich Wilhelm II.) sich von jedem Hinderniß zurückschrecken!" (272). Die übermäßige Bedenklichkeit des Herzogs von Braunschweig „bei Fassung eines Beschlusses" (II, 8). „Die Steuern dieser Bezirke gingen verlustig" (II, 106). Kant, ein Philosoph, „der in starrem Rigorismus den Vortheil und das Streben nach Glückseligkeit als Quelle nicht nur der Unsittlichkeit, sondern selbst eines sittlichen Wollens kategorisch verworfen hatte" (II, 84).

„Es blieb Preußen keine andere Wahl, als zwischen Frieden und Selbstauflösung!" (Ausrufungszeichen.) (II, 143). Die Eiferer geriethen „ihrem persönlichen Ehrgeiz und ihrer Herrschsucht zufolge untereinander in Streit." (II, 154). „Ebenso einseitig für die Interessen des Adels verfuhr man Betreffs der adligen Güter." (II, 168). „Die Aergernisse und Anstrengungen der französischen und polnischen Feldzüge hatten ihn (den König) mit einer Kränklichkeit behaftet, die..." (II, 299).

Von thatsächlichen Fehlern, die bald die Flüchtigkeit, bald die Unwissenheit des Autors zeigen, wimmelt das Buch. Das Stärkste von Allem leistet der Autor vielleicht in seiner Characteristik der geistigen Bewegungen der Zeit. Als Beispiel möge ein Passus aus dem Vorwort genügen, von dem wir bereits ein Stück in anderem Zusammenhang herangezogen haben. „Daneben, heißt es (neben den politischen Ereignissen her) geht der interessante und bedeutungsvolle Kampf der absterbenden Aufklärungsperiode mit der Romantik und mit einer starren, wenn auch meist nicht ganz überzeugten Orthodoxie. Aus der letzteren entwickelt sich immerhin eine Wiederbelebung des religiösen Gefühls, aus der Romantik eine großartige Literatur und eine Neugeburt der philosophischen und historischen Wissenschaften". Daß denn doch aus einer starren, meist selbst nicht ganz überzeugten Orthodoxie sich kein religiöses Gefühl entwickeln könne, ist dem Autor am Schluß seines zweiten Bandes selbst klar geworden. „Die geistlichen Zeloten hatten sich als die schlimmsten Schädiger der Religion herausgestellt", heißt es hier (II, 238). Kirchenbesuch sei in officiellen Kreisen vielleicht häufiger, die religiöse Gesinnung aber noch seltener geworden, als unter Friedrich dem Großen (II, 301). Was aber den zweiten Gegner der Aufklärung, die Romantik betrifft, so weiß ich nicht, ob es nothwendig ist zu sagen, daß die wirklichen Ueberwinder der Aufklärung, Kant, Fichte, Jacobi, Herder, Göthe, und wer sonst dahin gehört, nicht genannt sind, und daß die „philosophischen Wissenschaften" zur Zeit des Aufkommens der Romantik einer „Neugeburt" nicht mehr bedurften. Umgekehrt, in die Regierungsperiode Friedrich Wilhelm II. fällt die Entwicklung der Fichteschen Philosophie, und diese wiederum wird zu einem Element der in den letzten Jahren des Jahrhunderts aufkommenden Romantik.

Von welcher Erscheinung an wirklich die Wiedergeburt der Philosophie zu datiren ist, darüber sind, soviel ich weiß, einmal alle Gelehrten und alle Parteien einig; Philippson aber scheint seine besondere Ansicht darüber zu haben,

Digitized by Google

denn er berichtet: (II, 234). „Die selbstzufriedene Metaphysik jener Periode wurde auf das empfindlichste aufgestört und verwirrt durch den Einfluß des Spinozismus, der 1785 durch Jacobi den Zeitgenossen nahe gebracht wurde." Druckfehler ist ausgeschlossen, denn Jacobi's „Briefe an Mendelssohn über die Lehre des Spinoza" erschienen in der That im Jahre 1785 — damals herrschte in Deutschland also nach Philippson eine „selbstzufriedene Metaphysik". Was sich Philippson bei dem Ausdruck gedacht hat, Jacobi habe den Zeitgenossen „den Spinozismus nahe gebracht" ist leider nicht deutlich ersichtlich. Ein nicht besser informirter Leser muß offenbar Jacobi selbst für einen wirklichen Spinozisten halten und nach dem Folgenden scheint Philippson selbst auch dieser Ansicht zu sein.

Wie tief überhaupt Philippson die Philosophie studirt hat und wie hoch er dieselbe schätzt, davon kann sich Jeder überzeugen, der Band II, S. 238 und 239 ließ, was er über Kant sagt; es schließt: „ohne Kant hätte es keine Reorganisation des preußischen Staats, ohne ihn wahrscheinlich keinen Befreiungskrieg gegeben!" (Ausrufungszeichen.) Die Banalität dieses Schriftstellers ist wirklich noch größer als seine Ignoranz.

I, 7 läßt Philippson Friedrich den Großen den Fürstenbund gründen „nur um Oesterreich und damit die oberste Reichsgewalt nicht weiter erstarken zu lassen, also wider das bestehende Reich". Wenn ein Schulamts-Candidat sich um die Facultas für mittlere Klassen in der Geschichte bewirbt und trägt diesen Satz vor, so fällt er — hoffentlich — durch.

I, 172 ist die Stellung des Großkanzlers im Verhältniß zu den anderen Justiz-Ministern schief und falsch charakterisirt.

I, 173 läßt Philippson eine Reform betreffend den Sold beurlaubter Soldaten, von der in jedem Handbuch der Geschichte zu lesen ist, daß sie von Scharnhorst eingeführt wurde, schon von Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt eingeführt worden.

Ebenfalls schon unter Friedrich Wilhelm II. läßt Philippson die Ehrengerichte für Officiere wirken, welche gesetzlich erst 1808 errichtet wurden. (II, 169.)

Total falsch ist die Berechnung der Präsenzziffer des Heeres (II, 175), da das Institut der Freiwächter vergessen ist und die Zahl der Beurlaubten thatsächlich viel mehr als ein Drittel betrug. Theil I, S. 424 theilt Philippson selbst ein Rundschreiben des Generaldirectoriums mit, wonach jede Compagnie 90—96 Inländer haben sollte, d. h. bei starken Compagnien etwa die Hälfte der Mannschaft; II, 175 wird nur ein Viertel der Mannschaft auf die Ausländer gerechnet. Der Gebrauch geworbene Inländer als Ausländer zu berechnen, genügt nicht, um eine so große Differenz zu erklären. Das wirkliche Verhältniß festzustellen, ist bei der wechselnden Stärke der Compagnien und der Verschiedenheit der überlieferten Zahlen nicht ganz leicht. Eine gründliche, zu einem brauchbaren Resultat führende Untersuchung darüber anzustellen, ist unserem Autor natürlich zu mühsam gewesen.

Digitized by Google

Von Büsching hat Philippson sich den Blödsinn aufbinden lassen, daß das preußische Heer in den Krieg 32 705 Waschfrauen mitzunehmen pflegte.

Im Jahre 1793 war bekanntlich die zweite; 1795 die dritte polnische Theilung. Zum Jahre 1796 berichtet uns Philippson mit Trauer: „Weniger als je waren diese Gebiete mit dem Staate verwachsen." (II, 229.)

II, 251 wird uns mitgetheilt, daß in jenen glücklichen Zeiten die Einwohner von Berlin an städtischen Steuern etwa 2 Mark jährlich zahlten, heute 43 Mark. In Wirklichkeit ist es heute doch nur die Hälfte. Philippson hat in der Eile den ganzen Einnahme-Etat auf die Einwohner-Zahl repartirt, Anleihen, Gebühren, Geschenke, Betriebs-Ueberschüsse Alles mit.

Man kann sich thatsächlich auf keine Zahl, kein Citat, keine noch so einfache positive Angabe in diesem Buche verlassen und dadurch werden selbst die archivalischen Mittheilungen, die sonst einem Forscher als Material dienen könnten, werthlos.

Das ganze Bündel von Schnitzern, welches ich bereits bei der genannten Besprechung des ersten Bandes in der Zeitschrift für Preußische Geschichte deponirt habe, glaube ich hier nicht wieder ausbreiten zu müssen. Ich halte es für interessanter statt dessen zu notiren, daß der zweite Band des Philippson'schen Werks auf dem Umschlag mit anerkennenden Besprechungen der Kölnischen, der National- und der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung aufzuwarten vermocht hat.

Ich schließe mit drei Sätzen aus dem Buche unseres Autors selbst. Von Wöllner sagt er (I, 70), daß „er die Geheimnisse des deutschen Styls nie ganz zu ergründen vermocht" habe. Von Friedrich Wilhelm II. weist er nach (I, 339): „wie wenig er gründlich und mit Nachdenken zu arbeiten pflegte!" (Ausrufungszeichen.) Bei solchem König und solchem Minister ist es denn freilich kein Wunder, daß Philippson (I, 121) berichten muß: „Das gebildete Publicum war tief enttäuscht." Delbrück.

---

## Antike Terrakotten.

Zu den Kunstwerken des Alterthums, welche rasch das Interesse weiterer Kreise für sich gewonnen haben, zählen vor Allem die Thonfigürchen von griechischer Hand; es waren bekanntlich die bei der kleinen böotischen Landstadt Tanagra gemachten Funde, welche bei ihrem unerwarteten Erscheinen vor einigen Jahren nicht nur das Auge der Forscher, sondern sofort auch das der Sammler und Liebhaber auf sich zogen. Wie sie bereits bei uns eingebürgert sind, zeigt ein Blick auf die Schaufenster unserer Gipshandlungen, und in der heutigen Bewegung, welche der Farblosigkeit der Plastik den Krieg erklären will, spielen sie eine hervorragende Rolle.

Das kais. deutsche archäologische Institut hat bereits im Jahre 1877 eine Auswahl besonders gefälliger Stücke des tanagräischen Vorraths dem Publikum geboten. Es war das nur ein Vorläufer einer großen umfassenden Arbeit,

Digitized by Google

welche im Auftrage des Instituts Prof. Kekulé in Bonn seit Jahren fördert und die auf Nichts Geringeres hinaus will, als auf eine möglichst vollständige kritisch gesichtete, künstlerisch zur Darstellung gebrachte Sammlung aller antiken Terrakotten.

Von diesem Unternehmen ist im Jahre 1880 der erste Band, die Terrakotten Pompejis umfassend, bearbeitet von Dr. Hermann von Rohden, ebenfalls im Spemannschen Verlage erschienen. Ihm folgt soeben der zweite Band, die antiken Terrakotten von Sizilien, bearbeitet von Kekulé selbst, dem im erfreulichen Zusammenwirken der Radirer der Tafeln Ludwig Otto in Dresden zur Seite steht.

Es lassen sich an der Publikation, ihrer Idee nach und der entsprechend dem Antheile der beiden Letztgenannten nach, zwei Seiten unterscheiden, die gelehrte, welche in der Wahl und Ordnung aller Einzelnen und in dem auf Grund sorgfältigster Vorarbeit knapp gefaßten Texte sich darstellt, und die Künstlerische, welche die Objecte selbst zur Anschauung bringt. Es liegt in der Natur der Sache, daß der letzteren durch Herrn Otto vertretenen Seite das allgemeine Interesse sich zunächst und am meisten zuwenden wird, und das ist auch recht so; denn die 61 Tafeln mit etwa 270 Einzelabbildungen bieten doch den eigentlichen Gegenstand der Herausgabe; der Herausgeber aber, welcher es absichtlich vermeidet durch Raisonnement von der Hauptsache abzuziehen, liefert dazu den Untergrund für Diejenigen, welche tiefer in die Kenntniß des Gebotenen hinabsteigen wollen. Es bleibt dabei je nach Pflicht und Lust einem Jeden frei, wie weit er darin gehen will, oder ob er sich mit dem Blättern und Beschauen allein begnügen und auch damit schon Freude, sowie Belehrung für Wissen und Geschmack reichlich gewinnen will. Ohne es sich bewußt zu werden erntet er dabei mit leichter Mühe Früchte der Arbeit, wie des darstellenden Künstlers, so auch des Herausgebers, der Alles zusammengetragen, gesichtet und geordnet hat, und ohne dessen liebevolle Mitwirkung auch der Künstler des Werks nicht Herr geworden wäre.

Die Arbeit verfolgt, wie das bei ihrem Ausgehen von einer wissenschaftlichen Anstalt nicht anders sein kann, einzig den wissenschaftlichen Zweck, in Echtheit und Richtigkeit den Gegenstand zur Kenntniß zu bringen; es ist nicht das Vergnügen des großen Publikums, das dabei zu befriedigen gesucht wird. Aber der Art des Gegenstandes und der kongenialen Art der Behandlung nach wird doch dieses Vergnügen, auch ohne daß man es suchte, befriedigt werden. Damit dürfte gesagt sein, daß gerade den Besten, die dergleichen lieben, am meisten genügt sein wird.

Es erschien deshalb ein Hinweis auf diesen zweiten Band der antiken Terrakotten gerade in dieser Zeitschrift am Platze.

Es ist das Griechenthum, welches uns aus allen den Blättern wieder einmal mit seiner vollen Frische anblickt, und gerade das Griechenthum, welches in entwickelter Gestalt immer wieder neue Siege im Reiche des Schönen feiert. Verhältnißmäßig spärlich sind unter den sizilischen Thonfigürchen die alterthüm-



Digitized by Google

lichen Arbeiten vertreten, welche immer mehr den Forscher, der das Werden sucht, als den Liebhaber, der sich an das Sein hält, ansprechen. Wir finden ganz vorwiegend nur die Zeiten vertreten, als das sizilische Griechenthum in der Periode der freisten Entwicklung seiner Kunst mit einem außerordentlichen Reichthume der Daseinsformen sich entfaltete; alterthümliche, noch mit der Bewältigung der Form ringende Werke, wie auf sizilischem Boden Architektur und Großplastik in stattlicherer Zahl sie hinterlassen haben, sind hier nur in wenigen Stücken vertreten.

Auch in diesem Umstande liegt etwas, das den neu erschienenen Band dem allgemeinen Interesse besonders leicht zugänglich und uns erwarten macht, daß wir mit unserer kurzen Anzeige nicht Wenigen zu Gefallen sein werden.

C.

---

Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. H. v. Holst, dritter Band. Berlin 1884. Springer. 800 Seiten.

Der vorliegende Band des bedeutenden Werkes behandelt die Geschichte der Vereinigten Staaten von 1850—1856. Es ist die Zeit, in der sich der große Umschwung in den Ansichten des amerikanischen Volkes über die Sklaverei vollzieht. Man hatte in den Jahren nach dem Abschlusse des Clayschen Compromisses geglaubt, aller Hader sei nun zu Ende, die Sklaverei wie die Freiheit hätten ihre festbegrenzten Gebiete, es sei also ein Verbrechen gegen den Bestand der Union, überhaupt von der Sklavenfrage zu reden. Beide herrschende Parteien, die Demokraten, die Vertreter der Sklavokratie, wie die Whigs waren darin völlig einig. Damit aber hatte die Partei der Whigs ihre Existenzberechtigung verloren, nur der Wunsch, bei der Präsidentenwahl von 1852 ans Ruder zu kommen und der Beute theilhaftig zu werden, hielt sie noch zusammen. Als diese Hoffnung gescheitert war, löste sie sich allmählich in verschiedene Fraktionen auf. Erst der Versuch der jetzt allein herrschenden demokratischen Partei, auch das Territorium Kansas entgegen dem Gesetz von 1820, zum Sklavenstaat zu machen, führte im Norden zu der Erkenntniß, daß die Sklavenpartei durch keinerlei Zugeständniß befriedigt werden konnte. Denn wie Holst vortrefflich ausführt, grade weil die Sklavereistaaten auf die Dauer nicht mit der freien Arbeit des Nordens rivalisiren konnten, versuchten sie immer mehr Terrain zu gewinnen, auswärts, auf Cuba, auf Nikaragua richten sie begehrliche Blicke, wie in der Union selbst. Wird doch von einigen südlichen Blättern alles Ernstes behauptet, auch die weißen Arbeiter des Nordens müßten eigentlich Sklaven sein; und die Wiedereinführung des Sklavenhandels, der seit 1808 verboten war, wird beinahe Parteiforderung. Aber diese Ueberspannung der Forderungen führt die puritanischen Neu-Englandsstaaten, sowie den Westen, in dem die Deutschen eine wichtige Rolle spielen, erst zum Widerstande, dann aber zum Angriff. Wenn auch bei der Präsidentenwahl von 1856 die neugewählte republikanische Partei noch unterliegt, so sehen wir doch schon den

Digitized by Google

Anfang des Endes der Sklavokratie. — Diese mit einer seltenen Consequenz sich vollziehende Folge von Ereignissen hat uns Holst in sehr ausführlicher Weise dargestellt. Mit großem Fleiß ist eine Fülle von Material beigebracht, aus dem uns die Ansichten der Zeitgenossen entgegentreten. So weit die Aufgabe, die Geschichte einer Zeit, die kaum 30 Jahre hinter uns liegt, in wissenschaftlicher Weise zu behandeln, lösbar ist, hat der Verfasser sie gelöst. Aber, obwohl die Geschichte der Vereinigten Staaten sich mehr als irgend eine andre, in der Oeffentlichkeit abspielt, sind doch noch zahlreiche dunkle Punkte da, die aufzuhellen selbst dem Scharfsinn v. Holsts nicht gelungen ist, weil die Parteien auch jetzt noch ein Interesse daran haben, die Vergangenheit in für sie möglichst günstigem Licht darzustellen. Und so führt uns denn v. Holst durch endlose verfassungsrechtliche Controversen und versucht festzustellen, was Recht und Unrecht ist. Grade dadurch aber hat man oft den Eindruck, als ob ein unparteiischer Berichterstatter für eine Zeitung die Leser auf dem Laufenden zu halten suchte und zu diesem Eindruck trägt der Stil des Verfassers, der sich öfters in recht kühnen Wendungen bewegt, wohl auch einiges bei. Es ist ordentlich erquicklich, aus all dem sophistischen Gezänke im Congreß ins wirkliche Leben hinauszukommen, wenn die Kämpfe in Kansas, so scheußlich sie sind, geschildert werden. Da sind doch Männer, die offen und ehrlich kämpfen, während im Congreß Sumner, der in kraftvoller Rede die Sklaverei gegeißelt hat, von einem südstaatlichen Vertreter überfallen und halbtodt geprügelt wird. — Im Hinblick auf die jüngst vollzogene Präsidentenwahl ist auch die genaue Darstellung der beiden Wahlen von 1852 und 1856 höchst interessant. Es zeigt sich, daß die Wahl gar keine Garantie dafür bietet, daß wirklich der Beste und Fähigste das Haupt des Staates wird, sondern daß ein Mann, der allen recht sein soll, meistens eine Mittelmäßigkeit sein wird. Ich versage mir, aus dem reichen Inhalt des Buches noch mehr hervorzuheben. Die Mühe des Lesens, und eine solche ist es allerdings, belohnt sich reichlich.

D. G. K.

---

Geschichte des Deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst. Von Georg Hoyns. Erster Band. Bis zur Regierung Otto's des Großen. Leipzig 1884. Brockhaus. 500 S.

Wieder eine deutsche Geschichte! Der Klage, die man noch vor einigen Jahren hörte, es gäbe keine zusammenfassende Darstellung der deutschen Geschichte, wird bald die andere folgen, wir hätten deren zu viel. Wer soll eigentlich all diese deutschen Geschichten lesen? Vorliegende ist für „alle Gebildeten, die für das Ideale ein Interesse hegen" geschrieben und will auch die Resultate der Forschungen über Religion, Literatur und Kunst in ein Gesammtbild zusammenfassen. Ob aber nicht der Gebildete lieber ein Werk, das die Kunst oder Literatur allein im Zusammenhang behandelt, zur Hand nimmt, als hier ein Kapitel über epische Dichtung nach der Völkerwanderung, dort eins über

Digitized by Google

Architektur und Malerei zur Zeit Karls des Großen zu lesen? Und wer an Geschichtslektüre sich erheben und belehren will, greift lieber zu einem der Werke unserer großen Meister, die aus unmittelbarer direkt aus den Quellen geschöpfter Kenntniß uns Personen von Fleisch und Blut, Handlungen von fast dramatischem Interesse vorführen. Hier dagegen bekommt er aus zweiter Hand einen Abriß der Hauptereignisse. Wer aber bloß nachschlagen will, greift zum Conversationslexikon. Wenn das Werk noch Bilder hätte! Dann ginge der Text so mit, und auf jedem Salontisch würde das Buch als Zeichen des Sinnes für das Ideale prangen. Indessen bleiben immer noch viele übrig, für die das Buch nicht ohne Nutzen sein mag. Es ist fließend geschrieben und enthält wohl nichts wesentlich Falsches, obwohl in Einzelheiten und auch in der Gesammtauffassung mancher Perioden, besonders der Ludwigs des Frommen, der Specialforscher oft eine abweichende Ansicht haben mag. Die Ausstattung ist angemessen. Wer also zur Vervollständigung seiner Bücherei oder seiner Bildung eine deutsche Geschichte braucht, die ihm in drei Bänden alles wissenswerthe von den Urzeiten unsres Volkes bis zur Gegenwart bietet, mag sich das Buch anschaffen. Betrachtungen über die Volksnatur der Germanen mit Nutzanwendung auf die Gegenwart; einen Abriß der ganzen nordischen Mythologie, ein Kapitel über Konstantin und Julian findet er auch darin. Ein wirkliches Gesammtbild der Entwicklung unseres Volkes, worin der innere Zusammenhang aller einzelnen Faktoren des Volkslebens zur Anschauung gebracht wäre, ist freilich auch hier nicht erreicht. D. G. K.

---

Die Herren und Grafen von Schwerin. Von Oskar Schwebel. Berlin 1885. Abenheim.

Von unbegrenzter Verehrung für das Geschlecht der Schwerin erfüllt, führt uns der Verfasser eine Reihe von Lebensbildern verdienter Männer aus diesem Geschlechte vor. Mit reicher Phantasie begabt, weiß er aus einer dürftigen urkundlichen Notiz über den ersten Voigt von Schwerin uns dessen ganzes Leben zu entwickeln, und einen anderen Vertreter des Geschlechts schildert er in fast novellistischer Form. Mit besonderer Wärme wird der Minister des Großen Kurfürsten, Otto v. Schwerin, uns vorgeführt, in dem der Verf. einen der lautersten Männer aller Zeiten sieht. Bei dem Marschall Friedrichs des Großen, dem Grafen von Schwerin, muß der Verf., so leid es ihm thut, einiges berichten, was zu Ungunsten seines Helden spricht. Trotzdem kommt Friedrich dem Marschall gegenüber recht schlecht weg. Das Leben des Ministers der neuen Aera, des Grafen Schwerin-Putzar und eine Schilderung Schwerinscher Schlösser bilden den Schluß des frisch geschriebenen Buches.

D. G. K.

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

**H. von Treitschke und H. Delbrück.**

## Vierundfunfzigster Band.

**Sechstes Heft.**

Dezember 1884.

Inhalt:


| | Seite |
|---|---|
| Corneille. (Julian Schmidt.) | 497 |
| Gewerbliche Zustände in Preußen zur Zeit des großen Kurfürsten. (Wilhelm Stieda.) | 506 |
| Landrath und „Regierung" in Preußen. (Hans Delbrück.) | 518 |
| Rudolph von Iherings Theorie des gesellschaftlichen Utilitarismus. I. (Hugo Sommer.) | 533 |
| Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik. (Heinrich von Treitschke.) | 555 |
| Politische Correspondenz: Auswärtige Politik. — Braunschweigische Frage. — Endurtheil über die Wahlen. (ω.) — Der Reichs-Etat. (D.) | 567 |
| Notizen: Martin Philippson, Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. — Varia. | 578 |



**Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern.**

Berlin, 1884.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ausgegeben den 2. Dezember 1884.


Digitized by Google

Aus dem Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W. (Besserſche Buchhandlung) Behrenſtraße 17. 1884.

**Aiſchylos, überſetzt von Joh. Guſt. Droyſen. Vierte umgearbeitete Auflage.** Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

**Beiträge zur Geſchichte und Statiſtik des Taubſtummen-Bildungsweſens in Preußen.** Separat-Abdruck aus dem nicht amtlichen Theile des Centralblattes für die geſammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen. Jahrgang 1884, Monatshefte 9, 10 und 11. Eleg. geh. 3 M.

**Georg Beſeler, Erlebtes und Erſtrebtes. 1809 bis 1859.** Mit Anlagen. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

**Margarethe von Bülow, Novellen. Mit einem Vorwort** von Julian Schmidt. Inhalt: Oberlieutenant Percy. Gebunden. Gabriel. Herr im Hauſe. Der Fieberquell. Tagesgeſpenſter. Eleg. geh. 5 M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

**Guſtav Engel, Aeſthetik der Tonkunſt. Eleg. geh. 8 M.** In Lwd. geb. 9 M. 20 Pf.

**Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebſt** dichteriſchen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner. Mit zwei Portraits. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf. In feinſten Halbkalblederband 9 M.

**David Heß, Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus** dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bächtold. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

**Paul Heyſe, Gedichte. Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch" und den „Verſen aus Italien" vermehrt.** Eleg. geh. 5 M. Originell in Lwd. geb. 6 M. In feinen Ganzlederband 8 M. 60 Pf.

**Paul Heyſe, Buch der Freundſchaft. Neue Folge. (17. Sammlung.)** Inhalt: Siechentroſt. Die ſchwarze Jakobe. Gute Kameraden. Im Bunde der Dritte. Eleg. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

**Max Hobrecht, Von der Oſtgrenze. Drei Novellen. Inhalt:** Feiertage. Marienburg. Vis major. Eleg. geh. 5 M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

**R. Lepſius. Die Längenmaße der Alten. Eleg. geh. 3 M.**

**Robert Meyer, Die Principien der gerechten Beſteuerung** in der neueren Finanzwiſſenſchaft. Eleg. geh. 8 M. In Lwd. geb. 9 M. 20 Pf.

**Paul Natorp, Forſchungen zur Geſchichte des Erkenntniß-problems im Alterthum.** Protagoras, Demokrit, Epikur und die Skepſis. Eleg. geh. 7 M.

**Oskar von Redwitz, Haus Wartenberg. Ein Roman. Eleg.** geh. 5 M. Sehr elegant in Lwd. geb. 6 M.

**Adolf Schoell, Geſammelte Aufſätze zur klaſſiſchen Literatur** alter und neuerer Zeit. Eleg. geh. 7 M. In Lwd. geb. 8 M. 20 Pf. In feinen Halbkalblederband 10 M.

**Otto Stobbe, Handbuch des Deutſchen Privatrechts. Vierter** Band. Familienrecht. Eleg. geh. 10 M.

**Wilhelm Wattenbach, Der allgemeine deutſche Schulverein** zum Schutz bedrängter Deutſchen im Ausland. Seine Ziele und Beſtrebungen. Eleg. geh. 60 Pf.

**Bernhard Weiß, Das Leben Jeſu. In zwei Bänden. Zweite** Auflage. Eleg. geh. 18 M. In Halbfranz gebunden 21 M.

**Zacher, Die rothe Internationale. Eleg. geh. 2 M. In** Lwd. geb. 2 M. 80 Pf.

Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Unterhaltungen
mit
# Friedrich dem Großen.

## Memoiren und Tagebücher
von
**Heinrich de Catt.**
Herausgegeben
von
**Reinhold Koser.**
**Mit einer facsimilirten Tafel.**

Royal-8. Preis: geheftet *M.* 9.—, in Halbfranz geb. *M.* 11.—

Das Werk H. de Catt's, eines französischen Schweizers, der im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges als Vorleser in den Dienst Friedrichs des Großen trat und während dieser Zeit über alle Bemerkungen des Königs und seine Gespräche mit demselben sorgfältig Buch führte, wird hier in Form von Memoiren und Tagebüchern zum ersten Male aus einer, im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindlichen Handschrift veröffentlicht und darf als einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte des großen Königs angesehen werden.

## Erinnerungen
an
# Friedrich von Uechtritz
## und seine Zeit
in Briefen von ihm und an ihn.
Mit einem Vorwort
von
**Heinrich von Sybel.**

Hierzu ein Portrait in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

Inhalt: Vorwort. — Aus Friedrich von Uechtritz's Leben. Von Th. Paur. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister. — Briefe Ludwig Tieck's. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Schwester, als Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen. — Briefe Dorothea Tieck's. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und C. Schnaase. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Friedr. Hebbel. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke. — Briefe verschiedener Künstler und Schriftsteller an Friedrich von Uechtritz. — Schluß.

gr. 8. Preis geheftet: *M.* 7.—. Elegant gebunden: *M.* 9.—.

---

Verlag von **Otto Meißner** in Hamburg:

## Die Historia
## von Herrn Hartwig und der treuen Else.
## Von J. von Wildenradt.
**Zweite Auflage.**
**24½ Bogen 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.**

Diese Dichtung steht dem besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

---

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

## Die Chroniken
der
# deutschen Städte
vom 14. bis ins 16. Jahrhundert.
**Neunzehnter Band.**

(A. u. d. T.: Die Chroniken der niedersächsischen Städte. „Lübeck." Erster Band.)

gr. 8. Preis geheftet: *M.* 14.—

## Grundzüge
der
# Psychologie.
Dictate aus den Vorlesungen
von
**Hermann Lotze.**
**Dritte Auflage.**

gr. 8. Preis geheftet: *M.* 1.70.

---

**Weihnachtsgabe für Gebildete.**

**Neu. I. Jahrg.**
**224 Seiten eleg. geb.**
**Preis 2,40 Mk.**
(Verlag v. A. Haack, Berlin)
In allen Buchhandlungen vorräthig.

# Deutscher Kalender.
**1885.**
**Jahrbuch d. Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst etc.**

Inh.: Kalendarium. Säcularkal. Naturwiss. Geogr. Entdeck. Gesundheitspfl. Handel. Techn. Fortschr. Kunst. Nekrologe. Geneal. Behörden. Gerichte. Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltpostw. Eisenb. Telegr. Sternw. Universitäten. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenw. Wirthschafts Genossensch. Gewerbe.

---

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

## Religionsphilosophie
auf
# geschichtlicher Grundlage
von
**D. Otto Pfleiderer.**

Zweite, stark erweiterte Auflage in zwei Bänden.

**Erster Band:**
Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart.
Preis 9 Mark.

**Zweiter Band:**
Genetisch-spekulative Religionsphilosophie.
Preis 9 Mark.

Digitized by Google

# Apollinaris.

## Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser.

### Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

**Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:** Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

**Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin:** Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

**Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin:** Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

**Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.:** Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes, als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

**K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München:** Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in der Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

**Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg:** Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

**Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus. Mitglied des Reichstages, zur Zeit Vorsitzender der balneologischen Section der Gesellschaft für Heilkunde in Berlin.** Der Apollinaris-Brunnen in seiner natürlich kohlensauren Füllung, wie er sich in den Flaschen und Krügen darstellt, ist ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Getränk, das sich vor Anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. Aber auch in medicinischer Hinsicht ist es als ein natürliches Soda-Wasser überall da zur Anwendung geeignet, wo es sich um die Einwirkung kohlensaurer Alkalien in möglichst leicht verdaulicher Form auf die Schleimhäute der Respirations- und Verdauungs-Organe, sowie auf den Gesammt-Organismus handelt. Deutsche Medicinische Wochenschrift. Berlin, 19. April 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

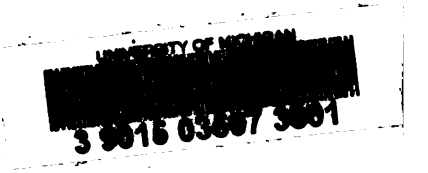
**Die Apollinaris-Company (Limited)**

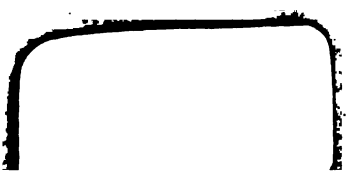
**Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.**

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND ... LY.
JAN 5 1904





Digitized by Google